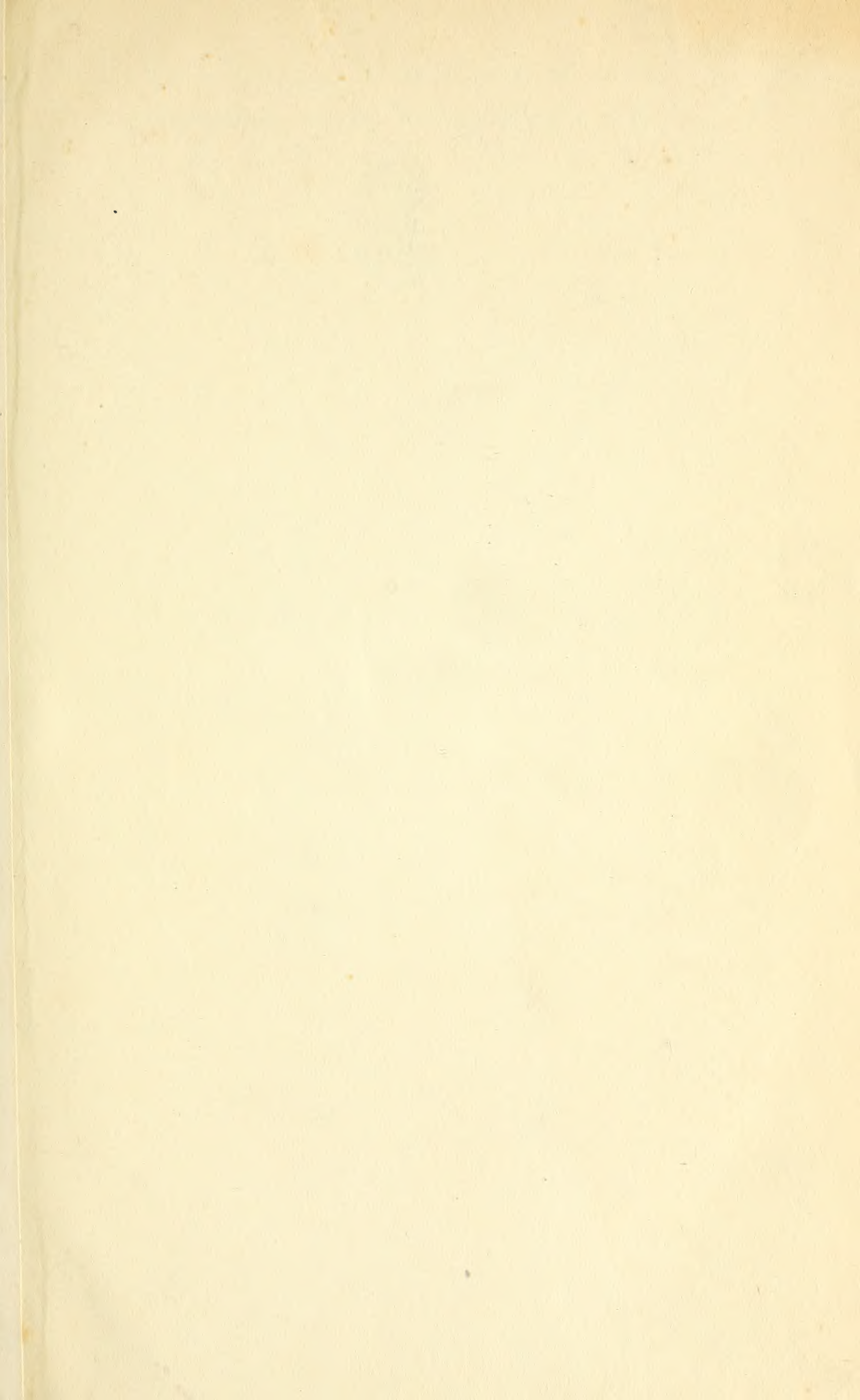


UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00312559 8







Karl Nötzel, Tolstois Meisterjahre
Einführung in das heutige Russland II





Tolstois Meisterjahre

Einführung in das heutige Russland

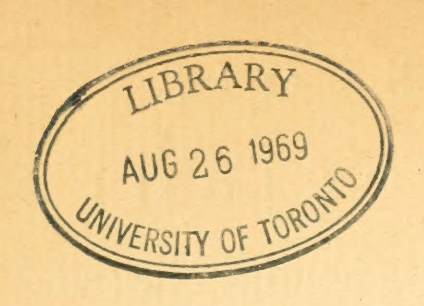
Zweiter Teil

von

Karl Nötzel

1 · 9 · 1 · 8

Georg Müller München und Leipzig


LIBRARY
AUG 26 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

IM VORAUS

Dies Buch ward noch vor Ausbruch des Krieges beendet. Bei seiner nunmehr erfolgten Drucklegung fand es der Verfasser nicht notwendig, irgendwelche inhaltlichen Aenderungen vorzunehmen: Nichts von dem, was sich inzwischen ereignete, einschliesslich der russischen Revolution, scheint ihm im Widerspruch zu stehen zu dem, was hier an Deutungsversuchen russischen Wesens und russischer Kulturverhältnisse gebracht wird. Alles dies gruppiert sich auch hier, und ausschliesslicher noch wie im ersten Bande, um die Person des bisher wohl Grössten aller Russen. Wie der erste Band, so bildet auch dieser zweite ein in sich abgeschlossenes Ganzes — in unmittelbarer Fortsetzung des ersten: Ward hier Tolstois Leben bis zu seiner Ehe, d. h. seinem dreiunddreissigsten Lebensjahr verfolgt, so behandelt die vorliegende Schrift die Zeit bis zu seiner Bekehrung (in seinem fünfzigsten Lebensjahre). Es ist dies die Zeit, in welche seine unbestrittenen Meisterwerke fallen. So erklärt sich der Buchtitel. Die gleichgebliebene Auffassung von Tolstoi als dem Vorleber, dem Vollender russischen Wesens, derzufolge sein Schicksal und sein Charakter durchgehends auf allgemein russische Wesenszüge und Kulturgeschicke zurückgeführt werden, rechtfertigt den Untertitel dieses Buches. Dass dabei das Allgemeinrussische verstanden wird als *eine* Erscheinungsform des Allgemeinmenschlichen, gibt dieser Schrift ihre Daseinsberechtigung.

Der im Plane des Ganzen vorgesehene Zusammenhang der beiden Bände machte es notwendig, die Numerierung der einzelnen Kapitel und der als „Bücher“ bezeichneten grösseren Abschnitte dieses zweiten Bandes derjenigen des ersten anzuschliessen. Darum bleibt doch dieser zweite Band auch insofern ein selbständiges Ganzes, als er ohne den ersten durchaus verständlich bleibt. Wenn dabei das erste Kapitel dieses Bandes, als neuntes des Gesamtwerkes, die Ueberschrift trägt „Die Werke dieser Schaffensperiode“, so ist damit nur die erste Schaffensperiode Tolstois gemeint. Dass sie in diesem Buch mit behandelt wird, wo von Tolstois Meisterjahren die Rede sein soll, ergibt sich aus der Notwendigkeit, das Wachstum des Künstlers nachzuweisen. Zudem trat Tolstoi in vieler Hinsicht bereits in seinen Anfangswerken als ein Fertiger auf den Plan.

Dies Buch endigt mit einer Zusammenfassung der Gesamtpersönlichkeit Tolstois an dem kritischen Wendepunkt seines Lebens: in seinem fünfzigsten Lebensjahr, bei Beginn seiner religiösen Krise. Das ergibt sich ganz von selber in der Auseinandersetzung mit seinem Meisterwerke „Anna Karenina“: der geistigen Rechnungsablage des Dichters über ganz denselben Abschnitt seines Lebens, der diesem Buch zugrunde liegt. Ob diesem zweiten Bande noch ein dritter folgen wird, der von Tolstois Prophetenzeit zu handeln haben würde, wird von der Aufnahme dieser beiden ersten Bände abhängen, und auf jeden Fall werden noch eine Reihe von Jahren bis dahin hingehen: noch liegen ja längst nicht alle Quellen hierfür zutage. Auch glaubt der Verfasser, dass zu dieser Erscheinung doch noch nicht der genügende geschichtliche Abstand gefunden ward.

Berlin, im September 1917.

Karl Nötzel.

ZUR EINFÜHRUNG

In der allerletzten Zeit ist Russland in den Mittelpunkt auch des politischen Interesses gerückt. Vordem waren es vornehmlich die Aestheten in der ganzen Welt, und die unsrigen im besonderen, die ihm erhöhte Aufmerksamkeit widmeten. Beide Gesichtspunkte werden Russland nicht gerecht. Den Schlüssel zu ihm gibt nur sein geistiges Angesicht. Hier allein löst sich der schreiende Widerspruch zwischen den beiden wesentlichen heutigen Hinblicken auf das tausendgesichtige Russland: dem entzückten Blick des Künstlers und der verzweifelten Miene des beruflichen Volksfreundes. Zweifellos werden sich nach dem Kriege die berufenen geistigen Hüter unseres Volkes grundsätzlich und eingehendst mit dem geistigen Russland auseinanderzusetzen haben.

Dazu soll das vorliegende Buch eine bescheidene Anregung geben.

Um es gleich herauszusagen: Es handelt sich dabei für uns viel weniger um geistige Neuerwerbungen (die werden hier wohl vornehmlich in seelischen Nüancierungen zu suchen sein), als um Verteidigung und damit erneute Besitzergreifung allerwertvollsten Geistesbesitzes. Denn darin beruht doch wohl Russlands eigentlicher Kulturberuf uns gegenüber: dass es uns zwingt, uns unserer letzten geistigen und sittlichen Stützen, unseres eigentlichen Europäertums, wahrhaft bewusst zu wer-

den: da wir es ja im geistigen Umgang mit Russland jeden Augenblick zu schirmen haben gegen unerhörte, vor nichts haltmachende, von keinerlei Ehrfurcht (aber auch leider meist von sehr wenig wirklicher Sachkenntnis) angekränkelte Angriffe, die so vielfach, selbst von an sich erlauchter Stelle aus, in roheste Anpöblungen ausarten. Es kann sich ja natürlich für uns gar nicht darum handeln (was uns die durchweg panslawistischen ersten russischen Geister und ihre bedingungslosen ästhetischen oder doktrinär sozialistischen Nachbeter bei uns einreden wollten): durchs Allrussentum ins Allmenschentum einzugehen! Für uns gibt es nur e i n e n Weg zum Heil, und der ist: uns selber treu zu bleiben — und dabei ward unser Volk begnadet, erlauchteste Führer zu haben zu seinem eigentlichen, innersten Selbst. Nur näher an sie heran kann unser Weg führen, wenn er kein Abweg sein soll.

Dass wir uns aber der ganzen Bedeutung dieses Weges bewusst werden, und der hohen Verantwortung, die solche Gefolgschaft auferlegt, dazu kann es gar keine bessere Schule geben als grade eben die Auseinandersetzung mit dem geistigen Russland. Sie wird uns erleichtert und erschwert dadurch, dass die russischen Verführer (und das ist auch ein Tolstoi und in höchstem Masse Dostojewski) uns sehr Vieles und sehr Wichtiges zu sagen haben, so dass wir immer wieder den, der uns uns selber abtrünnig machen will, gar nicht mehr bemerken in ihnen — und grade dann droht uns höchste Gefahr! Wer aber die Augen offen behält und so weit sich seines Geistes Freiheit wahrt, dass er über den ehrfurchtslosen Angriff auf sein Allerheiligstes hinüber sich den Angreifer ruhig menschlich anzusehen vermag, dem geht eine tiefe Tragik in ihm auf und quälendste Verpflichtung ihm gegenüber: denn eigentlich will ja der Russe nur ganz das Gleiche wie wir. Er äussert diesen Willen zum Greifen deutlich da, wo er nur gestaltet, wo er intuitiv bleibt; fängt er dagegen zu deuten an — und dazu reisst

ihn immer wieder seine übergrosse Verwundbarkeit hin, so missversteht er sich selber und verkennt und verleumdet uns, so oft in ehrlichster Absicht. Wir haben demnach — das ist die andere Seite des Problems — nicht nur den geistigen Besitz unseres Volkes vor Russland zu schützen, wir haben auch geistige Pflichten Russland gegenüber!

Im Museum zu Berlin steht jetzt eine erhaben schöne Griechengöttin. Ihr feierlich heiteres Angesicht sagt klar und deutlich das Eine: Wahre Güte, wirkliche Menschenliebe, verzeihende und gebende, ist nur da möglich, wo die Seele in Eintracht lebt mit sich selber, wo Ausgleich herrscht zwischen Empfindung, Gesinnung und Willen.

Russland ist aber Antihellas: die Apotheose der grundsätzlich unausgeglichenen Seele. Deshalb kann man sich auch keiner Gabe so recht freuen, die von dorther kommt: stets bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich! Vielleicht, und sehr wahrscheinlich, ist seelische Ausgeglichenheit unmöglich dem, der vor Russlands Volksnot heranwuchs. Sehr wahrscheinlich auch, dass das Antihellenische im Russen überhaupt erst die Vorbedingung seiner künstlerischen Aeusserung bedeutet, die Möglichkeit zu ihr. Zugegeben auch, dass Hellas vertieft werden muss (niemand begriff das besser als die grossen deutschen Erzieher): Es führt aber nun einmal kein Weg zu restloser Menschlichkeit an Hellas vorüber!

Zeigen wir Russland den Weg dahin — nachdem wir selber ihn bewusster einschlugen seit unserer Bekanntschaft mit ihm. Aber nicht darum allein schulden wir ihm Dank. Russland hat uns auch reicher gemacht: Im Banne der Begeisterung, Menschenschicksale gestaltend, haben uns die ganz grossen Russen seelische Möglichkeiten aufgedeckt, die wir noch niemals in Worte fassten (vielleicht aus Ehrfurcht, aus seelischer Keuschheit, aber wir unterliessen es eben). Ihre Deutung kann uns indes sehr wichtig werden: Nicht richtunggebend — die

tragen wir in uns selber —, wohl aber uns zurechtweisend in unserm ewigen Streben: letztem, heiligstem, selbstlosestem Willen Verwirklichung zu geben unter Menschen! —

INHALTSVERZEICHNIS

Karenina". — Neues pädagogisches Interesse. — Fünfte Reise nach dem Samaraschen Gouvernement. — Sorgen um die Erziehung der Kinder. — Plan eines Volkslehrerseminars in Jasnaja Poljana: Tolstoi als Abgeordneter in der Kreisverwaltung, Ablehnung seines Vorschlages (1875). — Völlige Umarbeitung des ABC-Buches (1874—1875): Seine Verbreitung und Tolstois Freude darüber. — Herausgabe der ersten Kapitel von „Anna Karenina" (1875). Grosser Erfolg. — Sechste Reise ins Gouvernement von Samara: Tolstoi veranstaltet dort ein grosses Volksfest. — Krankheit von Sophie Andrejewna (1875). — Tod der Tante P. J. Juschkoff (1875). — Beginn von Tolstois religiöser Krisis (1875—1876). — Religiöse Bekenntnisse aus dieser Zeit. — Tolstois Mangel an Demut. — Erneutes Unwohlsein (1876). — Eindruck der Kritiken von „Anna Karenina" auf Tolstoi. — Siebente Reise ins Gouvernement von Samara (1876). — Plan einer Volksuniversität in Jasnaja Poljana (1876). — Erneute Beschäftigung mit „Anna Karenina" (1876). — Tolstois Besuch bei Tschaikowsky (1876). — Krankheiten in der Familie (1877). — Tolstois Zerwürfnis mit Katkoff (1877). — Religiöse Gedanken. — Tolstois Berührung mit nihilistischen Gedankengängen. — Erneute Erkrankung (1878). — Plan zu einem grossen Roman aus den 20er Jahren (1878). — Beginn des Türkenkrieges. Tolstois Stellung zu ihm (1878). — Tolstoi in Petersburg. Seine Studien für einen geplanten Roman über die Dekabristen: Tolstoi in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung, sein vergebliches Bemühen,



Neuntes Kapitel

Die Werke dieser Epoche

1. Vom Schriftsteller Tolstoi

Gleich das Erstlingswerk des dreiundzwanzigjährigen Tolstoi erwies ihn als vollendeten Künstler. Wir dürfen dabei freilich nicht übersehen, dass Tolstoi in der russischen Literatur leuchtende Vorbilder hatte: Puschkin, Lermontoff, Gogol, Dostojewski und Turgenjeff waren vor ihm auf den Plan getreten. Ihnen gegenüber besteht Tolstois Originalität doch wohl vor allem in seiner Vorzüglichkeit. Tolstoi hat dabei zweifellos das Stoffgebiet des russischen Romans in ganz ausserordentlicher Weise erweitert und auch wohl ein Erlebnis der Menschenseele überhaupt als erster in die russische Dichtung eingeführt. Wir meinen die, wenn wir so sagen dürfen, objektiven Schicksale des Menschen: die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Verhältnisse in seiner Seele und die bewusste Stellung des Menschen auch zu solchen gesellschaftlichen Zusammenhängen, von denen er persönlich nicht betroffen wird. Mit einem Worte: das Begreifen und Erfassen der gesellschaftlichen Schicksale als rein persönliche Aufgabe. Davon abgesehen, war alles das bereits in der russischen Literatur wenigstens im Keime vorhanden, was Tolstois künstlerische Grösse ausmacht. Tolstoi hat das alles nur zu einer gewissen Vollendung geführt. Er hat die Hoffnungen erfüllt, die man nach Puschkin, Gogol und Dostojewski in die russische Dich-

tung zu setzen berechtigt war. Worin dabei im einzelnen Tolstoi seinen grossen Vorgängern überlegen war, das zu untersuchen kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Vielleicht ist es aber erlaubt, ganz im grossen genommen, in Tolstoi eine Synthese aus Puschkin und Dostojewski anzusprechen: klassische Sprachbeherrschung vereinigte sich in ihm mit tiefster Seelenergründung. Andererseits kann auch nicht in Abrede gestellt werden, dass Tolstois grosse Vorgänger ihrerseits Vorzüge aufweisen, die Tolstoi wenigstens in dem Masse nicht eignen: Tolstoi erreicht weder Puschkins Monumentalität, noch Gogols mystisch ergreifenden Humor (in Tolstoi ist überhaupt von Humor keine Spur, in seiner pathetischen Humorlosigkeit erinnert er geradezu an Richard Wagner), und auch nur sehr selten jene ganz gewisse, Dostojewski eigne Seelenwärme. Und doch, als Ganzes genommen, überragt Tolstoi jeden einzelnen seiner Vorgänger. Blicken wir zum Beispiel auf die — unseres Erachtens — höchste Höhe russischer Kunst nach Tolstoi, auf Dostojewski — und lassen wir dabei ganz unerörtert die Frage, wieweit Dostojewskis drückende wirtschaftliche Lage schuld trägt an gewissen Unzulänglichkeiten seiner Schöpfungen —, so finden wir zunächst, dass Tolstoi jene nahtlose Einheit von Gegenstandsschilderung und Seelenergründung verwirklicht, die vor ihm überhaupt wohl kein Schriftsteller in dem Masse gab, auf die aber gerade die russischen Dichter hoffen liessen. Bei dem ist freilich der Dialog so unübertrefflich, dass man ihn nicht mit Unrecht für einen geborenen Dramatiker erklärt hat, der sich über sein eigentliches Talent in Täuschung befand. Dagegen erscheinen aber bei Dostojewski die an sich oft viel zu breit angelegten Schilderungen von Gegenständen und äusseren Vorgängen oft geradezu peinlich gequält und bisweilen fast stümperhaft. Bei Tolstoi befindet sich beides, Dialog und Sachschilderung, in schönstem Ausgleich. Aber auch was die Seelenergründung

als solche anbetrifft, so ist Tolstoi auch darin Dostojewski gegenüber insofern ein Vollender, als er die gesunde Seele ergründete und dort ungeahnte Tiefen aufwies, während Dostojewski doch eigentlich, alles in allem genommen, nur Grenzzustände der normalen und kranken Seele schildert. Im übrigen möchte ich bereits hier betonen — und ich werde darauf immer wieder zurückkommen müssen —, dass Tolstoi nicht deshalb ein grosser Künstler ist, weil er ein grosser Psychologe war, vielmehr, trotzdem er ein solcher gewesen ist. Denn jede Kunst verträgt nur ein ganz bestimmtes, in den Grenzen ihrer Ausdrucksmittel gegründetes Mass von Psychologie. Wird dies überschritten, so kommt in das Kunstwerk ein Riss: wir fühlen uns da plötzlich herausgerissen aus der Welt unfassbarer Möglichkeiten (das heisst aus der Welt der Poesie), und hingestellt vor gelöste Rechenexempel, wo wir zwar fremden Geist bewundern müssen, den eigenen aber eigentlich entbehrlich finden. Damit aber bleibt jeder Kunstgenuss ausgeschlossen: der kann ja nie etwas anderes zum Inhalt haben als selbständiges Nachschaffen. Bei Tolstoi erleben wir des öfteren solchen Riss im Kunstwerk. Hier war überhaupt eigentlich die einzige Gefahr, die seinem elementaren Künstlertum drohte. Hier allein, in dem Hang zu einem Uebermass psychologischer Vertiefung, zeigt sein immenses Talent deutlich seine Grenzen.

Wenn wir schliesslich noch nach Tolstois unmittelbaren künstlerischen Vorbildern fragen würden, so wären wir um Antwort verlegen. Es scheint, Tolstoi hatte tatsächlich keine. Auf künstlerischem Gebiet ist er von absoluter Selbständigkeit gewesen, während er als Denker äusserst leicht und ohne es zu merken, fremder Beeinflussung erlag. Tolstoi selber behauptet freilich von seiner Beeinflussbarkeit genau das Gegenteil, er hat aber als Künstler ein Recht darauf, sich zu täuschen hinsichtlich der eigenen Person. Aus Tolstois Lektüre,

1*

über die wir aus allen Epochen seines Lebens ausführlich unterrichtet sind, lassen sich gar keine Schlüsse ziehen auf etwaige Vorbilder des Künstlers Tolstoi. Gewiss! Aus zweifelloser Wahlverwandtschaft bevorzugt Tolstoi die Werke der Epiker: Homer hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet, seinetwegen erlernte Tolstoi noch mit fünfundvierzig Jahren die griechische Sprache; die Bibel war auch dem Künstler Tolstoi das Buch der Bücher; auch hat er, eine Zeitlang wenigstens, eine besondere Vorliebe gehegt für Hermann und Dorothea. Im übrigen müssen wir bei Tolstoi auf ein absolut fehlendes Bedürfnis nach künstlerischen Vorbildern schon daraus schliessen, dass für ihn in der Lektüre tatsächlich letzten Endes das Stoffliche den Ausschlag gab, ja, dass er seinetwegen bisweilen zu künstlerischen Urteilen verführt ward, die für jeden anderen einfach blamierend wären. Immer wieder begegnen wir in dem Verzeichnis von Tolstois Lieblingsschriftstellern zu verschiedenen Zeiten seines Lebens durchaus mittelmässigen Geistern. Wir wollen dabei Hugos „Notre Dame de Paris“ noch hingehen lassen. Ein Epos ist das zwar nicht, aber immerhin das Werk eines gewaltigen Wortzauberers. Wie anders aber, als aus dem Stofflichen, sollten wir Tolstois von ihm selber mehrfach betonte Vorliebe erklären für einen so subalternen und etwas anrüchigen Geist wie Paul Lecoq und seine geradezu schwärmerische Verehrung für Berthold Auerbach. Freilich war da, wo eine Sympathie für den behandelten Stoff in Tolstoi nicht mitsprach, sein künstlerisches Urteil — wenigstens vor seiner Bekehrung — ein unbestechliches und von instinktiver Treffsicherheit. So hat Tolstoi in einer Zeit allgemeiner, bedingungsloser Verehrung der guten Frau Dudevant das heillos Unreife, Verworrene, Schwülstige, innerlich Unwahre ihrer Emanzipationsromane sehr kräftig bei Namen genannt (George Sands Bauernromane, ihr eigentliches Gebiet, hätten wohl Tolstoi versöhnt, wenn er sie gekannt hätte, was

wir nicht wissen). Dass Tolstoi dabei aus rein künstlerischer Bewunderung geradezu kritisch hellseherisch werden konnte, beweist seine grosse Verehrung für den Stendahl von „Rot und Schwarz“ und der „Kartause von Parma“ in einer Zeit, als man in Westeuropa Stendahl überhaupt kaum dem Namen nach kannte. Tolstoi gibt dabei freimütig zu, dass Stendahls Schlacht bei Waterloo (in der „Kartause von Parma“) sein — freilich von ihm weit übertroffenes — Vorbild gewesen sei zu der Schlacht bei Borodino in „Krieg und Frieden“ (Geschrieben 1865).

Wenn wir endlich Tolstoi literarisch etikettieren wollen, so müssen wir ihn zunächst zweifellos einen Epiker nennen — den grössten des Jahrhunderts, das allerdings selten arm war an Epikern — und zudem noch einen Realisten. Freilich muss man hier an den Realismus eines Velasquez denken und die Frage offen lassen, ob der rein künstlerische Realismus (der Realismus in der Schilderung, nicht das irrtümlich als Realismus bezeichnete Auswählen alltäglicher banaler Stoffe), ob dieser künstlerische Realismus überhaupt eines anderen als aristokratischen Ursprungs sein kann, ob er nicht immer nur jenem Verschmähen jedes falschen Scheines entspringt, wie es dem eignet, der sich nicht aufzuspielen braucht, um von seinen Mitmenschen mit Hochachtung behandelt zu werden. Wenn wir weiter bei literarischen Schlagwörtern verweilen wollen, so müssen wir noch eine künstlerische Gattung erwähnen, der Tolstoi niemals angehörte: Tolstoi ist nie Romantiker gewesen. Dem Romantiker bedeutet ja die Wirklichkeit Mittel, dem Realisten ist sie Zweck. Tolstoi ist in diesem Sinne immer Realist geblieben, nur dass er in die Wirklichkeit auch das ganze seelische Erleben des Menschen aufnahm, das freilich wohl das Wirklichste am Menschen ist.

So viel vorderhand über den Künstler Tolstoi. Bevor wir uns nun Tolstois einzelnen Dichtungen zuwenden, wollen wir uns

noch in aller Kürze klar zu werden suchen darüber, was eigentlich den Reiz des russischen Romanes ausmacht, den, wie wir behaupteten, Tolstoi zu seiner bisherigen Vollendung geführt hat.

Der russische Roman ist von jeher ein Versprechen darauf gewesen, dass wir einmal eine konkrete Philosophie haben werden, dass die Erlebnisse unseres Gedankens einst nicht mehr im Büssergewande der Abstraktion vor uns hintreten werden.

Denn wenn der russische Roman gleich bei seinem ersten Auftreten alle bisherige Erzählerkunst aus dem Felde schlug, so geschah das doch vor allem deshalb, weil hier — so scheint es uns wenigstens — zum ersten Male das volle Menschenleben Abspiegelung fand, ungeteilt in Reflexion und Erlebnis: der politische Despotismus mit seiner brutalen Zensur zwang in Russland den nationalen Gedanken, der sonst überall auseinanderfällt in tausend Ausstrahlungen, in die eine Form der Dichtung, vornehmlich in die der Erzählung. Das ist historische Tatsache. Es hätte indes vielleicht nicht einmal dieses Zwanges bedurft: die Neigung zu natürlicher, einfacher Anpassung an das Leben in seiner Einheit ist dem Russen wohl an sich eigen und gewährt ihm eine gewisse tatsächliche Ueberlegenheit im Leben und in der Kunst.

In allen anderen Ländern glauben die Wortkünstler heute noch, sie müssten, wenn anders sie dem Vorwurf des Schulmeisterns entgehen und den Fehler des Dilettantismus vermeiden wollen, aus ihren Dichtungen sorgfältig alles das ausmerzen, was irgendwie an Wissenschaft oder an Philosophie erinnert. Und so bleibt denn für die ausserrussische Dichtung eigentlich bloss noch eine Abstraktion vom Menschen übrig: der Mensch, der liebt und hasst, und der geliebt oder nicht geliebt wird. Das alles tut und leidet ja tatsächlich der wirkliche Mensch auch, aber nie das allein. Er, der wirkliche Mensch, führt dazu noch eine ununterbrochene Zwiesprache mit den

Rätseln des Weltalls und den Forderungen der eigenen Seele, und er ist dabei stets gezwungen zu eigenen Erklärungen für Weltall und Menschensein. Uns Westeuropäern ist aber der in gewissem Sinne abstrakte Mensch in der Literatur zum Dogma geworden. (Abweichungen würden wir bloss einem Universalgenie erlauben, etwa einem Leibniz oder einem Lessing.) Und das ist leider auch nicht ganz ohne Einfluss geblieben auf unsere Vorstellung vom Menschen überhaupt. Wir betrachten uns selber meist schon in dieser Abstraktion und verkennen so oft unserer Seele tiefstes Erleben. Wir stellen uns fast nie bewusst dem Weltall gegenüber und suchen uns meist nur dann selbständig mit ihm abzufinden, wenn wir das Zeugnis einer staatlichen Prüfung in Philosophie in der Tasche tragen. Wir halten das sonst bei unserem Respekte vor Wissenschaft und Philosophie für ein durchaus aussichtsloses Beginnen. Wir lassen das andere für uns besorgen, solche, die das gelernt haben. So kommen wir Westeuropäer zwar wissenschaftlich weiter als der Russe. Wir bewahren uns zudem auch noch vor jenem Wust von anmassendem Dilettantismus, der das russische Geistesleben vielfach bis zur Unkenntlichkeit seines eigentlichen Inhalts umschattet. Wir verzichten damit aber auf des Lebens bestes Teil. Der Russe, auch der einfache Russe, tut das nicht. Er nimmt für sich das volle Leben in Anspruch, ungeteilt in Erlebnis und Reflexion. Wo nur irgendwo zwei russische Bauern längere Zeit — nüchtern — zusammensitzen, da wird über Gott geredet und über die Unsterblichkeit der Seele. Und der Russe hat recht. Auch wir Westeuropäer können nicht, ein jeder von uns, alle Wissenschaften beherrschen. Wir sind im Grunde ganz ebenso gezwungen wie der russische Bauer, uns selbständig zurechtzufinden in der Unendlichkeit in uns und um uns herum. Und was wir dazu mitbringen an philosophischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ist meist so wenig, dass es selbst dem Gebildeten unter uns schwer

fällt, materialistisch-anarchistische Paradoxe zu widerlegen. Wir haben eben ein grosses Autoritätsbedürfnis, wir Westeuropäer.

Damit erkaufen wir unsere Bescheidenheit und wohl auch, zum Teil wenigstens, unsere wissenschaftlichen Erfolge. Aber das ist die Kehrseite davon: unser Volk steht fast wehrlos ganz offenbaren Lügenlehren gegenüber. Wir sollten darum vom Russen lernen, dass ein jeder sein Licht leuchten lassen muss: für ein jedes Licht ist ja auch ein Schatten da, den es erhellen könnte. Das würde auch bei uns, alles in allem genommen, schliesslich doch noch eine grössere Helligkeit ergeben, als zustandekommt bei unserer jetzigen geistigen Demut, um derentwillen wir uns selber zu einem Viertelleben verurteilen. Wer bei uns aber auch eine Wissenschaft wirklich beherrscht, der legt sich schleunigst Scheuklappen an, um nur ja nicht in ein anderes Wissensgebiet hineinzublicken, aus Angst, es könne ihm das wieder verloren gehen, was er eben erst mühsam errang. Und so laufen wir herum in kleinem Kreise und schnappen nach Luft. Und wenn einmal so ein unverfrorener, herzhafter Dilettantismus in die Welt hinausklingt, dann atmen wir auf wie erlöst. Aber wohl gemerkt! Dieser Dilettantismus muss entweder aus dem Munde eines Gelehrten oder aus dem Munde eines Ausländers kommen. Und hierin, in diesem unverfrorenen Dilettantismus, liegt wohl auch, zum Teil wenigstens, der Reiz der russischen Wortkunst. Die philosophischen Gedanken selber sind hier meist recht wenig neu, selbst bei Dostojewski, von Tolstoi gar nicht zu reden. Wenn aber solche Gedanken von einem Menschen erlebt werden, den wir handelnd und leidend erleben, dann offenbart sich hier eine wundervolle Kunst, eine höhere Gattung der Lebensnachgestaltung, als wie wir sie bisher in Westeuropa kannten.

So viel weniger über das Wesen des russischen Romanes als über den Reiz, der von ihm ausgeht.

Schliesslich noch ein Wort über die Reihenfolge, in der

wir Tolstois Werke der vorliegenden Schaffensperiode betrachten wollen. Wir werden uns da nicht streng an die Zeit ihrer Entstehung halten, die übrigens im biographischen Teil jedesmal vermerkt ist. Tolstois Werke bedeuten, wie die Werke jedes grossen Künstlers, und vielleicht in höherem Masse noch wie die irgendeines anderen, nur Bruchstücke eines einzigen grossen Bekenntnisses: in seinem künstlerischen Schaffen hat Tolstoi seinen Lebensweg noch einmal durchwandelt, nachträglich verstehend, und so das Durchlebte verklärend. Es scheint mir darum eine Anordnung von Tolstois Werken nach den Lebensepochen, die sich in ihnen widerspiegeln, die eigentlich angemessene zu sein. Solche Anordnung wird zudem noch dadurch ermöglicht, dass ein deutlich wahrnehmbarer Fortschritt in der Beherrschung der Kunstmittel bei dem Tolstoi dieser Periode meines Erachtens nicht zu spüren ist. Tolstoi tritt bereits als fertiger Künstler auf den Plan.

Unsere Besprechung der Tolstoischen Werke soll dabei, ich betone das mit allem Nachdruck, geleitet sein von dem einzigen Bestreben, vorzubereiten und anzuregen zu ihrer unbefangenen und eingehenden Lektüre, durch die uns auf jeden Fall eine ungeahnte Bereicherung unseres Seeleninhaltes wird. Wo ich Stilproben bringe, will ich damit nur auf die Unerschöpflichkeit dieser Dichtungen hinweisen, in der wir ein Merkmal jeder wahren Kunst erblicken. Wer ja dem berufenen Künstler die Seele öffnet, dem bleibt die gleiche Wahlfreiheit vor des Künstlers Werk, die er vor der Natur erlebt, nur inhaltsreicher, vielleicht bewusster und menschlich näher gebracht. Wer sich widerstandslos dem Kunstwerk hingibt, kann alles das wiederfinden in ihm, was am ehrlichsten seine Seele erfüllte damals, als er sich ihm hingab, und was er in ihm zu finden hoffte. Alles freilich in verklärter Gestalt, losgelöst von Erdenschwere und Erdenstaub. Und darum ist es auch von so hoher Wichtigkeit für uns, dass wir dem Künstler unsere

Seele öffnen: als ein unmittelbar von Gott Beauftragter ergänzt er das Werk der Vorsehung uns gegenüber, erweitert er unser persönliches Schicksal, das uns immer nur ganz bestimmte und selten von uns gerufene Stücke der Welt erleben liess. Der Künstler lässt uns solche Weltenausschnitte nacherleben, deren Erlebnis ihm notwendig erscheint für den inneren Menschen in uns — und ganz offenbar ist die Fähigkeit des dichterischen Gestaltenkönnens persönlicher Erlebnisse unlöslich verbunden mit einem Hellseherblick für das, was dem Gedeihen des Menschen dient. Vielleicht schon deshalb, weil Künstlertum wohl auch geboren wird zur Rettung der Seele vor Knechtung und Untergang drohendem Anteilnehmenmüssen am Menschheitsschicksal. Der Künstler lässt uns dabei die von ihm ausgewählten, für unser seelisches Gedeihen als unentbehrlich von ihm bewerteten Weltenausschnitte so nacherleben, wie er sie erlebt wissen möchte. Und da seine Seele immer fragend und hoffend vor dem Unendlichen steht, so dringt unmerklich auch ein Stück unbegrenzten Blauhimmels mit in unsere Seele ein, wenn wir sie dem Dichter öffnen.

Es lastet darum eine bleischwere Verantwortung auf jedem Kritiker, das heisst auf jedem Menschen, der seinen Mitmenschen seine Meinung mitteilt über ein Kunstwerk, das der andere noch nicht kennt: auf ihn, den Kritiker, fällt ja die Schuld, wenn der Leser in blindem Vertrauen auf des Kritikers Weisheit sich eine Gelegenheit entgehen lässt zu innerem Wachstum, ja vielleicht gerade zu der Erleuchtung, die seinem ganzen bisherigen Leben Einheit und Richtung zu geben vermocht hätte. Wer somit als Kritiker nicht jedes Wort dreimal abwägt, bevor er es ausspricht, der macht sich eines unverzeihlichen Vertrauensmissbrauchs schuldig. Ihn, den Kritiker, lässt ja der Leser darüber entscheiden, ob er einem Dichter seine Seele öffnen wird — und wir wissen, dass jeder Dichter ein Stück Unendlichkeit bereit hält für uns.

Tolstoi hat übrigens die Aufgabe der Kritiker seinen Werken gegenüber sehr erleichtert. Man missverstehe mich nicht: ich glaube durchaus nicht, dass der Künstler der unfehlbare Richter ist über sein eigenes vollendetes Werk. Das steht für sich da, auch vor seinem Schöpfer, und kann sogar bisweilen gerade ihm gegenüber den Schutz des Kritikers beanspruchen — und das ist bei Tolstoi vielfach der Fall, (wobei wir gar nicht einmal daran zu denken brauchen, dass bekanntlich der bekehrte Tolstoi selbst seine Meisterwerke in krankhafter Ehrfurchtslosigkeit vor seiner Persönlichkeit in der Vergangenheit als Ausgeburten der Ruhm- und Geldsucht verleumdete und verstiess). Wo indes ein so fanatisch ehrlicher Mensch und ein so instinktiver Künstler wie Tolstoi sich ausspricht über sein noch werdendes Werk, da stehen wir denn tatsächlich an der Pforte wahrer Aufklärung. Tolstoi gibt nun, als er eben den ersten Teil seiner „Anna Karenina" hatte erscheinen lassen (in einem Privatbriefe) seinen Kritikern folgende Belehrung:

„Wenn ich mit Worten alles das sagen wollte, was ich im Romane auszudrücken beabsichtige, so müsste ich denselben Roman, den ich eben geschrieben habe, von neuem schreiben. Und wenn meine Kritiker bereits jetzt im Feuilleton das auszudrücken imstande sind, was ich sagen wollte, so beglückwünsche ich sie und kann sie kühn versichern, dass sie mehr davon wissen als ich selber . . . Und wenn kurzsichtige Kritiker meinen, dass ich nur das beschreiben wollte, was mir gefällt, zum Beispiel wie Obolensky zu Mittag speist, oder welche Schultern die Karenina hat, so irren sie. Bei allem, fast bei allem, was ich schrieb, leitete mich das Bedürfnis, die Gedanken zu sammeln, die untereinander verkettet sind, um ihre Offenbarung zu finden. Jeder Gedanke aber, der für sich mit Worten ausgedrückt ist, verliert seinen Sinn und wird namenlos erniedrigt, wenn man ihn allein nimmt, und ohne die Verkettung, in der er sich befindet. Diese Verkettung selber ist aber zu-

sammengefügt — nicht durch den Gedanken, so glaube ich wenigstens —, vielmehr durch etwas ganz anderes, und es ist unmöglich, die Grundlage dieser Verkettung unmittelbar mit Worten auszudrücken, man kann das nur mittelbar mit Worten, indem man die Gestalten, Handlungen und Vorgänge beschreibt . . . Kritiker sollten aber überhaupt bloss die Menschen sein, die hinweisen auf die Sinnlosigkeit des Aufsuchens einzelner Gedanken im Kunstwerke, und die dabei dem Leser ständig zum Führer dienen in dem endlosen Labyrinthe von Verkettungen, in welchem das Wesen der Kunst besteht, und das nach den Gesetzen, die jener Verkettung zur Grundlage dienen!"

Wir wollen versuchen, Tolstoi ein solcher Kritiker zu sein.

Tolstoi ist elementarer Künstler, das heisst seine Stärke wurzelt im Unbewussten. Er ist durchaus Instinktmensch. Er ist es sowohl aus innerem Zwange (seiner Anlage nach), als auch aus dem dumpfen Drange heraus, frei zu werden von der Bewusstheit, die seiner überempfindlichen Natur mit endlosen Verwundungen droht. Vielleicht ist Künstlertum überhaupt nur eine Aeusserungsform des Selbsterhaltungstriebes bei überverletzlichen Menschen, die an der Wirklichkeit zugrunde gehen müssten, wenn sie nicht eine Ausflucht hätten aus ihr in eine vorgestellte Welt, wo sie dann das meistern, dem sie untertan sind in der Welt da draussen.

Kunstschaffen ist vielleicht nur eine Notwendigkeit für Ueberempfindliche, weil es allein Selbstbewusstsein zu verleihen vermag solchen, die der wirklichen Welt gegenüber vor allem Gegenstand sind, Leidende, Betroffene auch da, wo sie handeln, und die auch da, wo sie umformend eingreifen in die Wirklichkeit, nie herauskommen aus dem Betroffenwerden. Solche überempfindliche Menschen — solche geborene Feinde

des Alltags und einzige Freunde aller in Einsamkeit Leidenden — brauchen ein Gebiet, wo sie nur Handelnde, nur selber Betreffende sind. Und das ist eben die Welt, wie sie der Künstler gestaltend vor sich sieht.

Dieser offensichtliche Zusammenhang zwischen menschlicher Ueberempfindlichkeit und instinktivem Künstlertum tritt bei Tolstoi gleich von Anfang an aufs deutlichste hervor, wir müssen ihn ständig vor Augen halten, wenn wir Tolstoi verstehen wollen auf seinem Wege als Künstler und später als Prophet. Die Tragik des letzteren beruht gerade darin, dass der Prophet Tolstoi den Glauben an seine Instinktsicherheit verloren hatte (unter der Erkenntnis einer auf dem Wege der Tradition übernommenen sozialen Schuld, in der er lediglich persönliches Verschulden ansprechen wollte. Aus Selbstpeinigungstrieb oder aus fanatischer Angst vor Selbstentschuldigung, wer weiss das?) und sich nunmehr in seinem Streben nach Selbstvervollkommnung ausschliesslich auf das stützte in seiner Veranlagung, was natürlich bei einem solchen Künstlergenie am wenigsten entwickelt sein musste: auf sein bewusstes Denken.

2. Die Romane der Jugendzeit

a) „Kindheit“ (1852)

Tolstois Erstlingswerk bedeutet einen künstlerischen Glücksfall. Ein Buch haben wir da vor uns, das so gar nicht Literatur ist, und dabei fraglose Kunst: vollendete Abrundung im einzelnen kennzeichnet es, ausgesprochener Sinn für das Wesentliche an jeder Erscheinung und noch jenes Masshalten in der Seelenergründung erdichteter Gestalten, das dem Leser selber noch Unendliches nachzuschaffen überlässt (jenes Mass-

halten, das Tolstoi jedesmal verloren ging, wenn er allwissend zu sein glaubte, auch seinen Gestalten gegenüber). Der Dichter der „Kindheit“ berücksichtigt dabei instinktiv und vollauf die Grenzen seiner menschlichen Entwicklung: weitausholendes Aufbauen der Dichtung hätte bei der Jugend des Autors zum Schiffbruch führen müssen: So gibt er denn nur einzelne Szenen, in denen zudem fast jedesmal neue Personen auftreten. Diese Szenen werden aber zu einer vollendeten Einheit zusammengehalten durch den einen Geist von ausgesprochener Eigenart, der das alles erlebt: es handelt sich ja hier um die ehrlichste Form des Romans, den Ich-Roman. Die einzelnen Gestalten erscheinen dabei, wenn auch oft nur mit ein paar Strichen hingeworfen, in voller Plastik. Sie geben keine Rätsel mehr auf, öffnen dagegen weit die Pforten unserer nachschaffenden Phantasie. Völlig fehlt noch jene im späteren Tolstoi oft so peinliche Selbstanalyse erdichteter Personen, die solche im Grunde mehr ausleert, als sie erklärt, die uns das Mitarbeiten mit dem Dichter unmöglich macht, unsere Vorstellung lähmt und uns so schliesslich mit Unlust und Enttäuschung erfüllt.

Alles in allem genommen, haben wir in Tolstois Erstlingswerk bereits ein vollendetes Kunstwerk vor uns: der Gesichtskreis des Autors kann sich noch erweitern. Sein Künstlertum ist nicht mehr zu übertreffen. Hier bereits treten in voller Klarheit alle die grossen Vorzüge Tolstoischen Schaffens zutage: eine nicht zu überbietende Natürlichkeit, völliges Fehlen jeder Absicht auf Effekt (es wird immer nur der Eindruck erstrebt, der dem Dichter selber ward durch seine Gestalten). Dieses Kind, das der Dichter hier reden lässt, gibt sich bei aller Kindlichkeit wie ein sehr vornehmer Herr, der sich gar nicht die Mühe nimmt, irgendwem zu gefallen, weil er gewiss sein kann, dass er so, wie er ist, überall die Achtung finden wird, die er beansprucht. Solche höchste Natürlichkeit — sie

ist nur möglich bei vollendetem Takt ohne in Rücksichtslosigkeit auszuarten oder in Banalität zu verfallen — macht das eigentliche Wesen des Aristokraten aus. Verirrt sich ein solcher in die Kunst (was eigentlich seinem Wesen widerspricht, das durchaus auf Selbstgenügsamkeit sich gründet, und dem jedes Vonsichselberhandeln zuwider sein muss), so gibt das jedesmal einen Glücksfall; wir erinnern nur an Velasquez.

Ein anderer Vorzug von Tolstois Kunst: man merkt gar nicht das Auswählen, um das kein Kunstschaffen herumkommt, und das heisst die an sich ordinäre Arbeit, der sich auch der grosse Künstler nie völlig zu entziehen vermag. Tolstoi gibt aus diesem Kinderleben scheinbar alles, was ihm gerade einfällt. Er gibt dabei alles, was er gibt, in einer ganz gewissen, scheinbar völlig ungezwungenen Fassung, die den Eindruck einer solchen Selbstverständlichkeit hervorruft, dass man dem Künstler sehr wohl zutraut, er brauche überhaupt nicht zu wählen, sein Schaffen sei völlig mühelos, blosser Einfall eines gottbegnadeten Grandseigneurs, der aus Laune einmal von sich selber erzählt und dabei nichts zu verheimlichen hat, weil ihm durchaus nichts gelegen ist an der Meinung anderer.

Weshalb dieser Grandseigneur überhaupt schreibt? Nun wohl aus einem inneren Zwange heraus seine Erlebnisse zu gestalten und wohl auch aus jenem, wie es uns scheinen will, mit diesem Drange unlösbar verbundenen Gewisssein, dass das, was er selber erlebt, auch wichtig sein kann für andere Menschen. Wichtig vielleicht weniger seines Inhaltes wegen, als weil es eben gestaltet werden konnte, das heisst Menschen die Möglichkeit gibt, ihr eigenes Erlebnis wieder zu erkennen und bewusst nachzuerleben, sich selber mithin tiefer zu begreifen, offener in die Welt zu blicken, reicher zu leben, mehr Freude zu erleben am Dasein — und damit seelenoffener zu werden für die Mitmenschen.

Infolge ihrer restlosen Natürlichkeit und einer gewissen, fast

kosmischen Weite des Blickes bedeutet Tolstois „Kindheit" eigentlich die Entdeckung der Kinderseele für die Weltliteratur. Tolstoi hat meines Erachtens das Kunstwerk „Kindheit" niemals übertroffen. Selten ist er ihm gleich gekommen.

b) „Knabenalter" (1853)

Dass der unmittelbar nach der „Kindheit" geschriebene Roman „Knabenalter" nicht ganz den gleichen abgerundeten Eindruck hinterlässt wie das Erstlingswerk, und im einzelnen selbst kleine Mängel verrät, die jenes nicht aufweist, das liegt wohl vor allem in dem bedeutend erweiterten Weltausschnitt, den der Künstler hier geben musste, entsprechend der seelischen Entwicklung seines Helden vom Kind zum Knaben. Der seelische Tiefblick ist dabei vielleicht noch erstaunlicher. Es offenbart sich hier bereits, dass Tolstoi vornehmlich und vielleicht ausschliesslich beim Gestalten, beim Nachschaffen von Erlebtem geistige Offenbarungen wurden, Wahrheiten allgemeiner Art in ihm aufgingen. Tolstois Denken verleugnet niemals seinen Ursprung aus Tolstois dichterischem Schaffen. Ganz offenbar verraten die Personen, die Tolstoi gestaltet, ihrem Schöpfer Geheimnisse über die tieferen Zusammenhänge des Lebens, wie sie nur ihnen aufgehen konnten ihrer ganz einzigartigen Lebenseinreihung und Lebensausrüstung nach. Darin liegen die Vorzüge und auch die Nachteile von Tolstois Denken: es bleibt ebenso plastisch greifbar, sinnlich lebendig und lebenserfüllt, wo es Selbstergründung zum Inhalt hat, wie es anderer Erlebnisart als der eigenen gegenüber völlige Hilflosigkeit offenbart.

Schon im „Knabenalter" offenbart sich im Keime der ganze spätere Tolstoi mit allen seinen überragenden Vorzügen und mit den Fehlern und Mängeln, die seinen Vorzügen entspringen mussten bei seinem menschlichen Schicksale. Tolstoi ist

überhaupt gar nicht besser zu charakterisieren als in den Worten, die der fünfundzwanzigjährige Autor dem fünfzehnjährigen Erzählenden in den Mund legt: „Ich spreche immer nur die Dinge aus, die mir schwer werden zu bekennen!“

In dieser ganz aussergewöhnlichen Gabe sachlich zu sein der eigenen Person gegenüber, strahlt hier Tolstois elementares Künstlertum in hellstem Lichte: seine künstlerische Veranlagung war so gross, so sehr ein ganz selbständiges Sein in Tolstoi, das nur seinen Gesetzen unterworfen blieb, dass Tolstoi auch die eigene Person diesem künstlerischen Sein zum Inhalt zu geben vermochte. Und so gebieterisch nach Inhalt verlangend war dies künstlerische Sein in Tolstoi, dass er geradezu ständig herausgefordert ward dazu, sich selber zu gestalten. Dabei aber macht er sich dann frei von allen seelischen Hemmnissen, und es war für ihn eine Notwendigkeit, loszukommen von den ewigen Qualen seines überempfindlichen Naturells. War er aber einmal frei von dem, was ihn reizte und erregte, so musste er es auch gleich gestalten, so musste er Herr werden über das, was ihn unterjocht hatte, was ihn verführt hatte zur Ungerechtigkeit. (Und jedes Betroffenwerden schliesst die Gerechtigkeit aus dem gegenüber, was uns betrifft.) Wenn Tolstoi sein Erlebnis gestaltete, ward er ihm immer gerecht. Des Künstlers Tun ist an sich ein Gerechtwerden. Und nur er, der Künstler, vermag gerecht zu sein, aber auch er nur dann, wenn er gestaltet. Der Künstler hat nun den Menschen in Tolstoi gerettet, den Moralisten in ihm freilich für immer auf Abwege geleitet, denn sobald nur Tolstoi aufhört zu gestalten, geht ihm jede feinere Kritik verloren. Ja, niemals legt er sich dann auch nur die Frage vor, ob seine Gedanken, das, was er für Wahrheit hält, ob das nicht vornehmlich aus seiner seelischen Veranlagung geboren sein könnte, und vor allem, um hier entspringenden Bedürfnissen Befriedigung zu gewähren. Vermochte sich Tolstoi seinen Empfindungen gegenüber in hohem Grade

zu objektivieren, so war er seinen Gedanken gegenüber dazu völlig ausserstande. Sobald er nur das Künstlerkleid ablegt, steht auch schon der Mensch da mit allem seinem ungebändigten Hassen und Lieben. Schon hier im „Knabenalter" zeigt Tolstoi Denkunarten, die er niemals mehr los wird: so jenen Erbfehler aller geistigen Dilettanten, jenes leichtsinnige Verallgemeinern, wenn er zum Beispiel einige lächerliche Eigenarten seines verhassten französischen Gouverneurs ohne weiteres für allen Franzosen eigentümlich erklärt. Auch macht sich hier bereits die unleidliche Neigung des späteren Propheten geltend, aus den Handlungen der Menschen mit Sicherheit auf ihre Beweggründe zu schliessen, und dabei ruhig die allerschlechtesten anzunehmen. Es will dabei freilich so scheinen, als ob so elementares Künstlertum — und vor allem dann, wenn es in so jungen Jahren erwacht, und mithin der Erfahrung weit vorausgeeilt sein muss, — als ob es dann den mit ihm Begnadeten eine Art Vormundschaft über die Menschen erleben lässt.

So viel über die Zusammenhänge von künstlerischer Begabung, Geistesleben und Charakterentwicklung bei Tolstoi, soweit sein „Knabenalter" darüber Aufschluss gewährt. Das unendlich reiche biographische Material von „Kindheit", „Knabenalter" und „Jünglingszeit" werden wir hier sonst nicht berühren: es ist dies im biographischen Teil ausführlich geschehen. Nur im Vorübergehen möchten wir noch bemerken, dass diese drei Romane so typisch sind für die Altersstufen, die sie zum Titel haben, dass sie in jeder Erziehungslehre abgedruckt sein sollten, und ebenso in jedem, die Altersstufen des Menschen berücksichtigenden Lehrbuch der Psychologie. Beweisen doch diese Meisternovellen, dass Tolstoi nicht nur ein sehr grosser Künstler war, sondern auch ein sehr normaler Mensch, im besten Sinne sowohl, wie in einzelnem Allzumenschlichen.

Ein gewisses Ueberwiegen der Selbstdeutung macht sich nun

freilich auch schon im „Knabenalter" geltend. Es hat aber hier zweifellos sachliche Berechtigung, sofern die Neigung zur Selbstbeobachtung mit zu den bekanntesten Eigentümlichkeiten der Pubertätszeit gehört. Zudem tritt bei alledem die natürliche Knabenhaftigkeit des Erzählenden immer wieder siegreich hervor. Wo ist zum Beispiel köstlicher die Verliebtheit eines Knaben geschildert worden als hier:

„See—el—chen!" sagte ich fast hörbar, indem ich mich jäh auf die andere Seite legte.

„Walodi, schläfst du?"

„Nein," antwortete mir der mit verschlafener Stimme. „Was ist denn los?"

„Ich bin verliebt, Walodi, entschieden verliebt in Sonetschka Walachin."

„Nun, was ist denn dabei!" antwortete Walodi, indem er sich reckte.

„Ach Walodi, du kannst dir gar nicht vorstellen, was mit mir geschieht. So lag ich eben unter der Decke und sah sie so deutlich, so deutlich sah ich sie und sprach mit ihr, dass das wahrlich erstaunlich ist. Glaubst du es, — wenn es mir auch peinlich ist, es einzugestehen, — Gott weiss weshalb, aber es ist mir furchtbar weinerlich zumute!"

Walodi rührte sich.

„Eins nur wünschte ich mir," fuhr ich fort, „das ist, ich möchte sie immer sehen ... und weiter nichts. Aber du, bist du verliebt? Gestehe nur offen, Walodi!"

Seltsam, wie ich wünschte, alle möchten in Sonetschka verliebt sein, und alle möchten das erzählen.

„Was geht das dich an?" sprach Walodi und kehrte mir sein Gesicht zu. „Es kann sein!"

„Du willst ja gar nicht schlafen, du hast dich nur so angestellt!" schrie ich fast, als ich an seinen Augen erkannt hatte, dass er nicht im entferntesten an Schlaf dachte; und ich warf

die Decke von mir. „Lass uns lieber von ihr plaudern. Ist es nicht so, ist sie nicht eine Pracht . . . eine solche Pracht, dass, wenn sie zu mir sagen würde: Nikolaichen, spring zum Fenster hinaus, oder wirf dich ins Feuer, so habe ich wahrlich Lust dazu!"

„Ja, bei Gott," sagte ich, indem ich zur Bekräftigung meiner Worte mich bekreuzigte, „sogleich würde ich zum Fenster hinausspringen! Ach! Was für ein Seelchen! Ei, ei, was für eine Pracht!" fügte ich hinzu, indem ich sie mir lebhaft vorstellte, und um mich noch mehr an diesem Bilde zu ergötzen, drehte ich mich heftig auf die andere Seite und vergrub den Kopf ins Kissen. „Schrecklich weinerlich ist mir, Walodi!"

„Sieh mal an den Schafskopf!" sagte der lachend, und darauf nach einem kurzen Schweigen: „Ich denke ganz und gar nicht so wie du. Ich denke, wenn es möglich wäre, möchte ich erst einmal neben ihr sitzen!"

„Ah! So bist du gleichfalls verliebt?" unterbrach ich ihn.

„Dann —" fuhr Walodi lachend fort und machte dabei ‚ölige Augen' (in diesem Augenblicke glich er ausserordentlich Papa, wenn der mit Frauen sprach). „Dann möchte ich sie an der Hand halten, dann würde ich ihre Fingerchen küssen, die Aeuglein, das Näschen, die Lippen, die Füsschen — ich würde sie ganz küssen. Ich würde sie auffressen!" fügte er hinzu, indem er zappelte und die Zähne fletschte.

„Dummheit! Niedertracht!" schrie ich voll Verdruss und drehte mich nach der anderen Seite.

„Du verstehst auch gar nichts!" entgegnete Walodi verächtlich.

„Nein! Ich verstehe. Du aber verstehst nichts, und sprichst Dummheiten —" entgegnete ich durch Tränen.

„Zu weinen ist dabei aber doch wirklich kein Grund! Ganz wie ein kleines Mädchen!"

Hier im „Knabenalter" erweist sich zudem Tolstoi bereits

als jenen unvergleichlichen Deuter der normalen, allen Menschen möglichen Lebensfreuden, dem wir nicht dankbar genug sein können in unserer Zeit sozialen Katzenjammers und dadurch verursachter Ueberschätzung dessen, was der Arme entbehren muss. (Wobei es uns meist völlig entgeht, wie beleidigend hier unser Mitleid wird, wie es uns blind macht für das Seelenleben des Armen, indem es uns die Freuden unterschätzen lässt, die nicht für Geld zu haben sind!) Wer vor Tolstoi hat uns ahnen lassen, welche unaussprechliche Lebensfülle nach Ausdruck ringt in der grundlosen Heiterkeit gesunder Jugend!

Und dann das Glück des Kindes in der freien Natur! Wir erinnern nur an jenes tagelange Umherschweifen der ganzen Familie auf der Fahrt in die Stadt! Wer könnte das lesen, ohne sich befreit zu fühlen von allem sozialen Eingeengtsein: ganz als Mensch, wie wir uns heute so selten nur zu erleben imstande sind. Das ist alles Neuland für die Wortkunst! Und dabei ist der Pfadfinder hier nicht der Psychologe Tolstoi, vielmehr der unendlich feine Naturdeuter. Aus den tausendfachen Geisterstimmen, mit denen die Unendlichkeit da draussen im Freien zu uns spricht, wählt und denkt der Dichter einige wenige, solche aber, die uns das Ganze nacherleben lassen in seiner Ueberfülle, so dass die beruhigende Gewissheit über uns kommt: wir könnten da draussen, in der freien Natur, tage- und jahrelang geniessen und denken, und doch nicht ausdenken und ausgeniessen, was sich da denken und geniessen lässt. Und unser Geist möchte zwar alles erkennen, aber unsere Seele zittert immer dabei um die Unerkenntlichkeit des Alls. Sie muss beruhigt sein darüber, dass es unerschöpflich ist, das Weltenall, denn sonst wäre sie, unsere Seele, deren Leben Hoffen und Wagen ist, zum Tode verurteilt. Und diese Beruhigung über die Unerschöpflichkeit des Alls gibt uns hier bereits Tolstoi darin, wie er uns die Jugend und den Frühling, die blühende Erde und den leuchtenden Himmel nacherleben lässt!

Dabei offenbaren sich auch im „Knabenalter“ alle die Vorzüge, die der Autor der „Kindheit“ erkennen liess. Auch hier liegt die Kunst nicht in der Auswahl, vielmehr in der Art, wie jedes ausgewählte Stück gegeben wird. Und man glaubt auch hier, dass dieser Dichter bringen kann, was er will: sieht er doch jedes Ding in einer ganz gewissen, nur ihm eigenen, abgerundeten Ganzheit. Einen grossen Anteil an dieser Kunst müssen wir dabei, so scheint es mir, wiederum der Aufrichtigkeit beimessen, die auch hier aus jedem Worte spricht. Vielleicht, dass Kunst überhaupt unvermeidlich ist für den ganz Aufrichtigen, wenn er sich anderen mitteilt. Vielleicht, dass die Fähigkeit, aufrichtig zu sein, gleichbedeutend ist der Fähigkeit, zu gestalten. Das ganz aufrichtig wiedergegebene Erlebnis kann sich vielleicht überhaupt nur als Kunstwerk offenbaren! Liegt doch in jeder Aufrichtigkeit ein stark aktives Moment: Aufrichtigsein bedeutet ein Gesuchthaben und bis zum Verdeutlichenkönnen, bis zum Klarauszusprechenvermögen Gesuchthaben nach solchen Seiten des Erlebnisses, die ausserhalb des Dranges nach Aufrichtigkeit dem Menschen entgehen. In jeder Unaufrichtigkeit ist immer auch ein Verschweigen! Dabei vermag unsere Aufrichtigkeit sich auch auf solche Dinge zu erstrecken, die uns selber unmittelbar nichts angehen: aufrichtig in diesem Sinne nenne ich es, wenn wir die Erlebnisse anderer so wiedergeben, dass sie den Eindruck auslösen, den sie in uns selber auslösten, nicht aber irgendeinen anderen Eindruck, der uns aus irgendeinem Grunde erwünscht sein mag. Hier wie überall ist Tolstoi aufrichtig bis zum Fanatismus.

Auch in dieser Dichtung treten eine Ueberfülle von Personen auf. Oft, wie bei den Antrittsbesuchen des frischgebackenen Studenten, wechseln die einzelnen Gestalten wie im Kinotheater, werden die verschiedenartigsten Persönlichkeiten blitzschnell mit ein paar Strichen hingeworfen. Dabei steht aber eine jede einzelne von ihnen da in ihrer vollen Eigenart, das heisst

sie wird von uns durchaus erlebt als möglich und als von allen anderen unterschieden. Jede dieser Persönlichkeiten trägt dabei noch die Möglichkeit zu endlosen Erlebnissen in sich, wenn die Erzählung schliesst; ja, es werden hier bisweilen auch bei durchaus nebensächlichen Personen ganz besondere persönliche Züge aufgedeckt, die dann unerklärt und ungenutzt am Wege liegen bleiben. Man fragt sich dabei aber gar nicht, weshalb eigentlich Tolstoi alle diese Dinge mitteilt (deren Zusammenhang zum Ganzen man nicht recht einzusehen vermöchte, wenn man sich nach ihm fragen würde), so völlig passt alles zusammen, ohne die geringste, äusserlich bemerkbare Komposition. Auch das wirkliche Leben gibt uns ja fast nirgends abgeschlossene Erlebnisse, immer und überall stossen wir da auf Bewegungen, Worte und Mienen, deren Zusammenhang wir nie erfahren werden, und auch gar nicht erfragen, und die uns nur dann auffallen, wenn wir irgendwie gewaltsam aus unserem inneren Einssein herausgerissen sind. (Tolstoi schildert übrigens, wie mir scheint als erster, auch einen solchen Fall: in den Strasseneindrücken der „Anna Karenina“, als sie, zum Selbstmorde entschlossen, ihre letzte Ausfahrt macht.) In der Regel führt ja unsere Seele so sehr ihr Eigenleben, während wir die wechselnden Eindrücke des Tages an uns vorübergleiten lassen, dass sie aus alledem überhaupt nur das aufnimmt, was in ihre Stimmung passt, mehr noch, dass sie eigentlich alles, was sie wahrnimmt, in irgendwelchen Zusammenhang bringt zu dieser ihrer augenblicklichen Stimmung, und es eben dadurch der besonderen Aufmerksamkeit entgeht. Wenn nun ein Künstler uns das Leben so zu schildern vermag, dass wir es so nacherleben, wie das Leben auf der Strasse an uns vorübergleitet, das heisst durchaus in Beziehung zu einer ganz bestimmten Seeleneinstellung, dann kann er ruhig Bruchstücke geben. Tolstoi tut das auch. Und wir merken das gar nicht. Dabei fallen hier und da, ganz von selber aus dem Zusam-

menhang sich ergebend und darum vielleicht zu wenig beachtet, Worte von unerschöpflicher Tiefe. So folgender Ausspruch, in dem mir die ganze Tragik von Tolstois geistig-seelischem Schicksal enthalten zu sein scheint: „Der Verstand des Menschen lebt unabhängig von seinem Herzen!“ Auch folgendes Wort eröffnet unendliche Horizonte: „Unlogik (soll heissen: Unstimmigkeit) in Dingen des Gefühls ist bestes Kennzeichen von Aufrichtigkeit.“ Alles in allem genommen lässt uns das „Knabenalter“ keinen Augenblick mehr darüber im Zweifel, dass aus dem Dichter Tolstoi der Prophet Tolstoi werden musste.

c) „Jünglingsalter“ (1855—1857)

Dieses merkwürdig ernste Werk des siebenundzwanzig- bis neunundzwanzigjährigen Autors liess eigentlich seine Umkehr zum Moralisten und Asketen, die hier schon bis ins einzelnste vorbereitet erscheint, viel früher erwarten. Der Künstler entwirft hier bereits einen ausführlichen Plan der „Beichte“, die er als Fünfzigjähriger schreiben sollte, und worin er den Werdegang seines inneren Menschen schildert. In Hinsicht auf Seelenergründung haben wir hier, so scheint es mir, das reichste und tiefste aller Tolstoischen Werke vor uns, und darum ist auch das „Jünglingsalter“ biographisch überhaupt nicht auszuschöpfen. Wir müssten es denn Wort für Wort wiedergeben. Bei alledem trägt dieser Roman unverkennbare Schwächen an sich: die Reflexion überwiegt nicht nur — hier zum ersten Male — in einem Masse, dass der Roman an einzelnen Stellen völlig auseinandergerissen erscheint, es finden sich sogar auch — und das ist bei Tolstoi sehr selten — gesuchte Spitzfindigkeiten, ja, Banalitäten unter den Reflexionen des sich selber denkenden Jünglings, was man freilich einigermassen der seinem Alter eigenen Unreife zuzuschreiben vermag. Zudem will

es mir so scheinen, als spräche aus einzelnen Teilen der Novelle Ermüdung und Unlust. Offenbar hat Tolstoi diesen Roman, zu dessen Vollendung er fast drei Jahre benötigte, mehrmals aufgegeben, und dann immer wieder aufgenommen. Und vor allem wohl aus Gewissenhaftigkeit, um das Seeleninventar der geschilderten Altersstufe so vollständig wie möglich zu geben, hat Tolstoi diese Erzählung derart vollgepfropft mit allen möglichen Erlebnissen, dass eine innere künstlerische Geschlossenheit hier ein Wunder hätte sein müssen. Dabei geht Tolstoi in diesem seinem Streben nach Vollständigkeit und in dem Bewusstsein seines Könnens so weit, dass er es zum Beispiel ruhig wagt, die einzelnen Stationen eines Studentenexamens in selbständigen Kapiteln zu schildern. Und es gelingt. Es sind das bis ins einzelnste ausgeführte psychologische Schulbeispiele. Tolstoi trifft hier scheinbar ganz mühelos das Typische deshalb, weil er den Einzelfall wiedergiebt in seiner ganzen, so nie mehr wiederkehrenden Einzigartigkeit. Auch hier geht Tolstoi in der Sorglosigkeit seiner bewussten Meisterschaft so weit, dass er an Personen, die überhaupt nur einmal auftreten, Vorkommnisse schildert, die im Laufe der ganzen Erzählung unaufgeklärt bleiben. Wir haben hierbei ganz augenscheinlich photographische Momentaufnahmen vor uns. Sie sind vielfach restlos gelungen und passen meist auch vorzüglich in die jedesmalige Stimmung hinein, man wird indes, hier zum ersten Male, nicht völlig den Eindruck los, als ob Tolstoi hier einfach Erinnerungen gab, nicht bereits künstlerisch gemeisterte, vielmehr ganz einfach in Aufrichtigkeit nacherzählte. Seien wir ihm indes auch dafür dankbar. Denn uninteressant ist er nirgends. Und wo er nur ein klein wenig interessiert wird — und dazu genügt, dass man irgendwie sein sittliches Urteil herausfordert, oder dass irgendeine charakteristische Erscheinung ihm vor Augen tritt —, da erwacht sogleich die alte, unübertreffliche Meisterschaft. So gibt Tol-

stoi hier ausser einer Psychologie des Jünglings, ein Zeit- und Kulturbild ohnegleichen, das dabei, alles in allem genommen, durchaus nicht so unerfreulich wirkt, wie man es hätte vermuten sollen, und das ganz besonders bedeutsam erscheint zur Erkenntnis des Seelenlebens in russischen Gutsbesitzerkreisen während der letzten Jahrzehnte der Leibeigenschaft. Dieser Roman stellt die russischen Zustände der damaligen Zeit so dar, wie sie sich malen mussten in der Seele eines aristokratisch erzogenen, masslos ehrgeizigen, dabei aber instinktiv dem Sittlichen zustrebenden Jünglings. Ohne dass Tolstoi es wollte, gibt er hier ein ergreifendes Beispiel für die Tatsächlichkeit eines Zusammenhanges, den er als Lehrer und Prophet später so fanatisch in Abrede stellte. Ich meine, ein Beispiel für das Unbewusste in unserem sozialen Tun und Sündigen. Dieser hochbegabte und geradezu mit sittlichem Hellseherblick begnadete Jüngling ward eben — wir müssen immer wieder darauf zurückkommen — einfach hineingeboren und hineinerzogen in die furchtbaren Sünden des „Seelenbesitzertums". Da es ihm dabei unmöglich war, die, die er liebt und achtet, Eltern, Erzieher, Vorbilder, kurz seinen ganzen Kreis schuldig zu finden, gehen seine sonst so neugierigen Gedanken an der Grundlage seines wirtschaftlichen Daseins achtlos vorüber. Doch natürlich nicht ohne dass er dadurch — bei dem logischen Zwang, dem unser Denken unterliegt — auch veranlasst wird, eine ganze Reihe anderer Dinge harmlos zu finden, die er sonst seiner ganzen Anlage nach hätte verurteilen müssen. Ja, des Jünglings Gedanken werden so künstlich zu einer gewissen Oberflächlichkeit, sagen wir besser zu einem gewissen Abstrahieren von der sozialen Wirklichkeit geradezu gezwungen.

Die Fähigkeit des Autors, sich selber gegenüber sachlich zu sein, offenbart sich sonst hier um so verblüffender, als doch, stellenweise wenigstens, der Siebenundzwanzigjährige über den

Zwanzigjährigen urteilt. Und wie schonungslos geht er zum Beispiel mit dessen äusserem Aristokratismus zu Gericht!

Ein künstlerischer Fortschritt dem „Knabenalter" gegenüber tritt hier deutlich hervor (ein Fortschritt freilich, zu dessen Offenbarung das „Knabenalter" seinem ganzen Inhalte nach nicht Gelegenheit bot): während im „Knabenalter" — und das liegt wohl begründet in der geistigen Beschränktheit der geschilderten Altersstufe und erscheint zudem noch durchaus gerechtfertigt durch die Form des Ich-Romans — die neben dem Erzählenden handelnden Personen nur geschildert werden soweit sie sich widerspiegeln in der Knabenseele, offenbart Tolstoi im „Jünglingsalter" bereits jene geniale Intuition des geborenen Romandichters, die, wenn wir sie überhaupt, so doch nur so zu umschreiben vermögen, dass einem so begnadeten Menschen irgendwie die Fähigkeit eignet, andere Menschen zu erleben in ihrem Sein auch ausserhalb ihrer Beziehungen zu seiner (des sie Erlebenden) Person. Tolstoi bleibt diese Fähigkeit auch da, wo er sie nicht mehr will, bis ins höchste Alter hinein. Und dass er sie auf eine kaum dagewesene und auch gar nicht zu begreifende Weise — die Entscheidungen gehen hier zweifellos tief im Unterbewusstsein vor sich — in vollkommen anmutender Vereinigung zu äussern vermag mit tiefstem Durchdringen der eigenen Seele, das macht eben die Einzigartigkeit von Tolstois Künstlertum aus. Nehmen wir zum Beispiel folgende Szene. Der Jüngling war mit einem einfachen Fuhrmann zur Beichte in ein Kloster gefahren. Nun wird die Rückfahrt so geschildert:

„Ich wollte furchtbar gern mit irgendwem sprechen, da ich aber niemanden zur Hand hatte ausser dem Fuhrmann, wandte ich mich an ihn.

‚Nun, war ich lange aus?' frug ich.

‚Es tut nichts, es war schon lange. Es ist aber längst Zeit, die Pferde zu füttern: ich bin ja Nachtfuhrmann,' antwortete

der greise Kutscher, der augenscheinlich jetzt, wo die Sonne zu scheinen begann, ein wenig munterer geworden war als vordem.

‚Mir aber scheint es so, als ob ich im ganzen nur einige Minuten fort war!‘ sagte ich. ‚Weisst du aber, weshalb ich im Kloster war?‘ fügte ich hinzu, indem ich näher an den Alten heranrückte.

‚Was geht das uns an? Wohin der Fahrgast befiehlt, dahin fahren wir ihn auch,‘ antwortete der Greis.

‚Nun, immerhin, was glaubst du wohl?‘ fuhr ich fort zu fragen.

‚Wahrscheinlich um jemanden zu beerdigen sind Sie ins Kloster gefahren, um einen Platz zu kaufen!‘ sagte er.

‚Nein, Brüderchen, aber weisst du, weshalb ich fuhr?‘

‚Ich kann es nicht wissen, gnädiger Herr,‘ antwortete der Kutscher.

Seine Stimme schien mir so viel Güte zu verraten, dass ich beschloss, ihm zu seiner Erbauung die Veranlassung zu meiner Fahrt zu erzählen und sogar die Empfindungen, die ich erlebt hatte.

‚Willst du, dass ich dir erzählen soll? Siehst du —‘ und ich erzählte ihm alles und beschrieb ihm alle meine schönen Gefühle. Ich erröte jetzt noch, wenn ich daran denke, ‚So! —‘ sagte der Fuhrmann ungläubig.

Und lange noch nachher schwieg er und sass unbeweglich, nur dass er hier und da seinen Rock sich zurechtschob.

Schon glaubte ich, auch er denke von mir ebenso wie der Beichtvater, das heisst, dass nicht ein zweiter, so trefflicher junger Mann auf der Welt sei. Er aber wandte sich plötzlich zu mir herum.

‚Wie denn, gnädiger Herr, eure Sache ist eine Sache, die nur Herrschaften angeht!‘

‚Wie?‘ frug ich.

‚Eure Sache ist eine Sache der Herrschaften!‘ wiederholte er mit seinen zahnlosen Lippen.

‚Nein, er hat mich nicht verstanden,‘ dachte ich, sprach aber schon nicht mehr mit ihm bis zu Hause.“

In diesem Romane entdeckt Tolstoi bereits seine Doppelnatur als Künstler und Moralist. Fast zufällig. Seine Erlebnisse während des Alters, das er hier zum Gegenstande seiner Schilderung nimmt, sind bereits so vielseitig, dass er sie nicht mehr einer einzigen Gestalt andichten kann, ohne die Handlung zu verwirren. So stellt er denn dem Erzählenden einen Freund zur Seite, den Fürsten Nechludoff, der Tolstoi dazu dient, eine ihm damals erst zum vollen Bewusstsein kommende Seite seines Ichs zu deuten: das Pedantisch-Moralische, Fanatisch-Religiöse der eigenen Natur. (Jene Seiten seines Charakters, die Tolstoi derart als im Gegensatz stehend empfinden musste zu seiner sonstigen instinktsicheren, künstlerischen Persönlichkeit, dass er wohl ganz von selber auf den Gedanken kam, sie auch in einer gesonderten Persönlichkeit dichterisch zu gestalten.) Bekanntlich schreitet dieser Fürst Nechludoff fast durch die ganze Romanreihe Tolstois bis zur „Auferstehung“ hindurch, als das Sprachrohr für des Dichters moralisches Sein. Zwischendurch, in den „Aufzeichnungen eines Marqueurs“, lässt Tolstoi freilich den Fürsten Nechludoff durch Selbstmord endigen, aber augenscheinlich nur, um der eigenen Spielleidenschaft ein abschreckendes Beispiel zu geben. Es scheint, der bisweilen leichtsinnige Künstler in Tolstoi erzog sich selber, indem er sich seine moralische Natur vorhielt, nachdem er sie zu selbständigem Dasein gestaltet hatte. Das Verfahren ist an sich nicht neu. Musikalisch hat es bekanntlich Schumann angewandt in seinen „Davidsbündlern“. Für die zwei Seelen in seiner Brust erfand Schumann die musikalischen Individualitäten des Florestan und des Eusebius. Bei Schumann handelt es sich indes ganz offenbar um den Kampf der Weltbejahung

gegen den aufsteigenden Geist des zum Wahnsinn führenden Weltschmerzes. Ein ästhetischer Kampf also! Bei Tolstoi ein durchaus moralischer: der Kampf des amoralischen Instinktmenschen, des Künstlers, vor dem alles Lebendige gleiches Recht hat, mit dem tiefreligiösen Moralisten, für den die Dinge dieser Welt nur dazu da sind, um sittlichen Forderungen Verwirklichung zu gewähren und um die Bedürfnisse des Gewissens zu befriedigen. Tolstoi wusste dabei von vornherein von sich, dass er endlich dem Moralisten in sich fraglos folgen werde. Noch aber stand die Welt der Erscheinungen ungedeutet vor ihm, und Tolstoi war zu ehrlich, um sie abzulehnen, bevor er sie noch erkannt hatte. Und nur dadurch vermochte er sie zu erkennen und damit zu überwinden, dass er sie künstlerisch nachgestaltete. Der Künstler ebnete dem Moralisten die Wege -- um ihn dann für immer auf Abwege zu führen. Wir finden den Künstler im „Jünglingsalter" zum ersten Male bei dieser Arbeit. Er wird nicht mehr von ihr lassen.

Von für den Menschen Tolstoi besonders charakteristischen Aussprüchen aus dem „Jünglingsalter" sei noch das Bekenntnis des Erzählenden erwähnt: „Wer nicht an sich denkt, der gefällt mir." Dem ist Tolstoi stets treu geblieben. Nur dass er allzu geneigt war, von anderen Menschen anzunehmen, sie dächten nur an sich.

Ferner geht aus den reichlich pessimistischen Betrachtungen über Liebe und Ehe im „Jünglingsalter" deutlich hervor, dass Tolstoi damals die Liebe ohne Reflexion, das heisst ohne Rückbeziehung auf die eigene Person, noch nicht gekannt hat. Erst in seiner Ehe erlebte er die Liebe, die wirklich für den anderen ist, nicht mehr für sich selber, die aufgeht in dem Geliebten, und zur Freiheit wird, wenn sie dient. Diese einzig göttliche Liebe hat der Künstler Tolstoi dann dichterisch stets verklärt, der Moralist Tolstoi immer abgelehnt.

Von allen Erlebnissen des Jünglings, die hier Gestaltung

finden, scheint mir am verblüffendsten die Schilderung, wie der aristokratische Held mit ganz armen Studenten zusammenkommt, deren menschliche Ueberlegenheit er rückhaltlos anerkennt, und deren kühne, jugendliche Lebensführung er tief beneidet. Tolstoi hat hier dem eigentlich idealistischen russischen Studententum ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Die Art aber, wie er, der verwöhnte aristokratische Student, kaum sechs Jahre später seinen törichten Hochmut durchschaut, seinen Stolz auf elegante Kleidung, Equipagen usw. lächerlich findet — ich käme hier in Versuchung, seitenlang zu übersetzen — zeigt den siebenundzwanzigjährigen Autor eigentlich nur noch einen Schritt weit entfernt von dem späteren Sozialpropheten.

Hingewiesen sei schliesslich noch auf Tolstois sich hier schon offenbarende Kunst der Naturschilderung. Zum Beispiel:

„Ein wenig zur Rechten blickten schon aus Büschen und Bäumen die verschiedenfarbigen Dächer der Landhäuschen heraus, von denen einige die leuchtenden Sonnenstrahlen widerspiegelten, andere den düsteren Charakter der anderen Seite des Himmels zum Ausdruck brachten. Zur Linken unten blaute ein unbeweglicher Teich, umgeben von blassgrünen Weiden, die sich dunkel abhoben auf seiner matten, gleichsam erhaben hervortretenden Oberfläche. Hinter dem Teiche, sanft ansteigend, breitete sich das dampfende, schwärzliche Feld aus, und die gerade Linie des hellgrünen Grenzrains, die es durchschnitt, verlor sich in der Ferne und hob sich leuchtend ab gegen den bleiern drohenden Horizont. Zu beiden Seiten des weichen Weges, auf dem die Equipage gleichmässig dahinschaukelte, grünte herb das saftige Korn, hier und da schon in Halme schiessend. In der Luft war es völlig ruhig, und es roch förmlich nach Frische. Das Grün der Bäume, der Zweige und des Korns war unbeweglich und aussergewöhnlich rein und klar. Es schien, jeder Zweig, jedes Hälmchen lebte sein eigenes

volles und glückliches Leben. Neben dem Wege bemerkte ich einen schwärzlichen Fusspfad, der sich hinwand zwischen dunkelgrünem, schon fast bis zu einem Viertel erwachsenem Korn — und dieser Fusspfad erinnerte mich, ich weiss nicht weshalb, plötzlich an mein Dorf, und damit trat durch irgendwelche seltsame Gedankenverbindungen mit äusserster Lebhaftigkeit Sonetschka in meine Erinnerung, und dass ich in sie verliebt war."

Fassen wir zum Schlusse den Eindruck zusammen, den diese drei Meisternovellen: „Kindheit", „Knabenalter" und „Jünglingsalter" in uns auslösten. In keinem dieser Romane bleibt es zu verkennen, dass sie nicht hervorgingen aus dem Bestreben des Dichters, ein Erlebnis loszuwerden oder sich zu irgendeiner Frage zu äussern. Wenn man bei Göttergeschenken überhaupt nach ihrem Ursprung fragen darf, wenn man nicht annehmen muss, dass sie wurden wie der Frühling, wie die Blumen, wie die Liebe, so scheint es offenbar, dass Tolstoi, abgesehen von dem dunkeln inneren Zwang zum Gestalten seiner Erlebnisse — Künstlertum entspringt vielleicht nur einem besonders lebendigen Bewusstsein, verpflichtet zu sein vor der ganzen Menschheit — in jedem seiner Werke sich klar zu werden suchte über sich selber. Und er will sich nur deshalb klar werden darüber, wie er war in der Zeit, die er, in jedem einzelnen Falle aus der Erinnerung gestaltend, ein zweites Mal erlebt, um daraus Schlüsse ziehen zu können auf sein gegenwärtiges Sein. Deshalb gibt auch jedes seiner Werke genau den Seelenzustand des Künstlers zu erkennen zu der Zeit, als er eben dies Werk schuf. Es ist dabei bekannt, dass „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsalter" bloss Teile darstellen eines ursprünglich unter dem Titel „Die Lebensalter" geplanten Vierwerks (Tetralogie). Den vierten Teil, das „Mannes-

alter" haben wir im „Morgen eines Gutsbesitzers" anzusprechen, der den Untertitel führt: „Bruchstücke eines unvollendeten Romanes: „Ein russischer Gutsbesitzer". „Der Morgen eines Gutsbesitzers" blieb aber als „Mannesalter" unausgeführt, weil der Künstler die Antwort auf die dort aufgeworfenen Fragen noch nicht fand — und sein Leben lang nach ihr suchte.

Nun ist es aber charakteristisch für den Künstler Tolstoi und auch ein Zeichen dafür, dass er ein ganz ursprünglicher, instinktiver, gar nicht abzuschüttelnder Künstler war, dass er, um sich nachträglich über sich selber klar zu werden, seine damalige Umgebung nicht etwa nur in den wenigen Umrissen braucht, wodurch deren direkte Beziehungen zu ihm selber angedeutet werden könnten. Nein, Tolstoi braucht einen jeden der Menschen, die irgendwie auf ihn einwirkten (wenn er sich klar werden will über diese Einwirkung) in seiner Ganzheit, als einen, der für sich selber da ist, und sich abzufinden hat mit einer Welt, die ihm nur für ihn selber geschaffen erscheint. An dieser grossen Gewissenhaftigkeit — (hier offenbart sich ganz deutlich ein Zusammenhang zwischen der Anlage Tolstois zum Dichter und seiner Anlage zum Moralisten) — wäre wohl Tolstoi gescheitert, — wenn nicht diesem gottbegnadeten Dichter Tolstoi die Gabe geworden wäre, seine Mitmenschen in einer — ich will nicht sagen Vollständigkeit: Wo wäre hier der Richter? — aber wenigstens in einer Abgerundetheit zu erleben, dass wir in jeder Handlung, in jedem Worte, in jeder Bewegung bei fast jeder seiner erdichteten Personen den notwendigen Ausfluss ihres So-Seins und Nicht-Anderssein-Könnens erleben. Diese nahezu einzigartige Begabung — (nur Flaubert und vielleicht auch noch Maupassant erreichten annähernd das gleiche: ersterer unter Betätigung unmenschlichen Fleisses, dessen Spuren nicht überall völlig verwischt sind, letzterer nur innerhalb einer gewissen, in weiser Selbstbeschränkung vorgenommenen Wahl seiner Gestalten, wie sie Tolstoi zeit-

lebens fernlag) bleibt Tolstoi bis an sein Lebensende treu, so oft er auch immer das künstlerische Gebiet betrat, und wenn er das auch in dem festen Willen tat, nur zu belehren. Diese unverwüstliche Kunstbegabung, diese Mydasgabe, die alles das zu Gold werden liess, was Tolstoi in seine Finger nahm, war dabei ein Glück für den Menschen Tolstoi, oder mehr noch, vielleicht eine Notwendigkeit für ihn. Hat ihm doch diese Gabe bis an sein Lebensende die Grenzen seiner geistigen Begabung verborgen, und ihn das Dogmatisch-Willkürliche und in ärgerlicher Weise Mitwelt und Weltall Verleumdende seines in aller Enge künstlerisch abgerundeten späteren Weltbildes übersehen lassen. Die ästhetische Befriedigung an ihm verwechselte Tolstoi mit der Gewissheit einer erlebten, absoluten moralischen Wertschätzung dieses seines Weltbildes. So ist es immer bei Tolstoi gewesen: Tolstoi sah künstlerisch abgerundet — mit Anfang, Höhepunkt, Ende — alles, was er irgendwie interessiert betrachtete, er sah wirklich nichts anderes von der Welt, als was in die in seinem Geiste vorgestaltete Einheit seines Blickes hineinpasste. Dadurch war Tolstoi als Künstler der gerechtesten einer — und Künstlertum ist an sich vielleicht nichts als ein elementarer Drang nach Gerechtigkeit vor dem Leben. — Indem aber Tolstoi auch als Moralist Künstler blieb, ward er der ungerechtesten Moralprediger einer: denn der Moralist müsste ja das ganze Leben vor Augen haben mit allen seinen unendlichen Möglichkeiten (er darf nicht bloss — unbewusst — das herausgreifen aus dem Leben, was sich formen lässt zu einer künstlerischen Einheit). Darum ist auch der eigentliche, der wahre Moralist nur der Künstler — wenn er nicht daran denkt, Moral zu predigen. Wird aber der Künstler zum bewussten Moralisten, so verliert er sogleich den Allblick für das Leben und tritt als ein kleinlicher Pedant und ein nie aus Zweifeln herauskommender Selbstpeiniger in die erste Reihe der Menschenquäler.

Vielleicht kommt gerade der Eindruck unübertrefflicher Natürlichkeit, den Tolstois Dichtungen in uns auslösen, und der uns einen so hohen Genuss gewährt (und der uns ganz vergessen lässt, dass jede Kunst immer auch ein Auswählen aus dem ganzen Leben darstellt, ein Auswählen freilich, das niemals völlig verzichtet auf das, was es nicht auswählte, das vielmehr die Gesamtvertretung alles dessen zum Ziele hat, aus dem es geschieht: ein Uebertreiben am rechten Orte, wie Delacroix sagt), vielleicht kommt dieser Eindruck unübertrefflicher Natürlichkeit daher, dass Tolstoi vielleicht überhaupt nicht mit Bewusstsein auswählt, dass er nur die Erlebnisse, die ihm gerade einfallen, aneinanderreiht. Weil Tolstoi aber dabei jeden einzelnen Lebensvorgang immer nur erschaut als die Aeusserung eines ganz bestimmten Menschen, und weil wiederum dieser Mensch erschaut ward in seiner Ganzheit von ihm, der das Ganze der Dichtung schuf, deshalb herrscht eine so unnachahmliche, innere Geschlossenheit, ein so fabelhaftes Sichineinanderbeziehen in seinen Romanen, trotzdem sie als Komposition meist auseinanderfallen. Das heisst, wenn man — wie üblich — unter Komposition den Ausgleich der einzelnen Teile oder auch nur eine geschlossene Handlung versteht. Augenscheinlich gibt es aber auch noch eine andere Art von Komposition, und die besteht, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Querschnitt, nicht im Längsschnitt, das heisst in einem inneren Aehnlichsein, Verwandtsein der einzelnen Kompositionsfaktoren, nicht aber in deren Anordnung. So hat bekanntlich Leibl sein Wilddieb-Bild in Stücke geschnitten. Wir haben Teile davon zu sehen bekommen, zum Beispiel den Schürzenlatz einer Bäuerin oder eine Männerfaust, die den Hahn einer Büchse spannt, Teile mithin, die für sich eingerahmt, malerische Unmöglichkeiten sein sollten, — und doch, vermöge der Ueberfülle in ihnen zum Ausdruck gelangender innerer Beziehungen, vollendete kleine Kunstwerke darstellten.

Bei dieser, sagen wir also „vertikalen" Komposition, die wir durchweg in Tolstois Romanen finden — (was freilich schon deshalb bloss als eine Eigentümlichkeit, nicht als ein Mangel gelten darf, weil Tolstoi an anderen Stellen, vornehmlich in seinen Dramen, auch eine einwandfreie Beherrschung der üblichen geschlossenen Kompositionsform nachweist) — ist denn auch das scheinbar Unmögliche bei Tolstoi durchaus möglich: man kann tatsächlich ganze Teile seiner Romane weglassen, ohne den Eindruck der Geschlossenheit zu verlieren. Und tatsächlich sind auch Tolstois grösste Schöpfungen eigentlich unvollendet geblieben, ganze Teile von ihnen wurden nachträglich herausgenommen, und, sprechen wir es nur offen aus, ganze Teile von ihnen könnten ruhig wegbleiben, ohne dass diese Meisterwerke aufhörten, vollendete, in sich geschlossene Kunstwerke darzustellen. Ja, man kann sogar beim Lesen einzelner Kapitel von Tolstois Meisterromanen bisweilen durchaus den befriedigenden Eindruck erleben, der in uns ausgelöst wird, wenn wir ein in sich abgerundetes Ganzes vor uns haben.

Nun ist freilich ein Moment in der Tolstoischen Komposition enthalten, das deren Zusammenhalt stark gefährden muss. Wir meinen die bereits erwähnte, vielfach masslos überwuchernde Selbstergründung des jedesmaligen Helden, und das heisst der Persönlichkeit, in der Tolstoi sich selber wiedergestaltet zu einer ganz bestimmten Periode seines Lebens. Es ist aber dabei geradezu ein Rätsel, wie dieser Künstler es fertig bringt, realste Gegenstandsschilderung derart organisch zu verschmelzen mit tiefsten Selbstergründungen, dass man, in Tolstois glücklichsten Werken wenigstens, gar nicht mehr die Naht wahrzunehmen vermag. Dies Rätsel ist augenscheinlich nur so zu erklären, dass der jedesmalige Grübler im Grunde ein und derselbe ist, der den ganzen Roman geschrieben hat, dass mithin dort alles durch die Brille dieses einen Grüblers gesehen ward, und die dabei eine Zauberbrille ist, die ein jedes

Ding, das durch sie erschaut wird, offenbar werden lässt in eigener Organisation. Leider ist diese Verschmelzung Tolstoi durchaus nicht überall restlos gelungen, — es wird davon noch eingehend die Rede sein müssen. Indes geht doch aus diesem, gleich von Anfang an in aller Plastik hervortretendem Merkmale Tolstoischer Kunst (unvergleichliche Einheit und Ganzheit jeder einzelnen Figur, verbunden mit nahtloser Verschmelzung von Gegenstandsschilderung und Seelenergründung) in aller Deutlichkeit hervor, dass der spätere Moralist Tolstoi durchaus keine Zufälligkeit darstellt, dass er vielmehr von jeher im Künstler Tolstoi enthalten war, ihn häufig unterstützte, bisweilen ihn hemmte, aber alles in allem genommen, doch machtlos war vor dem Künstler. Desgleichen ergibt sich bereits hier in aller Deutlichkeit, und wir betonten das von Anfang an, dass der Moralist Tolstoi — an dem wir sehr vieles auszusetzen haben, und den wir grösstenteils ablehnen —, doch restlos aufrichtig genannt werden muss.

Tolstois „Kindheit", „Knabenalter" und „Jünglingszeit" enthalten sein ganzes Lebensprogramm. Es zeigt sich hier bis ins einzelne, dass und wie der Moralist Tolstoi aus dem Dichter Tolstoi werden musste: Selten ward ein Leben folgerichtiger durchgeführt.

d) „Der Morgen eines Gutsbesitzers" (1852)

In diesem Romane schildert der vierundzwanzigjährige Tolstoi ein Erlebnis des neunzehnjährigen. Und wie er es schildert, wie er bereits über dem Erlebten steht, das beweist ein fabelhaft rasches, inneres Wachstum. Dieser Roman scheint mir eines der bedeutendsten Werke Tolstois zu sein und das sowohl was künstlerischen Wert anbetrifft, als auch in Hinsicht auf die Persönlichkeit des Dichters. Wir haben hier d e n Roman der Leibeigenschaft vor uns: die Tragödie Tolstoi

nimmt hier ihren Anfang! Bezeichnenderweise ist dieser Roman kein Ich-Roman mehr. Sein Held ist aber jener Fürst Nechludoff, in dem, wie bereits mehrfach erwähnt, Tolstoi sein moralisches Sein selbständig zu gestalten pflegte. Den Brief, den der neunzehnjährige Fürst zu Beginn dieses Romanes an seine Tante schreibt, haben wir denn auch als zweifellos autobiographischen Charakters in den biographischen Teil aufgenommen. Wenn nun Tolstoi die Pfade, die er in diesem Roman betritt, nicht gleich wieder verlassen hätte, so wäre er wohl bereits damals zum Asketen geworden, ohne die Welt verstanden zu haben, die er dann hätte verneinen müssen. (Und davor bewahrte Tolstoi vielleicht nur seine Gewissenhaftigkeit.) Es gibt soziale Zusammenhänge von einer solchen Unnormalität — und zweifellos gehörte die Leibeigenschaft zu den allerunnormalsten —, dass ihnen gegenüber seelisch zu erkranken geradezu als ein Zeichen durchaus normaler Seelenveranlagung gelten muss. Wir wissen dabei im voraus, dass Tolstoi alle die Pfade, die er einmal einschlug, immer wieder von neuem aufsuchen wird, bevor er sie nicht einmal wenigstens bis zu Ende gewandelt ist: Wir wissen im voraus, dass wir diesem Nechludoff des „Morgens eines Gutsbesitzers" wieder begegnen werden, und wir sind gar nicht erstaunt, ihn in der „Auferstehung" (geschrieben sechsundvierzig Jahre nach dem „Morgen eines Gutsbesitzers") da wiederzufinden, wo wir ihn im „Morgen eines Gutsbesitzers" verliessen. Tolstois Leben ist eben ganz selten einheitlich in sich abgeschlossen, und das spiegelt sich auch in seinem Schaffen wider: in den bisher besprochenen Dichtungen, in den „Kosaken", „Anna Karenina" und „Auferstehung" gibt Tolstoi eine geschlossene Schilderung seines inneren Seins und Werdens zu den verschiedenen Epochen seines Lebens. Tolstois Hauptroman „Krieg und Frieden" fällt nur scheinbar aus diesem Rahmen:

Tolstoi hat hier sein Erlebnis auf mehrere erdichtete Gestalten verteilt: auf Rostoff, André und vor allem Pierre.

Der „Morgen eines Gutsbesitzers“ stellt ein soziales Aufklärungswerk allerersten Ranges dar. Der junge Künstler Tolstoi hat hier in unübertrefflicher Weise das illustriert und klargelegt, was der spätere Moralist Tolstoi durchaus nicht mehr wahrhaben wollte (um am freien Willen des Menschen festhalten zu können, den er brauchte, um nicht die Hoffnung aufgeben zu müssen auf ein endliches Heil aller, das jederzeit durch freiwillig möglichen Gesinnungswechsel der Menschen erfolgen könnte: denn weiter reichte nicht Tolstois Geduld vor der leidenden Menschheit). Tolstoi hat hier an dem Beispiel eines Gutsbesitzers aus der Leibeigenschaftsperiode klargelegt, wie der einzelne Mensch in seinen Anschauungen, Gesinnungen und Urteilen, das heisst im Umfange und Inhalt seines ganzen Denkens, mitbestimmt wird durch seine gesellschaftliche Einreihung, mitbestimmt in einer Weise, dass es ihm sogar völlig zu entgehen vermag, wenn er sich selber widerspricht, wenn er im Gegensatz handelt gerade zu den Willensrichtungen, die er sich sonst zur Richtschnur im Leben gesetzt hat, ja, dass der Mensch im Banne ererbter und anerzogener Vorurteile noch da überzeugt sein kann, edel zu handeln, wo er tatsächlich nur brutale Macht ausübt Wehrlosen gegenüber. Diese Erkenntnis, die hier Tolstoi in so eindringlicher, keinen Widerspruch mehr erlaubender Weise vermittelt, die Erkenntnis von der Rolle, die dem Unbewussten im Gesellschaftsleben zukommt (vor allem in Hinsicht auf dessen wirtschaftliche Grundlagen), diese Erkenntnis bleibt aber deshalb so ungemein wichtig für jeden Freund der Menschheit, weil mit ihrem Offenbarwerden jede Gereiztheit, jede Ungerechtigkeit und jede Gewalttat schwinden müsste aus den sozialen Kämpfen unserer Zeit. Denn Gewalttaten und Ungerechtigkeiten sind zwar natürliche Antworten auf tatsächliches Betroffenwerden

von sozialen Verschuldungen anderer, aber doch nur solange einigermassen entschuldbar, als die Tatsache des Unbewussten in der sozialen Verschuldung unerkannt bleibt.

Hier in diesem Romane wird nun geschildert, wie ein altadeliger Abkömmling vieler Generationen von Grossgrundbesitzern, dem mit neunzehn Jahren die Macht zufällt über neunhundert Seelen, seinen „ihm vom Schicksal anvertrauten Bauern" aufrichtig das Gute will, sich aber — eben infolge seines Hineingeboren- und Hineinerzogenseins in die Einrichtung der Leibeigenschaft — in einem solchen Grade ausserstande erweist, die eigentliche, tief unmoralische Grundlage seines wirtschaftlichen Lebens zu erkennen, dass er sich sogar berechtigt erlebt, seinen von ihm bis zur Unmöglichkeit ausgebeuteten, leibeigenen Bauern auch noch Vorwürfe zu machen über ihr Elend und über ihre „Faulheit", ohne zu begreifen, wie komisch das dem Bauern vorkommen muss, der doch keinen Augenblick zu vergessen vermag, dass sein „Wohltäter und Moralprediger" tatsächlich der alleinige Urheber all seines Elends ist! Und das Allerseltsamste! Der Dichter dieses Romans bleibt selber als Mensch derart in den Vorurteilen seines Helden befangen, die er im Romane in unübertrefflicher Weise ad absurdum führt, dass er, auch nachdem er diesen Roman vollendet hatte, ruhig fortfährt, Seelenbesitzer zu sein, ja, einzig und allein von dem zu leben, was seine Bauern erarbeiten müssen, — er meidet nur ihre unmittelbare Nähe.

Die Situation des Dichters des „Morgens eines Gutsbesitzers" ist mithin durchaus eigenartig: als Mensch bleibt er ein Opfer der sozialen Vorurteile, die er als Künstler durchschaut und abweist: als Dichter weiss Tolstoi das, was er als Mensch nicht einzusehen vermag. Als Mensch übt er das, was er als Dichter verurteilt. Aus allen diesen Gründen wird man — das ist wohl unweise, aber es geschieht ganz unwillkürlich — etwas misstrauisch, wenn der Dichter hier so gar viele menschlich

sympathische, fast bedeutende Züge an seinen Bauern feststellt — und Unglück macht doch im allgemeinen den Menschen nicht besser. Man fragt sich da unwillkürlich, ob der Dichter nicht damit sein Unrecht als Mensch gelinder hinzustellen sucht — ganz instinktiv, ohne jede bewusste Absicht. Auch scheint es uns fast so, als ob Tolstoi seine Bauern hier deshalb vor allem und gerade denen gegenüber, denen sie völlig schutzlos gegenüberstehen, so reichlich mit überlegener Ironie ausstattet, wozu übrigens tatsächlich ein grosser Hang im russischen Volke vorhanden zu sein scheint — um sich selber zu retten vor herzzerreissendem Mitleid! Das heisst, es würde uns das so scheinen, wenn nicht gerade durch diese überlegene Ironie auf seiten der armen Leibeigenen ihr furchtbares Schicksal erst recht in ergreifender Hoffnungslosigkeit erscheinen müsste. Denn da, wo die Ironie hier aufhört, und sie bricht stets unvermittelt ab, wird sie abgelöst vom nackten Notschrei. Die Ironie erweist sich somit hier als nichts anderes, denn als letzter Selbstschutz eines, der von allen verlassen ist. Im Angesichte der Verzweiflung schützt der sich dann selbst auf Kosten anderer (das nennen wir eben Ironie), er will es wenigstens, wenn das auch sonst gegen seine Natur ist!

Wir übersetzen wörtlich die erste beste Episode: „Der junge Gutsbesitzer wollte augenscheinlich noch etwas fragen, er erhob sich wenigstens nicht von seinem Sitze und blickte unentschlossen bald auf den T s c h u r i s (Name eines Leibeigenen), bald auf den leeren, ungeheizten Ofen.

„Wie? Habt ihr schon zu Mittag gegessen?" frug er endlich.

Unter dem Schnauzbart des Tschuris zuckte es wie ein spöttisches Lächeln, gleich als ob es ihm komisch vorkomme, dass der gnädige Herr so dumme Fragen stellte. Er antwortete gar nicht.

„Was für ein Mittagessen denn, Ernährer!" stiess schwer

seufzend Tschuris' Weib hervor. „Brot haben wir gegessen, das ist unser Mittagessen. Kohlsuppe zu bereiten, war nichts da, und was wir an Kwass hatten, haben wir den Kindern gegeben . . ."

„Heute sind ‚hungrige Fasten', Euer Erlaucht!" mischte sich Tschuris selber ein, die Worte seines Weibes deutend.

„Brot und Zwiebeln, das ist unser Bauernessen. Noch hat — Gott sei Ruhm dafür — das Brötchen bei uns bis jetzt gereicht — durch Eure Gnade. Aber sonst — dicht nebenan bei unseren Nachbarn, da ist auch kein Brot mehr da . . . Von Ostern an gehen wir auch nicht mehr zur Kirche, und haben nicht einmal ein Lichtchen dem Nikolai aufzustellen!"

Nechludoff kannte lange schon und nicht nur vom Hörensagen, vielmehr aus eigenster Anschauung, jenes äusserste Mass von Armut, in der seine Bauern lebten. Diese ganze Wirklichkeit stand aber in einem solchen Gegensatze zu seiner Erziehung, zu seiner Denkweise und Lebensführung, dass er wider Willen immer wieder diese Wahrheit vergass. Und jedesmal, wenn man ihn, wie jetzt, lebhaft und greifbar an sie erinnerte, ward es ihm unerträglich schwer und traurig im Herzen, gleichsam als ob ihn die Erinnerung quäle an irgendein von ihm begangenes und nie mehr zu sühnendes Verbrechen.

„Weshalb seid ihr denn so arm?" rief er aus, unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck verleihend.

„Ja, wie sollen wir denn sein, Väterchen, Euer Erlaucht, wenn nicht arm? Unser Boden ist ein solcher — Sie selber geruhen es zu wissen: Lehm, Hügelland, ja, und dann, augenscheinlich haben wir Gottes Zorn erregt. Schon von der Cholerazeit an wächst kein Brot mehr. Wiesen und Weideland ist wiederum weniger geworden; einiges ward von der Gutsverwaltung in Bebauung genommen, anderes hat man einfach der Herrschaft zugeteilt . . .

Meine Sache ist eine einsame, alte . . . Wenn ich auch froh

wäre, mich zu regen . . . Ich habe keine Kräfte mehr. Meine Alte ist krank, jedes Jahr gebärt sie Mädchen, und alle muss man doch füttern . . . Siehst du, ich allein rühre mich, zu Hause aber sind sieben Seelen. Ich bin wohl sündig vor Gott, dem Herrn! Oft denke ich mir: Würde Gott nur eines oder das andere der Kinderchen rascher zu sich nehmen. Mir wäre es leichter, ja, und auch ihnen wäre es besser, als hier Elend zu leiden . . ."

„Oh, oh!" seufzte laut das Weib, wie zur Bestätigung der Worte ihres Mannes.

„Siehst du, meine Hilfe ist ganz hier," fuhr Tschuris fort, indem er auf einen dickbäuchigen, weisshaarigen, zerzausten Knaben von etwa sieben Jahren hinwies, der eben schüchtern leise die Türe aufklinkte, in die Hütte trat, und indem er von unten her die erstaunten Augen auf den gnädigen Herrn richtete, sich mit beiden Händen an dem Hemde von Tschuris festhielt.

„Siehst du, das ist meine ganze Hilfe," sprach mit klangvoller Stimme Tschuris und fuhr mit seiner haarigen Hand über die weissen Haare des Knaben.

„Werde ich es wohl noch erleben, dass er mir wird helfen können? . . . Mir aber geht schon die Arbeit über die Kräfte. Das Alter wäre noch nichts, aber Gliederreissen hat mich überwältigt. Bei schlechtem Wetter möchte ich schreien . . ."

Die Schuld, die furchtbare Schuld, in die der Dichter dieser Novelle hineingeboren und hineinerzogen worden war, wächst hier unheimlich, ins Riesengrosse, und lässt uns auf einmal allen späteren Fanatismus des utopistischen (und nicht immer den Menschen mit Liebe und Schonung begegnenden) Sozialreformers Tolstoi begreiflich erscheinen. Nur von sich selber loskommen, nur hoffen zu dürfen auf aller kommendes Heil, um nicht mehr nur denken zu brauchen an die eigene Schuld! So muss es wohl in seinem Innern erklungen haben. Lieber die

ganze übrige Welt Mitschuldner werden lassen, um nur nicht allein bleiben zu müssen mit der eigenen Schuld: denn das wäre Tod und Verzweiflung! Daher denn auch des späteren Sozialpropheten Tolstoi verzweifeltes, seinen Geist so einengendes Bemühen, die Wirkung der gesellschaftlichen Einrichtungen auf den einzelnen Menschen nicht zuzugeben, nicht anzuerkennen das Unbewusste im Wirtschaftsleben, dessen seelenbeugender Macht er selber doch in diesem Romane ein Hohes Lied gesungen hatte. Hätte er sie anerkannt, die Macht des Unbewussten, der überkommenen sozialen Vorurteile im Leben des einzelnen, so hätte er zwar nicht umhin gekonnt, sich selber bis zu einem gewissen Grade freizusprechen, er hätte aber auch verzweifeln müssen an sich selber: denn in welchem Augenblicke seines Lebens kann denn der Mensch die Gewissheit haben, dass das Unbewusste seine Macht einbüsste über ihn? Nein! Lieber die ganze Welt als Mitschuldner ansprechen an einer Schuld, von der sich ein jeder durch eigenen Willen freizumachen vermag! Wie sehr aber Tolstoi dabei den anderen, die niemals Sklaven hielten und nicht das Geld verprassten, das Wehrlosen, Vergewaltigten erpresst worden war, wie sehr Tolstoi ihnen allen unrecht tut, das entgeht ihm glücklicherweise, glücklicherweise für den Menschen und den Künstler; der Sozialprophet Tolstoi ist damit gerichtet!

Der Inhalt dieses Romanes — er erinnert in seinem ungekünstelten Aufbau durchaus an Gogols „Tote Seelen“ — ist in wenigen Worten berichtet:

Ein junger Gutsbesitzer, Fürst Nechludoff, besucht eines Sonntagmorgens diejenigen seiner Leibeigenen, die Bittschriften an ihn gerichtet hatten. Er erkennt dabei zum ersten Male ihr namenloses Elend und seine Machtlosigkeit ihm gegenüber. Nechludoff denkt da der Stunde, wo er zum ersten Male beschloss, sein Leben diesen „von Gott ihm anvertrauten Seelen“ zu widmen:

„Früh am Morgen war er aufgestanden, vor allen anderen im Hause. Und qualvoll erregt von einem geheimnisvollen, nicht mit Worten zu nennendem Drängen seiner Jugend ging er ohne Ziel in den Garten, von dort in den Wald, und inmitten der maienhaften, starken, saftigen, aber ruhigen Natur schweifte er lange umher, allein, ohne irgendwelchen Gedanken, und er litt dabei an dem Uebermasse eines Gefühls, für das er keinen Ausdruck zu finden vermochte. Bald wies ihm seine junge Vorstellungskraft im vollen Glanze des noch Unbekannten das wollüstige Bild des Weibes, und es schien ihm: ‚Da ist es, das Verlangen, das ich nicht deuten kann!' Aber irgendein anderes höchstes Gefühl sprach: ‚Das ist nicht das!' und zwang ihn weiter zu suchen. Bald erhob sich sein unerfahrener, feuriger Geist höher und höher in die Sphären des Wesenlosen und eröffnete ihm, so kam es ihm vor, neue Gesetze des Seins. Und er verharrte in feurigem Entzücken bei diesen Gedanken. Wiederum aber sprach das höchste Gefühl: ‚Das ist nicht das!' Und wiederum zwang es ihn, zu suchen und unruhig zu sein. Ohne Gedanken und ohne Wünsche, wie es immer so ist nach übergrosser Anstrengung, legte er sich endlich auf den Rücken unter einen Baum und blickte auf die durchsichtigen Morgenwölkchen, die über ihm herliefen am tiefen, unendlichen Himmel. Plötzlich, ohne jede Ursache, kamen ihm Tränen in die Augen, und, Gott weiss auf welchem Wege, kam ihm ein klarer Gedanke und erfüllte seine ganze Seele, und er hielt sich mit Entzücken fest an ihm: der Gedanke, dass die Liebe und das Gute die Wahrheit ist und das Glück, und die einzige Wahrheit und das einzig mögliche Glück auf der Welt. Das höchste Gefühl sprach diesmal nicht mehr: ‚Das ist nicht das!' Er erhob sich und begann seinen Gedanken zu prüfen: ‚Das ist es, das ist es!' sprach er zu sich selber mit Begeisterung, indem er alle seine früheren Ueberzeugungen, alle ihm gewordenen Offenbarungen des Lebens

auf diese neuentdeckte, wie es ihm schien, völlig neue Wahrheit hin prüfte.

‚Was für eine Dummheit war doch alles, was ich wusste, woran ich glaubte und was ich liebte,' sprach er zu sich selber. ‚Die Liebe, die Aufopferung, — das ist das einzig wahre, vom Zufall unabhängige Glück!' wiederholte er, und er lachte dabei und vermochte sich nicht ruhig zu halten. Indem er diesen Gedanken an alle Offenbarungen des Lebens anpasste und ihm eine Bestätigung fand auch im Leben und in jener inneren Stimme, die ihm gesagt hatte, dass dies das ist, erlebte er ein neues Gefühl freudiger Erregung und Entzückung.

‚Also muss ich das Gute tun, um glücklich zu sein,' dachte er, und seine ganze Zukunft trat lebhaft vor ihn hin, schon nicht mehr nur in Gedanken, vielmehr in Bildern. Die wiesen ihm ein Leben als Gutsherr."

Ganz niedergeschmettert kehrt Nechludoff nach Hause zurück, und da warten sie auch schon auf ihn: „Da war das abgerissene, zerzauste und blutende Bauernweib, das sich weinend beklagte über ihren Schwiegervater, der sie töten wolle. Da waren zwei Brüder, die schon vor Jahresfrist ihren Bauernhof unter sich geteilt hatten und nun mit verzweifelnder Wut aufeinander blickten. Da war auch der unrasierte, ergraute Hofleibeigene mit vor Trunkenheit zitternden Händen, den sein eigener Sohn, der Gärtner, zum gnädigen Herrn führte, um Klage zu führen über des Vaters haltloses Betragen. Da war der Bauer, der sein Weib aus dem Hause gejagt hatte, weil sie das ganze Frühjahr über nicht gearbeitet hatte. Und da war auch jenes kranke Weib selber: schluchzend und ohne ein Wort zu äussern sass sie auf dem Grase beim Eingang des Hauses und liess ihr entzündetes, nachlässig mit irgendeinem schmutzigen Lappen verbundenes, geschwollenes Bein sehen! Nechludoff hörte alle Bitten und Beschwerden an, riet den einen, versöhnte die anderen, versprach den Dritten — und

empfand bei alledem ein seltsames Gefühl, das gemischt war aus Müdigkeit, Scham, Machtlosigkeit und Reue!"

Nechludoff erkennt die Unsinnigkeit seines Tuns. Er klagt der alten Wärterin sein Leid, und die sagt ihm gehörig ihre Meinung.

„Ja, wie sollten Sie nicht traurig sein. Sehe ich es denn nicht selber!" begann die Wärterin mit Eifer. „Tag für Tag mutterseelenallein, und alles nehmen Sie sich so zu Herzen, zu allen gehen Sie selber! Schon haben Sie fast ganz aufgehört zu essen. Ist das Vernunft? Wenn Sie wenigstens in die Stadt fahren würden oder zu den Nachbarn! . . . Ihre Jahre sind junge Jahre! Und so über alles sich grämen! Du verzeihst mir, Väterchen, aber ich setze mich," fuhr die Wärterin fort, indem sie sich neben der Tür niederliess. „Siehst du, du hast eine solche Nachsicht an den Tag gelegt, dass schon niemand mehr dich fürchtet. Ist das gehandelt wie ein Herr? Da ist auch gar nichts Gutes daran. Nur dich selber richtest du zugrunde, ja, und das Volk verwöhnt sich nur. Du weisst ja, unser Volk ist ein solches. Es empfindet das nicht. So ist es nun einmal. Wenn du zur Tante fahren würdest, sie hat die Wahrheit geschrieben?"

So beriet ihn die Wärterin.

Nechludoff beschliesst, in die Stadt zurückzukehren. Der einzig erlösende Gedanke, seine Bauern freizugeben, kommt ihm nicht: Geburt und Erziehung halten durch Gefühlswiderstände unseren Geist davon ab, ganze Gebiete unseres persönlichen Verhaltens unserer voraussetzungslosen Kritik zu unterwerfen. Das Unbewusste in unserem Wirtschaftsleben, das sind die eigentlichen Gespenster unserer Zeit: sie zwingen uns, hartherzig zu sein, wo wir teilnehmend sein möchten, und machen uns blind für unsere Roheit. Tolstoi wollte sie nie anerkennen, die Gespenster unserer Zeit. Seine Seele konnte nicht einverstanden sein mit ihrer Macht. Den Gespenstern tat das

nichts. Tolstoi allein hatte den Schaden zu tragen. Er ward ihr Opfer. Sie zwangen ihn, die Menschen, denen er das Beste wollte, zu verkennen und ihnen unrecht zu tun. Denn wenn man der Gespenster Walten leugnet im Tun der Menschen, so bleibt den Menschen allein die Schuld für ihre sozialen Sünden, und dann stehen sie ausserhalb unserer Liebe: denn den Menschen nur vermögen wir zu lieben, an dessen Unschuld wir glauben dürfen!

Erst siebenundvierzig Jahre später, in seiner „Auferstehung", gab Tolstoi die Antwort auf den „Morgen eines Gutsbesitzers". Von der Vollendung dieses Romanes bis zu Tolstois sozialer Umkehr vergingen noch achtundzwanzig Jahre. Hier im „Morgen eines Gutsbesitzers" hat aber der vierundzwanzigjährige Dichter seinen ganzen Lebensweg vorausgesehen. Der liegt von nun an klar vorgezeichnet vor ihm. Noch aber sträubt sich Tolstoi gegen das Opfer und sucht andere Lebensziele. Bei dem aber, der den „Morgen eines Gutsbesitzers" schrieb, wissen wir im voraus, dass jede andere Tätigkeit, als die für die Enterbten, möge sie auch entsprungen sein dem Göttlichen in seiner Natur, ihm einstmals, wenn die Kunst von ihm floh, wird erscheinen müssen wie Selbstbetrug, wie Rausch und Betäubung. Der Künstler, der überall das volle Leben erfasst, und seine Rechtfertigung überall erlebt, wo er es gestaltet, wird Tolstoi noch auf Jahrzehnte hinaus davon abhalten, der Stimme seiner Reue zu folgen, die ihm zum ersten Male deutlich erklang im „Morgen eines Gutsbesitzers". Um ihr aber willig folgen zu können, dazu wäre es nicht einmal nötig gewesen für Tolstoi, seinem Künstlertum völlig zu entsagen, und erst recht unnötig erscheint dazu jene Askese, der sich der Greis hingab. Das sind alles nur die Folgen einer allzu lang hintangehaltenen Reue, die dann keine Schranken mehr kennt. Nach dem „Morgen eines Gutsbesitzers" hätte sich Tolstoi nur entschlossen auf die Seite der Enterbten zu stellen brauchen, er hätte

zunächst bloss die unmittelbare Ausbeutung Wehrloser aus seinem Leben entfernen müssen. Dass er dies aber erst dreissig Jahre später und nur in der Theorie tat, ist nach diesem Werke schwer zu verstehen. Unbegreiflich erscheint es uns auch, dass nach diesem Werke und noch bis zehn Jahre später Tolstoi es fertig brachte, grössere Summen im Spiele zu verlieren, wo er doch einmal erkannt hatte, dass all sein Geld erdarbt war von seinen Hörigen, und dass sein Wohlleben zum Hintergrund hatte ein namenloses Elend von Hunderten armer Bauern. Nach solchen sozialen Einblicken und bei der sozialen Empfindlichkeit, die der Dichter hier an den Tag legt, kann man dann sehr wohl die Tiefe der Reue des späteren Tolstoi begreifen, und dass sie ihn zum Wahnsinn hätte führen müssen, wenn er nicht die ganze Menschheit zu Mitschuldigen gemacht hätte an seiner Schuld. Bekanntlich stellt ja der spätere Sozialtheoretiker Tolstoi das Geld als den Urgrund allen sozialen Uebels hin und versteigt sich dabei bis zu der seltsamen Behauptung, der Leibeigenenbesitzer stehe höher als jeder beliebige Geldausgebende, da er sich ja um den Menschen, den er für sich arbeiten lässt, auch persönlich bekümmere! Tolstoi vergisst hierbei nur, dass dies persönliche Bekümmern meist derart war, dass schliesslich dem Leibeigenenbesitzer die Macht dazu genommen werden musste. Tolstoi vergisst, dass, wenn auch die Not den Menschen zu vielen Erniedrigungen zwingt, es doch eben nur die Not ist, nicht aber ein staatlich gewährleistetes Recht seines Mitmenschen über ihn, Tolstoi vergisst, dass wer dem Notleidenden Geld gibt, doch damit an sich nicht die Macht gewinnt über die Person dessen, dem er aus der Not verhilft. Der Sozialtheoretiker Tolstoi will aber in dogmatischer Ueberschätzung der von ihm bis dahin überhaupt nicht anerkannten, wirtschaftlichen Bedingtheit des Menschen die Rolle der staatlich gewährten Rechte im Leben des Menschen völlig in Abrede stellen. Das ist natürlich dogmatische Kindlichkeit (wenn

auch durchaus keine harmlose, denn sie lässt temperamentvolle Menschenfreunde schliesslich zu Dolch und Bombe greifen). Bei alledem müssen wir natürlich zugeben, dass erst völlige Befreiung aus wirtschaftlicher Not — also etwa die Verwirklichung der Forderungen des Sozialismus — dem Bürger einen restlosen Genuss der Rechte zu gewähren vermöchte, die der Staat heute bereits jedem einzelnen theoretisch zuerkennt. Es kann aber trotzdem nur böser Wille, Oberflächlichkeit oder Unwissenheit ausser acht lassen, dass solche Sozialisierung des Rechts heute bereits im Gange ist und, wenn auch noch sehr weit entfernt von dem letzten Ziele, doch unstreitig in weitem Umkreis bereits zur Wirklichkeit wurde.

Zum Vollblick auf den Menschen gehört unstreitig auch der soziale Tiefblick. Tolstoi hat ihn eigentlich erst in die Literatur eingeführt, vor allem eben im „Morgen eines Gutsbesitzers", und das in ganz origineller Weise. Steht doch dieser Roman in seinem gar nicht zu übertreffenden Realismus — auch die Abspiegelung des Sklavenelends in der Seele des Sklavenhalters ist etwas Reales — weit über allen bisherigen Schilderungen der Sklaverei. Selbst Gogol kommt dagegen nicht an. Er war Romantiker. Das Wirkliche war ihm Zweck. Er predigt da, wo Tolstoi erlebt. Nun hat freilich Tolstoi in seinen Hauptwerken „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden" das soziale Thema nicht mehr oder doch nur flüchtig angeschlagen. Hier brauchte er das Leben in einer gewissen Tiefe voll und ganz. Für das rein Soziale war da kein Platz. Denn das bringt, was man auch immer sagen mag, und die Schuld liegt nicht an ihm, vielmehr am Leben, wie es sich heute gestaltet hat, doch immer eine Trennung ins Menschendasein. In der „Auferstehung" hat Tolstoi ein klassisches Beispiel gegeben für sozialen Tiefblick in der Schilderung von Menschenschicksalen, und es ist wunderbar, wie alles Menschentum dabei an Ueberzeugungskraft gewinnt. Indes beengt der zu ausschliesslich soziale

Blick des Dichters in diesem Romane doch sehr viele andere Gesichtspunkte und hält den Dichter oft ferne dem typisch Menschlichen. Noch haben wir nicht den Schriftsteller, der restlose, soziale Aufgeklärtheit vereinigte mit hemmungslosem Lesen in der Menschen Seele. Es wäre demnach noch eine Kunst über diejenige Tolstois hinaus möglich. Das wäre etwa eine Synthese aus „Anna Karenina" und „Der Morgen eines Gutsbesitzers" oder besser vielleicht aus „Anna Karenina" und „Auferstehung".

Der Inhalt von „Der Morgen eines Gutsbesitzers" beweist dabei ein Verständnis für die tiefste Lebensnot der Leibeigenen, wie es nur lang andauerndem, tiefgehendstem Interesse entspringen kann. Vielleicht freilich, dass diese Eindrücke ungewollt an Tolstoi heranflogen, von seiner bewussten Person abgelehnt, ins Unterbewusstsein herabsanken, und dort, wie alle Eindrücke, die jemals an uns herantraten, eine Ausarbeitung bis ins einzelne hinein erfuhren. Dass dem tatsächlich so ist, wissen wir aus der Hypnose. Der Hypnotisierte — und alle Menschen sind wohl zu hypnotisieren — erlebt jeden ihm anbefohlenen, menschlich möglichen Zustand bis ins einzelnste hinein, bis in die Handschrift, die einem in solchem Zustande befindlichen Menschen eignet. Und das wäre natürlich unmöglich, wenn nicht tatsächlich der Mensch eine unermessliche, alle menschlichen Möglichkeiten in sich schliessende Fülle von Eindrücken fertig vorverarbeitet im Unterbewusstsein lagern hätte. Nur dass bei den Nicht-Künstlern die unbewusst verarbeiteten Eindrücke niemals zum Bewusstsein gelangen, oder doch nur insofern sie in ihrer Fülle jene uns oft so drückenden Stimmungen auslösen, für die wir keine Erklärung wissen (und von denen zum Beispiel der Blinde, der keine solchen Eindrücke hat, völlig frei ist, womit denn auch wohl die auffallende Heiterkeit der Blinden erklärt zu sein scheint). Nur dem geborenen Künstler eignet die Fähigkeit, diese unbewusst

verarbeiteten und im Unterbewusstsein lagernden Eindrücke willkürlich nach Wahl hervorzurufen, und je vollständiger er dies vermag, um so höhere Meisterschaft erkennen wir ihm zu. Tolstoi brauchte sich bloss in jene in sich konzentrierte, von der Aussenwelt abgeschlossene Geistesverfassung zu versetzen, aus der künstlerisches Schaffen geboren wird, wir wissen nicht wie, um unter der Macht eines ihn völlig erfüllenden Gefühles die zugehörige Erfahrungsmasse heraufbeschwören zu können bis zu erdrückender Fülle. Ein jeder von uns, wenn er nicht gerade sein Leben in Einzelhaft zubringt (und das ist dann ein durch nichts zu entschuldigender kosmischer Raub, der an ihm verübt wird), erlebt ja wohl alle menschenmögliche Erfahrung — und nur darum können wir alle den Dichter verstehen. Aber nur der Künstler vermag es, frei zu verfügen über diese Erlebnismasse, und darum ist nur er imstande, unseren bewussten Seeleninhalt in so wundervoller Weise zu erweitern. Und darum hat auch unser Dank an ihn kein Ende!

Wenn wir schliesslich diesen, in Tolstois Entwicklung wohl einen Merkstein bildenden Roman uns in seiner Ganzheit vergegenwärtigen, so scheint es uns, als ob der Künstler hier, freilich unbewusst, mit der Fülle seiner Bilder und Gestalten uns die alte, im despotischen Russland besonders naheliegende Erfahrung nacherleben lassen wollte: dass überall da, wo absolute Macht herrscht eines Menschen über seine Mitmenschen, d e r notwendig blind sein muss, der diese Macht ausübt, dass er der am meisten Betrogene sein muss, und dass mit Naturnotwendigkeit Niedertrachten jeglicher Art sich verbergen müssen hinter dem Rücken des mit absoluter Macht Ausgestatteten: zwei Fähigkeiten im Menschen erlangen dabei ihre höchste Ausbildung überall da, wo eine absolute Macht alle Niedertrachten, die in ihrem Namen geschehen, decken muss: auf Seiten des Schwachen die Schlauheit im Hintergehen des Mächtigen, und auf Seiten des Machtausübenden die

Geschicklichkeit, Schwächeren gegenüber die eigene Macht immer und überall fühlbar zu machen. Beide Geschicklichkeiten findet man denn auch nirgends in Europa zu solcher Virtuosität ausgebildet, wie im modernen Russland, das durch die doppelte Schule des wirtschaftlichen und politischen Despotismus ging: Leibeigenschaft und Zarentum haben einen äusserst feinen Psychologen auch aus dem einfachen Russen gemacht. Diese Kunst, in der Menschenseele zu lesen, gelangte dabei aber zur Ausbildung, und das gibt ihr ihr ganz bestimmtes Gepräge, nicht in dem Streben, die Schwächen und Empfindlichkeiten des Mitmenschen zu schonen, vielmehr um sie auszunützen im Eigeninteresse dessen, der sie erriet. Freilich handelt es sich für den meist um nackte Daseinserhaltung. An dieser falschen Einstellung der russischen Seele fremdem Seelenleben gegenüber scheitern leider noch immer die meisten Reformpläne in Russland. Die russische Seele vermag sich noch immer nicht an den Gedanken zu gewöhnen, dass der Mensch zu seinen Rechten gelangen kann, auch ohne zur Schlauheit und List greifen zu müssen. Sie kann eben noch nicht abrüsten, die russische Seele. Und es wäre wohl auch noch etwas zu früh dazu. Vor allem kann das einfache Pflichtgefühl noch nicht aufkommen im Russen: es ist ihm zu unpsychologisch, zu objektiv, zu uninteressant. Es gibt zu wenig Veranlassung zum Grübeln und Pläneschmieden, — und man hat sich nun einmal daran gewöhnt, und es entsteht Leere und Langeweile, wenn man es nicht mehr nötig hat. In alle diese Zusammenhänge, die den Wohlwollenden in Russland heute noch zur Verzweiflung bringen, hat hier der Dichter tief hineingeleuchtet. Er ist dann aber wohl selber aufs tiefste erschrocken. Wenigstens ist er dem Leibeigenenschicksal auf lange Jahre hinaus aus dem Wege gegangen.

Und auch hier, zum Schlusse dieses Romanes selber, bedurfte der Dichter offenbar eines Trostes vor den Gespenstern,

die sein Genius heraufbeschworen hatte. Und so reich war sein Geist, wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, dass er ihm aus allen Verlegenheiten einen Ausweg wies. (Darum war es, nebenbei gesagt, vielleicht auch nicht so schwer für Tolstoi, gut zu sein, weil er eben nie völlig unglücklich sein konnte.) Er trug aber dafür auch mit sich herum das Wissen von ganzen Leidenswelten. Hier, im „Morgen eines Gutsbesitzers" fand der Dichter noch einmal den Ausweg aus sozialer Verzweiflung, indem er sich von der sozialen Bedingtheit des Menschen unabhängige, seiner kosmischen Einordnung entspringende Freuden zum Bewusstsein bringt. (Und so gross war Tolstois Bedürfnis, loszukommen vom sozialen Geschick der Menschheit, dass er später, als Prophet, in diesen einfachen, allen zugänglichen Freuden des Lebens die dem Menschen einzig erlaubten Genüsse ansprach, und ihm somit das Denken in die Unendlichkeit hinein verbot — wohl auch selber nicht mehr das Bedürfnis nach ihm empfand, im Drange der Angst verbluten zu müssen am Endlichen.)

„Plötzlich trat vor Nechludoffs Vorstellung" — so endigt der Roman — „ein Dreigespann schweisstriefender Pferde, und die kräftig schöne Gestalt des Iljuschka mit seinen blonden Locken, seinen froh glänzenden, blauen Augen, seinem frisch geröteten Gesichte und dem Flaum, der kaum anfing, ihm Lippen und Kinn zu bedecken. Nechludoff denkt daran, wie Iljuschka in Angst geriet, man werde ihn nicht mehr zu den Fuhrleuten lassen, und wie feurig er eintrat für diese seine Lieblingssache.

Und Nechludoff sieht: ein grauer, früher, nebliger Morgen, eine nasse, schlüpfrige Chaussee, die lange Reihe hochbeladener, mit Bastdecken gedeckter Fuhren, denen grosse, schwarze Buchstaben aufgedruckt sind. Die starkbeinigen, satten Pferde rasseln mit ihren Schellen und ziehen, den Rücken

krümmend und die Zugriemen anspannend, mutig die Fuhre die Anhöhe hinauf, indem sie sich mit ihren mächtigen Hufeisen anklammern an dem glatten, festen Boden. Dem Wagenzug entgegen, den Berg herunter, läuft rasch die Post, unter dem Läuten der kleinen Glöckchen, die von weit her zu vernehmen sind durch den dichten Wald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht. „Ah, ah, ai!" ruft laut mit kindischer Stimme der vordere Fuhrmann — er trägt ein Blechschild an der Lammfellmütze — indem er die Peitsche über den Kopf erhebt. Bei dem Vorderrad der ersten Fuhre schreitet schwer in gewaltigen Stiefeln Karp einher mit seinem roten Bart und seinem mürrischen Blick. Auf der zweiten Fuhre streckt seinen hübschen Kopf Iljuschka heraus, der sich unter der Bastdecke des vorderen Wagens schön erwärmt hatte bei der Kühle des Morgens.

Drei Dreigespanne, hoch mit Koffern beladen, fahren vorüber unter Räderknarren, Schellengeläute und lautem Rufen. Iljuschka verbirgt wiederum seinen Lockenkopf unter der Bastdecke und schlummert ein . . . .

Da, ein klarer, warmer Abend! Vor den ermüdeten, beim Gasthofe sich drängenden Gespannen öffnet sich knirrschend das schwere Brettertor, und eine nach der andern, hüpfend über die Schwelle, verschwinden die hohen, mit Bastdecken bedeckten Fuhren unter dem weiten Wetterdach. Iljuschka begrüsst sich lustig mit der weissgesichtigen, breitbrustigen Wirtin. Die fragt: „Woher kommt ihr, und werdet ihr viel zu Abend essen?" und dabei blickt sie mit Vergnügen auf den hübschen Burschen mit ihren glänzenden, freundlichen Augen. Dann geht Iljuschka, nachdem er die Pferde besorgt hat, in die heisse, mit Volk erfüllte Hütte, bekreuzt sich, setzt sich hinter die volle, hölzerne Tasse und beginnt eine lustige Unterhaltung mit der Wirtin und den Kameraden. Und da ist auch sein Nachtlager unter dem freien Sternenhimmel, der herab-

schaut unter dem Schutzdache hervor, sein Nachtlager im duftenden Heu bei seinen Pferden, die stampfend und schnaufend das Futter herumwühlen in den hölzernen Krippen. Iljuschka schreitet zu seiner Schlafstätte, wendet sich nach Osten und, nachdem er wohl dreissigmal seine breite, starke Brust bekreuzigt hat, betet er das Vaterunser und wohl zwanzigmal „Herr, erbarme dich!", hüllt sich dann mit dem Kopfe in die langen Schösse seines Rockes und entschlummert den gesunden, sorglosen Schlaf des starken, frischen Menschen. Und da sieht er im Traume Städte, Kiew mit seinen Heiligen und Massen von Wallfahrern, Romen mit Kaufleuten und Waren, er erblickt Odest und das weite blaue Meer mit weissen Segeln, er erblickt mit goldenen Häusern und weissbrustigen, schwarzbewimperten Türkinnen die Stadt Zarograd, wohin er flog auf unsichtbaren Flügeln. Frei und leicht fliegt er dahin, immer weiter und weiter und sieht unter sich goldene Städte, umgossen von strahlendem Sonnenglanz und den blauen Himmel mit vielen, vielen Sternen und das azurne Meer mit weissen Segeln — und es ist ihm froh und lustig, zu fliegen, weiter und weiter!"

„Herrlich!" murmelte Nechludoff für sich, und es kommt ihm der Gedanke: „Weshalb bin ich nicht Iljuschka?"

In der ganzen Weltliteratur weiss ich keinen Künstler zu nennen, der so wundervoll und bis zum Neiderregen überzeugend die tiefen, eigentlichen Lebensfreuden des ganz einfachen Menschen zu schildern weiss, wie Tolstoi, die Lebensfreuden, die unabhängig vom Gelde jedem geistig-gesunden Menschen offenstehen. Und dabei bleibt Tolstoi durchaus in der Wirklichkeit, ja, er wählt geradezu banale Vorkommnisse aus ihr. Die Kunst liegt nur in der Häufung und Anordnung. Und diese Wirklichkeit ergänzt Tolstoi dann nur gelegentlich nach

der Phantasieseite hin durch Volksmärchenvorstellungen. (Diese Seite des Lebensanreizes bei den ganz Armen haben uns übrigens neuerdings chinesische Gelehrte aufgezeigt und uns damit das Leben des armen Kuli erst begreiflich gemacht.)

Es gibt wohl auch kaum eine Lektüre, die uns freudiger stimmte, wie solche Schilderungen vom Glücke des kleinen Mannes.

Denen, die ihr soziales Gewissen so billig beruhigen möchten, die davonlaufen wollen vor ihren sozialen Pflichten, ihnen freilich entgehen wohl solche Schilderungen. Sie werden erlebt und als guter Trost erlebt nur von solchen, die von einem Uebermasse sozialen Mitleids beherrscht und niedergedrückt sind (was, abgesehen von Willenslähmung, zu einer falschen und den kleinen Mann letzten Endes beleidigenden Auffassung von dessen Leben führt). Tatsächlich erlebt wohl der Mensch, wenn er nur vor der drückendsten Not geschützt ist, und in die Lage hineingeboren wurde, in der er sein Leben zubringen muss, jedesmal nahezu die gleichen Abstufungen in seinen Glücksempfindungen (wobei er freilich jedesmal auch solche Freuden empfindet, die nur ihm zugänglich sind). Diese uralte Wahrheit bringt uns der Dichter hier in Erinnerung, und wir sind ihm dankbar dafür, und wir mussten an sie erinnert werden, weil wir nicht mehr an sie zu denken wagten, in der Besorgnis, wir möchten so uns selber unsere sozialen Pflichten verhüllen.

Solche Schilderungen einfachen Menschenglücks sind dabei noch besonders dankenswert, da wir heute, unter dem Einfluss unseres eben erst erwachten sozialen Gewissens, allzu geneigt sind, die Rolle zu überschätzen, die sozial bevorzugter Lebenslage und höherer Bildung zukommt in Hinsicht auf das Lebensglück des Menschen. Das eigentliche Lebensglück aber, so erkennen wir hier bei Tolstoi, liegt jenseits von dem, was gekauft, ja jenseits von dem, was verstanden werden kann, im

reinen Erlebnis: Natur, gutes Gewissen, Gesundheit, körperliches Normalbefinden und tausend andere, ungedeutete und nie zu deutende, aber zweifellos erlebte Gewissheiten sind hier wohl ausschlaggebend. Die Quellen allen menschlichen Glückes liegen vielleicht überhaupt in diesem unbewussten Sich-Abfinden und Sich-Aussprechen mit dem Weltall in uns und um uns herum. Was darüber ist, ist vielleicht alles bloss Einbildung. Ein sozialer Ausgleich könnte vielleicht bloss die Bahn freimachen für solche wahre Menschengenüsse, indem er die himmelverdüsternde Sorge beseitigt und die Möglichkeit gewährt zu einem Leben im Freien und in der Familie. Der bekehrte Tolstoi hat denn auch bekanntlich hierin das eigentliche Lebensglück angesprochen und das Streben nach jedem anderen Glück als lächerlichen Selbstbetrug bezeichnet. Wir aber meinen, wir müssten auch noch einen rein geistigen Ausweg haben ins Unendliche! (Dafür aber war dem bekehrten Tolstoi das Bedürfnis verloren gegangen: Er wagte sich nicht mehr ins Unendliche hinaus: er fürchtete da Zusammenhängen zu begegnen, für die sein enges System keine Deutung mehr bot.)

e) „Die Kosaken" (1852)

Die „Kosaken" hätten vielleicht Tolstois Meisterwerk werden können. Sie sind es nicht geworden. Sie blieben eigentlich unvollendet, wenn sie auch vielleicht in ihren Bruchstücken das Vollendetste enthalten von allem, was Tolstoi jemals geschrieben hat. Hier war ja auch für Tolstoi die Möglichkeit gegeben, Vollendetes zu schaffen: es lebten da um ihn herum Menschen, die er lieben konnte, weil er sie ohne Verstellung wusste, und weil sie jenseits aller sozialen Schuld leben: Menschen mithin, denen gegenüber weder der Künstler, noch der Moralist Widerstand findet in seiner Seele! Leider aber

schleppte Tolstoi bereits zu schwer an seinen sozialen Sünden, und er war ein zu einheitlicher Mensch, als dass er je hätte die Stimme seiner Reue zu überhören vermocht. So entging ihm das vollendete Kunstwerk, trotzdem er hier an der Quelle aller Dichtungen sass: bei einem ganz natürlichen Volke, demgegenüber das Menschentrennungswort „sozial" weder Sinn noch Inhalt hat. Tolstois Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur erreicht denn auch hier ihren Höhepunkt. Auch findet er hier zum ersten und einzigen Male wirklichen Humor, der stets auf eine gewisse seelische Freiheit schliessen lässt. Trotzdem geht ein grosser Riss durch die ganze Dichtung. Und das kommt durch die verschiedene Behandlung, die Tolstoi den Gestalten seiner Dichtung angedeihen lässt: nur einer von ihnen, dem Olenin (in dem er unverkennbar und bis ins einzelnste hinein sich selber schildert während seiner Kaukasusperiode), gibt Tolstoi innere Erlebnisse und Gedanken, alle anderen Personen werden nur geschildert in Mienen, Gebärden, Worten, wozu höchstens noch die augenscheinlichste Deutung tritt. Im Grunde stellen demnach die „Kosaken" einen maskierten Ich-Roman dar: Tatsächlich werden alle Geschehnisse hier einer Person (dem Olenin) vorübergeführt und von ihr widergespiegelt, ganz ebenso, wie das in „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingszeit" der Fall ist. Da aber dort die jedesmalige Hauptperson selber alle Vorgänge erzählt, kann von verschiedener Behandlung der einzelnen Personen nicht die Rede sein. In den „Kosaken" dagegen wird von dem alle Vorgänge eigentlich Erlebenden ganz ebenso wie von allen anderen Personen der Dichtung in der dritten Person geredet. Durch diese tatsächlich verschiedene Behandlung der einzelnen Gestalten erscheint dann der ganze Roman wie auseinandergerissen: in meist restlos gelungene epische Episoden und lose hineingefügte Selbstgespräche eines nicht übermässig interessanten, russischen Offiziers.

Offenbar bedeutet auch dieser Roman nur eine nachträgliche Auseinandersetzung des Autors mit sich selber während einer ganz bestimmten Periode seines Lebens. Tolstoi braucht aber dazu, wie wir bereits erwähnten, aus angeborener Gewissenhaftigkeit die Umwelt bis ins einzelne. Oder vielleicht besser gesagt: Tolstoi vermochte das Leben bloss dann so weit zu verstehen, wie sein Erkenntnisbedürfnis ihn antrieb, wenn er es nachgebildet hatte in seiner ganzen Fülle: Tolstois Künstlertum war die Voraussetzung seines Weltenverstehens, wie übrigens bei jedem Künstler. (Deshalb blickt aber auch der Künstler um soviel tiefer ins Leben hinein als der Denker, steht er über allen Philosophen, und darum ist es ein Rückschritt, wenn der Dichter zum Moralisten wird.) Ein vornehmer Herr lässt sich hier die eigene Vergangenheit in Separatvorstellungen noch einmal vorführen und ist dabei sein eigener Regisseur, und zwar ein ganz vorzüglicher. Er selber bleibt aber immer er selber. Im Olenin sehen wir den Autor des „Jünglingsalters" weiterschreiten auf dem Wege zu den Idealen der Selbstaufopferung und Selbstvervollkommnung, über die er sich so früh schon Rechenschaft abgelegt hatte. Dabei ward der Zwiespalt in Tolstois Person, zwischen dem grüblerischen Moralisten und dem frei ins volle Leben hineingreifenden Gestalter, in das Stück selber übertragen, und diesmal nicht zu einem harmonischen Ausgleich gebracht: sobald der Dichter seinen Doppelgänger Olenin mit sich allein sein und über sich selber nachdenken lässt, zerreisst er den Zauberschleier vor seinen Gestalten, und die verlieren dann nachträglich noch an Wesenheit, weil wir erkennen, dass hier aus zwei völlig verschiedenen Perspektiven geschaut wird.

Dabei kommen einem dann allerlei ketzerische Gedanken. Zum Beispiel: Wieviel vornehmer doch diese Naturmenschen sind, die Kosaken, die allein mit sich selber fertig werden, als dieser Olenin, der immer zu deutlich wird und darum im

Grunde die uninteressanteste Persönlichkeit des ganzen Stückes bleibt. (Olenin ist der Künstler, der vor die Kulisse tritt. Und die Künstler sind darum vielleicht überhaupt die Uninteressantesten aller Menschen, weil sie am meisten von ihrem Unbewussten gestaltet, das heisst ins Bewusste übergeführt haben. Die Künstler sind jedenfalls die Ausgeleertesten aller Menschen.) Und vielleicht? Ob nicht eine gewisse Tiefe des Sichselberzuergründensuchens zu zeigen, an sich schon unvornehm ist, da sich hier doch stets auch ein Mangel an innerer Einheit verrät, den man sonst seinen Mitmenschen verbirgt — wenn nicht aus Eitelkeit, so aus Rücksicht: weil man ihnen keine Unlust erregen will, und es verschmäht, sich helfen zu lassen von ihnen, auch weiss, dass das unmöglich ist. Freilich kann Mangel an innerer Einheit auch aussergewöhnlich vielseitigen Seeleninhalt verraten —, und das ist durchaus der Fall bei Tolstoi, kaum aber bei Olenin, der ein beängstigend kleines Seeleninventar aufweist, und dabei derart in seiner Seele herumstöbert, dass er uns rein gar nichts mehr davon zu erraten übrig lässt. So oft denn auch Olenin auftritt, hegt man nur den einen Wunsch, diesen peinlich aufdringlichen Selbstquäler möglichst rasch wieder los zu werden, und zu den prächtigen Kosaken zurückzukehren. Diese einfachen Naturmenschen um Olenin herum erleben dabei sicherlich ebenso tief wie er. Sie sprechen sich nur nicht aus und würden das wohl auch dann nicht tun, wenn sie ihr Erleben in Worte zu kleiden vermöchten wie ein geborener Schriftsteller (und jedes schriftstellerische Talent, meint irgendwo Renan, ist an sich schon ein kleines Laster). Ihnen, den freien Kosaken, eignet eben natürlicher Takt, der gar zu leicht verloren geht bei einer gewissen Tiefe der Bewusstheit.

Die einzelnen Kosaken sind nun von Tolstoi meisterhaft so ausgeführt, wie sie sich dem klaren, normalen Blick darstellen: Und nur so weit darf ja der Mensch da sein für den Epi-

ker. Sie lassen darum der Phantasie jenen unbegrenzten Spielraum, der uns allein die Lust des Nach- und Weiterschaffens gewährleistet, wie wir sie vor der freien Natur empfinden, während eine ein ganz gewisses Mass überschreitende Selbstschilderung einer erdichteten Persönlichkeit der immer nachschaffenden Phantasie den Raum einengt und unsere Schöpferfreudigkeit ärgerlich behindert. Jede Psychologie von einer gewissen Tiefe zerstört jedes Künstlertum allein schon darum, weil sie sich Gewissheit anmasst da, wo unendliche Ungewissheiten herrschen müssen, wenn anders die Kunst frei machen soll: weil eben unsere Seele ihrer, der unendlichen Ungewissheiten, bedarf, um jener Wahlfreiheit inne zu werden, wie wir sie der Natur gegenüber erleben, nur einer intimeren, gleichsam seelisch vorgewärmten Wahlfreiheit . . . Tolstoi ist auch im Grunde ein grosser Künstler nur da, wo er die Dinge selber reden lässt, wo er nicht in der eigenen Seele herumstöbert und uns so hemmt vor sich und sich vor uns verkleinert, so dass wir nicht gar so selten gegen sein Werk für ihn Stellung nehmen müssen. Tolstois Künstleranlage ist überhaupt nicht die eines Firdusi, Dante oder Shakespeare. Tolstoi fehlt jene göttergleiche Unparteilichkeit gegenüber den Erscheinungen dieser wundervollen Welt. Er erlebte immer innere Hemmnisse vor dem Weltenbilde, eine erzwungene Auswahl aus ihm, die seiner Moralistenanlage entsprang (wobei ihm freilich innerhalb dieser engeren Auswahl aus der Wirklichkeit den einzelnen Erscheinungen gegenüber die ganze göttergleiche Unparteilichkeit wohl eignen konnte). Dabei war die Künstleranlage in Tolstoi so mächtig, dass sie ihn, ohne dass er dessen inne ward, zwang, auch alles das in einer gewissen künstlerischen Abrundung zu erschauen, was er als Moralist in Gedanken zu erfassen suchte.

Der Inhalt dieses Romans ist mit zwei Worten wiedergegeben: Ein junger, russischer Edelmann, Olenin-Tolstoi, kommt

als Offizier in eine der Kosakenniederlassungen an der kaukasischen Grenze, verliebt sich dort in eine Kosakin, ist aber mit sich selber in Zweifel, ob bei dem grossen Unterschied in Bildung und Weltanschauung eine eheliche Vereinigung möglich ist. Auch ist Marjana eigentlich verlobt und verhält sich zudem äusserst zurückhaltend zu Olenin. Schliesslich kommt es dennoch zu einer Art Aussprache. Olenin beschliesst — auf wie lange? — Marjana zu heiraten und als Kosak zu leben. Sie glaubt ihm nicht. Da wird ihr Verlobter, an dem sie sonst nicht sonderlich hing, und der sie fast öffentlich betrog, im Kampfe mit den Bergvölkern tödlich verwundet. Marjana eilt zu ihm hin, und als Olenin nunmehr — zur allerungelegensten Zeit — seinen Antrag wiederholt, stösst sie ihn mit Verachtung von sich. Olenin reist ab.

Das ist die Handlung, oder eigentlich gar keine Handlung: Olenin auf der Jagd, wo er sich auf sein Ideal besinnt und des öfteren vor Rührung über sich selber in Tränen ausbricht, — ohne dass der Leser ebenso gerührt zu sein vermag. An ihm vorüber zieht das frische Kosakenleben in wechselnden Bildern von Kämpfen, Festen, Trinkgelagen, Liebeleien. Olenins Jagdgenosse, der alte Jeroschka, eine Art kaukasischen Falstaffs, verkörpert dabei, Olenin gegenüber, das frische, ganz instinktive Naturdasein.

Alles, was Olenin nicht angeht, ist meisterhaft geschildert in diesem Roman: nicht bloss die einzelnen Kosaken, die mit ein paar Strichen ihre ganz eigene Unerschöpflichkeit erhalten, auch die Schilderung von Gegenständen und äusseren Vorgängen bleibt schlechthin unübertrefflich: Hier zum ersten Male eigentlich werden wir den Zwang zur Nachgestaltung gewahr, den auch die leblosen Dinge in der Seele des geborenen Künstlers Tolstoi auslösen mussten, wenn sie in einer ganz gewissen, ihre jedesmalige Eigenart grell erhellenden Beleuchtung vor ihn hintreten. Wo aber Tolstoi rein instinktiv die Dinge

nachgestaltet — und das vermag er nur, wenn ihm jede Möglichkeit zur moralischen Betrachtung fehlt, da erkennen wir auch ohne weiteres das schlechthin Klassische seiner Kunst: Welches Mass in der Auswahl des Wiederzugebenden! Welcher absolute Geschmack herrscht hier! (und Tolstoi kann auch geschmacklos werden, und zwar sehr, aber nur da, wo er reflektiert, vor allem in seinen Vergleichen, wovon noch die Rede sein wird). In den Olenin-freien Stellen der „Kosaken" erreicht Tolstoi eine solche epische Grösse (fast sogar Monumentalität, die sonst seiner Kunst abgeht. Tolstois Kunst ist, wenn man so sagen darf, Tiefbaukunst, nicht Architektur), dass man wohl dazu veranlasst wird, Tolstois vorwiegend epische Lektüre aus einer Wahlverwandtschaft mit den ganz grossen Epikern sich zu erklären. (Freilich konnte Tolstoi auf die Dauer nur die ganz naiven, der sozialen Kritik unzugänglichen unter den Epikern ertragen: Nur Homer ist ihm treu geblieben durchs ganze Leben, und auch da hat ihn der Gedanke gequält, dass Homer nicht verstanden habe, dass die Liebe die Wahrheit ist. Bei Shakespeare ward bereits Tolstois moralisches Urteil herausgefordert und verhüllt ihm später den Meister; ähnlich bei Goethe, dessen „Hermann und Dorothea" Tolstoi allein gelten liess.)

In den einzelnen Kosakenepisoden dieses Romanes, wo Tolstoi seine Fähigkeit, von ihm verschiedene Menschen restlos ihr eigenes Leben führen zu lassen, aufs unzweideutigste an den Tag legt, begreifen wir so recht, dass, wenn tatsächlich eine Doppelveranlagung in Tolstoi gewesen ist: die des Künstlers und des Moralisten, der Künstler dann der Mächtigere war: Denn er konnte sich in glücklichen Momenten, wie hier, völlig freihalten vom Moralisten. Der Moralist hingegen verleugnet nie den Künstler: Wir begreifen auch hier in den Kosaken, dass nur der Künstler in Tolstoi den bis zur Verzweiflung vom sozialen Menschenlos ergriffenen Menschen Tolstoi über

Wasser hielt: dass der sozial überempfindliche Mensch Tolstoi an seinem Mitleid zugrunde gegangen wäre, wenn nicht der Künstler in ihm ihn immer wieder zu seelischen Oasen hätte hinzugeleiten vermocht, wo er gestalten und damit über den Dingen stehen konnte, und wo er auch das Menschheitsrätsel sich in ganz grossen, kosmischen Zusammenhängen harmonisch lösend ahnte, freilich auch von hier aus dem — vielleicht lebenserhaltenden — Wahn verfiel, er könne das wirkliche Leben ebenso so gestalten nach seinem Willen, wie es sich seiner künstlerischen Nachbildung fügte. Ein König Midas war Tolstoi, freilich! Aber einer, der für sich selber nie Hunger hatte und der Welt aus Gold bedurfte!

Wer ausser einem ganz grossen Epiker konnte zum Beispiel zwei junge Mädchen so sprechen lassen? (Die Szene spielt in der Sommerszeit am Mittag. Die ganze Familie ruht im Schatten der Erntewagen):

„Ungeachtet dessen, dass man sich nirgends lassen konnte vor der Hitze, und dass die Mücken in ganzen Schwärmen umherschwirrten im kühlen Schatten des Wagens, und dass der Bruder, sich hin und her wälzend, sie anstiess, zog Marjana sich ein Tuch über den Kopf und war bereits im Einschlummern, als plötzlich Ustinka, ihre Nachbarin, herbeigelaufen kam, unter den Wagen schlüpfte und sich neben sie legte.

„Nun, schlafen, Mädchen, schlafen!" sagte Ustinka, indem sie sich unter dem Wagen zurecht legte. „Halt, so ist es nicht bequem!" Sie sprang auf, riss grüne Zweige ab und hing sie zu beiden Seiten an die Räder des Wagens, dann zog sie sich den Rock über den Kopf. „Lass mich dahin!" schrie sie den Knaben an, indem sie wiederum unter den Wagen kroch. „Schlafen denn die Kosaken mit den Mädchen zusammen? Mach, dass du fortkommst!" Mit der Freundin unter dem Wagen allein geblieben, erfasste Ustinka plötzlich Marjana mit beiden Händen und, sich an sie schmiegend, begann sie Mar-

jana auf Backen und Hals zu küssen. „Meine Liebe, mein Brüderchen!“ flüsterte sie und ergoss sich dabei in ihr feines, klares Gelächter.

„Siehst du, beim ‚Onkelchen‘ hast du das wohl gelernt,“ sprach Marjana abwehrend. „Nun hör’ auf!“ Und sie fingen beide so zu lachen an, dass die Mutter sie anschrie.

„Du bist wohl neidisch?“ sprach flüsternd Ustinka.

„Was du nur lügst! Lass uns schlafen. Nun, weshalb bist du gekommen?“

Aber Ustinka ward nicht stille: „Was ich dir sagen werde!“

Marjana erhob sich auf den Ellenbogen und zog ihr Tuch zurecht: „Nun, was wirst du erzählen?“

„Von deinem Einwohner. Was ich da weiss!“

„Da ist nichts zu wissen,“ antwortete Marjana.

„Ach, du schlaue Dirne, du!“ sprach Ustinka und stiess sie lachend mit dem Ellenbogen an. „Du willst nur nichts erzählen! Wie denn, kommt er zu euch?“

„Er kommt, so nur,“ sprach Marjana und errötete plötzlich.

„Siehst du, ich bin ein einfaches Mädchen, ich plaudere immer alles aus. Was soll ich denn verheimlichen?“ sprach Ustinka, und ihr lustiges, frisches Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. „Tue ich denn irgend jemand unrecht? Ich liebe ihn, ja, und das ist alles.“

„Dein Onkelchen?“

„Nun ja!“

„Das ist aber Sünde!“ antwortete Marjana.

„Ach, Maschenka, wann sollen wir denn lustig sein, wenn nicht in der Mädchenzeit: Einen Kosaken werde ich heiraten, ich werde Kinder zur Welt bringen und die Not kennen lernen. Heirate du nur deinen Lukaschka, dann wird dir die Freude nicht einmal mehr in Gedanken nahen. Kinder werden kommen und Arbeit!“

„Wie denn? Andere leben auch in der Ehe glücklich. Einerlei!“ antwortete ruhig Marjana.

„Ja, erzähle du nur einmal. Was war denn mit dir und Lukaschka?“

„Ja, was war da? Man hat uns verlobt. Der Vater hat dann die Hochzeit auf ein Jahr aufgeschoben, jetzt aber hat man beschlossen, uns im Herbst zu verheiraten.“

„Ja, und was hat er dir gesagt?“

Marjana lächelte:

„Bekannt, was er gesagt hat. Er sagte, dass er mich lieb habe. Immer bat er mich, mit ihm in die Gärten zu kommen.“

„Siehst du, was das für ein Klebepech ist! Du bist doch natürlich nicht mit ihm gegangen? Was ist das aber für ein forscher Kerl geworden! Kommt neulich Kirka und sagt, was für ein Pferd hat er wieder eingetauscht! Aber gewiss, die ganze Zeit über hatte er Sehnsucht nach dir. Und was hat er noch gefragt?“

„Du musst aber auch alles wissen!“ lachte Marjana. „Einmal in der Nacht kam er zu Pferd zu meinem Fenster, betrunken, und bat um Einlass.“

„Wie denn? Hast du ihn hineingelassen?“

„Ihn hineinlassen? Habe ich einmal nein gesagt, so bleibt es dabei. Fest bleibe ich wie ein Stein!“ antwortete Marjana ernst.

„Aber der forsche Kerl! Wenn er nur will, so weist ihn kein Mädchen zurück.“

„Soll er zu anderen gehen!“ antwortete trotzig Marjana.

„Hast du kein Mitleid mit ihm?“

„Wohl, aber Dummheiten mache ich nicht, das ist doch klar.“

Ustinka fiel plötzlich der Freundin mit dem Kopf auf die Brust, umfasste sie mit beiden Armen und schüttelte sich vor Lachen.

„Du Dummkopf, du Törin!" flüsterte sie keuchend, und machte sich wiederum daran, Marjana zu kitzeln — — —

„Hör' auf!" sprach Marjana kreischend und lachend. „Du hast das Brüderlein erdrückt."

„Seht ihr die Teufel! Sie spielen nur und denken nicht daran, müde zu sein!" ward wiederum unter dem Wagen her die Stimme der Mutter vernehmbar.

„Du willst nicht dein Glück," wiederholte Ustinka flüsternd, indem sie sich langsam erhob. „Du bist glücklich, bei Gott. Wie man dich liebt! Du bist so eine Kalte — aber man liebt dich nun einmal. Ach, wenn ich an deiner Stelle wäre, wie hätte ich dem Einwohner den Kopf verdreht! Ich habe ihn wohl beobachtet, als ihr damals bei uns wart: Es schien, er hat dich mit den Augen aufgefressen."

Marjana stand auf und lächelte in Gedanken.

„Was er mir einst gesagt hat, der Einwohner," sprach sie und kaute an einem Grashalm. „Er sagte: ‚Ich möchte ein Kosak sein, Lukaschka oder dein Brüderlein!' Weshalb hat er nur das gesagt?"

Tolstoi hätte vielleicht doch ein Firdusi werden können, dann hätten wir aber eben keinen Tolstoi. Und Tolstoi hat auch als Epiker seine ganz eigene Note. Sie ist schwer in Worten zu deuten. Sie steht sicherlich in Zusammenhang mit Tolstois tiefer Gewissensuntertanschaft, diese seine epische Note: Tolstoi vermag die Dinge rein künstlerisch so erscheinen zu lassen, dass durch sie in uns höchst moralische Empfindungen ausgelöst werden, ohne dass der Dichter selber das geringte Urteil fällt. Wir werden diese eigentlich tolstoische epische Note in „Krieg und Frieden" auf dem Gipfel der Vollendung antreffen. Aber auch hier in den „Kosaken" bleibt sie unverkennbar: Ich erinnere an die Szene an der Leiche des von Lukaschka beim Durchschwimmen des Terek erschossenen Tsche-

tschenzen: Die Kosaken stehen um den Toten herum und freuen sich der Tat. Lukaschka selber hat bloss Gedanken für den Gewinn, der seiner harrt durch den Verkauf der Kleider und Waffen des Erschossenen, sowie für die Auslieferung der Leiche. Man verspricht Lukaschka zudem eine Auszeichnung von seiten der russischen Behörde. Er verabredet sich bereits mit seinem Freunde zu einem starken Trinkgelage bei seiner Geliebten, einer Marketenderin — und doch ist es ein toter Mann, der da vor den Kosaken liegt, das vergisst man keinen Augenblick. Auch die Kosaken selber vergessen das nicht. Es ist wie eine Mahnung aus jener Welt über sie gekommen. Davor müsste eigentlich alles Zeitliche zurücktreten. Das alles begreifen wir, trotzdem Tolstoi nur ganz einfach den Vorgang schildert.

Es ist überhaupt merkwürdig, wieviel tiefer Tolstoi da wirkt, wo er nur gleichsam den Regisseur der Unendlichkeit spielt, wo er nur ein wenig die Vorhänge beiseite schlägt vor dem Ewigen, nur um ein geringes die Kulissen verschiebt hinter dem Zeitlichen, (und dazu genügt ihm das einfachste menschliche Schicksal), wieviel tiefer Tolstoi hier wirkt als da, wo er selber die Unendlichkeit deuten will, wie er sie in sich erschaute. Wenn er das will, so steht er sich meist selber im Wege und hemmt auf Schritt und Tritt unserer Seele Freiflug.

Dass aber Tolstoi auch Menschen zu schildern vermochte, deren Wesen dem seinigen völlig entgegengesetzt war (sie mussten nur ohne Verstellung, ohne Feigheit und ohne grobe Selbstsucht sein), das beweist der alte Kosak Jeroschka.

Die Szene, die ich wiedergeben will, ist folgende:

Olenin reist ab, sein Bursche Wanjuscha packt ein: Jeroschka hat einen kräftigen Abschiedstrunk zu sich genommen und erzählt nun unaufhörlich:

„Aber bei dir im Rücken sitzt ja eine Kugel!" sprach Wanjuscha, der im Zimmer aufräumte.

„Da haben die Kosaken Unsinn getrieben,“ antwortete Jeroschka.

„Wie denn, die Kosaken?“ fragte Olenin.

„Nun so. Wir tranken. Wanka Sikin, so war ein Kosak, hatte sich angeheitert, ja, und wie er losdrückt, hat er mich, bautz, gerade dorthin aus der Pistole traktiert!“

„Hat es denn weh getan?“ fragte Olenin. „Wanjuscha, ist es bald so weit?“ fügte er hinzu.

„Aech, wohin eilst du denn so? Gib acht, ich will dir erzählen. — Ja, wie er mir eins aufgeknallt hatte, die Kugel hat den Knochen nicht durchschlagen, dort ist sie auch sitzen geblieben. Ja, und ich sage ihm: ‚Siehst du, du hast mich totgeschossen, Brüderchen! Wie, was hast du gemacht? Was glaubst du wohl? So werde ich nicht mit dir auseinandergehen: Du wirst einen Eimer Wein aufstellen!“

„Wie, hat es weh getan?“ fragte Olenin, der kaum zugehört hatte.

„Lass mich doch zu Ende erzählen. Der Eimer ward also aufgestellt, wir tranken und tranken. Aber das Blut fliesst nur so . . . die ganze Hütte war voll davon. Grossväterchen Burlak spricht zu ihm: ‚Siehst du, der Kleine da wird krepieren! Gib du noch einen Eimer vom Süssen, sonst werden wir dich verurteilen!‘ Man hat noch Wein herbeigeschleppt. Wir haben getrunken, getrunken!“

„Wie aber, hat es dir denn wehgetan?“ frug Olenin wieder.

„Wie denn, wehgetan! Unterbrich mich doch nicht, ich mag das nicht leiden! Lass mich nur zu Ende erzählen. Man hat also getrunken, getrunken . . . gezecht bis zum Morgen. So bin ich auch eingeschlafen, auf dem Ofen, betrunken. Am Morgen bin ich aufgewacht und kann mich durchaus nicht aufrichten.“

„Hat es wehgetan?“ wiederholte Olenin, in der Hoffnung, jetzt endlich eine Antwort zu erlangen.

„Sage ich dir denn, dass es weh tat? Es hat nicht weh getan. Nur aufrichten konnte ich mich nicht und auch nicht gehen."

„Nun, ist es verheilt?" sprach Olenin, der nicht einmal lächelte, so schwer war es ihm ums Herz.

„Es ist angeheilt, das Kugelchen, es ist immer noch dort, fühl einmal —" und damit riss Jeroschka sein Hemd aus der Hose und zeigte einen kräftigen Rücken, in dem eine Kugel sichtbar war.

„Siehst du, so bewegt sie sich," sagte er, sich an der Kugel vergnügend wie an einem Spielzeug. „Jetzt ist sie zum Hintern hinabgerollt!" . . .

3. Die kaukasischen Kriegsnovellen

In der ersten seiner kaukasischen Kriegsnovellen „Der Vormarsch. Erzählung eines Volontärs", gibt Tolstoi seine ersten kriegerischen Eindrücke im Kaukasus wieder. Dabei kümmert er sich weniger wie je um irgendwelche stoffliche Einteilung. Das Ganze wird nur lose, fast rein äusserlich zusammengehalten, insofern, als sich alles abspielt gelegentlich eines jener Einfälle in noch unerobertes kaukasisches Gebiet, auf die sich, wie wir bereits wissen, die damalige russische Kriegsführung beschränkte. Während es aber in Tolstois früheren Werken eigentlich gar nicht weiter auffällt, wenn der Dichter sich ausführlicher mit Personen beschäftigt, die später überhaupt keine Rolle mehr spielen, weil eben alles ein so durchaus einheitliches Gepräge trägt, und der Dichter überall in gleiche Tiefe dringt, wirkt dieser Mangel an äusserer Komposition hier etwas peinlich, und zwar, so will es mir scheinen, deshalb, weil Tolstoi hier nicht mehr der Frühere ist, nicht mehr er selber mit allen seinen ungehemmten Ausblicken ins Grenzenlose, nicht mehr der Tolstoi, der jede Lebenslage, in

die er sich versetzt sieht, durchlebt bis dahin, wo er sich beruhigen kann, er, mit seinem überfeinen Gewissen und seiner bis auf die Spitze getriebenen intellektuellen Ehrlichkeit. Tolstoi zwingt sich vielmehr hier ganz offenbar, alles Erlebte von dem (notwendigerweise oberflächlichen) Offiziersstandpunkt aus zu betrachten, wobei er dann bisweilen, so in der Verteidigung russischer Brutalitäten den freien Bergvölkern gegenüber, geradezu grotesk wirkt (und das auch, wenn man nicht an den späteren Friedenspropheten denkt).

Ueberhaupt hinterlässt dieses Werk den Eindruck, als ob Tolstoi sich mit aller Gewalt in das frische Offiziersleben gestürzt habe, um von den Qualen seines schwer bedrängten sozialen Gewissens loszukommen, und um nicht jetzt bereits die Schlüsse ziehen zu müssen, zu denen er sich erst dreissig Jahre später verstehen konnte. Vielleicht brauchen wir aber nicht einmal so weit zu gehen: Für Tolstoi, der von jeher an einem Uebermass von Reflexion litt und, wie er selber immer wieder klagt, geradezu einem inneren Zwang zur Selbstbeobachtung unterlag, musste eine Lebensführung, die ganz auf die Gegenwart gerichtet, jede Reflexion geradezu als Pflichtversäumnis auffasst, etwas unbedingt Anziehendes haben.

Dabei erweist es sich aber, dass Tolstoi sein Künstlertum überhaupt gar nicht abzuschütteln vermag. Verbietet er sich, wie hier, seelischen Tiefgang, so erweist er sich um so meisterhafter als Gegenstandsmaler. Die Freude am Sachlichen, die Lust daran, das Wesentliche an jeder Erscheinung zu erfassen und es so in Worten nachzugestalten, dass die Erscheinung selber erschaut werden muss von dem, der dem Dichter sein Ohr leiht, diese rein künstlerische Lust tritt hier in vollem Glanze hervor. Turgenjeff hat bekanntlich gerade hierin Tolstois eigentliches Talent angesprochen. Es will mir indes scheinen, als ob diese Begabung (die übrigens keineswegs untergeordneter Art ist: der so veranlagte Dichter bringt uns ja so letzten

Endes unmittelbar in Beziehung zu dem Wesen aller Dinge, zu Gott) erst in Verbindung mit Tolstois seelischem Tiefblick seine künstlerische Eigenart ausmacht, da, wo diese Gemeinschaft nahtlos sich zusammenschliesst. Jedenfalls befähigte erst diese Doppelveranlagung Tolstoi dazu, ein restlos überzeugendes Bild von Soldatentum und Krieg zu geben. Bei ihm zum ersten Male glauben wir den im Felde stehenden Soldaten nachzuerleben, in seinem unvermittelten Uebergehen aus Alltagsleben und Alltagskleinlichkeit in den Ernst der Todesgefahr und in die grosse Fermate des Sterbens. Und dieses Unvermittelte ist dabei, das empfinden wir deutlich, nicht etwa der Ausdruck persönlicher Frivolität bei Soldaten und Offizieren, vielmehr einfach Notwendigkeit für diese und für jene, damit sie den Gleichmut sich erhalten können, auch der Todesgefahr gegenüber. Denn Heldentum — Tolstoi verrät uns das hier gleich im Anfang — besteht lediglich in einer nur mit der Zeit durch Gewöhnung und Uebung zu erlangenden Fähigkeit, den Geist abzulenken von der Todesgefahr, an die selber kein Mensch sich jemals zu gewöhnen imstande ist. Wir halten damit den Schlüssel in Händen für viele der tieferen Zusammenhänge im Kriegsleben. Tolstoi wirft dabei bereits im Beginne dieser Erzählung die Frage auf, deren Beantwortung erst „Krieg und Frieden" geben sollte, die Frage, was eigentlich der Krieg ist: Unter dem Einflusse welcher Gefühle der Mensch sich dazu entschliesst, ohne persönlichen Vorteil zu erwarten, sich der Lebensgefahr auszusetzen und, was noch wunderbarer ist, seinesgleichen zu morden. Freilich lässt Tolstoi hier diese Frage noch unbeantwortet. Er fühlte, dass er sie als Offizier überhaupt gar nicht stellen durfte. Tolstoi wollte aber die Antwort auf diese Frage erleben.

In dem „Vormarsch" gibt der Dichter, alles in allem genommen, ein immer lebendiges und meist ausserordentlich farbenreiches, wenn auch im einzelnen kaum ausgeführtes Bild eines

kriegerischen Vorganges. Die einzelnen Gestalten zerfliessen im Ganzen. Sie sind noch zu flüchtig gezeichnet, als dass wir hier ein notwendiges Geformtwerden des Menschen durch seinen kriegerischen Beruf und seine soldatische Umgebung zu erkennen vermöchten.

Das vermögen wir aber durchaus in der zweiten, zwei Jahre später geschriebenen kaukasischen Kriegsnovelle „Das Fällen des Waldes". Hier tritt bereits der eigentliche Träger des Krieges, der gemeine Soldat, in voller Plastik hervor. Diese kleine Novelle ist überhaupt ein Meisterwerk. Fast gar keine Handlung: Eine Abteilung Soldaten wird ausgeschickt, um einen dem Feinde zur Deckung dienenden Wald zu fällen. Ein Soldat wird dabei zu Tode getroffen. Seine Kameraden sitzen dann am Abend ums Wachtfeuer und unterhalten sich über diesen Vorfall.

Auch hier spricht im Dichter vornehmlich der Offizier — da er aber vom gemeinen Soldaten spricht, braucht er sich keinerlei Zwang aufzuerlegen; denn der kann volle Wahrheit vertragen. So wirkt denn auch „Das Fällen des Waldes" wie ein Vorspiel zu dem Hohen Lied, das Tolstoi dem russischen Soldaten in „Krieg und Frieden" singen sollte.

Der Dichter beginnt mit einer Einteilung der russischen Soldaten in verschiedene Typen. Am meisten vertreten findet er den „fügsamen" Soldaten, der mit den höchsten christlichen Tugenden: Sanftmut, Frömmigkeit, Geduld und Ergebenheit in den Willen Gottes, eine unerschütterliche Ruhe und fraglose Verachtung allen Schicksalsschlägen gegenüber verbinde. Neige ein solcher Soldat dabei zum Trunke, so zeichne ihn meist ein stiller Hang zur Poesie und Empfindsamkeit aus.

Alsdann werden die Truppen im Feuer geschildert: Die Artilleristen tun, wie immer, ihre Sache ausgezeichnet: Flink laden sie, sorgfältig richten sie das Rohr und tauschen bei alledem ruhigen Gemütes Scherzworte aus, während das Fussvolk

schweigend im Grase liegt und wartet, bis die Reihe an es kommt. Ab und zu ruft eine Stimme: „Achtung, Kinder!“ und dann richten sich aller Augen auf ein Geschoss, das gerade die Luft durchsaust. Dabei hört man nicht auf, die umherschwirrenden Flintenkugeln zu verspotten. Die eine nennt man „Bienchen“, die andere, die leise klagend daherzieht, wird „armes Waisenkindchen“ getauft. Wenn ein Rekrut, der zum ersten Male im Feuer steht, sich unwillkürlich zur Seite neigt, so oft ein Geschoss in der Richtung auf ihn die Luft durchschneidet, dann lachen die andern: „Ist es denn eine Bekannte von dir, dass du dich vor ihr verneigst?“ Der lustigste Soldat von allen wird in den Unterleib getroffen. Er fällt auf den Rücken und stöhnt: „Oh, mein Tod, oh, oh, meine Brüderchen!“

Sie legen ihn auf eine Bahre. Mit leiser, kaum hörbarer Stimme verabschiedet er sich von den Kameraden. In wenigen Sekunden hat sich sein breites, gesundes Gesicht völlig verändert: Er scheint abgemagert und um mehrere Jahre älter. Seine Lippen sind schmal, weiss und mit sichtbarer Mühe zusammengepresst. Der geduldige Ausdruck seines Gesichtes ist einem ruhigen, klaren Glanze gewichen, und auf der blutenden Stirne und Nase lagert bereits der Tod. Ungeachtet dessen, dass ihm die geringste Bewegung schreckliche Schmerzen verursacht, bittet er, man möchte ihm vom linken Knie den Geldbeutel losbinden. „Hier sind dreieinhalb Rubel,“ wendet er sich an einen herbeigeeilten Offizier. „Ich habe dem Leutnant Kulinoff einen Mantel genäht. Er hat mir zwei Rubel gegeben, für eineinhalb Rubel habe ich Knöpfe gekauft, ein halber Rubel liegt bei mir im Sack bei den Knöpfen!“ Als dann der Verwundete wieder aufgehoben wird, legt er sich keinen Zwang mehr an und schreit aus vollem Halse; er hat ja seine Angelegenheiten auf dieser Welt in Ordnung gebracht.

„Seine letzten Minuten waren so klar und ruhig wie sein ganzes Leben. Er hatte zu ehrlich und einfach gelebt, als dass sein

einfacher Glaube an ein Leben im Jenseits hätte schweigen können in der entscheidenden Minute."

Bereits in dieser Novelle wird — wie es scheint durchaus nicht unabsichtlich — dem einfachen, braven Soldaten der kleinlich-ehrgeizige Offizier entgegengestellt. Nachher, in den späteren Werken dieser Epoche, sollte dann der Offizier, den Tolstoi niemals liebte, und den er darum auch kaum jemals liebenswert zu schildern weiss, den ständigen Hintergrund abgeben für die Tugenden des gemeinen Soldaten.

Die Erzählung endigt, wie sie begann, mit einem Loblied auf den russischen Soldaten. Er bedarf keiner theatralischen Inszenierung, keiner Anreden, Kriegsrufe und Trommelwirbel. Es bedarf ihm gegenüber nur der Ruhe, der Ordnung und des Unterlassens von allem Geschraubten, Unnatürlichen. Niemals wird man im russischen Soldaten Ruhmredigkeit oder prahlerische Tollkühnheit wahrnehmen. Auch verlangt es ihn nie danach, sich zu berauschen oder sich zu betäuben im Augenblicke der Gefahr. Im Gegenteil! Bescheidenheit und Einfachheit zeichnen ihn aus und vor allem die Fähigkeit, im Augenblick der Gefahr an ganz etwas anderes zu denken. Der zu Tode getroffene Soldat bittet nur seine Kameraden, ihm ein sauberes Hemd anzuziehen und ihn an einen Baum zu lehnen — und so erwartet er ruhig den Tod.

Wir werden sehen, dass sich solche Eindrücke bei Tolstoi in „Krieg und Frieden" zu der unsterblichen Gestalt des Platon Karatajeff verdichteten (des menschlichen Vorbildes für den späteren Propheten Tolstoi). Diese kleinen Kriegserzählungen, von denen wir hier handeln, sind überhaupt im Grunde nur als Vorstudien zu „Krieg und Frieden" zu betrachten. Sie haben aber vor diesem gewaltigen Epos die Unmittelbarkeit des Erlebnisses voraus. Das macht sie so wertvoll.

Die letzte der drei kaukasischen Kriegsnovellen „Die Be-

gegnung im Felde mit einem Moskauer Bekannten" kennzeichnet sich schon durch ihren Untertitel „Nach den kaukasischen Aufzeichnungen des Fürsten Nechludoff" als vorwiegend moralkritischen Charakters.

Tolstoi schrieb diese Erzählung bereits nach seinem Austritte aus der Armee. Sie gehört nur äusserlich der kaukasischen Epoche an, diese sehr ergreifende Geschichte eines sozial Gescheiterten; es ist das eine gesellschaftskritische Studie von unerbittlichem Wahrheitssinn und voller Anklage.

Der Erzählende trifft im Felde einen wegen irgendeines Vergehens, das uns der Dichter verschweigt, zum gemeinen Soldaten degradierten ehemaligen Standesgenossen; er hört geduldig dessen Klagen an, bewirtet ihn, gibt ihm Geld — und wird dann, nur wenige Stunden später, zufällig Zeuge dessen, wie der von ihm Beschenkte, bereits betrunken, sich frech prahlt seiner gesellschaftlichen Ueberlegenheit vor den gemeinen Soldaten, die er mit dem erbettelten Gelde freihält.

Es ist kein Mitleid in dieser Erzählung; der Deklassierte ist derart abstossend geschildert — sogar Feigheit wird ihm in allem seinem Elend noch angedichtet —, dass es schwerfällt, ihn zu entschuldigen. Wenn er sich über die Roheiten der Offiziere beklagt, die ihm keine Erniedrigung ersparten, so erfahren wir dabei nicht einmal, ob der Erzähler seinerseits diese Klage als berechtigt anerkannte, wenn er auch persönlich eine ganz ausserordentlich feinfühlige Schonung der Empfindlichkeit dieses Unglücklichen an den Tag legt. Aber er verurteilt ihn, das merkt man an jedem Worte. (Diese Mitleidslosigkeit Mitgliedern des eigenen Standes gegenüber, der wir bei Tolstoi in dieser Schaffensperiode überall begegnen, steht dabei in ganz merkwürdigem Gegensatze zu Tolstois fast durchgängig betonter Hochachtung und Bewunderung vor dem kleinen Manne.)

Diese äusserst peinliche Erzählung scheint mir überhaupt

höchst kennzeichnend zu sein für Tolstois soziale Weltanschauung: Sein Leben lang stand er — als Mensch — auf dem naiven Standpunkte, dass ein jeder der Herr seiner Taten ist (was den Dichter in ihm freilich nicht daran hindert, in Anna Karenina einen einzigen flammenden Protest gegen diese Anschauung zum Ausdruck zu bringen, einen einzigen, hinreissenden Gesang von der ewigen Unschuld des Menschen, von seiner Machtlosigkeit vor dem Schicksale und seinem notwendigen Vergewaltigtwerden durch unsichtbare Mächte, die stärker sind als er). Dieser sozialethische Standpunkt Tolstois entsprach wohl seiner Strenge gegen sich selber und dem Selbstbewusstsein seiner kraftvollen männlichen Persönlichkeit, und wurde ihm zudem später zur Notwendigkeit, als er vertieften Einblick erlangt hatte in das ungeheure Elend der Menschheit und einfach nicht mehr hätte leben können ohne den Glauben daran, dass persönlicher Gesinnungswechsel jederzeit all dem unendlich peinlichen Allzumenschlichen im Menschheitsschicksal ein Ende zu bereiten imstande sei.

Rein künstlerisch betrachtet muss die „Begegnung im Felde" eine durchaus reife Leistung genannt werden. Ich weiss überhaupt nicht, wo Tolstoi sonst einen Charakter geschildert hat, der so völlig dem seinigen fremd und entgegengesetzt ist wie der dieses Degradierten — und dabei erscheint der doch so durchaus nicht konstruiert, so restlos erlebt. Tolstoi vermochte eben auch solche Menschen dichterisch gestaltend nachzuerleben, die völlig anderen Wesens waren wie er. Nur zu lieben vermochte er sie nicht. Und da stehen wir denn auch vor einer klaffenden Lücke in Tolstois künstlerischer Begabung; augenscheinlich unterliegt hier der Künstler in Tolstoi dem Moralisten in ihm. Denn weil ja Tolstoi den Gestalten, die ihm im wesentlichen — und das ist bei ihm stets das Sittliche — entgegengesetzt sind, nicht mit der gleichen Liebe zu begegnen vermag, wie sonst der Schöpfer seinen Geschöpfen, weil er sie

offenbar nicht liebt, diese ihm wesensfremden Gestalten, deshalb vermag er sie auch nicht so hinzustellen, dass wir lebendigen Anteil an ihnen nehmen müssen; wir erleben sie gleichsam nur mit dem Kopfe, sie erscheinen uns sozusagen in einer anderen Dimension als die Gestalten, die Tolstoi liebt, und denen er darum alles verzeiht, oder besser gesagt, denen er überhaupt nichts zu verzeihen findet. Ja, manchmal begegnet es Tolstoi, dass er sogar noch im Rahmen seiner Dichtung gegen solche seiner Gestalten, die ihm wesensfremd sind, selber Stellung nimmt, und das bisweilen in so ungeschickter Weise, dass er sie ganz offenbar verleumdet: ihnen Gesinnungen und Handlungen andichtet, die ihrem bisherigen einheitlichen Wesen durchaus widersprechen. Wir werden das später vor allem bei Karenin erkennen.

Für Tolstois künstlerische Entwickelung bedeutet jedenfalls die „Begegnung im Felde" eine Epoche; sie zeigt uns eine völlig neue Fähigkeit im Künstler, zugleich aber auch, wie eine Grenze seiner menschlichen Persönlichkeit zu einer Grenze seiner sonst beispiellosen Begabung wird.

4. Die Sewastopoler Erzählungen (1854—55)

Als den Höhepunkt von Tolstois Kriegsnovellen (ich finde sie alle auf fast gleicher Höhe stehend) bezeichnet man in der Regel die „Sewastopoler Erzählungen": „Sewastopol im Dezember 1854", „Sewastopol im Mai 1855", „Sewastopol im August 1855".

Diese Erzählungen sind unmittelbar nach den in ihnen zur Darstellung gelangenden Kriegsvorgängen in und in nächster Nähe des belagerten Sewastopol entstanden. Das gibt ihnen eine ganz ausserordentliche Frische. Nie vorher ward der Krieg so schonungslos, so ergreifend einfach geschildert: Auf dem Hintergrunde der selben ständigen Todesgefahr spielen ja die

wiedergegebenen Ereignisse und schreibt der Dichter. Da vergisst man alles Nebensächliche. Da hält man sich an das, was man als dauernd erkannt hat in der Flucht der Erscheinungen. Tolstoi ist denn auch in diesen Erzählungen eigentlich schon ganz Moralist (ohne freilich dabei aufzuhören, Dichter zu sein). Man fühlt in jeder Zeile fast, dass zwei übermächtige Empfindungen an seiner Seele rütteln: Da ist zunächst jener stolze Patriotismus - seinem Wesen nach hier schon nicht mehr vorwiegend die Liebe zur erweitert erfassten eigenen Persönlichkeit, das heisst eine Art aufgeklärter Selbstsucht, vielmehr vor allem schon tiefste Ehrfurcht vor den ungeheuren Opfern, die dem Vaterlande wurden: Tolstoi sieht den gemeinen Mann sterben, und das wird ihm zum Erlebnis für immer. Der gemeine Soldat stirbt für sein Vaterland in einfachstem Heldentume. Und darum vor allem ist Tolstoi stolz auf sein Vaterland, weil solche Leute für es sterben. Aber — dieser einfache Held, der gemeine russische Soldat, geht sterbend ein in das grosse Vielleicht, in jene Unendlichkeit, die sich drohend reckt vor uns allen. Und dem gegenüber erscheint Tolstoi der Krieg und seine Veranlassung kleinlich, verschwindend, grenzenlos frivol! Schon hat er jenen Fluch gegen den Krieg auf den Lippen, dem er später so machtvollen Ausdruck geben sollte . . . Noch aber hält der Offizier in ihm diesen Fluch zurück.

Der Offizier muss ja todesbereit sein, er darf nicht grübeln, Tolstoi weiss das, er hat es selber immer wieder betont. Das gilt aber nur für die andern, nicht für ihn. Er hält sein Bündel fürs Jenseits fertig geschnürt, jeden Augenblick bereit zur Abfahrt. Darum ärgert es ihn aber auch, wenn er die anderen Offiziere so alltäglich wie immer leben sieht, so durchaus befangen in kleinlichen Ehrgeizberechnungen wie auch sonst, ausserhalb des jetzigen gewaltigen Hintergrundes. Unwillkürlich vergleicht Tolstoi den Offizier mit dem gemeinen Mann — und verachtet den Offizier: Die reiche Galerie seiner Offi-

ziersgestalten enthält kaum eine menschlich sympathische Figur. Tolstoi misst dabei Offiziere und Soldaten mit verschiedenem Mass. Kein Mitleid, kein Verzeihen, keine Rührung findet er für seine Standesgenossen, die Offiziere, und das heisst letzten Endes, auch kein eigentliches Verständnis: Er gibt ihre Worte, ihre Handlungen, ja, vielleicht noch ihre unmittelbaren Beweggründe überzeugend, ihre Gedanken schon nicht mehr: Der auf dem Boden liegende, das Platzen der vor ihm niedergefahrenen Bombe erwartende und im Angesichte des sicheren Todes nur an seinen kleinlichen Ehrgeiz denkende Offizier bleibt eine empörende Ungerechtigkeit! Das ist Hass! Fragloser Hass! Er, Tolstoi, hasst dabei ganz augenscheinlich im Offiziere vor allem den Angehörigen der besitzenden Klasse, den Abkömmling von „Seelenbesitzern", der von der Not des Volkes lebt und an die Tugenden des Volkes nicht heranreicht. Das ist ungerecht und kurzsichtig: Denn im Grunde ist der Offizier ganz ebenso vergewaltigt vom übermächtigen Schicksal wie der gemeine Soldat und bemitleidenswerter noch als der: Denn er, der Offizier, hat ja meist jenen einfachen, klaren, unerschütterlichen Glauben verloren an das Gute und an den verzeihenden Gott, der dem gemeinen Soldaten treu bleibt auch in der Stunde des Todes.

In dem Dichter der „Sewastopoler Erzählungen" ist aber aller Hass erwacht zugleich mit seiner ganzen Liebe: Hier, vor dem ungeheuren Menschenschicksal, das sich in und vor Sewastopol vollzieht, findet der verwöhnte Aristokrat Tolstoi nicht mehr die Seelenruhe dazu, das Erlebte bloss an sich noch einmal vorübergleiten zu lassen in der Dichtung, um nachträglich die Einwirkung auf sich zu erkunden. Hier muss er sich geben wie er ist. Eine übergrosse Erschütterung riss ihn weg von seinen Gedankennetzen. Hier ist er ganz Anteilnahme, völlig bereit, aufzugehen im Erlebnis — denn er bewundert, und bewundert mit verwundeter Seele: Denn die Helden, denen er es

nicht gleichzutun vermag, sind ja dieselben, die er als Leibeigene ausbeutete und verachtete. Nicht Gleichgültigkeit also, nicht Sklavensinn kann demnach des armen Leibeigenen Demut und Geduld bedeuten: Nein! Nur tiefes, gläubiges Ergebensein in das Leben, beseelt von der einen Furcht vor der Sünde! Ihr zieht der arme Leibeigene die Knechtschaft vor, und er weiss, dass man nicht herrschen kann über seinesgleichen, ohne sich versündigen zu müssen an ihnen! Das alles begreift Tolstoi hier, vor Sewastopol, auf jener Bastion, wo er, tage- und wochenlang in den Kasematten hausend, den dreitausend Kanonen der feindlichen Flotte ausgesetzt ist, und wo jede Sekunde den Tod bedeuten kann. Hier schrieb Tolstoi seine Sewastopoler Erzählungen gleichsam als sein Testament. Und so gibt er sich denn auch hier völlig ungeschminkt, gar nicht mehr an sich selber denkend, einzig und allein nur bestrebt, das köstliche Gut, das er eben jetzt entdeckte, den Ueberlebenden zu wahren.

Tolstoi vermag aber nur dann sich selber zu vergessen mit allen seinen trostlosen Grübeleien, wenn er bewundert. Und er bewundert sehr selten, dann freilich restlos. Die Bewunderung, die Tolstoi vor Sewastopol erlebte, die Bewunderung des kleinen Mannes, ist wohl überhaupt seine einzige gewesen. Er blieb ihr aber auch treu sein Leben lang: als Tolstoi nach den furchtbaren geistigen Anstrengungen und seelischen Erschütterungen seiner Meisterjahre körperlich und geistig zusammenzubrechen drohte, da sah er auf den russischen Bauern, den er in Sewastopol begreifen gelernt hatte und richtete sich auf an ihm und dachte eine Welt aus, in der er, der Held von Sewastopol, die Erfüllung aller Vollkommenheiten bedeutet. Und in dieser Welt lebte dann Tolstoi bis an seinen Tod!

So herrscht denn auch in den „Sewastopoler Erzählungen" im ganzen ein wohltuendes Freisein von der Person des Autors. Das gibt einem Luft zum Atmen und lässt einem eigene Ge-

danken (während uns sonst so oft Tolstois dogmatische Psychologie festhält bei seiner bis in ihre letzten Schlupfwinkel hinein durchstöberten Seele, ohne uns zu befreien und ohne uns einen Gedankenausweg offen zu lassen). Hier in den „Sewastopoler Erzählungen" verfährt Tolstoi auch rein dichterisch durchaus wie üblich, er verteilt seine Erlebnisse auf eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die er immer nur in einzelnen, ganz bestimmten Empfindungen schildert, während er doch bisher jedesmal nur die Empfindungen einer einzigen Person gab, der erzählenden, und alle anderen Persönlichkeiten nur als Erscheinungen an ihr vorübergleiten liess. Freilich gilt das nur von der zweiten und dritten Erzählung. In der ersten gibt noch Tolstoi wie früher die Eindrücke auf ein Ich — (ihn selber) —, das zu ihnen Stellung nimmt schwankend zwischen Bewunderung und Scham.

In den „Sewastopoler Erzählungen" schildert Tolstoi als erster den Krieg mit aristokratischer Einfachheit, ohne jeden kleinbürgerlichen Selbstbetrug des Fahnen-Enthusiasmus und Radau-Patriotismus. Solche nicht das Geringste beschönigende Kriegsschilderung führt freilich auf einer geraden Linie hin zum späteren Moralisten und Friedenspropheten, sie wirkt aber zunächst doch wohl durch sich selber: Durch reine Auswahl durchaus realistisch wiedergegebener Einzelmomente lässt uns Tolstoi den Krieg derart nacherleben, dass den, der das gelesen hat, wohl nichts mehr zu überraschen vermag, wenn er einmal selber in den Krieg ziehen sollte. Besonders hervorgehoben wird dabei: Jener unvermittelte Uebergang des Soldaten aus dem Alltagsleben in Todesgefahr und in den Tod. Nur in der Gewöhnung an diesen Uebergang, das heisst in der gewollten Ablenkung vom Gedanken an die Gefahr besteht ja, nach Tolstoi, der ganze Mut: er ist überhaupt nur deshalb möglich, weil wir Verwundung und Todesqualen anderer nicht eigentlich nacherleben — und die Soldaten ihrem Anblick aus instinkti-

vom Selbstschutz nach Möglichkeit aus dem Wege gehen: Der Soldat, der den Kameraden, mit dem er eben noch Scherzworte austauschte, sobald er zu Tode getroffen ward, einfach über die Brustwehr hinabwirft, so dass er unten bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert liegen bleibt, dieser Soldat bringt es eben fertig, in sich die natürliche Neigung zu unterdrücken, in dem Schicksale des Nächsten ein für sich selber jederzeit mögliches Schicksal zu erleben. Dieser Soldat — und er ist der Soldat, wie er sein soll — bringt es eben fertig, das in sich zu überwinden, auf dem allein sittliches Handeln sich gründen kann. Tolstoi hat das hier schon erfasst und in erschütternden Worten verkündet — und darum vor allem musste der bekehrte Tolstoi gegen den Krieg predigen.

Wohl überhaupt als erster in der Weltliteratur schildert Tolstoi in den Sewastopoler Erzählungen die Todesangst auch des tapferen Soldaten. Tolstoi zerstört damit eine Dichtung, um die Bewunderung vor dem Leben zu erhöhen. Und wenn seine Offiziere bisweilen mit merkwürdig kleinen Gedanken sterben, so kommt das einfach daher, dass sie das Bewusstsein, der Ewigkeit gegenüberzustehen, gar nicht in sich aufkommen liessen in der Stunde der Todesgefahr — aus Weisheit, um nicht den Mut zu verlieren, der eben doch nur ein gewolltes Vergessen der Gefahr bedeutet. Der Dichter — er schrieb ja mitten im Kriege — steht dabei selber bis zu einem gewissen Grade unter der Technik dieses Mutes, so dass er sich selten nur und nur wie verstohlen erlaubt, auf all das ungeheure Menschenelend, dem er hier nicht ausweichen kann, vom Standpunkt der Ewigkeit aus hinzusehen. Er gibt sich deutlich sichtbare und oft peinlich wirkende Mühe, nicht hinzublicken auf die ganz grossen Horizonte, die ihm der Krieg eröffnete, — um eben nur Offizier bleiben zu können. So zum Beispiel in folgender Schilderung eines kurzen Waffenstillstandes, der abgeschlossen ward zum Zwecke der Bestattung der beiderseitigen Toten:

„Auf den Bastionen und auf den Trancheen sind weisse Flaggen ausgehängt. Die blühende Flur ist besät mit toten Körpern. Die herrliche Sonne neigt sich zum blauen Meer, und das blaue Meer strahlt wogend in goldenem Lichte. Tausende von Menschen drängen sich heran, blicken einander an, lächeln sich zu und sprechen miteinander. Und diese Menschen, Christen, die ein einziges grosses Gesetz der Liebe und Aufopferung kennen, schauen ruhig auf das, was sie getan haben, und fallen dabei nicht von Reue ergriffen plötzlich auf die Knie vor Jenem, Der, als Er ihnen das Leben gab, in die Seele eines jeden von ihnen zugleich mit der Furcht vor dem Tode auch die Liebe legte zum Guten und Schönen, und sie umarmen nicht einander wie Brüder unter Tränen der Reue und des Glückes!

Die weissen Flaggen sind eingeholt, und von neuem zischen die Werkzeuge des Todes und der Leiden, von neuem fliesst unschuldiges Blut, und ertönt Stöhnen und Fluchen.

So, nun habe ich auch ausgesprochen, was ich diesmal sagen wollte! Doch ein schweres Bedenken übermannt mich: Vielleicht war es gar nicht nötig, dies alles auszusprechen, vielleicht gehört das, was ich eben sagte, zu jenen schlimmen Wahrheiten, die, unbewusst aufgehend in der Seele eines jeden, nicht ausgesprochen werden sollten, um nicht schädlich zu wirken wie der Satz im Weine, den man nicht schütteln darf, um nicht den Wein zu verderben!

Wo ist aber eigentlich in dieser Novelle das Uebel bei Namen genannt, das man vermeiden soll? Wo ist hier die Aeusserung des Guten, dem man nacheifern soll? Wer ist hier der Uebeltäter? Wer hier der Held? Alle sind sie gut, und alle sind sie schlecht . . .

Der Held aber meiner Novelle, den ich liebe mit allen Kräften meiner Seele, und den ich mich bestrebte wiederzugeben in seiner ganzen Schönheit, und der immer schön war, schön ist und schön sein wird — das ist die Wahrheit!"

Mit dem Offizier in Tolstoi ringt hier der grosse Künstler, der Anwalt der ganzen Menschheit, und auch der Weltbürger in Tolstoi ringt hier mit dem Patrioten. Das gibt diesen Erzählungen etwas verhalten Tragisches, das uns so nachhaltig beunruhigt. Hieraus, aus dem inneren Zwiespalt und Unbehagen des Dichtenden stammt denn wohl auch jener hoffnungslose Weltschmerz, in dem der Dichter der „Sewastopoler Erzählungen" auf das Leben hinblickt, und der sich Luft macht in Ausfällen wie folgenden:

„Eitelkeit, Eitelkeit und Eitelkeit überall! Selbst am Rande des Grabes und inmitten solcher Menschen, die zum Tode bereit sind aus hoher Ueberzeugung! Eitelkeit! Sie muss wohl den Charakterzug und die besondere Krankheit unseres Zeitalters bilden. Weshalb war denn in früheren Zeiten nichts zu hören von dieser Leidenschaft? Weshalb gibt es in unserem Zeitalter nur noch drei Arten von Menschen: Die einen nehmen die Eitelkeit hin als Beweggrund, als Tatsache, die unausbleiblich da ist, und ihnen deshalb gerecht erscheint, und der sie sich freiwillig unterwerfen — die anderen nehmen sie hin wie eine unselige und unüberwindliche Daseinsbedingung, und endlich die dritten handeln unbewusst sklavisch unter ihrem Einflusse! Weshalb singen denn Homer und Shakesspeare von der Liebe, von dem Ruhme, von dem Leiden, während die Literatur unseres Zeitalters nichts ist als eine einzige endlose Erzählung von Eitelkeiten!"

Zu dieser weltschmerzlichen Auslassung veranlasste den Dichter hier ein Hinblick auf seine Kameraden, die Offiziere in Sewastopol. Wir erwähnten bereits, dass, was Tolstoi uns hier von Offizierstypen vorführt, sich fast niemals erhebt über kleinlichen Ehrgeiz, törichten Hochmut und aufrichtige Todesangst. Freilich kommt es Tolstoi dabei mehrmals zum Bewusstsein, dass er eigentlich als Offizier nicht so über seine Kameraden urteilen dürfte. Er versichert uns denn auch fast jedes-

mal, wenn er eine einfach vernichtende Charakterschilderung eines Offiziers gegeben hat, der Betreffende sei dabei doch im Grunde ein ganz braver Kerl. Ja, Tolstoi lässt den Offizier, der im Angesichte der vor ihm platzenden Bombe nur an Kleinliches denkt, in allerletzter Minute noch patriotisch werden. Das alles wirkt aber unendlich hilflos und gibt nur die äusserste Verlegenheit des Dichters kund!

Dabei weicht auch hier die Wolke schwarzseherischen Trübsinns von Tolstois Geist, sobald er nur auf den einfachen Soldaten zu sprechen kommt: Sogleich offenbart er da jenen uns mit Freude und Beruhigung erfüllenden Blick für die Ganzheit im Leben des einfachen Mannes, für seine jenseits aller sozialen Bedingtheit liegenden Lebensfreuden und Lebensanreize, sowie endlich für seine hohen menschlichen Tugenden — die freilich bei Tolstoi fast stets als passive erscheinen —. Dafür werden aber auch schon hier von Tolstoi die feineren moralischen Leiden der Gebildeten völlig übersehen: Jener unser nagender Zweifel daran, ob wir auch im Rechte sind, so zu handeln, wie uns die Stimme des Herzens gebietet (weil eben Mächte, die stärker sind als wir, unsere Handlungen so oft ganz anders ausschlagen lassen, als wir voraussehen konnten), dieser vornehme Zweifel des gebildeten Gewissenhaften, der uns so oft allein zögern lässt vor der selbstlosen Tat, bleibt hier schon in peinlicher Weise ungewürdigt von Tolstoi.

Das alles sind aber eigentlich nur kleinliche theoretische Bedenken. Wir vergessen sie vor unübertrefflich anschaulichen Szenen, zum Beispiel der folgenden: (Der Stabskapitän Michailoff hat den Auftrag erhalten, sich auf die am meisten gefährdete Bastion zu begeben. Todesahnungen quälen ihn.)

„Nachdem er sich etwas beruhigt hatte in dem Gedanken an seine Pflicht, der besonders stark auf den Stabskapitän zu wirken pflegte, setzte er sich an den Tisch und schrieb einen Abschiedsbrief an seinen Vater. Nach zehn Minuten war er da-

mit fertig, erhob sich und begann sich anzukleiden — mit noch tränenfeuchten Augen, und indem er sich in Gedanken alle Gebete hersagte, die er nur kannte.

Sein angetrunkener und grober Bursche hielt ihm mit fauler Gebärde seinen neuen Uniformrock hin (der alte Uniformrock, den der Stabskapitän gewöhnlich anzog, wenn er auf die Bastion ging, war wieder einmal nicht geflickt).

„Weshalb ist denn der Rock nicht geflickt? Du musst aber auch immer nur schlafen, du . . .!“ sprach zornig der Stabskapitän.

„Wie denn, schlafen?“ brummte Nikita. „Tag für Tag läuft man umher wie ein Hund. Man wird doch auch schliesslich einmal müde, und da soll man nicht einmal schlafen.“

„Du bist betrunken, ich seh' es wohl!“

„Nicht mit Ihrem Gelde habe ich mich angetrunken, wie Sie mir vorwerfen!“

„Schweig', Hallunke!“ schrie der Stabskapitän, bereit, den Burschen zu schlagen. War er schon vorher erregt, so verlor er nunmehr endgültig alle Fassung. Und dabei war er noch tief bekümmert über die Grobheit des Nikita, den er liebte, sogar verwöhnte, und mit dem er bereits zwölf Jahre hauste.

„Hallunke, Hallunke!“ wiederholte der Bursche, „was schelten Sie mich Hallunke, Herr! Sie haben wohl ganz vergessen, in welcher Zeit wir jetzt leben? Da ist es nicht schön, zu schimpfen!“

Michailoff entsann sich, wohin er ging und schämte sich.

„Du kannst aber auch jeden um seine Geduld bringen, Nikita!“ sprach er mit sanfter Stimme. „Diesen Brief an mein Väterchen lass auf dem Tisch liegen, so, und rühre ihn nicht an —“ fügte er hinzu und ward dabei rot.

„Zu Gehorsam!“ sprach Nikita, der in Rührung geriet unter dem Einflusse des genossenen Schnapses (den er, wie er sagte, für sein Geld gekauft hatte), und in sichtlichem Ver-

langen, zu weinen, mit den Augen zwinkerte. Als aber dann, bereits an der Tür, der Stabskapitän sagte: „Leb' wohl, Nikita!“ da brach Nikita plötzlich in krampfhaftes Schluchzen aus und stürzte herbei, seinem Herrn die Hand zu küssen.

„Leben Sie wohl, gnädiger Herr,“ sagte er weinend.“

— — — — — — — — — — — — — —

Noch eine Szene sei angeführt. (Es handelt sich um den Stabskapitän Kosselzeff, der eben von dem letzten Sturme der Verbündeten auf Sewastopol Nachricht erhalten hatte.)

„Das Gefühl des Schreckens teilte sich unwillkürlich Kosselzeff mit. Ein Schauer überlief ihn.

„Sie haben den ‚Schwarz‘ (so hiess eine der Bastionen) genommen!“ sprach ein junger Offizier neben ihm, dem die Zähne klapperten. „Alles ist verloren!“

„Unsinn!“ schrie wütend Kosselzeff. Und indem er sich durch eine heftige Bewegung zur Besinnung bringen wollte, riss er sein kleines, stumpfes, eisernes Säbelchen aus der Scheide und schrie: „Vorwärts, Kinder! Hurra!“

Seine Stimme war klangvoll und laut. Sie weckte ihn selber. Er lief voraus dem Wall entlang. Etwa fünfzig Soldaten folgten ihm mit lauten Rufen. Er lief aus den Wällen heraus aufs offene Feld. Die Kugeln flogen tatsächlich wie Hagelkörner. Zwei trafen ihn, wohin aber, und was sie anrichteten, ob sie ihn bloss gestreift oder verwundet hatten, das zu entscheiden blieb ihm keine Zeit. Vor ihm im Pulverdampfe erblickte er bereits blaue Uniformröcke, rote Hosen, und vernahm er nichtrussische Rufe. Ein Franzose stand an der Brustwehr, schwenkte seinen Säbel und rief irgend etwas.

Kosselzeff war gewiss, dass man ihn töten werde, das gab ihm aber gerade Mut. Er lief voran und voran. Einige Soldaten liefen an ihm vorüber, andere zeigten sich von irgend woher von der Seite und liefen ebenfalls.

Die blau Uniformierten blieben in derselben Entfernung, da

sie nach ihren Trancheen zurückliefen. Schon stolperte Kosselzeff über Tote und Verwundete. Als er bis zum äussersten Plane gelaufen war, verwirrte sich plötzlich alles in seinen Augen, und er fühlte einen Schmerz in der Brust. — Eine halbe Stunde später lag er auf der Tragbahre und wusste, dass er verwundet war, fühlte aber gar keinen Schmerz. Ihn verlangte nur, etwas Kühles zu trinken und sich ruhig hinzulegen . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

5. *Die nicht unmittelbar biographischen Novellen*

Neben den bisher besprochenen Erzählungen, die unmittelbare Bruchstücke eines einzigen grossen Geständnisses darstellen (eines nachträglichen Sich-selber-Klarwerdens über die eigene Gesamtpersönlichkeit während einer durchlebten Epoche), hat Tolstoi auch einzelne, mehr zufällige (äussere) Erlebnisse zu künstlerischer Gestaltung gebracht, ferner hat er auch in der üblichen Art innere Erlebnisse unter Zuhilfenahme erdichteter Personen zu einer gewissen Lösung zu bringen gesucht, und endlich hat er auch sich ihm aufdrängende Gedanken zu voller Deutung bringen wollen, dadurch, dass er sie in bis ins einzelste ausgeführtem Geschehnis Fleisch und Blut gewinnen liess.

Zu den Erzählungen der ersten Gattung gehören „Der Schneesturm", „Albert", und „Luzern"; zu den Erzählungen der zweiten Gattung rechnen wir die „Aufzeichnungen eines Marqueurs" und „Die zwei Husaren"; zu denen der dritten Gattung „Die drei Todesfälle".

Wir werden in der Besprechung hier nach der Entstehungszeit vorgehen. Der „S c h n e e s t u r m" (1856) ist inhaltlich rasch erzählt: Der Dichter fährt (wir kennen den äusseren Anlass bereits) an einem Winterabend gegen den Rat des Posthalters von einer Station ab, gerät unterwegs in einen Schnee-

sturm und verliert jede Orientierungsmöglichkeit. Dabei begegnen seinem Dreigespanne drei andere, ohne Passagiere zurückkehrende, und in ihrer Begleitung fährt nun der Dichter die ganze Nacht hindurch ohne Weg und Steg mit der beständigen Aussicht, zu erfrieren. Dabei hat er inmitten aller Todesgefahr nur Aufmerksamkeit für die vier Fuhrleute: Er lauscht ihren Gesprächen und sucht ihren Gesichtsausdruck zu erraten. Mehrmals schläft er zwischendurch ein und hat dann wundervolle — rein biographisch zu deutende — Träume von heissen Sommertagen, die er als Knabe auf dem elterlichen Gute verlebte. Endlich bei Morgengrauen treffen die Umherirrenden auf ein Wirtshaus und sind gerettet!

Der „Schneesturm" ist ein künstlerisches Kabinettstück, wohl das Malerischste und Musikalischste, was Tolstoi überhaupt geschrieben hat. Der Schneesturm selber wird in einer Mannigfaltigkeit geschildert, wie das nur einem ganz grossen Maler gegeben ist: Hier ward bereits die Seele des Schnees entdeckt, vierzig Jahre vor ihrer Entdeckung für die Malerei. Mit den paar Ausdruckelementen — das Licht fällt ja weg und damit auch die wechselnden Lichtabstufungen —: Schnee, immer wieder Schnee, Kälte und Sturm, Fuhrleute und Pferde, versteht es der Dichter, uns fünfzig Seiten lang in atemloser Spannung zu halten. Dabei ist das rein Menschliche der Erzählung über alle Massen erfreulich: Nicht bloss, dass der Dichter, der selber in aller Todesgefahr nur Blick hat für die kleinen Leute, uns seine Liebe zu ihnen miterleben lässt, wir erleben auch noch die posenlose Ergebenheit und heiter scherzende Ruhe des einfachen Russen in unmittelbarer Todesgefahr — und wir erleben das mit gutem Gewissen: Denn da verwässert uns nicht gerührte Sentimentalität eines beunruhigten sozialen Gewissens den Mann aus dem Volke, vor dem wir uns schämen, nein, hier gibt sich der Mann aus dem Volke, der einfache Fuhrmann, für sich, ohne überhaupt zu fragen nach uns und unserem Mit-

leid. Und er erweist sich da einfach überlegen. So bleibt es uns denn auch warm ums Herz, trotzdem der Künstler uns zwingt, Schneesturm, Kälte und Todesgefahr mit ihm durchzumachen.

Nur ein ganz grosser Uebersetzungskünstler könnte sich denn auch daran wagen, den „Schneesturm" zu verdeutschen, und auch er bliebe das meiste schuldig: Wir stehen hier gleichsam an der Quelle einer erweiterten Sprachbildung!

Künstlerisch Interessierte, vor allem angehende Künstler, sollten dabei ihr Augenmerk auf alle vermeintlichen Kleinigkeiten richten, zum Beispiel in folgender Szene, die gleich nach der Ankunft vor dem Wirtshause spielt:

„Das alte Männchen (es handelt sich um einen der Fuhrleute) wäre ebenfalls zur Gruppe der Trinkenden gegangen, ihm hatte man aber nichts gebracht. Und so ging er denn zurück zu seinen angebundenen Pferden und begann eines von ihnen über den Rücken zu streicheln.

Der alte Mann war genau so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: klein und hager von Gestalt. Sein verrunzeltes, bläulich angelaufenes Gesicht zeigte dünne Barthärchen, eine spitze, kleine Nase und zerfressene, gelbe Zähne. Wohl trug er eine neue Fuhrmannsmütze, aber sein kurzer Halbpelz, ausgerieben, mit Teer befleckt und an Schultern und Schössen bereits durchlöchert, verdeckte weder die Knie, noch die hänfenen Unterhosen, die in gewaltige Filzstiefel gesteckt waren. Er bückte sich ganz in sich zusammen, runzelte die Stirn und zitterte an Gesicht und Knien. So machte er sich bei seinem Schlitten zu schaffen, offenbar nur bestrebt, sich zu erwärmen.

„Wie denn, Mitritsch, trinke doch auch ein Schnäpschen, du wirst dich trefflich erwärmen!" riefen ihm die anderen Fuhrleute zu.

Den Mitritsch zog es zu ihnen. Er machte sich an dem Zaum-

zeug seines Pferdes zu schaffen, richtete das Krummholz und kam schliesslich auf mich zu.

„Wie denn, gnädiger Herr," sprach er, indem er die Mütze von seinen grauen Haaren nahm und sich tief verneigte, — „die ganze Nacht sind wir herumgeirrt, haben wir den Weg gesucht! Wenn Sie mir wenigstens dafür ein kleines Schnäpschen schenkten! In Wahrheit, Euer Gnaden, sonst habe ich wirklich nichts, mich zu erwärmen!" fügte er hinzu mit ergebenem Lächeln.

Ich schenkte ihm fünfundzwanzig Kopeken. Der Wirt brachte ein Schnapsglas und gab es dem Greis. Der zog den Handschuh aus, legte die Knute beiseite und führte eine kleine, schwärzliche, vertrocknete und ein wenig blau angelaufene Hand zum Glase. Sein Zeigefinger aber war erstarrt und verweigerte den Gehorsam. So vermochte der Greis das Glas nicht zu halten. Er vergoss den Schnaps und liess das Glas zu Boden fallen. Alle Fuhrleute lachten:

„Seht, Mitritsch ist so erstarrt, dass er den Schnaps nicht halten kann!"

Mitritsch aber war sehr ärgerlich darüber, dass er den Schnaps vergossen hatte. Man goss ihm indes ein neues Glas ein und schüttete es ihm in den Mund. Sogleich ward er guten Mutes, lief ins Wirtshaus hinein, steckte sich ein Pfeifchen an und, in vergnügtem Schmunzeln seine gelben Zähne weisend, äusserte er seine Lustigkeit dadurch, dass er bei jedem Worte schimpfte.

Als die Fuhrleute das letzte Gläschen getrunken hatten, gingen sie zu ihren Dreigespannen, und wir fuhren ab."

Viel weniger erfreulich als der „Schneesturm" wirken die „Aufzeichnungen eines Marqueurs" (ebenfalls 1856).

Tolstoi wollte hier augenscheinlich sich selber ein abschrek-

kendes Beispiel vor Augen führen: Er wollte sich darüber klar werden, wohin ihn seine gerade damals mächtig erwachte Spielsucht führen könnte, wenn er ihr nicht rechtzeitig Einhalt täte. Für solche Annahme spricht auch der Umstand, dass es Fürst Nechludoff ist, Tolstois sonst idealisiertes Ich, der hier am Spiele zugrunde geht. Gott sei Dank hat ihn der Künstler wieder auferstehen lassen bereits in „Luzern" und vor allem in der „Auferstehung".

Die, wie gesagt, sehr unerfreuliche und an sich wenig originelle Erzählung ist einem einfachen Manne in den Mund gelegt: einem Billard-Marqueur. (Im verwöhnten Russland ist der Billardspieler zu faul, selber seine Stösse zu markieren.) Es ist dabei aber in schlechthin unübertrefflicher Weise wiedergegeben, wie sich in der Seele dieses einfachen, täglich um sein bischen Brot ringenden, die ganze Mitleidslosigkeit des Lebens wohl kennenden, dabei aber natürlichen und gutmütigen Menschen die „feinen" Herren widerspiegeln. Stellenweise grenzt das geradezu ans Virtuose.

Der Hergang selber ist einfach bis zur Banalität: Ein vornehmer junger Mann (eben der Fürst Nechludoff) von besten Anlagen und sorgfältigster Erziehung gerät in schlechte Gesellschaft, wird Spieler und erschiesst sich schliesslich. Ganz allmählich geht es mit ihm bergab: Erst lässt er sich dazu verführen, in ein Bordell mitzugehen, dann geht er vom Billard zum Kartenspiel über, dann entleiht er überall Geld, selbst bei dem armen Marqueur. Schliesslich will ihm der Wirt nichts mehr kreditieren: Eine Flasche Wein, die Nechludoff im Spiel an einen Offizier verloren hatte, wird nicht verabreicht: Nechludoff lässt daraufhin seinen Gast im Stiche, fährt in Verzweiflung nach Hause, kehrt aber gleich wieder zurück, lässt sich Tinte und Feder geben, schreibt einen langen Abschiedsbrief und erschiesst sich. Der Marqueur eilt auf den Schuss herbei

und liest die ergreifende Lebensabrechnung, die der Selbstmörder hinterliess.

Das weitaus Bemerkenswerteste an dieser ganzen Erzählung scheint mir dabei jene Szene zu sein, wo der alte, leibeigene Kammerdiener des Fürsten Nechludoff, als er von seinem Herrn Geld verlangt und statt dessen nur die Uhr zum Versetzen erhalten hatte, seinem Herrn ruhig ins Gesicht sagt, er, Nechludoff, nehme, um seiner Spielleidenschaft zu frönen, seinen leibeigenen Bauern die letzte Habe ab: Hunderte von Familien stosse er ins Unglück, da sein Verwalter in seiner Not den Bauern das Letzte auspresse, an Habe sowohl wie an Arbeitskraft! Das alles weiss Nechludoff — und spielt ruhig weiter. So wird denn sein Selbstmord durchaus begreiflich: Denn d i e Gewissensbisse müssen gar nicht mehr zu ertragen gewesen sein bei einem Menschen, der weiss, was er tut. — (Derselbe Nechludoff hat ja im „Morgen eines Gutsbesitzers" seiner Tante gegenüber betont, ihm seien seine armen Leibeigenen von Gott anvertraut worden, damit er für sie sorge.)

Tolstoi wusste etwas von solchen Gewissensbissen: Lebte er doch selber damals, als er diese Erzählung schrieb, durchaus von der Arbeit seiner Leibeigenen — und er hat dabei als Offizier hier und da Tausende von Rubeln verspielt. Erinnern wir uns ferner daran, dass noch sechs Jahre nach dieser sich selber erlassenen Warnung vor seiner Spielleidenschaft und noch nach seiner hingebenden pädagogischen Tätigkeit Tolstoi — er war damals bereits Bräutigam — an einem Nachmittage in Moskau tausend Rubel im Billard an einen Offizier verspielte. Um diese Spielschuld zu decken, hat er dann seine herrlichen „Kosaken" an Katkoff verpfändet. Und das war der Mann, der den „Morgen eines Gutsbesitzers" geschrieben hatte, der also genau wusste, wie gedarbt wird vom Bauern! Tolstois Braut und spätere Gattin brach denn auch in Tränen aus, als sie von dieser Spielschuld erfuhr. Tolstoi selber mochte darum später

gar nicht mehr an die „Kosaken" denken, die so auch Fragment geblieben sind.

Bemerkenswert scheint des weiteren an dieser kleinen, im Gesamtwerke Tolstois sicherlich keinen nennenswerten Platz einnehmenden Erzählung, dass einzelne Sätze aus den ergreifenden Aufzeichnungen des Selbstmörders Nechludoff zweiundzwanzig Jahre später wörtlich in die „Beichte" übergegangen sind. Ueberhaupt dürfte diese Erzählung in gewissem Grade geeignet sein, uns eine Vorstellung zu geben von dem Hintergrunde von Reue, auf dem sich Tolstois spätere Umkehr aufbaute: Nechludoffs Geständnis geht ja weit über diejenigen Aeusserungen seiner Person hinaus, die für den Rahmen der Erzählung eigentlich in Betracht kommen. Sie (diese Aufzeichnungen) gewähren somit wohl auch einen Einblick in den damaligen Seelenzustand Tolstois. Wir geben darum Nechludoffs Beichte in ihren prägnantesten Stellen wörtlich wieder:

„Gott gab mir alles, was der Mensch nur wünschen kann: Reichtum, Namen, Verstand, vornehme Bestrebungen! Ich wollte geniessen, und trat alles in den Schmutz, was nur an mir Gutes war.

Ich bin nicht entehrt, nicht vom Unglück verfolgt, ich beging kein Verbrechen, aber ich tat Schlimmeres: Ich mordete meine Gefühle, meinen Verstand, meine Jugend!

Ich bin verstrickt in ein Netz von Schmutz, aus dem ich mich nicht loszumachen imstande bin, und an das ich mich doch nicht zu gewöhnen vermag. Ich falle, unaufhörlich falle ich, ich fühle, dass ich falle und kann doch nicht einhalten. Es wäre mir lieber, wenn ich entehrt, vom Unglück verfolgt oder Verbrecher wäre. Dann wäre doch eine gewisse, beruhigende, finstere Grösse in meiner Verzweiflung. Wenn ich entehrt wäre, so könnte ich mich doch wenigstens erheben, höher als die Ehrbegriffe meiner Gesellschaft, und sie verachten!

Wenn ich vom Unglück verfolgt wäre, so könnte ich doch murren gegen das Geschick! Wenn ich ein Verbrecher wäre, so könnte ich mein Verbrechen durch Reue und Strafe büssen. Ich bin aber einfach niedrig, ekelhaft — ich weiss das — und kann mich nicht erheben.

Und was hat mich denn eigentlich zugrunde gerichtet? War in mir irgendeine heftige Leidenschaft, die mich entschuldigt hätte? Nein, nein . . .

Wo sind jene lichten Gedanken an das Leben, an die Ewigkeit, an Gott, die einst in solcher Klarheit und Kraft meine Seele erfüllten? Wo ist der Drang jener Liebe, die gar keinen bestimmten Gegenstand hatte, und die einst in froher Wärme mein Herz erfüllte? Man hatte mich beleidigt, ich forderte zum Zweikampf und glaubte, ich habe nun völlig genüge getan den Forderungen der Vornehmheit. Ich brauchte Geld zur Befriedigung meiner Laster und meiner Eitelkeit — und ich richtete tausende Familien zugrunde, die mir von Gott anvertraut sind — und tat das ohne Scham — ich, der ich so gut begriff diese meine geheiligten Pflichten . . .

Man sagte mir, es sei lächerlich, zu leben in Unschuld — und so gab ich ohne Bedauern die Blüte meiner Seele, meine Unschuld, hin einem verkäuflichen Weibe. Ja, mehr wie allem anderen, was ich mordete in meiner Seele, traure ich der Liebe nach, zu der ich so fähig war. Mein Gott! Hat irgendein Mensch je so geliebt, wie ich liebte, als ich noch nicht die Weiber kannte! . . .

Wenn ich allein blieb, so ward mir bang zumute, und es graute mir vor mir selber. Wenn ich aber mit anderen war, so hörte ich schon überhaupt nicht mehr auf die innere Stimme und fiel immer tiefer. Endlich kam ich zur furchtbaren Einsicht, dass ich mich nicht mehr aufzurichten vermag. Da hörte ich auf zu denken und wollte vergessen. Allein hoffnungslose Verzweiflung erregte mich immer mehr. Da kam mir denn

zuerst der jedem anderen furchtbare, mir aber freudige Gedanke an den Selbstmord. Aber auch hierzu war ich zu niedrig! . . . Vordem dachte ich, die Nähe des Todes werde meine Seele erhöhen. Ich irrte mich. Ich sehe ebenso wie vordem, ich höre ebenso und denke mit dem gleichen Mangel an Folgerichtigkeit, mit dem gleichen Wankelmut und Leichtsinn in meinen Gedanken wie vordem, und wie das doch so sehr widerspricht jener Einheit und Klarheit, die, Gott weiss warum, dem Menschen sich vorzustellen gegeben ward:

Der Gedanke daran, was nach dem Tode sein wird, erregt meine Seele nicht in höherem Masse, wie der Gedanke daran, welche Gerüchte nach meinem Tode umgehen werden über mich! Was für ein unbegreifliches Geschöpf ist doch der Mensch!"

Ebenfalls eine Spielergeschichte, wenigstens in ihrem ersten Teile, sind die „Zwei Husaren" (1856), meiner Ansicht nach eines der zerfahrensten und schwächsten Erzeugnisse der Tolstoischen Muse. Das äussert sich bereits in der Anlage: Eigentlich sind es ja zwei völlig verschiedene, nur durch ein rein äusseres Band lose miteinander verbundene Geschichten, die hier Tolstoi unter einheitlichem Titel zusammenfasst: Ein Husarenoffizier hat auf der Reise zur Residenz in einer kleinen Provinzstadt einen unliebsamen Aufenthalt von einigen Stunden. Er platzt in ein Ballfest hinein, bezaubert alle, verhöhnt und bedroht, wer sich nicht von ihm bezaubern lassen will, verführt eine junge Witwe und reist ab auf Nimmerwiedersehen.

Lange Jahre, nachdem dieser Teufelskerl im Duell erschossen wurde — von einem Mann, den er ohne jeden Grund auf offener Strasse mit der Hundepeitsche geschlagen hatte —, kehrt sein Sohn, ebenfalls ein Husarenoffizier, während eines Manövers bei derselben Witwe als Gast ein, unternimmt es, deren

Tochter zu verführen, das misslingt aber, und der Offizier verschwindet.

Diese Erzählung ist im ersten Teile durchaus im Offizierston gehalten und hinterlässt somit — da dieser Ton Tolstoi ganz und gar nicht zu Gesichte steht — bei aller Virtuosität der Darstellung und bei glänzenden Einzelbeobachtungen, doch nur einen höchst peinlichen Gesamteindruck. Ausnahmslos alle auftretenden Personen, ausser dem Helden, werden nur bis dahin geschildert, wo sie niederträchtig oder lächerlich erscheinen, und wir noch ausserstande bleiben, wirklichen Anteil an ihnen zu nehmen. In dem Husarenoffizier selber gibt Tolstoi zum ersten Male jenen Typ des tollkühnen Allerweltskerls, der später immer wiederkehrt in Tolstois Hauptromanen, und den Tolstoi allein zu achten scheint unter allen Mitgliedern der besitzenden Klasse. Was Tolstoi hier anzieht, ist augenscheinlich nicht der Mut — den besass er selber in hohem Masse —, vielmehr wohl jenes kecke Zugreifen, das Tolstoi immer versagt blieb: Noch als Offizier beklagt er sich über seine Schüchternheit, die durch seinen Ehrgeiz, — und sagen wir ruhig, auch durch seine Gewissenhaftigkeit — noch besonders erhöht ward.

Wo übrigens Tolstoi, im zweiten Teile der Erzählung, den Vater dem Sohne gegenüberstellt, gibt er deutlich zu verstehen, dass er den Vater in aller seiner Unmoral nur entschuldigt wegen seines impulsiven Draufgängertums, das heisst deshalb, weil er sich selber rücksichtslos einsetzte für jede seiner Launen. Den Sohn hingegen, der raffiniert ist, wo der Vater einfach seiner Laune folgte, ihn verurteilt Tolstoi ganz offenbar und lässt ihn da einen lächerlichen Misserfolg erleiden, wo der Vater mühelos siegte.

Im zweiten Teile tritt überhaupt der gezwungen lustige, gezwungen frivole und tatsächlich oberflächliche Erzählerton, den Tolstoi offenbar den Franzosen entlehnt hat, und der so ganz und gar nicht passen will zu seiner ernsten, pathetischen Natur,

mehr und mehr zurück. Ja, in der Schilderung des in ländlicher Stille heranwachsenden und alle Erziehung sich selber verdankenden jungen Mädchens zeigt sich Tolstoi sogar in seiner eigentlichen Stärke: In seiner aufrichtigen Liebe und seinem tiefen Verständnis für die ganz einfachen, geradlinigen, unverstellten und unverdorbenen Menschen. Und Tolstoi weiss in deren Seelen Tiefen aufzuweisen, die den Seelenkündigern vor ihm entgingen: Tolstoi hat überhaupt eigentlich erst die Unendlichkeit in der einfachen Seele entdeckt: den wahren Schatz der Armen.

Tolstoi offenbart übrigens, indem er den Werdegang seiner Lisa schildert, bereits die Grundgedanken seines späteren pädagogischen Systems: Lisa hat weder Musik erlernt, noch die „so notwendige“ französische Sprache. Sie war von klein auf ganz ihrer Wärterin anvertraut, hatte fleissig Pilze und Beeren gepflückt und bei einem Seminaristen Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Bereits mit zehn Jahren hatte sie sich kleiner Leibeigenenkinder angenommen, sie unterrichtet, angekleidet, in die Kirche geführt und berufen, wenn sie schon gar zu ungezogen waren. So war sie mit sechzehn Jahren zu einem frohen, gutmütigen, fleissigen Hausmütterchen geworden, das sich unermüdlich zeigte, die Bitten der Bauern anzuhören und nach Kräften zu erfüllen, und die Kranken unter ihnen zu heilen „mit Pfefferminz und mit Kampferspiritus“. Die Hauswirtschaft ging allmählich völlig in ihre Hände über. Ihr unbefriedigtes Bedürfnis nach Liebe fand dabei seinen natürlichen Ausfluss in Religion und Naturschwärmerei. So ward sie ein heiteres, arbeitsames, freundliches, seelisch reines und tief religiöses Weib. Freilich gab es auch kleine Schatten in ihrem Leben: so wenn die Nachbarin im neumodischen Hute in der Kirche neben ihr stand, oder wenn die alte mürrische Mutter sie durch törichte Launen zu Tränen reizte. Auch umhuschten sie bisweilen Liebesgedanken in den albernsten und manchmal selbst in rohen

Formen. Aber die nützliche, ihr zur Gewohnheit gewordene Arbeit verscheuchte das alles wieder, und mit einundzwanzig Jahren war noch kein Fleckchen, keine Reue gefallen in die lichte, ruhige Seele des sich zu voller körperlicher und sittlicher Schönheit entfaltenden Mädchens. Ihr Gesichtsausdruck sagte allen, denen sie begegnete: „Schön und heiter ist es zu leben auf der Welt für den, der jemanden zu lieben hat, und bei dem das Gewissen rein ist!" Selbst wenn sie betrübt war, gar Tränen in den leuchtenden Augen hatte, die gewohnt waren, zu lächeln und sich am Leben zu freuen, auch dann noch strahlte aus ihrem Blick ihr gutes, aufrichtiges „nicht vom Verstande verdorbenes" Herz.

Dieses reine, poetische Geschöpf verliebt sich nun in den jungen, raffinierten Husaren.

„Oh, mein Gott," dachte sie, „habe ich wirklich umsonst Glück und Jugend dahingehen lassen und wird es schon nicht mehr für mich sein . . . wird es schon niemals mehr sein für mich? Ist dem wirklich so?" Und sie blickte nach dem hohen, um den Mond herum leuchtenden Himmel, der bedeckt war mit weissen, welligen Wölkchen, die, die Sternchen verdeckend, sich nach dem Monde hin bewegten. „Wenn jenes weisse Wölkchen da oben den Mond erreicht, so heisst das: es ist wahr!" dachte sie . . . „Wenn aber die Nachtigall heute Nacht zu singen beginnt, dann heisst das: alles, was ich da denke, ist Unsinn, und ich brauche nicht zu verzweifeln!" Und lange noch sass sie schweigend da, irgend jemanden erwartend. Und sie achtete gar nicht darauf, dass von neuem alles licht ward und Leben gewann, und dann wiederum die Wölkchen über den Mond hinliefen und alles sich verfinsterte. Sie war schon am Einschlafen, so am Fenster sitzend, als die Nachtigall sie weckte mit lautem Gesang, der sich melodisch ergoss von unten her über den Teich hin. Das Mädchen öffnete die Augen; wiederum fühlte sich ihre ganze Seele verjüngt in neuem Ent-

zücken in dieser geheimnisvollen Vereinigung mit der Natur, die so ruhig und licht sich ausbreitete vor ihren Blicken. Sie stützte sich auf beide Arme. Irgendein qualvolles, süsses Gefühl des Kummers presste ihr die Brust, und Tränen einer reinen, grenzenlosen Liebe, die dürstet nach Gegenliebe, schöne, tröstende Tränen füllten ihre Augen. Sie faltete die Hände auf dem Fensterbrett und legte den Kopf auf sie. Ihre Lieblingsgebete kamen wie von selber ihr in den Sinn, und sie entschlummerte so mit tränenfeuchten Augen . . ."

Das ist typisches Mädchenerlebnis.

Ein für ihn völlig neues Gebiet betritt Tolstoi in einer seiner ergreifendsten Schöpfungen, „Albert" (1857), dem Hohen Lied von der unendlichen Beglückung, die nur die Kunst den Menschen zu geben vermag, und von der ewigen Unschuld und unzerstörbaren Harmlosigkeit des Künstlers, der mitten im Selbstsuchtsgetriebe der Welt nichts für sich selber will, und darum in aller Not und in aller Erniedrigung ein Freier, Ungebeugter bleibt, über unserem Mitleid stehend und wert aller Liebe und aller Verehrung! Das Urbild für diese Erzählung gab, wie wir bereits wissen, ein heruntergekommener, dem Trunke ergebener, deutscher Musiker, den Tolstoi in Petersburg kennen gelernt hatte, und den er dann mit sich auf sein Gut nahm. Ueber die weiteren Schicksale dieses Musikers sind wir leider nicht unterrichtet.

Der eigentliche Vorgang der Erzählung ist, wie stets bei Tolstoi, äusserst einfach: Ein vom Leben mitgenommener, nicht mehr junger Petersburger Junggeselle, augenscheinlich ein vermöglicher, höherer Beamter, trifft auf einem Ball in einem Freudenhause einen schlecht gekleideten, jungen Menschen, dessen unschuldiges, kindliches Gesicht ihm auffällt, und dessen wundervolles Geigenspiel ihn plötzlich in die besten Tage seiner längst entschwundenen Jugend zurückversetzt.

„Bald traurig zärtlich, bald schluchzend verzweifelnd flossen die Töne dahin, frei einander folgend und so anmutvoll, so machtvoll und so unbewusst, dass nicht die Töne zu hören waren, vielmehr ganz von selber in die Seele jedes Hörers sich gleichsam ein schöner Strom ergoss einer längst bekannten, hier nur zum erstenmal sich zu erkennen gebenden Poesie . . . Albert wuchs mit jeder Note höher und höher . . . Sein Gesicht strahlte von ununterbrochener, begeisterter Freude, seine Augen leuchteten in hellem, trockenem Glanze, seine Nasenflügel blähten sich, seine roten Lippen öffneten sich vor Entzücken . . . Manchmal neigte sich sein Haupt näher zur Geige hin, die Augen schlossen sich, und das vom herabfallenden Haupthaar halb verdeckte Gesicht erhellte sich in einem Lächeln froher Verklärung . . . Manchmal richtete er sich plötzlich auf, stellte den Fuss vor, und die reine Stirn, der leuchtende Blick, mit dem er das Zimmer überschaute, strahlten von Stolz und Machtbewusstsein . . . Seine Geige sagte aber immer nur eines. Sie sagte: „Dahin ging für dich, für immer entschwand die Zeit der Kraft, der Liebe, des Glückes, sie schwand dahin, kehrt niemals wieder. Weine ihr nach, verweine alle deine Tränen, stirb in Gram nach dieser Zeit — das ist das höchste Glück, was dir bleibt!"

Besagter Petersburger Junggeselle nimmt den Obdachlosen mit sich nach Hause in der Absicht, aus ihm einen anständigen Menschen zu machen. Aber schon nach drei Tagen bricht Albert aus, nachdem er unmittelbar vorher eine ganze Flasche Likör ausgetrunken hatte. In zunehmender Trunkenheit sucht er sich zurechtzufinden nach dem Freudenhause. Unterwegs hat er seltsame Visionen: Es kommt ihm vor, er befinde sich in einem grossen Saale. Eine gewaltige Menschenmenge, offenbar eine Trauerversammlung, lauscht auf einen Redner, und der ist ein Freund von ihm, ebenfalls ein Musiker. Der Redner sagt, indem er auf irgendwen hindeutet: „Nein, Brüder, ihr habt ihn

nicht verstanden, den Menschen, der unter euch lebte! Ihr begrifft ihn nicht. Er ist kein verkäuflicher Artist, kein seelenloser Musikante, kein Verrückter, kein verlorener Mensch. Er ist ein Genie, ein grosses musikalisches Genie, er, der in eurer Mitte zugrunde ging, unbemerkt und ungewürdigt!"

Albert verstand sogleich, von wem die Rede war. Bescheiden neigte er sein Haupt.

„An jenem heiligen Feuer verbrannte er zu Asche, dem wir alle dienen," fuhr die Stimme fort. „Er erfüllte aber alles das, was ihm aufgetragen war von Gott, und deshalb soll er auch ein grosser Mensch heissen. Ihr konntet ihn verachten, quälen, erniedrigen," fuhr die Stimme fort, lauter und lauter werdend. „Er aber war, ist und wird sein unermesslich höher als ihr alle! Er ist glücklich, er ist gut. Er liebt euch alle gleich oder verachtet euch alle, was ein und dasselbe ist. Er liebt eines — die Schönheit, das einzige zweifellose Gute auf Erden. Seht, so ist er! Ihr aber, ihr alle, fallt nieder vor ihm auf die Knie!" schrie die Stimme lauter und lauter werdend.

Aber eine andere Stimme aus der anderen Ecke des Saales widersetzte sich dem. Sie erzählte, wie er, der so Gefeierte, Geld entlehnte, das er nicht wiedergab, wie er die Geige seines Kameraden entlieh und versetzte, wie er den erbärmlichsten Leuten schmeichelte um Geld, wie man ihn aus dem Theater jagte und ihn auf die Polizei schicken wollte . . .

„Mein Gott, das ist ja alles wahr," flüsterte Albert. „Tritt du für mich ein, mein Gott, du allein weisst, weshalb ich das tat!"

Aber die erste Stimme begann wieder: „Hört auf, schämt euch! Welches Recht habt ihr denn, ihn zu beschimpfen? Habt ihr denn sein Leben gelebt? Habt ihr seine Entzückungen erfahren? Ja, erniedrigt, verachtet ihn nur, er ist doch von euch allen der Beste und der Glücklichste!"

Mit entzückter Seele eilt Albert auf den Sprecher zu und will ihn umarmen. Der aber herrscht ihn an:

„Mach, dass du fortkommst, ich kenne dich nicht. Geh deines Weges, sonst erreichst du nicht dein Ziel!"

„Du da, du bist betrunken, du wirst nicht nach Hause kommen!" schrie da der Polizeiwächter an der Strassenecke. Albert erwacht aus seinem Traum, bleibt einen Augenblick stehen, nimmt dann alle seine Kraft zusammen und eilt seinem Ziele zu.

Schliesslich langt Albert denn auch vor dem Freudenhause an, wird dort aber barsch abgewiesen. An der Tür bricht er zusammen und wäre erfroren, wenn nicht heraustretende Gäste ihn erkannt hätten. Er wird dann ins Haus gebracht und murmelt noch, indem er völlig die Besinnung verliert: „Warum begrabt ihr mich denn, ich bin ja noch gar nicht gestorben!"

Es scheint fast so, als trete Tolstoi hier auch als Selbstverteidiger auf. In seinen aristokratischen Kreisen galt und gilt ja die Kunst als etwas nicht ganz Feines. Tolstoi aber suchte ganz offenbar auch Rechtfertigung in seiner Kunst für sein soziales Verhalten. Vielleicht war er überhaupt nur zur Kunst geflohen, getrieben von seinem beunruhigten Gewissen!

Das gleiche Thema, wie „Albert", behandelt „L u z e r n" (1857). Auch hier wird die Harmlosigkeit und Unschuld des Künstlers verherrlicht und ihr die Selbstsucht und der Undank der Welt gegenübergestellt, die er, der Künstler, allein beglückt.

Schon der Untertitel: „Aus den Aufzeichnungen des Fürsten Nechludoff" lässt uns keinen Zweifel darüber, dass wir es hier mit einem persönlichen Erlebnis des Autors zu tun haben. Wir kennen dieses Erlebnis bereits aus dem biographischen Teil: Tolstoi war gelegentlich eines Aufenthaltes in Luzern Zeuge gewesen, wie ein Strassensänger von dem vornehmen Publikum des „Schweizer Hofes" zwar aufmerksam angehört wurde, aber keinerlei Geld erhielt, als er nach Beendigung sei-

ner Lieder sammeln ging. Der Künstler und Mensch Tolstoi geriet hierbei in jenen kochenden Unwillen, von dem er hier noch naiv eingesteht, dass er ihn so sehr an sich liebe, ja, dass er ihn sogar absichtlich in sich steigere, wenn er ihn befällt, weil er beruhigend auf ihn wirke und ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, eine gewisse, ungewohnte Geschmeidigkeit, Energie und Anspannung aller körperlichen und sittlichen Kraft gewähre. Es ist dabei im vorliegenden Falle ganz deutlich erkennbar, dass sich in Tolstoi heftiger Unwille angesammelt hatte, schon bevor sich der Zwischenfall mit dem Sänger ereignete. Und zwar galt Tolstois Zorn der Steifheit und Blasiertheit der hauptsächlich aus vornehmen Engländern bestehenden Hotelbewohner. Wir wissen dabei, dass jede Unnatur Tolstoi in Harnisch brachte, und er ausserstande war, dem, an dem er Verstellung zu erblicken glaubte — und er war dazu sehr leicht geneigt, da er ja, als echter Russe, eigentlich alle anderen Empfindungen als die, die er selber hegte, für Verstellung hielt — irgendwie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hier in Luzern ist aber Tolstois Wut über die vermeintliche Verstellung des englischen Publikums noch besonders gesteigert, weil sie (diese Verstellung) zum Hintergrunde die Herrlichkeit der Luzerner Natur hat, für die der Dichter geradezu ergreifende Worte findet.

Ob sich indes Tolstoi hier nicht doch etwas täuschte über die letzten Beweggründe seines Zornes? Offenbar spielt hier eine gewisse Rolle auch sein angeborenes, wohl seiner Reizbarkeit entspringendes Bedürfnis, sich in jeglicher Lebenslage als allen anderen überlegen zu wissen. Auch hier, im Schweizer Hofe, musste er über allen andern stehen. Er gesteht dabei selber ein, dass er sich von der steifen Engländergesellschaft habe einschüchtern und zum gleichen Stumpfsinn bei Tisch verführen lassen. So wartet er denn nur auf Gelegenheit zur Rache. Und sie kam eben in jener Episode mit dem fremden Sänger. Da

aber Tolstoi der eigenen Person nie bewusst ward, ohne in sich den Menschen zu erleben, und das vor allem, sofern ihm unrecht geschehen kann (und damit steht Tolstoi über dem Vorwurf der Selbstsucht), so wird er hier aus Wut über den Hochmut der Engländer zu einem gewaltigen Gesellschaftsankläger. Der ganze spätere Sozialprophet ist da schon fertig (bis auf dessen Feindschaft gegen die Kunst). Es findet sich hier bereits ein geradezu nihilistisches Aburteilen aller Zivilisation. Tolstoi fragt sich, ob nicht die Ausbreitung jenes „nur" vernünftigen, auf Selbstsucht beruhenden Zusammenschlusses der Menschen, den man Zivilisation nennt, ob sie nicht dem Bedürfnis des Menschen nach instinktivem Zusammenschluss in der Liebe widerspreche und ihn unmöglich mache. „Ist das die Gleichheit," so fragt Tolstoi, „für die so viel unschuldiges Blut vergossen ward und so viel Verbrechen begangen wurden! Gleichheit vor dem Gesetze? Verläuft etwa das ganze Leben in der Sphäre des Gesetzes? Doch nur der tausendste Teil, alles übrige verläuft ausserhalb von ihm in der Sphäre der Sitte und der gesellschaftlichen Rücksicht. Innerhalb der Gesellschaft aber ist der Lakai besser gekleidet als der Strassensänger und beleidigt den darum straflos. Ich selber bin wiederum besser gekleidet als der Lakai und beleidige ihn darum straflos!" Tolstoi kommt schliesslich zu dem Schlusse (auch hier macht ihn sein instinktives Vorübergleiten an den ökonomischen Untergründen allen Gesellschaftslebens hellseherisch), dass, was auch immer die Verhimmler des Volkes sagen mögen, jede Menge nun doch einmal nur eine Vereinigung darstellt von vielen an sich vielleicht guten Menschen, die aber vereinigt sind durch ihre niederträchtigen, tierischen Instinkte, und die darum nur die Schwächen und Grausamkeiten der menschlichen Natur zum Ausdruck bringen in ihrer Vereinigung. (Diese durchaus nicht oberflächliche Bemerkung, die so richtig ist, dass das Gegenteil von ihr auch stimmt, verrät indes doch auch deutlich den stockkonser-

vativen Urgrund von Tolstois sozialem Nihilismus, — und das macht dessen eigentliche Originalität aus.)

Es ist dabei durchaus charakteristisch für Tolstoi, dass jedesmal dann, wenn er sich selber als Verteidiger der Wahrheit erlebt, er dann auch gleich völlig absieht von der eigenen Person, d. h. niemals auf den Gedanken kommt, ob überhaupt ein Widerspruch sei zwischen dem, was er verkündigt, und seiner eigenen Lebensführung. Wenn aber Tolstoi das Recht zu solchem Absehen von der eigenen Person hier nicht erlebt hätte, würde es nicht einer gewissen Komik entbehren, dass doch hier über das politisch freieste Volk auf Erden ein Leibeigenenhalter vernichtende Kritik übt, ein Seelenbesitzer, der, wie er an anderer Stelle rückhaltslos zugibt, doch nur von den bittersten Entbehrungen seiner Hörigen lebt (und er wohnte hier in einem der ersten Schweizer Hotels), und der dabei (wie sein fünf Jahre früher geschriebener „Morgen eines Gutsbesitzers" schlagend beweist) das Elend seiner Leibeigenen sehr tief erkannt hatte!

Tolstoi — hier wie überall die Aufrichtigkeit in Person — beweist eben mit seiner rücksichtslosen Gesellschaftskritik das, was er später geradezu wütend in Abrede gestellt hat, dass nämlich wir Menschen im Banne der Vorurteile der Kreise, in die wir hineingeboren und hineinerzogen wurden, unseresgleichen gegenüber sogar Roheiten zu üben imstande sind, ohne uns des Widerspruches zu unserem sonstigen Wesen bewusst zu werden, und ohne dass dadurch unser sittliches Urteil irgendwie getrübt wird in Hinsicht auf die Zusammenhänge, die ausserhalb unserer Person liegen.

Es scheint übrigens, dass Tolstoi hier doch eine Ahnung aufging davon, dass ihm eigentlich das Recht zur sozialen Kritik nicht zustehe. Wenigstens bricht er ziemlich unvermittelt in seiner Gesellschaftskritik ab, um den Menschen dem Weltall gegenüber zu betrachten, auf welchem Hintergrunde auch alles Soziale nur kleinlich erscheinen muss. Dabei findet Tolstoi

einige wundervolle Gedanken — wir haben sie im biographischen Teil bereits mitgeteilt — die beweisen, wie weit seine Seele damals noch war, und wie sie eng wurde nach seiner Bekehrung!

Unwillkürlich fällt uns bei Tolstois flammender Gesellschaftsanklage ein grosser englischer Dichter ein, Tennyson, der freilich einmal nur, in Locksley Hall, ähnliche Töne von elementarer Gewalt fand gegen die heuchlerische englische Gesellschaft. Weshalb Tennyson solche Töne dann niemals mehr anschlug, weshalb er sich ganz auf das Gebiet der reinen Dichtung zurückzog, wissen wir nicht. Auf seiner Brust lastete aber auch nicht der Fluch des Seelenbesitzers, wie bei Tolstoi. Auch Tolstoi hat dann nach „Luzern" zwanzig Jahre lang solche Töne nicht wieder angeschlagen. Dann aber, nach seiner Bekehrung, sucht er sie auf, diese Töne, und geht ihnen nach bis an sein Lebensende. Wie der „Morgen eines Gutsbesitzers", so bedeutete auch „Luzern" für Tolstoi einen Wegweiser. Damals schon hätte er abbiegen können in die Askese. Er war reif für sie, nur der Künstler hielt ihn noch zurück in dieser Welt, die ihn lockte mit tausend Möglichkeiten zu dichterischem Nachgestalten!

Völlig als Künstler, wenn er es auch nicht ganz unterlässt, Moral zu predigen, offenbart sich Tolstoi in den „Drei Todesfällen" (1859). Das ist ein kleines Meisterstück auf nur zwölf Druckseiten. Drei Schicksale werden geschildert: Eine verwöhnte, reiche Gutsbesitzersfrau fährt nach der Stadt, um von dort zu ihrer Heilung — sie leidet an Schwindsucht im letzten Stadium — ins Ausland zu reisen. Auf einer Posthaltestelle trifft ihr Kutscher in der Gaststube einen todkranken Kameraden an und bittet ihn — mit jener wundervollen russischen Aufrichtigkeit, die naiv im Mitmenschen den alten Römer voraussetzt und tatsächlich auch immer wieder findet, — ihm doch seine neuen Stiefel zu schenken. Er (der Kranke) werde sie ja

doch bald nicht mehr brauchen. Dafür wolle er (der Bittende) ihm auch einen Stein aufs Grab setzen. Der Kranke willigt ein und stirbt noch in derselben Nacht. Die Gutsbesitzerin stirbt wenige Tage später in der Stadt. (Hierbei gibt Tolstoi gleichsam die Vorstudie für jene grau in grau gehaltene, im einzelnen meisterhafte, im ganzen trostlos-einseitige Beschreibung der näheren Umstände bei einem Sterben in der grossen Welt, in „Der Tod des Iwan Iljitsch"). Der Kutscher wird dann auf dem Heimwege an sein noch unerfülltes Versprechen gemahnt, und er beschliesst, wenigstens ein Holzkreuz auf das Grab des Gefährten zu setzen. Er geht in den Wald, eine junge Birke zu fällen:

„Ueber dem ganzen Walde lag der noch nicht von der Sonne erleuchtete Tau wie eine kalte, matte Decke. Kein Hälmchen, kein Zweig rührte sich, als plötzlich die Axt erklang. Die Vögel flogen da auf, und die saftigen, weissen Späne sanken in das betaute Gras. Der Baum zitterte am ganzen Körper, beugte sich und erhob sich wieder, furchtsam hin und her schwankend. Einen Augenblick verstummte alles, dann neigte sich der Baum von neuem. Sein Stamm krachte, und seine Zweige neigend, stürzte er hin zur feuchten Erde, trockenes Reisig zerbrechend in seinem Falle . . .

Die Schläge der Axt und die Schritte verstummten im Walde. Die Vögel begannen von neuem ihr Lied. Die Bäume standen da mit unbewegten Aesten. Der erste Sonnenstrahl durchdrang die Wolken und huschte über die Erde hin . . . Der Nebel zerrann. Heller erglänzte der Tau. Die Vöglein sangen wie von etwas Glücklichem. Hoch in den Gipfeln flüsterten die saftigen Zweige froh und ruhig miteinander, und unten die breiten Aeste bewegten sich langsam und hoheitsvoll über dem toten, zur Erde gesunkenen Baum!"

Der Grundgedanke dieser Erzählung, — einer der Pfeiler

von des späteren Propheten Tolstoi Lehre und wohl dem Buddhismus entnommen, — ist der, dass nur die Selbstsucht den Menschen den Tod fürchten lässt: Die verwöhnte Gutsbesitzerin stirbt schwer. Der arme Fuhrmann, der sein letztes Eigentum dem Kameraden verschenkte, stirbt mit jener heroischen Ergebenheit, die wir am einfachen Russen so wohl kennen (und die Tolstoi schon in den Sewastopoler Novellen so ergreifend geschildert hatte).

Völlig neu für Tolstoi und leider nie mehr von ihm aufgenommen, ist eine gewisse Belebung der Natur: die Aufnahme der sterbenden Birke in das grosse All. Und sie stirbt leicht, weil sie sündlos ist. Solche Gedanken sind übrigens dem russischen Bauern durchaus nicht fremd. (Tolstoi selber teilt in seinen späteren Schriften darüber einiges Interessante mit.)

Der Moralist Tolstoi lehrt indes immer nur eine ausschliesslich den Menschen zum Mittelpunkt habende Weltanschauung, in der weder unsere sündlosen, wehrlosen Schwestern, die Pflanzen, noch unsere demütigen Brüder, die Tiere, einen Anteil an der Erlösung finden. Ja, ihr Schicksal bleibt völlig unberührt, weshalb uns denn auch ein gewisses kosmisches Heimweh, ein kosmisches Einsamkeitsgefühl überkommt, so oft wir uns in die Schriften des späteren Tolstoi vertiefen. „Welch edler Geist ist hier zerstört!" möchten wir sagen. Die ganze Grösse der Tragödie Tolstoi vermögen wir aber nur dann zu ahnen, wenn wir uns solche Schöpfungen vergegenwärtigen wie diese „Drei Todesfälle".

6. „Familienglück" (1859)

Dies ist die erste von Tolstois Erzählungen, die er selber Roman nennt, trotzdem sie nicht mehr als hundert Druckseiten füllt (— freilich offenbar Fragment blieb: die Handlung ist nach dem Schlusse zu sichtbar mit Gewalt zu einem gewissen,

nur oberflächlich begründeten Abschluss gebracht). Die Anlage des Ganzen ist aber durchaus die eines Romans. Augenscheinlich wollte Tolstoi, dessen angeborener epischer Sinn stets auf das Typische gerichtet war, und dessen instinktives Künstlertum ihn an die Möglichkeit glauben liess, jedes sich regelmässig wiederholende Begebnis im Menschenleben ein für alle Mal in einer in ihren Grundzügen feststehenden Nachgestaltung festzulegen, hier gleichsam das weibliche Gegenstück geben zu „Kindheit", „Knabenalter" und „Jugendzeit".

Der Roman, dessen unmittelbare Veranlassung wir in Tolstois Erlebnis mit Valerie kennen gelernt haben, ist einem jungen Mädchen in den Mund gelegt. Wie tief Tolstoi in den Mädchenseelen zu lesen verstand, erkannten wir bereits in den „Zwei Husaren". Indes fällt Tolstoi hier, im „Familienglück", mehrmals aus der Rolle: Er unterliegt dann seinem leidigen Hang zu immer tiefergehender Seelenergründung, zu psychologischen Finessen und Haarspaltereien, wie solche der Denkungsart eines jungen Mädchens durchaus fernliegen. So erscheint denn auch dies anmutige Selbstporträt an mehreren Stellen in seltsamer Weise zerrissen. Dabei erweist sich Tolstois Kunst der Seelenergründung als solche auf voller Höhe: die Selbstbeobachtungen seiner Heldin dürften durchweg ihrem Inhalte nach einwandsfrei genannt werden. Es scheint mir nur unrichtig, dass ein junges Mädchen sich so weit selber zu erkennen vermag. Darin beruht ja gerade der Reiz der Frauen für uns innerlich zerrissene Männer, und darin auch ihre zweifellose Ueberlegenheit uns gegenüber (sehr fein spricht Helene Stoecker von der wechselseitigen Ueberlegenheit des Mannes und des Weibes), dass sie eins sind mit sich selber, dass sie viel sicherer fussen in ihrem Instinkt, viel tiefer überzeugt sind davon, dass sie im Rechte sind, so, wie sie sind! Das heisst keineswegs, dass sie, die Frauen, geringeren Intellekt besitzen wie wir: Sie würden sicherlich sich selber ganz ebenso tief ver-

stehen können, wie wir uns zu verstehen glauben — wenn sie das Bedürfnis empfänden, sich selber so weit kennen zu lernen. Das fehlt ihnen aber gerade, und das macht ihr Glück, ihre Ueberlegenheit aus, und unsere Bewunderung vor ihnen.

Indes verhindern solche gelegentliche Entgleisungen und Haarspaltereien keineswegs, dass uns Tolstoi hier doch ein wundervolles Bild der reinen, unendlich poetischen Seele eines russischen jungen Mädchens gibt, ein Bild, das Tolstoi selber niemals mehr übertrifft, und wohl nur einmal noch, in seiner unsterblichen Natascha (in „Krieg und Frieden") erreicht hat, und dem höchstens Puschkin in seiner Tatjana (in „Eugen Onegin") und allenfalls noch Turgenjeff in seiner Helene („Am Vorabend") etwas ähnliches an die Seite zu setzen haben.

Tolstois Heldin verliebt sich in einen älteren Mann, den jüngeren Freund ihres verstorbenen Vaters. Nur ganz allmählich wird sie sich ihrer Liebe bewusst:

„Er enthüllte mir ein ganzes Leben voll Freude im Gegenwärtigen, ohne irgend etwas zu verändern in meinem Leben, ohne irgend etwas hinzuzufügen zu jedem Eindrucke ausser sich selber — — —

Des Nachts, wenn ich schlaflos lag, wünschte ich niemals mehr mein Zimmer zu verlassen. Ich wollte nicht, dass der Morgen käme, ich wollte nicht, dass der Dunstkreis meiner Seelenwünsche zerrinne, der mich hier umgab. Es schien mir, als ob meine Vorstellungen, Gedanken und Gebete lebende Wesen seien, die dort im Dunkel mit mir lebten, mein Bett umschwebten, über mir ständen im freien Luftraum. Und jeder Gedanke war sein Gedanke, und jedes Gefühl war sein Gefühl. Ich wusste damals noch nicht, dass das die Liebe ist, ich glaubte, dass dies immer so sein könne, dass ganz von selber solches Fühlen gegeben werde."

Die Liebe erweist sich hier als Erfüllerin: Alle die tiefe Re-

ligiosität, die in der Seele des jungen Mädchens geschlummert hatte, erhält jetzt letzte Bewusstheit:

„Und ein solcher Friede war in mir, und so schlecht kamen mir alle vor, und ich mir selber, und mit solcher Sanftmut blickte ich auf mich und auf alle anderen, dass der Gedanke an den Tod in mir aufstieg wie ein Traum von Glück. Ich lächelte und betete und weinte, und alle auf der Welt und mich selber liebte ich so leidenschaftlich, so heiss in dieser Minute . . . Ich las das Evangelium, und immer begreiflicher ward mir dies Buch und immer rührender und einfacher erschien mir die Geschichte dieses göttlichen Lebens, und immer furchtbarer und undurchdringlicher die Tiefe des Gefühls und des Gedankens, die ich in seinen Lehren fand. Dafür aber: wie klar und einfach erschien mir alles, wenn ich dann aufblickte von diesem Buche, und mich umschaute im Leben, so einfach schien es mir da, alle zu lieben und selber geliebt zu sein . . .

Jenes niederdrückende Gefühl, das ich früher in seiner Gegenwart empfunden hatte, war völlig geschwunden in meiner Vorstellung. Ich fühlte mich ihm gleich, und von der Höhe der geistigen Stimmung, in der ich mich befand, begriff ich ihn völlig."

Tolstoi erweist sich auch hier als machtvollster Sänger der positiven, das heisst der an sich wertvollen, der freudig zu bejahenden Seite des Menschenlebens. Wer hat beredter zu künden vermocht, wie die Liebe erwacht in der reinen Seele eines jungen Mädchens? Wie lässt Tolstoi sie uns mit empfinden, die märchenhafte Glücksfülle, die ein so reines Geschöpf zu geben vermag dem, dem einmal ihre Liebe gilt. Der Kenner Russlands bebt dabei im voraus in Angst um dieses holde Kind: denn er weiss ja, dass in Russland allzu oft solche unermesslichen Seelenreichtümer verschwendet werden, hingegeben werden an Unwürdige. (Die russischen Männer, die, wie es scheint, blind an das Recht des Instinktes glauben in der

Liebe: sonst müsste man sie gewissenlos nennen — sind allzu oft leichtsinnig dem Weibe gegenüber und werfen einst geliebte Frauen weg wie ausgebrannte Zigaretten. Und daran wird auch alle politische Gleichberechtigung der Frauen nichts ändern, für die der russische Mann fast überall in liberalster Weise eintritt.

Hierin kann bloss zunehmende Ehrfurcht Besserung schaffen vor dem, was unverkennbar ist für uns in der Seele des Weibes — und was der Russe einstweilen noch nicht anerkennen will.)

Wie gesund war dieser Künstler, der einen solchen Menschen zu gestalten vermochte wie dieses junge Mädchen! Wie ferne sind wir hier jenem krankhaften Seelensein, wie ein Jacobsen, ein Knut Hamson es uns ahnen lässt in seinen Frauen- und Mädchengestalten. Und doch, was bleibt eigentlich hier noch zu verkündigen? Die reine, die einfache Seele vermag nichts weiter von sich auszusagen, als hier gesagt ist, sie ahnt sich selber nur, lässt uns aber in dem Wenigen, was sie von sich aussagt, die Unendlichkeiten nacherleben, die unbewusst schlummern in ihrer Seele, die ungetrennt noch lebt vom Paradiese!

Wer überhaupt vor Tolstoi ist den Seelenfeinheiten des Gesunden, noch Reinen, nachgegangen bis zu solcher Tiefe? Wir möchten ihn geradezu den grossen Dichter des Normalen nennen, den grossen Vorahner der Bedingungen, unter denen die Seele des Menschen gedeiht . . .

Man würde sicherlich das „Familienglück" mehr schätzen, und in ihm schlechthin geniale Einzelheiten würdigen, wenn es nicht so überstrahlt würde von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina". Und doch hat „das Familienglück" seine eigenen Vorzüge, die sich auch in besagten Meisterwerken nicht wiederfinden: So die wahrhaft klassische Szene, wie das junge Mädchen dem geliebten Manne ihre Liebe erklärt, weiter-

hin: die Szene, wie die Braut am Vorabend der Hochzeit Abschied nimmt von ihrem Mädchenleben, dann die Flitterwochen, der allmähliche Uebergang zum normalen Familienleben, die ersten ehelichen Streitigkeiten und vieles, vieles andere. Man möchte fast den ganzen Roman — das heisst vornehmlich in seinem ersten Teile — wörtlich übersetzen, weil man fühlt, dass jede Umschreibung hier Entweihung bedeuten würde.

Der zweite Teil des Romanes fällt merklich ab. Der glückliche Gatte dieses wundervollen Weibes hat leider Züge von Tolstoi an sich: er ist ein direkter Verwandter von Nechludoff, Olenin und dem späteren Lewin in „Anna Karenina": Er quält sich so lange über die Frage, ob er seine Frau auch wirklich glücklich machen könne, bis er sie glücklich unglücklich gemacht hat. Das Motiv seiner Beunruhigung ist bei ihm freilich nicht Reue über sein Vorleben, wie bei dem Lewin in „Anna Karenina" (zu welchem Meisterroman übrigens der zweite Teil von „Familienglück" ganz offenbar als Vorstudie gedient hat). Der Gatte in „Familienglück" hält sich einfach, und mit einigem Rechte, für zu alt für seine Frau. Statt aber daraus den einfachen Schluss zu ziehen, dass seine soviel jüngere Gattin eben mancherlei Vergnügungen, die er selber längst überlebt hat, einfach aus dem vollen, jeder Reflexion abholden Lebensgefühl ihrer glücklichen Jugend heraus zu erleben vermag, beurteilt er die Vergnügungen seiner Frau nach den Beweggründen, die ihn, den gereiften Mann, bewegen würden, wenn er sich solchen Vergnügungen hingeben würde. — Und so wird er ungerecht und grausam. (Diesen Fehler ist Lewin-Tolstoi nie losgeworden und hat ihn leider sehr selten so eingesehen, wie der Held dieses Romans.) Aus der harmlosen Freude seiner Frau an Bällen, Theatern, Gesellschaften und gesellschaftlichen Erfolgen schliesst er auf Koketterie, Eitelkeit und noch weit hässlichere Dinge. Alle rührenden An-

näherungsversuche der Gattin weist er mit echt russischem doktrinärem Eigensinn zurück, so dass schliesslich die Beziehungen der Gatten zueinander rein äusserlich werden. Die junge Frau wird, wenn sie nicht völlig vereinsamen will, auf andere Gesellschaft hingewiesen als die des Gatten. Und als sie dabei einmal in grosse Gefahr gerät, von einem Berufsverführer überrumpelt zu werden, findet sie den vornehmen Mut, dem Gatten alles einzugestehen! Der erkennt einen Teil seiner Verfehlungen an, erblickt aber immer noch seine Hauptschuld darin, dass er eine viel zu junge Frau geheiratet habe. Es kommt über der Wiege des Kindes zu einer nicht sehr überzeugenden Versöhnung der Gatten, und wir verlassen die junge Frau mit aufrichtigem Mitleid und in grossem Zweifel an den Bestand ihres Glückes an der Seite ihres eigensinnigen, selbstüberzogenen Gatten.

In diesem zweiten Teile des Romanes, der ebenfalls der jungen Frau in den Mund gelegt wird, macht sich schon allzuviel Psychologie breit. Die Unnatürlichkeit solcher Selbstanalysen bei einer jungen Frau tritt hier noch viel deutlicher hervor als im ersten Teile und wirkt oft geradezu peinlich. Ausserdem lässt uns der Zweifel nicht los, ob die Erzählerin des zweiten Teiles tatsächlich dieselbe Persönlichkeit sein kann wie diejenige, der der Dichter den ersten Teil des Romanes in den Mund legt, ob wirklich eine ursprünglich so überreiche Seele sich derart banalisieren lässt durch einen verständnislosen Ehemann. Wir bestreiten nicht die Möglichkeit dazu, es wäre das aber ein sehr trauriger Zusammenhang.

Immerhin erscheint in dem Romane selber eine tiefe Anklage gegen den Ehemann vorzuliegen. Wenn der auch längst nicht seine volle Schuld mit Worten anerkennt, scheint es uns doch, als ob ihn wohlberechtigte Selbstvorwürfe nie mehr verlassen werden — wenn er sich auch nur im Grunde den einen Vorwurf macht: „Ich hätte einfacher leben sollen!“ Nein,

mein Lieber, du hättest dich nicht zum Masse aller Dinge machen sollen! Du hättest begreifen sollen, dass, wenn zwei dasselbe tun, das durchaus nicht dasselbe ist! Du hättest begreifen sollen, dass eine junge Frau viel, viel reiner empfindet, als du empfinden würdest an ihrer Stelle! Du hättest mit einem Worte deinen doktrinären Hochmut überwinden sollen, statt ihm das Lebensglück eines seltenen Menschen zu opfern, wie es deine Frau ist!

Wenn ich den Dichter hier richtig verstanden habe, so predigt er folgendes in seinem Romane uns allen, und vor allem denen unter uns, die zu einander in nahen Beziehungen stehen: „Da wir uns nun einmal nicht restlos verstehen werden, so lasst uns aufhören damit, einander zu erziehen. Seien wir aber versöhnungsbereit immer und überall: Denn wir wissen ja tatsächlich nie, wann die Seele des anderen gerade empfangsbereit ist für das Göttliche, dem ein Wort von uns den Weg zu öffnen, aber auch für immer zu versperren vermag!“ Die Verantwortung vor dem Ewigen überall, und vor allem in der Liebe, sie scheint mir der Dichter hier an einem Beispiele darzutun!

In diesem Romane kommen dabei hauptsächlich nur solche seelischen Leiden zum Ausdruck, die unabhängig erlebt werden von den sozialen Verhältnissen. Der Dichter braucht sich darum keinerlei Zwang aufzuerlegen (wie er das immer tut, wenn das soziale Elend an seine Seele pocht: dann glaubt er sich nicht mehr berechtigt an des Nächsten Leiden vorüber ins weite Weltenall zu schauen).

Er steht denn auch hier an den letzten Verpflichtungen unserer Unwissenheit, die Lieben, Verzeihen und Nicht-Richten bedeuten.

Das Nicht-Richten hat freilich Tolstoi selber niemals zu üben vermocht — und im Uebertreten dieses Gebotes lag vielleicht auch seine Berufung, wenigstens so lange er Dichter war.

Nachher, als Prophet, bestritt er auch unsere Unwissenheit dem Nächsten gegenüber — um an das endliche Heil aller Leidenden glauben zu können.

In diesem Romane verfügt Tolstoi noch über alle Seelenweiten. Immerhin fühlen wir bereits, woher seine Seelenengen stammen könnten: der verständnislose, doktrinäre, sich naiv zum Mass aller Dinge machende Ehemann trägt so unverkennbar die Züge des späteren Propheten Tolstoi an sich, dass man geradezu annehmen muss, hier verteidige der Dichter die menschliche Reinheit und Unschuld (die ihre eigenen Gesetze hat) gegen die Gefahren, die ihr drohen aus gewissen Widerständen, die er selber in seiner Seele noch spürte gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit.

Nach dem hier bewiesenen Scharfblick für die Ecken und Engen der Ehe überrascht es uns einigermassen, dass der Dichter schon drei Jahre nach der Niederschrift dieses Romanes selber in den Hafen der Ehe einlief. Indes war es ihm ja dank der seltenen Eigenschaften seiner Gattin vergönnt, jenes Ideal einer Ehe nahezu restlos zu verwirklichen, dem er hier durch den Mund des eben getrauten Gatten ahnungsvollen Ausdruck verleiht: „Ein stilles, eng vereintes Leben in unserer ländlichen Abgeschiedenheit mit der Möglichkeit, Gutes zu tun den Menschen, denen es ja so leicht ist, Gutes zu erweisen, an das sie so gar nicht gewöhnt sind! Dann Arbeit, immer wieder Arbeit — solche, die, wie es uns scheint, Nutzen bringt; dann Erholung, Natur, Bücher, Menschen, Liebe zum Nahestehenden — das ist mein Glück. Von Höherem habe ich nie geträumt. Jetzt aber besitze ich noch obendrein eine solche Freundin, wie du es bist. Auch kann es Kinder geben — und das ist dann alles, was der Mensch überhaupt zu wünschen vermag!"

Noch sei kurz darauf hingewiesen, dass auch in diesem Romane, und zwar zweimal, Tolstois eigentliches „unpersönliches" Schicksal berührt wird: die Einrichtung der Leibeigen-

schaft, -- freilich um beide Male auffallend rasch wieder fallen gelassen zu werden: Durch die in ihr erwachende, ihr ganzes Wesen gleichsam vervielfältigende, auch letzte selbstlose Triebe ihr zum Bewusstsein bringende Liebe hellsichtig geworden für das Leben um sie herum, kommt das junge Mädchen zur erschütternden Erkenntnis, dass diese armen Hörigen, unter denen sie die sechzehn Jahre ihres Lebens zubrachte, ihr fremder sind, „als solche Menschen, die sie nie gesehen habe", und dass ihr auch nie der Gedanke gekommen sei, dass diese Leute doch genau so lieben, sich sehnen und leiden wie sie!

Ein andermal ist das junge Mädchen zufällig Zeugin dessen, wie ein Bauer den Gutsverwalter um Bretter bittet zu einem Sarge für seine Tochter und auch um einen Rubel zur Totenmesse.

„Sind diese Leute denn wirklich so arm?" fragt da das Gutsfräulein den Verwalter.

„Sehr arm, gnädiges Fräulein!" antwortet der. „Es fehlt ihnen sogar das Salz zum Brot!"

Leider erfahren wir nichts davon, zu welchen Entschlüssen solche Erlebnisse das junge Mädchen veranlassten. Es erhellt sich nur gleichsam blitzartig der Hintergrund, auf dem diese köstliche Menschenblume gedeiht, und wir sagen uns beschämt, wie mangelhaft doch wir Menschen veranlagt sein müssen, wenn ein Wesen, wie dieses junge Mädchen, so rein und so unschuldig sein kann, so ganz voller Poesie, und doch nicht zur Einsicht zu kommen vermag, auf welchen Voraussetzungen ihr Jugendglück sich aufbaut. Dem Dichter kommt hier dieser Gedanke nicht, und er hätte ihn auch später abgelehnt,

Dabei liebt Tolstoi aber bereits hier sein „Volk" in seiner Weise: Vor allem bei der Arbeit: „Bauernarbeit ist eine heilige Sache!" lässt er seinen Doppelgänger, den glücklichen Bräutigam, einmal sagen, und ihn dann weiterhin bekennen:

„Man liebt unser Volk um so mehr, je mehr man es kennen lernt!"

7. „Polikuschka" (1860)

Hier kehrt der Dichter, unmittelbar vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, noch einmal zu ihr zurück, und diesmal mit einer Offenheit, die gar keinen Schleier mehr zulässt und keine Schonung mehr duldet. In Polikuschka führt Tolstoi, scheint es uns, zunächst den Nachweis, dass einem Leibeigenen nichts schlimmeres begegnen kann, als von dem Besitzer seiner Seele nach christlicher Lehre „gebessert" zu werden. „Polikuschka" ist indes durchaus nicht nur eine furchtbare Satire auf die „Wohltätigkeit" des Seelenbesitzers seinen Leibeigenen gegenüber, diese Erzählung bedeutet vor allem einen vor gar nichts mehr zurückschreckenden Protest gegen den Wahnsinn einer Einrichtung, die dem Menschen unumschränkte Macht über seinesgleichen gewährt, dem Menschen, der weder den Menschen begreift, über den ihm solche Gewalt gegeben ward, noch überhaupt erinnert sein will an die Macht, die er über seinesgleichen hat, und die er rücksichtslos ausübt um des eigenen Vorteils willen. Und sagen wir es nur gleich: Dieser Vorwurf trifft jedes persönliche Abhängigkeitsverhältnis des Menschen vom Menschen. Tolstoi hat denn auch in dieser Novelle keineswegs der in den letzten Zügen liegenden Einrichtung der Leibeigenschaft noch einen letzen Fluch nachschleudern wollen, für ihn war, wie wir das immer wieder werden nachweisen müssen, das Verhältnis des Leibeigenen zu seinem Seelenbesitzer d a s Abhängigkeitsverhältnis des Menschen vom Menschen. Zugegeben, dass wohl auch unbewusstes Selbstrechtfertigungsverlangen zum Ausdruck gelangt in solcher dogmatischer Gleichsetzung aller menschlichen Abhängigkeitsverhältnisse bei Tolstoi, zugegeben auch, dass Tolstoi bei dieser Anschauung völlig blind werden musste für die staatsbürgerlichen Rechte

des wirtschaftlich abhängigen Menschen, die doch immer noch da sind und einen machtvollen Schutz seiner Person auch dann noch gewähren, wenn ihm die restlose Nutzniessung seiner staatsbürgerlichen Rechte — eben durch seine persönliche Abhängigkeit — unmöglich gemacht wird. Mag somit auch dem Theoretiker Tolstoi solche dogmatische Gleichsetzung menschlicher Abhängigkeitsverhältnisse verhängnisvoll geworden sein, dem Dichter Tolstoi und dem furchtlosen Verteidiger elementarer Menschenrechte der russischen Wirklichkeit gegenüber (und darin liegt ja wohl die positive Seite von Tolstois Prophetentum), ihn machte das immerdar vor seinem Geiste schwebende Abhängigkeitsverhältnis des Leibeigenen von seinem Seelenbesitzer geradezu hellseherisch: Von hier aus sah Tolstoi tiefer, als wir bis zu ihm sahen in die intimeren Leiden der dienenden Menschen hinein: So half er den Demütigen, den Bedrückten, sich selber zu verstehen in ihrem stummen Schmerze — wenn er selber auch nie begriff, worauf das letzte Leid der Menschenseele hinaus will: dass sie frei sein will, von niemandem gehemmt, von niemandem geschulmeistert vor dem Unendlichen!

Wenn man von diesem Werke („Polikuschka") aus zurückblickt auf seinen Verfasser, so muss man sich sagen, dass doch ein sehr fester Panzer gelegen haben muss um dieses Künstlerherz, wenn Tolstoi bei allem diesem ihm so furchtbar deutlichen Volksleiden, auf dem sich zudem noch sein persönliches, wirtschaftliches Dasein durchaus aufbaute, so lange noch „in der Welt leben konnte". Denn das ist ja zweifellos für uns, wenn wir „Polikuschka" gelesen haben: Der Mann, der das schrieb, wird zum Volksleiden zurückkehren müssen, früher oder später, aber dann schon mit ungeteilter Persönlichkeit und für immer!

Dieser Mann, der hier so mutig den Schleier wegriss von dem ungeheuren Leiden seines Volkes, wird später, das fühlen

wir deutlich, den Versuch machen, mit offenem sozialen Visier zu leben — und das wird dann ein namenloses Trauerspiel werden — aber dennoch ein Beispiel für uns alle. Diese Erzählung (Polikuschka) ist zudem bereits das Werk eines Asketen, eines Selbstpeinigers: Eine Art Herzzerreissung bei lebendigem Leibe. Während wir ja sonst „herzzerreissend" gerade das nennen, dem wir instinktiv, aber immer und überall aus dem Wege zu gehen trachten, wird es hier aufgesucht (das Herzzerreissende) und ihm nachgegangen, soweit als ein Mensch ihm nachzugehen vermag, und dabei noch von einem Menschen, dessen Mut um so höher anzuschlagen ist, als er sich selber mitschuldig weiss an dem Elend, dessen letzten Spuren er hier furchtlos nachzuschreiten wagt. Darum vor allem kommt ja auf unserer geduldigen Erde des armen Volkes Not so hoch zu Jahren, weil wir sie zwingen, sich zu verbergen, weil wir nicht erinnert werden wollen an sie, — weil wir ein Wort fanden, das unsere Furcht vor dem Anblick der Volksnot rechtfertigen konnte vor unserem beunruhigten Gewissen: eben das Wort „herzzerreissend". Darunter verstehen wir dann etwas, dem wir Unabänderlichkeit andichten (Unzugänglichkeit für unseren Verstand und für unseren Willen), um ihm (dem Herzzerreissenden) den Rücken kehren zu dürfen, und dessen peinlichen Anblick wir meiden zu müssen glauben, weil er uns eben das Herz zerreisst, das heisst uns zwecklos schwächt, wie wir meinen, weil er uns aus unserer ganzen bisherigen Daseinsberuhigung herausreissen müsste, und alles in unserem Tun und Treiben uns dann schal und kleinlich vorkommen würde, — wenn wir ihm nicht aus dem Wege gingen, dem, was wir „herzzerreissend" nennen. Der Dichter des „Polikuschka" hat es aber gerade aufgesucht, das Herzzerreissende.

Wohl stellt auch hier Tolstoi den Leibeigenen als schlau und durchtrieben hin, wir können das hier aber nicht mehr so auffassen wie im „Morgen eines Gutsbesitzers", das heisst

wie einen Selbstberuhigungsversuch des Autors. Denn hier ist ja alles bei Namen genannt, und dabei in einer gewollt volkstümlichen, bisweilen geradezu absichtlich trivialen Ausdrucksweise, durch die der hässliche Spott, der über dem Ganzen ausgebreitet liegt, noch besonders unterstrichen erscheint. So, wenn Tolstoi, gleich im Anfang der Erzählung, den Winkel schildert, in dem die siebenköpfige Familie des Leibeigenen Polikuschka haust (gemeinschaftlich mit Hühnern und Kälbern), und der ganz ausgefüllt ist von der ehelichen Lagerstätte, der Wiege für das Jüngste und einem dreibeinigen Tisch, auf dem gekocht, gewaschen und überhaupt jegliche häusliche Arbeit verrichtet wird:

„Es war da", so erzählt der Dichter, „so eng, dass man sich nicht rühren konnte, und vor die Tür zu gehen, war auch nicht so leicht, denn im Oktober ist es schon kalt bei uns in Russland, und alle sieben Familienmitglieder besassen zusammen nur ein warmes Ueberkleid!" „Dafür aber", fügte Tolstoi bitter spottend hinzu, „konnten sich die Kinder draussen warm laufen, und die Erwachsenen sich warm arbeiten, oder diese und jene konnten auch auf den Ofen kriechen, wo es an vierzig Grad warm war!"

Das Familienoberhaupt, Polikuschka, war schon in frühem Knabenalter durch einen Stallknecht, dem er als Gehilfe beigegeben war, zu Trunk und Diebstahl verführt worden:

„Er war noch jung und schwach damals," so meint der Dichter, „Vater und Mutter hatte er nicht, und so war niemand da, ihn zurecht zu weisen!" (Wie gut verstand doch damals noch Tolstoi das Vorausbestimmtwerden des schutzlosen, verlassenen Menschenkindes zu allem Hässlichen und zu jedem Laster. Wie gut begriff er damals noch die soziale Bedingtheit des Verbrechens, die er später so fanatisch in Abrede stellen sollte — wohl nur, um an die jederzeit mögliche Heilung des „Verbrechers" glauben zu können!)

Polikuschka liebt also zu trinken und liebte nicht, dass irgendwo etwas „schlecht lag“: „Ob das nun ein Riemen, ein Schloss oder ein Sattel war, Polikuschka fand schon Verwendung: Ueberall gab es ja Leute, die solche Sachen annehmen und dafür Schnaps oder Geld zahlten, je nach Uebereinkunft!“

„Solcher Erwerb“, so meint Tolstoi weiter in bitterbösem Hohne, „ist, wie das Volk sagt, der allerleichteste: man braucht dazu weder Lehrzeit, noch Arbeit, einfach gar nichts. Und wer das einmal nur versucht hat, der will dann von keiner anderen Arbeit mehr etwas wissen. Eines nur ist nicht schön bei solchem Erwerbe: wenn alles auch billig und leicht erlangt wird, und das Leben angenehm wird, so stören doch bisweilen schlechte Menschen dies Gewerbe, und man bezahlt dann auch gleich schon alles auf einmal und wird seines Lebens nicht froh!“

Polikuschka war dabei ein gutmütiger, durchaus kein schlechter Mensch. Er war nur eben schwach: er liebte den Schnaps, konnte von ihm nicht lassen (und wer wollte von sich sagen, er hätte den Schnaps nicht geliebt, wenn es ihm so ergangen wäre, wie dem armen Leibeigenen Polikuschka?). Kommt er betrunken nach Hause, und schilt und schlägt ihn sein Weib, so weint er nur: „Was will ich Unglücksmensch denn machen?“ Das ist alles, was er zu entgegnen hat. So hat einmal Polikuschka eine alte Wanduhr gestohlen und verkauft. Es kommt heraus. Die Gutsherrin lässt ihn rufen und hält ihm eine lange Moralpredigt. Er fällt ihr zu Füssen, und sie verzeiht ihm schliesslich: Nur soll er versprechen, das nie wieder zu tun. Polikuschka verspricht das auch und weint dann noch einen ganzen Tag lang zu Hause auf dem Ofen liegend „wie ein Kalb“. Seitdem ist denn auch nichts mehr vorgefallen. Das Leben ward aber traurig für Polikuschka, und das Volk blickt auf ihn wie auf einen Dieb. Die Gutsherrin selber freilich fühlt sich sehr geschmeichelt durch den Erfolg ihres moralischen Zu-

rechtweisens. Sie ist natürlich viel zu beschränkt, um zu begreifen, wie lächerlich es sich doch ausnimmt, wenn sie auch noch Moralpredigten hält dem armen Leibeigenen, an dessen Elend und Laster doch sie vor allem die Schuld trägt. Der Dichter weiss das wohl, verrät sich aber nicht und lässt seine Seelenbesitzerin ihre Torheit bis auf die letzte Neige auskosten: sie, die Seelenbesitzerin, will ja nunmehr Polikuschka völlig ausheilen und wählt dazu ein Mittel, das an sich nicht unzweckmässig, auch durchaus christlicher Art ist, indes höchst bedenklich genannt werden muss einem Leibeigenen gegenüber (das heisst einem Menschen gegenüber, vor dem man doch schon darin jedes Christentum vergass, dass man ihn eben als Leibeigenen hält) : Sie, die Herrin, erweist dem reuigen Sünder Polikuschka ein ausserordentlich grosses Vertrauen — er soll aus der Stadt die in der Vorstellung eines Leibeigenen ungeheuer grosse Geldsumme von fünfzehnhundert Rubel abholen — und sie will ihn so durch Beschämung zur Einsicht seiner früheren Missetaten bringen. In ihrer Oberflächlichkeit und Beschränktheit rechnet diese „Wohltäterin“ aber nicht mit der Möglichkeit eines Unfalles und damit, dass der Leibeigene, und vor allem ein solcher wie Polikuschka, doch über gar kein Mittel verfügt, in solchem Falle seine Unschuld zu beweisen! Und nun geschieht das Merkwürdige: Polikuschka erweist sich tatsächlich auf der Höhe der Situation: er widersteht nicht nur der Versuchung, zu trinken, er erlaubt sich nicht einmal einzuschlafen in der Nacht aus Angst, das Geld könne ihm währenddessen gestohlen werden. Das wird ihm dann zum Verhängnis. Auf der Rückfahrt schläft er auf dem Bock sitzend ein und verliert dabei das Geld aus dem Mützenrand, wo er es nach Bauernart verborgen hielt. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht sucht er vergeblich, und kommt endlich gebrochen und teilnahmslos heim: Er weiss ja, dass niemand ihm glauben wird! Als ihn dann die Gutsherrin zu sich rufen lässt, geht er,

statt zu ihr, auf den Speicher und erhängt sich. Das wird seiner Frau mitgeteilt, als die gerade ihr Jüngstes badet. Sie läuft die Stiege hinauf und vergisst in ihrem Entsetzen das Kind im Waschtrog. Sie erblickt den erhängten Gatten und, zurückgekehrt, das inzwischen ertrunkene Kind — und wird wahnsinnig. Unterdessen bringt ein anderer Bauer das Geld, das er auf der Landstrasse in noch wohlversiegeltem Umschlage gefunden hatte, der Gutsherrin. Die will aber nichts mehr von dem unglücklichen Gelde wissen und schenkt es dem Finder (der damit zunächst einem jung verheirateten Neffen, der zum Soldaten bestimmt war, einen Ersatzmann beschafft).

Wie hoffnungsfreudig war doch der arme Polikuschka ausgefahren! Wie stolz auf die Wichtigkeit der ihm anvertrauten Aufgabe! Seine Kinderchen hatten ein wenig mitgewollt, der Vater hatte sie zu sich auf den Bock genommen und mit seinem „schwachen Lächeln" freundlich auf sie geblickt — jetzt hing er auf dem Speicher mit demselben schwachen Lächeln — und keiner der Bauern fand den Mut, ihn aus der Schlinge zu ziehen! Das ist die Geschichte des Leibeigenen Polikuschka!

Tolstoi störte später an ihr das, wie ihm schien, nicht genügend motivierte, gehäufte Elend am Schlusse der Erzählung, vor allem das ertrunkene Kind — wiewohl gerade dieser Zug meiner Meinung nach durchaus natürlich ist: Von solchen Fällen kann man in fast jeder russischen Tageszeitung lesen: Auch ist ja bei einer gewissen Tiefe wirtschaftlicher Not Unglück mit ganz kleinen Kindern überhaupt kaum zu vermeiden! Tolstoi nannte indes diese Erzählung später ein Geschwätz, während Turgenjeff zwar ebenfalls den Schluss gehäuft fand, sonst aber geradezu begeistert war. Und Turgenjeff hat hier recht. Tolstoi verleumdet sich selber nach alter Gewohnheit. Ein wenig verstimmt uns freilich der über das Ganze ausgebreitete hässliche Spott, wenn er auch durchaus berechtigt ge-

nannt werden muss — wenn Spott überhaupt irgendwo berechtigt sein kann.

Weshalb aber Tolstoi diese seine Schöpfung später nicht mehr leiden mochte, glauben wir zu verstehen: Er hatte zu tief hier hineingeleuchtet in die unentwirrbaren Zusammenhänge zwischen dem Schicksal des einzelnen und den Beziehungen unseres Zusammenlebens und -wirkens, in denen wir uns kritiklos bewegen, wenn wir hineingeboren und hineinerzogen wurden in sie, und dann auch gar nicht merken, wo wir im Rahmen dieser Beziehungen grausam sind zu den Mitmenschen und uns töricht verhalten zu ihnen. Tolstoi hatte hier zu überzeugend nachgewiesen, dass nicht der einzelne die Schuld trägt an seinen Taten: Das Schicksal des einzelnen hatte sich ihm hier offenbart in so unabsehbaren Weiten verknüpft und beschlossen im Tun der Mitmenschen, dass ihm wohl als weltfremder Selbstbetrug erscheinen musste das, wozu ihn sonst ewige Unruhe um das Schicksal „seiner" Menschen immer wieder trieb: das heisst die Menschen mit Worten zu lehren und sie zur Umkehr bewegen zu wollen: Wie kann denn der Irregehende umkehren, auch wenn sich ihm eine liebende Hand entgegenstreckt, wo er ja doch nur gestossen ward dahin, in den Schmutz, wo er eben jetzt liegt und festgehalten wird dort von Mächten, die er nicht kennt, und deren Arme bis in die Unendlichkeiten greifen? Tolstoi aber wusste nichts anzufangen mit solcher Erkenntnis (wenn der Dichterrausch verflogen war und der nüchterne Mensch in ihm nach Zwecken frug). Sie wäre ihm Tod gewesen. Der Tätige in ihm brauchte die Wirksamkeit des Propheten, und der Leidende in ihm, der das eigene Schicksal niemals vom Menschengeschick zu trennen vermochte, er brauchte die Gewissheit einer möglichen, jederzeit möglichen und durch die Menschen selber — nur unter seiner, Tolstois des Propheten, Beihilfe — zu erreichenden Erlösung. Der Tätige und der Leidende in Tolstoi wurden so aber

die Todfeinde des Künstlers: Denn Dichtung bedeutet ja letzten Endes immer und überall nur eine Verteidigung der ganz unzerstörbaren, der ganz elementaren Unschuld des Menschen vor dem Menschen. Der Dichter nimmt den Menschen in Schutz vor allen seinen Schulmeistern, das heisst vor allen Hochmütigen: denn der Dichter weiss, dass jeder Hochmut Torheit ist, die peinigendste aller Torheiten, und dass die Hochmütigen nie recht haben können auf Erden: denn — so erlebt es der Dichter: die Menschen sind nicht dazu geschaffen, um gequält zu werden von ihresgleichen. Und wertlos wäre das Leben dem Dichter, wenn er glauben müsste, die Hochmütigen könnten jemals im Rechte sein! Er braucht die Unendlichkeit, und er erlebt den Menschen in ihr: In seinem jedesmaligen Sein entrückt menschlichem Begreifenkönnen, wehrlos aber vor angemasstem Richtertum von seinesgleichen, ohne jeden Beschützer vor ihm als den Dichter, der ihn, den Menschen, hinaushebt aus der Kleinheit von Menschen zu richtender Alltagsverhältnisse, der ihn wiederum hineinversetzt in jene freie Unendlichkeit, wo der Mensch sich schuldlos offenbart wie am ersten Tage der Schöpfung! Aber nur der Dichter kann das, und nur das kann der Dichter. Auch Tolstoi hat als Dichter nie etwas anderes getan: Sein Meisterroman „Anna Karenina“ bedeutet im Grunde nur ein einziges hohes Lied auf die ewige Unschuld des Menschen und das ewige Unrecht seiner Richter.

Bereits hier, in „Polikuschka“, sehen wir indes voraus, dass der Dichter in Tolstoi dem Propheten in ihm noch einmal auf Tod und Leben entgegentreten wird. Das ist denn auch geschehen. Und es war ein erschütterndes Trauerspiel: Der Künstler ward in den Kerker gestossen vom Propheten und konnte doch nicht sterben im dunklen Verliesse. Der Prophet aber vergass nie, dass der, der da unten im Kerker schmachtete, der Künstler, dass der einst ganz andere Weiten erschaut hatte, als er, und so kam er nie aus dem Zweifel heraus am eigenen Worte

und verengte schliesslich und verleumdete die Welt — damit der Künstler in ihr keinen Raum mehr finden sollte, wenn er einstmals seinem dunkeln Verliess entwiche.

In „Polikuschka“ steht Tolstoi bereits am Scheidewege: hier schon fordert der Dichter in ihm den Propheten zum Kampfe auf Tod und Leben!

8. *„Der Leinwandmesser“ (1861)*

So ward ein Pferd genannt, weil es so regelmässig beim Traben die Füsse setzte, wie der Leinwandmesser seinen Ellenstab handhabt. Die Geschichte dieses Pferdes wird hier erzählt — ein Freund gab Tolstoi dieses Thema — und zwar zum Teil von ihm, dem Pferde selber, zum Teil, wie üblich, von dem Dichter, wobei so weit gegangen wird, dass die Empfindungen des Pferdes selbst dann noch geschildert werden, als ihm auf dem Schindanger die Kehle durchschnitten wird.

Tiererzählungen, vor allem Tier-Ich-Erzählungen, scheinen mir an sich höchst unkünstlerisch, weil es sich hierbei ja doch im Grunde immer nur um schlecht maskierte Menschen handelt — so dass es schliesslich meist noch die Tiere sind, die da verleumdet werden. Einiges Künstlerische kann hier vielleicht verwirklicht werden, wenn versucht wird, aus dem vermeintlichen Gesichtskreise und einigen offenbaren Charakterzügen des betreffenden Tieres heraus dessen Eindrücke zu schildern, was indes kaum je einwandfrei gelingt. Die Erlebnisse eines Tieres scheinen mir künstlerisch gestaltet werden zu können nur in der als solcher zugegebenen Schilderung durch einen Menschen, der es liebend beobachtet. (Als klassisches Beispiel führe ich Riquet an, jenen kleinen Hund des Herrn Bergeret bei Anatole France.)

Für Tolstoi gibt es aber nicht solche Bedenken: er vertraut rückhaltlos seinem Können. Das führt ihn hier zu peinlichen

Missgriffen. Wird doch das Pferd, das von sich selber erzählt, sogar dazu missbraucht, Proudhons — Tolstoi hatte ihn kurz vorher in Brüssel kennen gelernt — Ideen über das Privateigentum zu predigen! Tolstois Pferd räsoniert folgendermassen (ich gebe die wörtliche Uebersetzung der prägnantesten Stellen):

„Die Worte: ‚mein Pferd', bezogen sich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erschienen mir ebenso seltsam wie die Worte: ‚meine Erde', ‚meine Luft', ‚mein Wasser'! Von einer und derselben Sache machen die Menschen untereinander aus, dass nur einer sagt: ‚mein', und wer von der grössten Anzahl Sachen nach diesem unter ihnen vereinbarten Spiele sagt: ‚mein', der wird für den Glücklichsten gehalten!"

„Der Begriff ‚mein' hat gar keine andere Begründung als den niedrigen und viehischen, ich wollte sagen ‚menschlichen', Instinkt, den sie ‚das Recht auf Eigentum' nennen!"

„Es gibt Menschen, die andere Menschen ihr Eigentum nennen, diese Menschen aber niemals gesehen haben, und deren Beziehungen zu diesen Menschen nur darauf beruhen, dass sie ihnen Böses tun!"

„Die Menschen stellten sich vor, dass ich nicht Gott und mir selber gehöre, wie das doch allem Lebendigen eigen ist, dass ich vielmehr Eigentum des Stallknechts sei!"

Bei solchem Räsonieren dieses überklugen Pferdes lässt uns nur das eine Erstaunen nicht los, dass der, der uns solche Weisheit verkündet, der Dichter dieser Erzählung, selber ruhig fortfährt, jenes von dem klugen Pferde so verhöhnte Eigentumspiel zu spielen: dass er fortfährt, gewaltige Ländereien sein eigen zu nennen und deswegen viele Hunderte von Leuten, die dieses Land bebauen (mit ihren Kräften und in ihren Mühen) zwingt, ihm einen Teil des Erlöses ihrer Arbeit abzugeben, den er Pachtzins nennt, dessen Nichtabverlangen er noch viele Jahre später für pflichtvergessen erklärt, und der ihm augenscheinlich

so wenig anrüchig erscheint, dass er noch Jahre darnach neue Ländermassen in einer andern Gegend des weiten Russlands ankauft, weil er, wie er sagt, „so nur Land und Leute kennen lerne“!

Die Erzählung „Der Leinwandmesser“ will mir überhaupt — vielleicht liegt der Grund darin, dass das Thema nicht von Tolstoi selber stammt — als das Unkünstlerischste erscheinen, was Tolstoi je geschrieben hat. (Ganz abgesehen davon, dass es sich hier eigentlich um drei, nur rein äusserlich miteinander verbundene Erzählungen handelt.) Die alte Meisterschaft bewährt Tolstoi — der augenscheinlich während der Abfassung dieser Erzählung einen akuten Anfall von sozialem Pessimismus zu überwinden hatte — hier eigentlich nur noch da, wo er auf Gebiete kommt, wo der Moralist in ihm schlechterdings nichts mehr zu tun findet, so da, wo er die Lebensfreude der jungen Füllen auf nächtlicher Weide schildert. Das ist dann freilich allerersten Ranges! Zudem stehen die reinen Gegenstandsschilderungen und auch die Darstellungen rein äusserlicher Begebnisse, wie der wahnsinnigen Fahrt des Offiziers gleich zu Beginn der Erzählung durchaus auf der Höhe. (Was dabei das unmittelbar auf Pferde Bezugnehmende in dieser Erzählung anbetrifft, so erfahren wir da eigentlich nur allerlei dem Fachmanne sicherlich sehr interessante Einzelheiten über Pferdezucht, woraus wir schliessen müssen, dass Tolstoi damals ein ausserordentliches Interesse für Pferde gehabt hat. Und das erkennen wir ja auch aus jener unvergleichlichen Schilderung des Wettrennens in „Anna Karenina“, eine Episode, die, an sich ein unübertreffliches Meisterwerk, in den Roman eigentlich gar nicht organisch hineingehört und vielleicht nur ihr Dasein verdankt dem Drange Tolstois, auch die Erlebnisse künstlerisch zu gestalten, die ein ausserordentliches Pferdeinteresse ihn erleben liess.)

Sobald indes Tolstoi hier auf Menschen zu sprechen kommt,

die fast durchweg schlecht wegkommen, erwacht in ihm sein alter Hass gegen die Mitglieder der eigenen, der besitzenden Klasse, und steigert sich diesmal derart, dass namentlich gegen den Schluss der Erzählung hin Tolstoi die Grenze des guten Geschmackes weit, weit hinter sich lässt. Nachdem das Abdekken des toten Pferdes bis in alle Einzelheiten hinein beschrieben wurde (eine höchst peinliche Schilderung, deren Notwendigkeit ich gar nicht einsehe, und die ich mir nur zu deuten vermag aus dem Hange des Dichters nach Selbstpeinigung), kehrt Tolstoi zu einem der ehemaligen Besitzer dieses Pferdes zurück, zu dem einst glänzenden Kavallerieoffizier S. und sagt da wörtlich: „Den zwar noch im Lichte wandelnden, essenden und trinkenden, aber doch toten Körper S.s legte man erst viel später in die Erde. Weder seine Haut, noch sein Fleisch, noch seine Knochen waren zu irgend etwas nutz! Und wie schon zwanzig Jahre lang sein auf der Erde wandelnder toter Körper allen Menschen nur eine Last war, so war auch dessen Beerdigung nur eine völlig unnötige Mühe für die Menschen!"

Das ist nicht mehr Kunst! Das ist auch nicht mehr guter Geschmack! Da ist auch kein Verstehen mehr! Und da ist auch keine Spur mehr von Erbarmen (das einem Menschen gegenüber jemals zu vergessen die eigentliche Sünde wider den Geist bedeutet; ganz wörtlich genommen, wider den Intellekt!). Da spricht einfach nur der nackte, dem Leben und somit auch der Liebe fremd gewordene Fanatismus eines Menschen, der, in Gefahr zugrunde zu gehen an Reue und Mitleid, sich in ein dogmatisches Weltbild zurückgezogen hat — und dort auf einmal alles das Allzumenschliche wiederfindet, was er bisher so mühsam und aufrichtig bekämpft hatte: seinen Menschenhass, seinen anmassenden Hochmut: kurz seine ganze Bereitschaft zum Aburteilen von seinesgleichen!

Auch die ziemlich unvermittelt eingelegte Szene bei dem letzten Besitzer des Pferdes, einem reichen Protzen, (Tolstois

Scharfblick für menschliche Hässlichkeiten feiert hier geradezu Triumphe) ist durchaus schwarz in schwarz gezeichnet, und ohne jeden menschliche Teilnahme erregenden oder auch nur irgendwie entschuldigenden Zug geschrieben — (das heisst mit anderen Worten: so verzeichnet, so lebensunwahr, automatisch-mechanisch geschildert: teilnahmeerregende und entschuldigende Züge fehlen ja im wirklichen Leben nie und nirgends: Der Mensch hört doch nicht auf, schwach zu sein, wenn er böse wird! Im Gegenteil: Es spricht vieles dafür, dass des Menschen Bosheit immer nur ein Ihm-selber-offenbar-Werden seiner Schwäche zur Voraussetzung hat). Diese ganze Szene könnte sehr wohl von Tolstoi als eines der Schulbeispiele aufgenommen worden sein in seine fünfundzwanzig Jahre später erschienene Bekenntnisschrift „Was sollen wir tun?“ (die Tolstois soziales Programm enthält und gar nicht zu übertreffen ist an Menschenhass und Menschenverkennen. Gott sei Dank ist das wirkliche Leben nicht so, wie es Tolstoi dort schildert. Und das erkennen wir ohne weiteres, wenn wir liebebereit und verstehenwollend auf den Nächsten hinschauen — und uns dabei ein Dichter an der Hand führt: denn der ist ja der berufene Freisprecher der Menschheit. Das war auch Tolstoi einst, er ist es nicht mehr hier: in den angeführten Stellen des „Leinwandmessers“ ist Tolstoi bereits ganz offenbar Tendenzschriftsteller, das heisst, er schildert seine Menschen nur noch so, wie er sie braucht — um unüberwundenem Menschenhass Luft zu machen, oder um für persönliche Ueberzeugungen Schulbeispiele zu geben. Schon hier, im „Leinwandmesser“, verleugnet Tolstoi immer wieder seine ihn Gott ähnlich machende künstlerische Unparteilichkeit. Wir finden dieselbe absichtliche Parteilichkeit den eigenen Geschöpfen gegenüber vierzig Jahre später in der trotzdem grossartigen „Auferstehung“ geradezu zum Grundsatz erhoben).

Der zweiunddreissigjährige Autor des „Leinwandmessers“

stand bereits am Scheidewege: von hier aus war es nur noch e i n Schritt mitten hinein in die „Beichte". Vorderhand kam aber das Interesse an der Schule dazwischen: sie gab Tolstoi neuen, weiten Ausblick durch die Kinderseele in das Menschenherz und darüber hinaus in die freie, unendliche Gotteswelt. Dann kam die Ehe und bereicherte die Seele des Dichters um die Elementarerlebnisse des Gatten und Vaters: — Alles das drängte dann zu künstlerischer Nachgestaltung. Tolstoi gab denn auch in den ersten fünfzehn Jahren seiner Ehe die gewaltigen Meisterwerke „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" und erlebte so seine beste Lebenszeit: Schaffen und Leben verschmolzen ihm da endlich in eines! Dann, nach diesem übermenschlichen Tagewerke, brach des Dichters an sich riesenhaft kräftiger Organismus zusammen: Dieser, Götterkräfte in seiner Brust ahnende Mensch hatte ja in zehrender Unrast das weite Menschenall nachgestaltend, deutend geradezu durchrast — wie um der Ewigkeit möglichst viele Werte abzuringen, so lange er noch am Lichte war, wie um diese Welt leuchtender zu hinterlassen für die Menschen, als er sie angetroffen hatte, da er selber zum Lichte kam!

Der Moralist in Tolstoi rettete damals vom drohenden Untergang den Menschen, den der Künstler allzutief hatte schauen lassen in die ungeheuren Zusammenhänge des Menschenleids. Der Moralist rettete damals den Menschen, verbot ihm aber schon für immer den Ausblick in die freie Unendlichkeit! Das alles findet sich im „Leinwandmesser" wohl vorbereitet.

Wenn wir nunmehr noch einen kurzen Rückblick werfen auf Tolstois Schaffen innerhalb seines eben betrachteten Lebensabschnittes, so scheint es uns offenbar, dass, wenn der Dichter damals, beim Ausgang dieser Schaffensperiode, nicht geheiratet hätte und damit vor völlig neue Weltenausschnitte ge-

treten wäre, er wohl hoffnungsloser Menschenverachtung anheimgefallen wäre und, noch vor seiner menschlichen und künstlerischen Reife, jenem reuigen Asketismus, den er nachher, als fertiger Künstler, so gut vertragen konnte, dass er, ohne merkliche Einbusse an Schaffenskraft zu verraten, jederzeit von neuem zum Kunstwerk zurückzukehren vermochte.

Die sich früh schon offenbarende Lücke in Tolstois künstlerischer Begabung: seine ausgesprochene Unfähigkeit, sachlich zu sein gegenüber den Mitgliedern der eigenen Gesellschaftsklasse, zeigt sich bereits in den letzten Werken der eben besprochenen Schaffensperiode so ausgesprochen, dass dies Tolstois Gesamtkünstlertum geradezu verhängnisvoll zu werden drohte — als er durch seine Heirat ein Wesen aus eben diesen von ihm verurteilten Gesellschaftskreisen über alles schätzen und lieben lernte, und ihn zudem noch das normale Menschenglück, Gatte und Vater zu sein, über die Einseitigkeit eines vordem ausschliesslich vom Gesichtspunkte sozialer Gerechtigkeit aus auf die Menschen gerichteten Blickes hinüberkommen liess zu einer höheren, auf übersoziale Lebenseinheit gerichteten Warte. So errang dann endlich Tolstoi jene Unparteilichkeit des ganz grossen Künstlers, die seine Meisterwerke „Krieg und Frieden" und — bereits etwas weniger — „Anna Karenina" den höchsten Offenbarungen epischer Dichtung an die Seite stellt. Dabei haben besagte Meisterwerke, wir werden das noch im einzelnen nachzuweisen haben, alle bisherigen, eben besprochenen Schöpfungen Tolstois zur Voraussetzung. Sie gehen nur weit über sie hinaus und stellen gewissermassen ihre Erfüllung dar: es war, als ob die Ehe dem Dichter und Seher Tolstoi die letzte Binde von den Augen genommen habe!

Rein menschlich betrachtet ist die eben besprochene Schaffensperiode für Tolstoi eine Nachprüfung seines ganzen bisherigen Lebens gewesen, das er gleichsam in Separatvorstellungen noch einmal sich vorspielen liess, um sich — aus seiner

vergangenen Persönlichkeit auf seine gegenwärtige schliessend — über sich selber, über die letzten Tendenzen seines bewussten, von ihm anerkannten Ichs klar zu werden.

Die nunmehr folgende Hauptschaffensperiode Tolstois bedeutet keineswegs — wie das bekanntlich Tolstoi selber immer wieder behauptet hat — einen Aufenthalt in Tolstois innerer Entwickelung: eine Ablenkung von seinem eigentlichen Sein durch Schriftstellereitelkeit, vielmehr jenen glücklichen Zeitpunkt im Werdegang seines inneren Menschens, als die auf Lehren und Bekehren gerichteten Kräfte in ihm, die nachher in ihrer folgerichtigen Entwickelung den Künstler zerstören wollten, und ihn doch nur zeitweilig zum Schweigen zu bringen vermochten, hier noch in einer Weise die Wage gehalten bekamen von den lebensbejahenden, durch die Erlebnisse der Gatten- und Vaterschaft zu voller Höhe gelangten geistigen Schaffenskräften, so dass sie, jene Tolstoi zum moralischen Unterweisen treibenden Kräfte, statt zerstörend, fördernd, vollendend wirken mussten! Tolstoi ist in dieser seiner, nunmehr folgenden Hauptschaffensperiode durchaus nicht, wie er später behauptet, seinem sozialen Gewissen davongelaufen — er wollte das auch gar nicht; sein soziales Gewissen ist nur gleichsam in den Hintergrund getreten (wie in berechtigtem Zweifel, ob nicht doch noch unerkannte Selbstsucht sich berge in ihm), weil der Mensch Tolstoi auf der Höhe seines menschlichen Glückes sich noch miteinbegriffen erlebte in dem „Volk“, dem geholfen werden muss. Später betrachtet er sich als einen, der nur helfen muss, und es entgeht ihm dabei der Hochmut, der in solchem Standpunkt liegt — und er verliert so auch den Sinn für die grossen Zusammenhänge alles Menschlichen —, und damit auch den greifbaren Inhalt für seinen aufrichtigen Drang nach fragloser Menschenliebe!

Zehntes Kapitel

Der Pädagoge Tolstoi

Als Tolstoi im Frühjahre des Jahres 1849 nach Abbruch seiner Universitätsstudien aus Petersburg nach Jasnaja Poljana zurückkehrte, um sich nunmehr völlig seinen Bauern zu widmen, gründete er dort eine Volksschule, die indes zwei Jahre später wieder einging, als er, entmutigt in seinen Reformbestrebungen, nach dem Kaukasus verzog. Neu eröffnet ward die Schule von Jasnaja Poljana dann erst nach Tolstois Rückkehr von seiner ersten Auslandsreise (1860). Damals gab er sich auch theoretischen pädagogischen Studien hin, und die befriedigten ihn so wenig, dass er seine zweite Auslandsreise vornehmlich zu dem Zwecke antrat, seine pädagogische Ausbildung zu vervollständigen durch Besuch ausländischer Volksschulen und persönlichen Umgang mit hervorragenden Pädagogen. Vorher schon, bereits im Jahre 1860, hatte Tolstoi den Plan gefasst, eine Gesellschaft für Volksbildung zu gründen und darüber an einen seiner Sewastopoler Kameraden einen sehr ausführlichen Brief geschrieben, der uns erhalten ist. Leider wissen wir nichts über das weitere Schicksal dieses Planes. Jedenfalls unterblieb seine Ausführung. Während Tolstois zweiter Auslandsreise nahm der Schulunterricht in Jasnaja Poljana seinen ruhigen Fortgang, und erfahren wir aus Tolstois Briefen, welch lebhaftes Interesse er auch aus der Ferne dem Schicksale seiner Schule entgegenbrachte. Im Frühjahre 1861 aus dem Auslande zurückgekehrt, widmete sich Tolstoi, trotzdem er damals, in seiner Eigenschaft als „friedlicher Vermittler“, ausserordentlich in Anspruch genommen war, seiner Schule mit wahrem Feuereifer. Ein Jahr später, im Frühjahr 1862, sind denn auch in dem Landkreise von zehntausend Seelen, in dem Tolstois Gut liegt, nicht weniger als vierzehn neue

Schulen errichtet worden — und zwar auf Grund freier Abmachung des jedesmaligen Lehrers entweder unmittelbar mit den Eltern der Schüler, die dann monatlich zahlten, oder gegen eine Pauschalsumme mit der ganzen Bauerngemeinde. Am 3. Februar 1862 erscheint die erste Nummer des pädagogischen Journals „Jasnaja Poljana" (die letzte Nummer erschien am 22. Mai 1863), in dem Tolstoi seine Absichten über Schule und Unterricht darzulegen und über die praktischen Versuche seiner Musterschule zu berichten versprach. Beides hat er mit erstaunlicher Energie durchgeführt. In weiser Selbsterkenntnis bittet Tolstoi in der Einführung seines Journals, etwaige Entgegnungen auf seine Lehren so zu halten, dass er nicht zu fürchten brauche, durch den Eifer der Polemik der unentwegten praktischen Arbeit in seiner Schule entfremdet zu werden. Diese Furcht scheint unbegründet gewesen zu sein. Indes enthalten Tolstois pädagogische Aufsätze selber gleich von Anfang an Polemiken von solcher Schärfe, dass ihre Lektüre öfters in hohem Grade peinlich berührt: wir erinnern hier an alles das, was wir in unseren Vorbemerkungen über den Theoretiker Tolstoi anführten.

Von Tolstois pädagogischen Schriften kommen für seine Theorie hauptsächlich die vier folgenden in Betracht: 1. Ueber Volksbildung. 2. Von den Methoden des Unterrichts im Lesen und Schreiben. 3. Ueber Erziehung und Bildung. 4. Der Fortschritt und die Definition der Bildung.

Alle diese Schriften sind im Journal „Jasnaja Poljana" erschienen, in Tolstois gesammelte Werke aufgenommen und stammen aus dem Jahre 1862. Ich werde sie in der angeführten Reihenfolge und möglichst ausführlich besprechen, weil sie den späteren Propheten bis in Einzelheiten hinein vorausahnen lassen, und in ihnen durchweg die gleiche Methode herrscht, deren sich der bekehrte Tolstoi befleissigt. Es ist somit die Möglichkeit gegeben, in der Kritik dieser pädagogischen

Schriften bereits auf das Studium des kritischen Tolstoi ganz im allgemeinen vorzubereiten.

1. „Ueber Volksbildung"

Tolstoi geht in dieser Schrift von der — für ihn durchaus feststehenden — Tatsache aus, dass das Volk überall nach Bildung strebt, und dass auch überall die gebildeten Klassen gewillt sind, dem Volke Bildung zu gewähren, das Volk sich dabei aber überall der ihm von den gebildeten Klassen gebotenen Bildung widersetzt, und deren Bemühungen somit erfolglos bleiben. Speziell wir Deutsche, meint Tolstoi, brächten bei aller uns sonst eigenen „Ergebenheit den Gesetzen gegenüber" (dass man mit ihnen einverstanden sein kann, hält Tolstoi wohl für ausgeschlossen) aus der Schule eigentlich nur Abscheu gegen die Schule mit! Der Schulzwang laste bis jetzt noch mit aller Gewalt auf dem deutschen Volke, die Regierung könne sich dabei aber doch nicht entschliessen, das Gesetz des obligatorischen Unterrichts abzuschaffen! Wir merken bereits, wo das hinauswill: aus dem Schulzwang wird — etwas zu wörtlich für unseren Geschmack — auf den Widerstand des Volkes gegen die Schule geschlossen, während Tolstoi selber, an anderer Stelle, willig zugibt, dass der kleine Mann, vor allem der Bauer, es deshalb oft nicht liebe, seine Kinder in die Schule zu schicken, weil er ihre Arbeit nicht entbehren will! Also müssen demnach doch die Eltern, und zwar gerade im Interesse ihrer Kinder, gezwungen werden, sie in die Schule zu schicken! Freilich hätte hier Tolstoi die völlig angebrachte Frage erheben können — was er aber, aus guten Gründen: als Angehöriger der privilegierten Klasse, vermeidet —, die Frage nämlich, ob denn der Staat überhaupt ein Recht hat, seine Bürger zu zwingen, ihre Kinder in die Schule

zu schicken, so lange nicht alle Bürger tatsächlich in der Lage sind, die Mitarbeit ihrer Kinder entbehren zu können — wenn sie die und sich selber auch nur nähren, kleiden und behausen wollen! Anderenfalls verfährt ja der Staat mit solcher Vorschrift ganz ebenso wie jener Arzt, der einem armen Patienten kräftige, reichliche Nahrung verschrieb! Denn dass das hungernde Kind nichts lernt, das wissen wir heute ganz genau! Wir haben darüber ergreifende Einzelheiten erfahren, als vor etwa zehn Jahren die Agitation gegen die Heimarbeit schulpflichtiger Kinder anhob, und es sich dabei herausstellte, dass ein sehr grosser Teil der jungen Volksschüler, die fortgesetzter Unaufmerksamkeit wegen alle möglichen Züchtigungen zu erleiden gehabt hatten, sich tatsächlich ausserstande erwies, dem Unterricht zu folgen — übermüdet durch eine dem Schulbesuch vorausgehende gewerbliche Tätigkeit, die in vielen Fällen lange vor Tagesbeginn einsetzte. Freilich möchten wir darum doch die Kinder geschützt wissen vor unvernünftigem Ausbeuten von seiten unaufgeklärter Eltern! Für Tolstoi kommt das alles gar nicht in Betracht — und das ist bezeichnend für die abstrakte Art, wie er die Schulfrage behandelt, die doch in eminentem Sinne auch eine Wirtschaftsfrage bedeutet. Für Tolstoi ist ganz einfach durch die Tatsache des obligatorischen Unterrichts der Widerstand des Volkes gegen die Schule bewiesen! Tolstoi legt sich mithin hier nur die einfache Frage vor: Was ist berechtigt, der Widerstand des Volkes oder die Schule? Muss man ersteren brechen oder jene umgestalten? Bis jetzt sei man auf seiten der Schule. „Aber" — so meint Tolstoi weiter, und hier offenbart sich wiederum der doktrinäre Positivist — „welche Gründe hat eigentlich die Schule unserer Tage, um dies und nicht jenes, um so und nicht anders zu lehren? Woher soll man denn in unserer Zeit jene Kraft des Glaubens an die Zweifellosigkeit unseres Wissens hernehmen, die uns das Recht gäbe, das Volk zu bilden wider seinen Wil-

len?" (Als ob das Volk nicht selber durch seine Vertreter im Parlamente, in den Städteverwaltungen und in allen möglichen Kommissionen entschiede über die Bildung seiner Kinder!) So sucht denn Tolstoi nach Gründen für die, ihm als Tatsache feststehende Vergewaltigung des Schülers. Diese Gründe könnten religiöser, philosophischer und historischer Art sein, und schliesslich auch der einfachen Erfahrung entspringen.

Die religiösen Gründe erkennt Tolstoi hier noch an, er meint nur, und nicht mit Unrecht, sie kämen für unsere Zeit nicht mehr in Betracht als Grundlage des gesamten Unterrichts.

Was die philosophischen Gründe des Schulzwangs anbetrifft, so glaubt Tolstoi, ein rückwärtsgerichteter Blick auf die Pädagogik beweise, dass das pädagogische Ideal zu jeder Zeit ein anderes war. Hieraus weiss dann aber Tolstoi — besessen von dem Wahne eines ewig unveränderlichen normalen Menschen, den er selber in sich zu erleben gewiss ist, nichts anderes zu schliessen, als dass alle Pädagogen Unrecht gehabt haben müssen bis zu ihm — während tatsächlich daraus auf gar nichts anderes der Rückschluss gestattet ist, als darauf, dass die jedesmaligen pädagogischen Ideale erlebt wurden von den zu jeder Zeit ausschlaggebenden Pädagogen, und dass diese Ideale dabei durchaus nicht den Schülern aufgezwungen wurden — wenigstens nicht von berufenen Pädagogen, die es immer gab auch lange vor Tolstoi — vielmehr durch das Medium der Liebe zu dem Lehrer dem Schüler annehmbar wurden: in dem Bewusstsein, dass sein Lehrer nur sein Bestes will, und dass er die ihm eigene grössere Lebenserfahrung lediglich dazu nutzt, ihn, den Schüler, im Leben selbständiger zu machen. Von diesem freiwilligen Verzicht des Schülers auf eine vermeintliche Freiheit — in Wirklichkeit auf die Möglichkeit für ihn zur Zügellosigkeit, zum Führerlossein im Chaos des Weltengeschehens — von dem freiwilligen Verzicht auf vermeintliche

oder tatsächliche Freiheit aus Liebe, aus freier Hingabe an den Mitmenschen, dessen Wohlwollen wir als zweifellos erleben, von dieser unserer letzten und eigentlichen Freiheitsbetätigung haben aber leider die schreibenden und lehrenden Russen noch kaum einen Begriff (das beweist mehr wie alles andere das russische Urteil über die deutsche Frau, in der sie bekanntlich den Inbegriff aller Beschränktheit sehen). Und Tolstoi, dem typischen Russen, bleibt dieser letzte und höchste Freiheitsbegriff sein ganzes Leben hindurch derart verschlossen, dass sein späteres Christentum im Grunde nur den Versuch darstellt, diese eigentliche, letzte, unbegriffene Freiheit zu umgehen, sie entbehrlich zu machen den Menschen.

Tolstoi vermag in der Tatsache wechselnder pädagogischer Ideale mithin gar nichts anderes zu erkennen, als dass er es damit für erwiesen erachtet, dass jede Schule sich nur aus den Fesseln der ihr vorausgegangenen zu befreien sucht, dass sie dabei mit Worten grössere Freiheit verlangt, aber doch nur zu ihrem Zwecke zu bekehren trachtet! Dieser Zwang sei erwiesen eben durch die Tatsache des obligatorischen Unterrichts und des feststehenden Schulprogramms.

Die Unzulänglichkeit der Philosophie, zureichende Gründe für den Schulzwang zu geben, glaubt dabei Tolstoi in folgender Weise begründen zu können: jeder Denker bringe immer nur das zum Ausdruck, was in seiner Epoche erkannt sei (als ob nicht auch einzelne Denker ihrer Epoche weit vorausgeeilt seien, und gerade darin beruht doch die eigentliche Bedeutung des berufenen Denkers: er ist Vordenker der Menschheit!). Deshalb sei die Erziehung der heranwachsenden Jugend in diesem Sinne völlig unnötig; denn diese Erkenntnis sei der lebenden Generation an sich schon eigen! (Also sind Lehrer und Denker überhaupt unnötig: das Kind erlangt ja ganz von selber die Anschauungen, die es später als Erwachsenen auf der Höhe seiner Zeit stehen lassen.)

Nunmehr wendet sich Tolstoi zur pädagogischen Erfahrung und hier wird ihm reichliche Gelegenheit geboten, seinen Scharfblick für die Hässlichkeiten des Lebens aufs glänzendste zu erweisen. Und er tut das mit Wollust und erlaubt sich Verallgemeinerungen, für deren Voreiligkeit uns jedes Wort fehlt! Vor allem beruft er sich dabei auf Deutschland. Ihm beweist die deutsche Volksschule folgendes über den Einfluss der Schule auf das Volk:

Der Vater schickt sein Kind wider Willen in die Schule und zählt die Tage, bis es schulfrei wird. Das Kind aber geht in dem Bewusstsein, dass sein Vater die Schule missbilligt. Die älteren Schüler bestärken es in seiner Abneigung gegen die Schule. Die Schule kommt ihm vor wie eine Einrichtung zur Misshandlung von Kindern, eine Einrichtung zudem, die es (das Kind) des hauptsächlichsten Vergnügens und Bedürfnisses seines Alters beraube: der freien Bewegung, und wo Gehorsam und Ruhe Hauptbedingungen sind, wo sogar Erlaubnis nötig ist dazu, natürliche Bedürfnisse zu verrichten (ein typischer Angriffspunkt Tolstois, auf den er immer wieder zurückkehren wird), wo jedes Vergehen mit dem Lineal bestraft wird oder mit Verlängerung der grausamsten Strafe — des Unterrichts selber. Die Schule komme dem Kinde vor wie eine Einrichtung, wo man es das lehrt, was niemand begreift, wo man es meistenteils zwingt, nicht in seiner eigenen, vielmehr in einer ihm fremden Sprache zu reden, „wo der Lehrer in den Schülern seine geborenen Feinde sieht (!), die aus eigener Bosheit oder aus Bosheit ihrer Eltern nicht das lernen wollen, was er, der Lehrer selbst, gelernt hat, und wo die Schüler wiederum auf den Lehrer hinblicken, wie auf ihren ärgsten Feind, der nur aus persönlicher Bosheit sie so schwere Dinge lernen lässt!".

So erklärt es sich denn auch für Tolstoi, dass — er behauptet es wenigstens — in Deutschland neun Zehntel aller Volks-

schulbesucher aus der Schule eine so heftige Abneigung gegen die ihnen dort beigebrachte Wissenschaft mitbringen, dass sie ihr ganzes Leben lang kein Buch mehr in die Hand nehmen! Das alles sind mehr wie kühne Behauptungen, die um so peinlicher wirken, als der sie Aufstellende nur einige Wochen in Deutschland verweilte und höchstens ein Dutzend Volksschulen dort besucht hat. Und dabei ist Tolstoi naiv genug, jedesmal da, wo ihm selber die Ungeheuerlichkeit seiner Behauptungen auffällt, zu pochen auf seine persönliche Anschauung in deutschen Schulen!

Nicht nur zum Widerwillen gegen die Wissenschaft erziehe die deutsche Volksschule, sie erziehe auch zur Heuchelei und zum Betrug, was sich schon aus der unnatürlichen Lage ergebe, in die die Schüler gestellt seien. Die deutsche Volksschule verdumme, sie führe zu chronischer Verstümmelung der Geisteskräfte, und es gehe noch ein anderer schädlicher Einfluss von ihr aus: das Kind sei durch sie täglich im Laufe langer Stunden den allernatürlichsten Bildungsbedingungen entrissen, die ihm die Natur selber gegeben habe. Und diese Bildungsbedingungen, das Haus und die Strasse, erscheinen Tolstoi überhaupt als die wichtigsten Elemente der Bildung und als die letzte Voraussetzung für den Erfolg jeder Schulbildung. Tolstoi meint geradezu — er liebt solche lapidare Urteile in seinem Drange, die Fülle des Lebens in wenigen Regeln festzulegen —: Jeder Unterricht solle immer nur die Antwort darstellen auf eine Frage, die durch das Leben selber angeregt worden sei. Ich dachte freilich, der Unterricht sollte auch Vorbereitung sein für den Schüler auf solche Fragen, die durch das Leben noch angeregt werden könnten, und auch Anleitung für ihn, von sich aus richtige Fragen an das Leben zu stellen. Tolstoi hingegen meint mit der ihm eigenen Unbedenklichkeit im Verallgemeinern, die Schule, wie sie jetzt sei, rufe selber keinerlei Fragen wach im Schüler, sie antworte auch nicht

auf die Fragen, die durch das Leben wachgerufen werden, vielmehr nur auf solche Fragen, die vor vielen Jahrhunderten von der Menschheit, nicht von den Kindern gestellt seien! Aus allen diesen Gründen sind für Tolstoi diese Schulen — „die von oben her und gewaltsam eingeführt werden" — nicht wie ein Hirt für die Herde da, vielmehr wie eine Herde für den Hirten: sie seien nicht so eingerichtet, dass es den Kindern bequem wäre, zu lernen, vielmehr so, dass es der Lehrer bequem habe, zu lehren. Dadurch, dass der Lehrer das Sprechen der Kinder untereinander, ihre freie Bewegung und ihre Heiterkeit unterdrücke, die doch für das Kind die unentbehrlichste Bedingung zum Lernen ausmache, dadurch erschienen diese Schulen Gefängnissen nachgebildet! Solche Bemerkungen mögen vielen unserer Schulgegner aus der Seele gesprochen sein. Das alles ist aber doch mit grösster Vorsicht aufzunehmen. Gegen die Heiterkeit der Kinder hat zunächst der wahre Pädagoge gar nichts einzuwenden, im Gegenteil: er wird sie wachzuhalten suchen, soweit das nur irgend angeht. Auch Fragen werden den Kindern nach dem Unterrichte, und in gewissem Rahmen auch während desselben, erlaubt sein, ja, die Kinder werden ermuntert, Fragen zu stellen. Privatgespräche freilich und Hin- und Herlaufen sind während des Unterrichts verboten — vor allem der Kinder selber wegen: denn dabei ist ein Aufpassen (Tolstoi hält solches augenscheinlich für überflüssig) unmöglich. Und schliesslich: auch für den Lehrer sind gewisse Rücksichten vonseiten der Kinder zu üben: denn wenn auch der richtige Lehrer bloss lebt für seine Schüler, so hört er doch darum nicht auf, Mensch zu sein. Und er hat dabei auch gar nicht die Möglichkeit (wie Tolstoi selber), wenn ihm der Unterricht einmal langweilig wird, einfach damit aufzuhören. Das alles sind aber für Tolstoi keine Gründe: für ihn ist das Kind ausserhalb der Schule „ein lebensfrohes, wissbegieriges Geschöpf mit lachenden Augen und Lippen, in der Schule hin-

gegen ein gequältes, müdes, geängstigtes und gelangweiltes Wesen, das nur mit den Lippen die Worte anderer in einer für es fremden Sprache wiederhole, und dessen Seele sich wie eine Schnecke in ihr Häuschen zurückgezogen habe". Tolstoi spricht geradezu von einem „Schulzustand" der Kinderseele, der darin bestehe, dass unsere höchsten Fähigkeiten: Vorstellung, Gestaltungskraft und Einsicht gewissen „halbtierischen" Fähigkeiten Platz machen, der Fähigkeit Töne wiederzugeben unabhängig von ihrem Sinne usw. Solange das Kind aber noch nicht in diesen halbtierischen Zustand übergegangen sei, passe es nicht in die Schule. Erst, wenn es jede Unabhängigkeit und alles Selbstvertrauen verloren habe, und die Symptome der Schulkrankheit bei ihm auftreten: Hochmut, zweckloses Lügen und Stumpfsinn — dann erst fühle sich das Kind in der Schule an seinem Platze, und der Lehrer sei dann mit ihm zufrieden! Das dümmste Kind sei demnach oft der beste, das klügste der schlechteste Schüler! Das allein schon beweise die „verlogene Grundlage" der „erzwungenen" Schule. Aber auch ganz abgesehen von ihrem Hauptfehler, dass sie nämlich das Kind fernhalte der unbewussten Bildung, die es zu Hause, bei der Arbeit und auf der Strasse erhalte, sei die Schule auch noch gesundheitlich schädlich!

Dieser ganzen masslos übertriebenen Schilderung kommt meines Erachtens eine Berechtigung höchstens insofern zu, als hier aufmerksam gemacht wird auf gewisse, jedem einer grösseren Schülerzahl werdenden Unterrichte drohende und zum Teil vielleicht unausweichliche Gefahren! Die Mittel aber, die demgegenüber Tolstoi vorschlägt, erinnern etwas an die des Doktor Eisenbart: durch ihre Anwendung würde es ja einfach unmöglich gemacht, eine grössere Anzahl Schüler gleichzeitig zu unterrichten. Und das wäre ein Vorteil nur dann, wenn auch die Mittel zur Verfügung ständen, die Kinder in kleinen Gruppen unterrichten zu lassen! Und damit berühren wir den eigentli-

chen Kernpunkt der Volksschulfrage: sie ist auch durchaus ein wirtschaftliches Problem! Davon will aber Tolstoi nichts wissen. Von solcher Erkenntnis halten ihn offenbar ererbte Klassenvorurteile ab. Tolstoi meint nämlich: die Möglichkeit zur Besserung der Schule, über deren Reformbedürftigkeit nur e i n e Meinung herrsche, sei ausgeschlossen, solange man an dem Grundsatze der „erzwungenen“ Schule festhalte: Denn in der sei ja zur unerlässlichen Bedingung die Disziplin erhoben, die dem Kinde verbietet, zu sprechen, zu fragen und dieses oder jenes Fach auszuwählen — mit einem Worte: es sei, in der „erzwungenen“ Schule, alles dazu angetan, dem Lehrer jede Möglichkeit zu nehmen, Schlüsse zu ziehen auf die Bedürfnisse seiner Schüler. Die Schule solle aber nicht nur ein Werkzeug der Bildung sein, vielmehr gleichzeitig auch der Erfahrung dienen hinsichtlich der neuen Generation, und hier zu beständig neuen Ergebnissen gelangen! Tolstoi behauptet — und hier offenbart sich, nicht völlig der Komik entbehrend, der naturwissenschaftliche Dogmatismus seiner Bildungsjahre —: Nur wenn der Versuch, das Experiment, zur Grundlage der Schule gemacht worden sei, wenn jede Schule ein „pädagogisches Laboratorium“ darstellen werde, dann erst werde die Schule nicht mehr dem allgemeinen Fortschritt nachhinken, und dann werde auch der fortgesetzte Versuch imstande sein, eine feste Grundlage zu schaffen für eine zukünftige Wissenschaft der Erziehung! (Bemerken wir hier nur im Vorübergehen, dass Tolstoi hier einen allgemeinen Fortschritt anerkennt. Er wird ihn in seiner vierten pädagogischen Schrift durchaus bestreiten!)

Es bedeutet dabei nur eine Konsequenz dieses exakten positivistischen Standpunktes, wenn nunmehr auch der Klassizismus abgetan wird: Tolstoi meint nämlich, wenn die Aufgabe der Schule im allerweitesten Sinne in der Ueberlieferung alles dessen beruhe, was vom Volke erarbeitet und erkannt worden ist,

sowie in der Antwort auf die Fragen, welche das Leben dem Menschen stellt, so habe die Schule des Mittelalters weit besser ihre Pflicht erfüllt als die heutige! (Unstreitig! Denn damals, und nur damals, hatte Westeuropa eine einheitliche Weltanschauung; sie war freilich beschränkt genug!) Es sei indes leichter die Ueberlieferung der Griechen und Römer zu lehren, als diejenigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die in unserer Zeit unentbehrlich seien schon als Antwort auf die alltäglichen Erscheinungen des Lebens. Man habe hier aber nur halbe Arbeit getan, höhnt Tolstoi weiter: um die Schule auf ihrer bisherigen Form zu erhalten, dazu genüge es ja nicht, dass man Zwangsgesetze für sie gefunden habe, man hätte dann auch gleich der Bildung verbieten müssen, sich auf anderen Wegen auszubreiten — man hätte die Maschinen verbieten müssen, die Eisenbahnen und die Buchdruckerei! (Tolstoi wird dabei diese Errungenschaften bereits in seiner vierten pädagogischen Schrift für völlig wertlos erklären.)

Aus allen diesen eigenartigen Voraussetzungen kommt dann Tolstoi zu der seltsamen Behauptung, die Schule sei heute nicht nur rückständiger wie je, sie müsse auch immer rückständiger werden mit jeder weiteren Stunde, während welcher der Zwang in ihr herrsche! — Nun! Dieser vermeintliche Zwang — herrscht heute, fünfzig Jahre nach dieser Prophezeiung, immer noch — und doch dürfte wohl niemand im Ernste behaupten, die Schule sei schlechter geworden, als sie vor fünfzig Jahren war — wenn sie auch immer noch recht reformbedürftig ist, und das sein wird, solange sie überhaupt sein wird. Denn sie ist eben etwas Lebendiges!

Ferner behauptet Tolstoi: Das einzige, was die Schule heute gebe, Fertigkeit im mechanischen Lesen und Schreiben, werde vom Volke ausserhalb der Schule rascher erlernt: in der Schule benötige man etwa sechs Jahre hierzu, während das Kind vom Bruder oder von der Schwester in ebensovielen Wochen das

Lesen und Schreiben erlerne! (Das ist eine jener kühnen Behauptungen, die eigentlich gar nichts anderes beweisen als Tolstois souveränes Verachten der unendlichen Fülle des Lebens, wenn sie sich innerhalb einer Einrichtung offenbart, die erst er vom Irrtum befreit zu haben glaubt: die Schule wird hier auf den Unterricht im Lesen und Schreiben reduziert, wie später das Christentum auf fünf „kinderleicht zu befolgende Gebote".)

Nach solchem summarischen Aburteilen der westeuropäischen Volksschule will dann Tolstoi den Nachweis führen, dass die unbewusste, besser gesagt die ausserhalb der Schule erworbene Bildung die in der Schule erworbene an Einfluss weit überrage: Tolstoi erzählt, er habe in Marseille (auf seiner zweiten Auslandsreise, wie wir wissen) eine Reihe von Volksschulen besucht und sei einfach entsetzt gewesen: u. a. habe er vierjährige Kinder nach der Pfeiffe des Lehrers wie Soldaten um die Schulbänke herummarschieren und nach Kommando die Arme heben und senken gesehen — (Was ist dabei eigentlich so Schreckliches? Das hat doch sicherlich den Kleinen Spass gemacht!) — und mit zitternden und seltsamen Stimmchen Lobhymnen singen hören auf Gott und ihre Wohltäter. (Letzteres scheint in der Tat unnötig.) Nach den Marseiller Schulen zu urteilen, hätte man demnach das Volk von Marseille für ungebildet, roh, heuchlerisch, voller Vorurteile und fast unkultiviert halten müssen. Wenn man dabei aber das Volk beobachte auf den Strassen, in den Werkstätten, in den Cafés und bei sich zu Hause, und wenn man sich mit irgendeinem von den ganz einfachen Leuten in ein Gespräch einlasse, so erfahre man, dass die Bewohner von Marseille durchaus gescheite, mitteilsame, aufgeklärte und zivilisierte Menschen sind. Die Lösung dieses Rätsels sei ihm erst aufgegangen beim Besuche von Cafés, Museen, Werkstätten, am Hafen, vor den Buchauslagen: Er habe nicht weniger als achtundzwanzig billige Volksaus-

gaben zu fünf und zehn Centimes kennen gelernt: hier seien denn die wirklichen Bildungsstätten des Volkes. Das Volk erlange eben seine Hauptbildung im Leben, nicht auf der Schule, und diese unbewusste Bildung mache die Schulbildung hinfällig, wirke sogar meist im entgegengesetzten Sinne! Wo das Leben interessant sei, da sei auch das Volk gebildet. (Vor fünfzig Jahren mag solcher — an sich hübscher — Hinweis nicht ohne Verdienst gewesen sein. Heute arbeitet die Volksschule längst schon in bewusstem Zusammenhange mit den Begriffen und Erfahrungen des Schülers, die ihm ausserhalb der Schule werden.)

Nachdem Tolstoi so die europäischen Schulen abgetan hat — es ist auch kein gutes Haar an ihnen geblieben — und nachdem er die Ursachen allen Uebels in der „Erzwungenheit" der europäischen Schule erkannt zu haben glaubte (Gezwungenwerden der Eltern, die Kinder in die Schule zu schicken, Stillsitzenmüssen der Schüler und ihr Nicht-Auswählendürfen der Lehrgegenstände) — und setzen wir noch hinzu: Nachdem Tolstoi so um den eigentlichen Kern des Volksschulproblems herumgegangen ist: der ungenügenden Mittel, derentwegen die Mängel in der Volksschule fast zur Notwendigkeit werden — kommt er endlich auf Russland zu sprechen und meint, Russland sei Westeuropa gegenüber darin im Vorteil, dass es nicht mit einer mehrhundertjährigen Tradition in der Volksschule zu rechnen habe. Wohl solle Russland von den Schulen Westeuropas lernen (das erstaunt uns wirklich nach solchen Kritiken: was ist denn da eigentlich übrig geblieben zum Lernen?). Russland sei aber verpflichtet, zu unterscheiden zwischen dem, was in den Schulen Westeuropas gegründet sei auf den ewigen Gesetzen der Vernunft und dem, was nur geschichtlichen Bedingungen seine Entstehung verdanke! — Wenn wir armen Menschen nur so genau wüssten, was denn eigentlich die ewigen Gesetze der Vernunft sind (Tolstoi weiss das

zum Beispiel gar nicht: er verwechselt konsequent Vernunft mit folgerichtiger Selbstsucht), und wenn uns nicht immer wieder das, was geschichtlich geworden ist, gerade dadurch als dem ewigen Gesetz der Vernunft entsprechend erscheinen würde! Und wenn schliesslich überhaupt ein grundsätzlicher Unterschied wäre zwischen dem, was geschichtlich bedingt und dem, was ewigem Vernunftgesetz entspricht! Wir unvollkommenen Menschen sind ja nun einmal — Tolstoi will das freilich nicht wahr haben, gibt aber selber ein schlagendes Beispiel dafür — durchaus nicht absolute Wesen: Nicht reine Mechanismen zur Verwirklichung ewig feststehender göttlicher Gebote! — Nein! Wir Menschen sind immer und überall ganz bestimmte, auch gesellschaftlich bedingte, so und nicht anders seiende Wesen! Gerade in Hinsicht auf diese Tatsache scheint mir Tolstoi auch durchaus im Unrecht zu sein, wenn er in Russlands mangelnder Volksschultradition einen Vorteil vor Westeuropa erblickt. Mir scheint das Gegenteil der Fall: Russland baut so notgedrungen seine Volksschule ins Leere hinein: Es überträgt Einrichtungen, die auf Erfahrungen beruhen, die nicht in Russland gemacht wurden, ins russische Leben — und keine Erfahrung wird umsonst gemacht von Menschen, kein Irrtum ohne Nutzen begangen von ihnen. Und so muss denn bald schon die anderswo gemachte Erfahrung den Russen fremd und drückend erscheinen. Wir wollen dabei gerne Tolstoi zugeben, dass Russland, auf der Tradition aller Völker Westeuropas fussend, mehr Bewusstheit in seine Schule legen könnte — aber: Worauf das dann aufimpfen? Wo ist der Boden, der vorbereitet wäre dafür?

Tolstoi freilich meint: ein allgemeines Vernunftgesetz, ein Kriterium, welches die „Vergewaltigungen" rechtfertige, die durch die Schule an dem Volke verübt würden, gebe es nicht, und darum sei jede Nachahmung der „Zwangsschule" ein Schritt rückwärts, ein Verrat an Russlands Berufung!

Man solle in Russland in dem Widerstande des Volkes gegen die „erzwungene“ Schule den Ausdruck des Volkswillens erblicken, der allein die Tätigkeit des Pädagogen leiten dürfe. Das Kriterium der Pädagogik könne nur die Freiheit sein. (Ganz richtig! Nur handelt es sich hier um die Freiheit der Liebe, der Liebe, die allein das Notwendige als ein freiwilliges Erwähltes den Menschen erleben lässt: wenn dem das Notwendige durch einen Mitmenschen geboten wird, an dessen Liebe er gar nicht zu zweifeln vermag: Es wird dann eben der Zwang, wenn er auch als Tatsache begriffen werden muss, verstanden als ein Zwang, der über beiden steht, dem Liebenden und dem Geliebten, dem Lehrer und dem Schüler!) Damit aber der Lehrer überhaupt erfahre, was gut und was schlecht sei an seinem Unterricht, müsse er eben dem Schüler die volle Möglichkeit gewähren, seiner Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen oder wenigstens die Bildung abzulehnen, welche ihn aus Instinkt (!) nicht befriedige!

Dieser Begriff der Vergewaltigung in Hinsicht auf den Schüler kann nur verstanden werden, wenn wir uns daran erinnern, dass er hier aufgestellt wird von dem Untertanen eines despotisch regierten Staatswesens — und wohl gemerkt, von dem privilegierten, durch politische und wirtschaftliche Vorrechte weit über die Masse erhobenen Untertanen eines solchen — der sich nicht vorzustellen vermag, dass irgend etwas, was f ü r das Volk geschehen soll, auch d u r c h das Volk geschehen könne, dass auch das Volk sich selber durch seine Vertreter in Gemeinde und Staat seinen Unterricht zu schaffen vermag, unbekümmert darum, ob der Bauer seinen Sohn lieber für sich arbeiten lässt, statt ihn in die Schule zu schicken, und unbekümmert auch darum, ob das Kind lieber herumbummelt, statt zu lernen. Das seinen Unterricht selber bestimmende Volk weiss denn auch ganz genau, dass Ruhe und Ordnung in der Schule für den Lehrer nur darum da sind, damit er eben zu

unterrichten imstande sei. Und was die Freiheit des Kindes in der Wahl des Unterrichtsgegenstandes und die Möglichkeit für es, seiner Unzufriedenheit mit dem Lehrer lauten Ausdruck zu geben, anbetrifft, so rechnet Tolstoi eben nicht mit dem noch nicht fertigen, der Leitung bedürftigen Willen des Kindes, dem zufolge Freiheit für das Kind doch nur das Recht bedeuten würde, in Hilflosigkeit zu verkommen — wenn nicht die dem Kinde zugesprochene Freiheit nur eine vermeintliche ist, das heisst zur Freikarte wird für einen Menschen, der instinktiv die Kindesseele erlebt in ihren leisesten Schwingungen, wie Tolstoi einer war. Weshalb denn auch seine Schule (in der er im Grunde übrigens durchaus nach alter Methode verfuhr) tatsächlich blühte — bis er ihrer überdrüssig ward, und weswegen Tolstoi auch gar nicht den Sophismus begriff, der hier von ihm mit dem Worte „Freiheit" getrieben wird!

Tolstoi erwählt mithin — er glaubt das wenigstens zu tun — als Weg zu seiner pädagogischen Erkenntnis — den Versuch, als Kriterium — die Freiheit.

Zur Grundlage der pädagogischen Tätigkeit, die Tolstoi sich vornimmt, dient ihm die Ueberzeugung, dass wir nicht nur nicht wissen, vielmehr auch gar nicht wissen können, worin die Bildung des Volkes bestehen soll, dass es nicht nur keine Bildungswissenschaft gibt, nein, dass nicht einmal ihr erstes Fundament gelegt ist, dass, mit einem Worte, „die Definition der Pädagogik und ihrer Zwecke im philosophischen Sinne unmöglich, nutzlos und schädlich ist!"

Da haben wir denn zum ersten Male in Tolstoi den Geistesdespoten vor uns, der uns irgendwo das Nachdenken verbieten will und es für schädlich erklärt — weil er von vornherein Endziele bereit hält für unsere Gedanken. Hier stehen wir unmittelbar vor der eigentlichen russischen Gefahr!

Was nun aber unsere tatsächliche Erkenntnis dessen anbetrifft, worin eigentlich die Bildung des Volkes bestehen solle

— so hat das freilich nicht in den Sternen geschrieben gestanden, noch lässt es sich zahlenmässig ausdrücken — wir sind darum aber doch hier nicht ganz ohne alles Wissen: Freilich werden wir nie behaupten, dass alle Zeiten so urteilen werden, wie wir über das, worin Volksbildung bestehen soll, aber die Frage kommt für uns auch gar nicht in Betracht: Denn dass das Volk — und das sind wir alle (das „Volk“ ist für uns nie und nirgends nur ein Teil der Nation) — dass unser aller Kinder geleitet werden müssen, ist zweifellos: Sie würden ja sonst Schaden nehmen und einander Schaden zufügen. Worin aber die Unterweisung unseres Volkes bestehen soll, das erleben wir als ein Gebot unseres Gewissens, das sich orientiert hat an unserer Erfahrung, und zu dessen letztem Kriterium unsere selbstlose Hingabe an unser Volk dient. Und die Volksbildung, wie wir sie wollen, zwingen wir zudem auch gar nicht unserer Nation auf — wer ist denn eigentlich dieser allmächtige, allwiderliche, finstere Schulmeister, der Europas Völker so knechtet? — wir geben sie vielmehr dem Volke zur Wahl: Ueber sie entscheiden die Vertreter der ganzen Nation und neuerdings auch die Eltern der Kinder unmittelbar! Die Fundamente einer Bildungswissenschaft sind somit sehr wohl gelegt. Freilich ist sie völlig anders gegründet als die Naturwissenschaft. Denn sie, die Bildungswissenschaft, ist ja eine Wissenschaft des Sollens. Sie beansprucht mithin bloss in ihrer Richtung Allgemeingültigkeit, niemals aber in ihren jedesmaligen Einzelinhalten! Sie ist mit einem Worte frei, nicht dogmatisch, aber darum doch weder unnütz, noch schädlich, vielmehr wert des Schweisses der Besten, die wir denn auch durchweg am Werke sehen — freilich nicht mit Wage und Massstab!

Tolstoi will aber tatsächlich aus der Pädogogik eine exakte Wissenschaft machen. Und es bleibt ihm auch gar nichts anderes zu tun übrig, nachdem er alles bisher hier Geleistete in

Bausch und Bogen verdammt hat —. Die Aufgabe der Bildungswissenschaft definiert Tolstoi somit zum Schlusse dieser Schrift und als deren eigentliches Ergebnis dahin, sie, die Bildungswissenschaft, habe die Bedingungen zu erforschen, unter denen die Bestrebungen des Bildung-Suchenden und des Bildung-Erteilenden zusammenfallen, es sei dabei nötig, „jene Freiheit zu definieren, deren Wegfall den Einklang dieser beiden Bestrebungen verhindere, und die allein uns zum Kriterium der ganzen Bildungswissenschaft zu dienen habe!".

Sehen wir uns nun einmal diese hochtönende „wissenschaftliche" Definition etwas näher an: Das ganze blühende Leben ist hier auf ein paar leere Begriffe gebracht: der Bildung-Suchende und der Bildung-Erteilende sind zu ewig gleichbleibenden Mechanismen geworden: Der Bildungsprozess vollzieht sich mithin ausserhalb der Sphäre des ewig wechselnden, tatsächlichen Lebens! Die Ideen bewegen sich ganz von selber, die dazugehörigen Menschen spielen weiter keine Rolle! Eine Art metaphysischen Materialismus haben wir hier also vor uns. Etwas vom Geiste des Karl Marx! Ein wahres Labyrinth von Irrtümern! Freilich hat Tolstoi diese Theorie weder theoretisch begründet, noch jemals in der Praxis nach ihr gehandelt; da liess er sich leiten von seiner überreichen, sich dem ewig wechselnden Leben mühelos anpassenden Seele! Und sein reiner, mächtiger Seelenwille verbarg ihm denn auch die Unzulänglichkeit seiner Gedanken!

Tolstoi sah darum auch niemals ein, dass, wenn jene ein für allemal feststehenden Gesetze und Vorschriften in der Pädagogik wären, deren Nicht-Vorhandensein ihn alles bisher hier Geleistete einfach als Irrtum ablehnen lässt, — dass dann der Lehrerberuf aus dem Einsetzen der Persönlichkeit zu einem Handwerk, zu einem automatischen Befolgen rein mechanischer Vorschriften würde — zu welch letzteren es freilich Tolstoi stets hinzog. (Und das scheint im Wesen der schöpfe-

rischen Anlage begründet: Der mit ihr begabte Mensch verwechselt gar zu leicht die Genugtuung, die ihn das Auffinden von Gedanken erleben lässt, mit dem Seelenzustande dessen, dem diese Gedanken gelten, der sich zurecht zu finden hat innerhalb ihrer ein für allemal feststehenden Findungen. Offenbar entgeht es den schöpferischen Geistern, wenn sie dem mit ihren Gedankengeschenken Bedachten keine Aufgabe mehr lassen für eigene Gedanken. Selbst ein Karl Marx ist davon nicht völlig freizusprechen, wenn auch sein System ein unendlich weiteres genannt werden muss als das des geborenen Künstlers Tolstoi.) —

2. „*Bildung und Erziehung*"

In der eben besprochenen Arbeit hat Tolstoi eigentlich bereits alles gesagt, was er überhaupt zu sagen hat in pädagogischen Dingen. Die Quintessenz seiner Lehre ist mithin folgende: Der Schulunterricht gibt nur einen unwesentlichen Teil der Bildung, die eigentliche Bildung stammt aus dem Leben selber. Der Schulunterricht muss demnach so gestaltet sein, dass er der Bildung, die das Leben gibt, nicht entgegen arbeitet, das heisst: er muss frei sein: der Besuch der Schule muss freiwillig sein, es muss zudem dem Schüler gestattet bleiben, sich völlig frei in der Schule zu bewegen, Gespräche zu führen mit wem er will, den Lehrer zu fragen was er will, und von den Lehrgegenständen sich auszuwählen, was ihm persönlich zusagt. Jeder andere Unterricht ist Vergewaltigung!

In dieser zweiten seiner pädagogischen Schriften will Tolstoi nunmehr nachweisen, dass es überhaupt keine Erziehung geben sollte. Der Unterschied zwischen Bildung, Erziehung und Unterricht bestehe ganz im allgemeinen darin, dass Unterricht einen Teil der Erziehung ausmache, Bildung aber Unterricht und Erziehung in sich schliesse. Leider beschäftige sich

aber die sogenannte wissenschaftliche Pädagogik ausschliesslich mit der Erziehung, der Unterricht werde lediglich als deren Hauptmethode angesehen, Bildung endlich werde entweder mit Erziehung oder mit Unterricht verwechselt. Mit einem Worte: die wissenschaftliche Pädagogik blicke auf den sich bildenden Menschen als auf ein völlig dem Erzieher unterworfenes Geschöpf. Der Erzieher seinerseits bleibe bestrebt, den Zögling durch eine undurchdringliche Mauer dem Einfluss der Welt, der eigentlichen Bildungsquelle, fern zu halten, durch eine chinesische Mauer von Bücherweisheit, durch die der bildende Einfluss des Lebens immer nur so weit hindurchgelassen werde, als es dem Erzieher gutdünke. Der erzieherische Einfluss des Lebens werde dabei überhaupt nicht anerkannt — während doch gerade der Pädagoge die Wege erforschen sollte, auf denen die Menschen sich tatsächlich bilden (das heisst Bildung erlangen), um so der freien Bildung die Wege zu ebnen.

Erziehung sei überhaupt nicht Gegenstand der Pädagogik, vielmehr nur eine der Erscheinungen, auf die der Pädagoge sein Augenmerk gerichtet halten müsse. Den Gegenstand der Pädagogik bilde einzig und allein die Bildung: das heisst der Inbegriff aller der Einflüsse, die den Menschen entwickeln, ihm eine weitere Auffassung und neue Kenntnisse gewähren: Kinderspiele, Krankheiten, Strafen vonseiten der Eltern, Bücher, Arbeiten, Unterricht, erzwungener und freier, Künste, Wissenschaften, Leben, alles das bilde ja den Menschen. (Tolstoi will wohl sagen, der Mensch könne gar nicht dem Gebildetwerden entgehen, solange er lebt.) Belehrung (die unbeabsichtigte Ueberlieferung von Kenntnissen) und Unterricht seien Mittel der Bildung nur dann, wenn sie frei, dagegen Mittel der Erziehung, wenn der Unterricht ein erzwungener, und die Belehrung eine ausschliessliche ist, das heisst, wenn nur die Gegenstände gelehrt werden, die der Erzieher für notwendig hält. Erziehung sei mithin gewaltsame Einwirkung eines Menschen

auf den anderen zu dem Zwecke, einen solchen Menschen zu erziehen, wie es ihm, dem Erziehenden, gut scheint. Die Bildung hingegen (Tolstoi meint wohl hier das Bildungsstreben) sei ein freies Verhalten von Menschen zu einander, das zum Untergrund das Bedürfnis des einen habe, Kenntnisse zu erlangen, und das Bedürfnis des anderen, bereits erworbene Kenntnisse mitzuteilen. Der Unterricht endlich sei Mittel sowohl der Bildung als der Erziehung. Der Unterschied läge nur in der Gewaltsamkeit, zu der sich die Erziehung berechtigt glaube: Erziehung sei gewaltsame Bildung, Bildung an sich sei stets frei!

Dieses ganze Räsonnement ist typischer Doktrinarismus: die Rechnung würde stimmen, wenn das, was wir als das Allerverschiedenste auf der Welt kennen, das heisst die Menschen, einander gleich wären, besser gesagt, wenn sie Mechanismen wären, Zahlen, mathematische Grössen. So aber bringt ein kleiner Einwand das ganze stolze Lehrgebäude zu Fall: Weiss denn das Kind wirklich, was für es gut ist? Muss es nicht vielmehr von klein auf gehütet werden, damit es keinen Schaden nimmt? Und wüsste auch das Kind tatsächlich, was für es gut ist, hat es denn aber auch die Willenskraft, das durchzusetzen, was es für richtig hält? Und schliesslich: Ist denn das Kind wirklich von hause aus gut? Ist es nicht vielmehr bloss aufrichtig in dem, was es will? Wäre aber auch das Kind von hause aus gut, so muss ihm doch die Erfahrung fehlen von dem, was den Nächsten leiden macht, überhaupt von dem, was im Nächsten vorgeht! Muss darum nicht das Kind immer und überall gehindert werden daran, anderen gegenüber seine Selbstsucht durchzusetzen oder von ihnen misshandelt zu werden? Mit einem Worte: Ist denn das Kind ein fertiger Mensch? Das einmal: Das Kind muss also geleitet werden, daran ist gar nicht zu rütteln! Der berufliche Leiter des Kindes, der Lehrer, übt der aber auch wirklich einen Zwang aus auf das Kind? — (Natürlich spreche ich nur vom normalen Lehrer, Unberufene

gibt es überall und vielleicht weniger wie irgendwo im Lehrerberuf, weil der wohl mehr als jeder andere aus Neigung gewählt wird, oder wenigstens ein solcher ist, dass er nur dann mit Erfolg ausgeübt werden kann, wenn er aus Neigung gewählt wurde.) — Liebt der Lehrer nicht vielmehr das Kind? Und hat er nicht ein Recht darauf, das Kind, das doch geleitet werden muss, um nicht Schaden zu nehmen, zu leiten so wie er es für das Beste hält? Und weiss denn der Lehrer etwa nicht, dass man einen Menschen nie mit Gewalt zu dem bestimmen kann, was er nur für sich selber tun soll?

Und das Kind? Wird es nicht auch aus Liebe zum Lehrer das tun, was der Lehrer es tun heisst, und im Vertrauen darauf, dass der Lehrer sein Bestes will?

Und dann ferner: Ist der Unterrichtsplan, der jeder Schule zugrunde liegt, wirklich nur ein festgelegter Despotenwille an sich? (Zu welchem Zwecke? Aus Machtdünkel? Und wer hat denn eigentlich dem Schulmeister diese quälende Allmacht übertragen?) Kann nicht vielmehr der feststehende Lehrplan eine Einrichtung bedeuten, die, ausgehend von der wohl kaum anfechtbaren Tatsache, dass eine Mehrzahl wohlwollender Menschen eher das Richtige trifft, als der einzelne, dem Lehrer einen von ihm mitbestimmten, von ihm anerkannten und gar nicht zu missenden Wegweiser gibt? Das kann wenigstens alles so sein — wir bestreiten dabei gar nicht, dass das alles nicht noch in weit höherem Grade so sein sollte, als es ist, wir behaupten aber durchaus, dass im grossen und ganzen doch die Liebe zum Kinde den Unterricht leitet!

Die Sachlage liegt doch so unendlich einfach: Die Kinder sind nun einmal da, und sie sind Kinder, das heisst unfertig an Willen und von mangelnder Erfahrung. Wir müssen sie demnach erziehen, damit sie nicht Schaden nehmen an Leib und Seele. Was sie aber so, wie sie nun einmal sind, am höchsten fördern würde, das wissen wir freilich nicht! Wir entscheiden

darüber notgedrungen aus unserem Gefühle heraus und vertrauen dabei unserer Liebe zu den Kindern. Natürlich sind wir auch dann nicht völlig davor geschützt, ihnen unrecht zu tun. Und niemals sind wir berechtigt, aufzuhören, an unsere Kinder zu denken und für sie. Und es gibt überhaupt kein Verhalten zu den Menschen, das frei wäre vom Wagnis: aber auch nur darum ist die Liebe möglich, und der Geist nicht ausgeschlossen von ihr. Aber — wir haben so doch wenigstens einen Wegweiser. Und von Zwang, der tatsächlich nichts erziehen kann als Automaten, ist ja gar keine Rede mehr, wenn das Kind versteht, dass wir es lieben und es nur deshalb leiten wollen, weil wir älter und erfahrener sind als es und ihm die bösen Erfahrungen ersparen möchten, die wir selber machen mussten.

Für Tolstoi ist das alles nicht vorhanden. Er meint, die „Gewaltsamkeit" — das Wort wendet er stets da an, wo er die Möglichkeit guter Absichten bestreitet, weil sie ihm in solchem Falle ferne lägen — führe in der Erziehung nicht nur zu beklagenswerten Ergebnissen, sie könnte auch keine andere Begründung haben als Willkür! (Ja, wenn es sich hier tatsächlich um Gewaltsamkeit handelte und nicht vielmehr lediglich um den seelischen Zwang der Liebe!)

Aber auch damit hat Tolstoi nicht genug! Um seine Ueberredungskraft zu steigern, wendet er hier zum ersten Male jenen Kunstgriff an, der für seine Prophetenschriften typisch ist, und dessen Ungehörigkeit er leider niemals einsah. Um die Unhaltbarkeit einer Einrichtung, beziehungsweise die Unsittlichkeit eines Menschen, der sich zu ihr bekennt, darzutun, führt er als ihr gleichartig ganze Reihen von Einrichtungen an, und darunter ihr völlig ungleichartige, nur irgendwie äusserlich mit ihr im Zusammenhang stehende, von solcher Beschaffenheit, dass das gesunde sittliche Urteil sie ohne weiteres ablehnen muss. Damit glaubt er dann die von ihm verneinte Einrich-

tung, beziehungsweise deren Verteidiger, für alle Wohlmeinenden abgetan zu haben. Tolstoi fügt dem oben angeführten Satze (die „Gewaltsamkeit“ in der Erziehung sei nur in Willkür begründet) folgenden Satz gleichsam als Erläuterung in Parenthese bei: „Der Tscherkesse lehrt zu stehlen, der Wilde, den Unglücklichen zu töten!“

Schliesslich ruft Tolstoi aus: „Erziehung ist der zum Prinzip erhobene sittliche Despotismus!“ Gerade Tolstoi sollte aber recht vorsichtig sein mit dem Worte „sittlicher Despotismus“. Was verdient denn eigentlich mehr, so genannt zu werden, als sein eigenes Verfahren, wenn er, um andere zu seiner Ueberzeugung zu zwingen, alle die beschimpft und verdächtigt, die dem teuer sind, den er überzeugen will! Später, in Tolstois prophetischen Schriften, werden wir dann diesen seinen sittlichen Despotismus noch weit schärfer ausgebildet finden, indem dort Tolstoi denen, die anderer Meinung sind wie er, mit seiner Verachtung droht, nachdem er sie in ihren Motiven verdächtigt hat. (Wir begreifen gerade Tolstoi gegenüber, wie sehr ein Wilhelm von Humboldt im Rechte war, wenn er meinte: Das Beste, was wir dem Menschen geben können, sei unaufhörliche Arbeit an uns selber!)

In dieser ganzen pädagogischen Theorie steht übrigens Tolstoi durchaus noch im achtzehnten Jahrhundert. Er glaubt mit Rousseau (dessen Erziehungslehren hier ganz offensichtlich zum Vorbilde genommen sind, aber merkwürdig entgeistigt erscheinen), die sittliche und geistige Anlage des Menschen liege fix und fertig zur Selbstentwicklung im Kinde vor, und es sei ihr bloss Material zuzuführen vom Lehrer! Solche Annahme ist aber heute, ganz abgesehen davon, dass schon der offenbarste Augenschein gegen sie spricht, auch rein sachlich widerlegt durch die Tatsache der sittlichen Erkrankung des Menschen als einer Folge von Verwahrlosung im Entwicklungsalter und Heranwachsen in sittlich gefährdeter Umge-

bung, auf welche Ursachen wir bekanntlich heute einwandfrei den grössten Teil aller sozialen Erkrankungen (Verbrechen, Prostitution, Vagabundentum) zurückzuführen imstande sind.

Tolstois Satz: Die Erziehung sei das zum Prinzip erhobene Streben nach sittlichem Despotismus, dieser Satz, der in allen Tonarten, nur milder und humaner, Rousseaus „Emile" durchdringt, — trifft natürlich nur Missbräuche, Missverständnisse von Erziehung, niemals die Erziehung selber. Tolstoi glaubt aber diesen Satz stützen zu können durch den Hinweis auf das Nichtvorhandensein ein für allemal feststehender, absoluter, erzieherischer Werte, ohne dabei zu bedenken, dass solche Werte — wo sollten sie denn eigentlich herkommen? — die Pädagogik aus einer Kunst, das heisst einer Betätigungmöglichkeit für einen sittlich lebendigen Menschen, zu einem Rechenexempel machen würde, das mit Hilfe der Rechenmaschine zu lösen wäre.

Rousseau und mit ihm Tolstoi übersehen eben das Wesentlichste in jeder Erziehung: die Bewertungen, die durch das Medium der Liebe so lange vom Kinde gläubig nacherlebt werden und überhaupt nur so nacherlebt werden können, bis das Kind imstande ist, sie ihrem innersten Wesen nach zu begreifen in ihrer sittlichen Notwendigkeit in Hinsicht auf die Zusammenhänge des Lebens. Diese Bewertungen müssen aber schon früh erlebt werden vom Kinde, da sonst Leere und Haltlosigkeit in ihm entsteht, sobald es unter Menschen tritt.

Tolstoi bleibt aber nun einmal fest überzeugt davon, dass im Menschen eine mit Selbstentwickelungsmechanismus versehene Vernunft da ist, die man bloss in Ruhe lassen soll. Gewiss! Die Vernunft ist da im Menschen, aber doch nur im Keime! Und dann vor allem: sie ist nicht allein da im Menschen, die Vernunft, es sind da auch alle möglichen sinnlichen Triebe und Reize. Und das Kind hat weder die Willenskraft, die zu beherrschen, noch die Erfahrung, um zu wissen, dass,

wenn es sie nicht beherrscht, andere darunter leiden. Hier muss der Erzieher eintreten. Seine ganze Kunst ist, sich lieben zu lassen vom Kinde. Und diese Kunst besteht hier wie überall, wo es sich um Beeinflussung von Menschen handelt, darin, dass man sich sein Verschiedensein verzeihen lässt von dem Menschen, zu dem man in Beziehung tritt. Der Mensch verzeiht aber dem Menschen sein Anderssein nur dann, wenn er begriffen hat, dass der Andersseiende so sein möchte, dass der, von dem er verschieden ist, die höchste dauernde Förderung durch ihn erfahre. Diesen Willen den anderen erkennen zu lassen, darin besteht die Kunst der Liebe! Sie ist vielleicht angeboren. Ohne sie gibt es aber keine Erziehung, und wo sie ist, da von Erziehungszwang zu reden, ist Irrtum.

Seine Liebe aber zum Kinde macht den Erzieher hellseherisch, er fühlt, wie er sich zu ihm verhalten muss, um sein Vertrauen zu gewinnen und zu bewahren, um auf seine Seele so einzuwirken, dass das Kind vor sich selber, vor dem Verführbaren in sich, und die anderen vor ihm geschützt sind. Und ist der Erzieher erst einmal so weit, dann bedeutet weder der tägliche Unterricht, noch der Stundenplan, noch das Schweigen- und Stillsitzen-müssen in der Schule irgendwie Zwang! Das Kind weiss dann sehr gut, viel besser wie Tolstoi, wozu das alles da ist, und da sein muss.

Nach Tolstoi ist aber Erziehung lediglich „das Bestreben eines Menschen, einen anderen zu einem solchen zu machen wie er selber ist: Das Bestreben des Armen, dem Reichen sein Geld abzunehmen, das Gefühl des Neides des Greises im Hinblick auf frische und kräftige Jugend, das Gefühl des Neides, das zum Prinzip und zur Theorie erhoben ist!“. Wir möchten hier ein lautes „Pfui!“ ausrufen. (Wie kommt eigentlich dieser Mensch dazu, in seinen Mitmenschen solche Hässlichkeiten zu vermuten!) Zunächst ist der Vordersatz unwahr: Der richtige Erzieher will den Schüler zu einem solchen ma-

chen, wie er selber sein m ö c h t e. Das ist ein grosser Unterschied! Wahrhaft empörend aber ist der Nachsatz: Hier hat Tolstoi mit einem Federzug Hunderttausende ehrliche Schulmeister verdächtigt und verleumdet. (Und er merkt das gar nicht! Seine Seele ist eben schief gebogen durch früh erwachte Reue und Gewissensqual. Herz und Verstand waren so früh schon in Zwietracht geraten miteinander bei ihm. Und jeder Mangel an innerer Einheit äussert sich früher oder später in Ungerechtsein zu dem Nächsten.) Wohl haben wir Ehrfurcht vor Tolstoi, der immer aufrichtig das Gute suchte; wir haben aber auch Ehrfurcht vor den zahllosen ehrlichen Menschen, denen dieser Aufrichtige aus der Krankheit seiner Seele heraus bitter Unrecht tat. Und diese unsere Ehrfurcht verlangt, dass wir niedriger hängen die Schmähungen und Verleumdungen, die er ausspricht — (denn solche sind um so gefährlicher, je angesehener der ist, aus dessen Munde sie kommen) —, so sei denn der nunmehr folgende Satz Tolstois nur wörtlich übersetzt wiedergegeben: „Ich bin überzeugt, dass der Erzieher sich nur deshalb mit solchem Feuer mit der Erziehung des Kindes zu beschäftigen vermag, weil im Grunde dieses Bestrebens der Neid liegt auf die Reinheit des Kindes, und das Streben, das Kind sich selber ähnlich zu machen, das heisst es zu verderben!" Ein Kommentar erübrigt sich wohl: Das ist einfach krankhaft!

Aber auch damit hat Tolstoi den Schulmeister noch nicht genug verhöhnt. Und so greift er denn wiederum zu seinem bereits oben erwähnten Kunstgriff (Gleichartiges mit Ungleichartigem gleichzusetzen): Er erzählt von einem ländlichen Handelsmann, der sich rühmte, seinen zwölfjährigen Sohn dazu erzogen zu haben, die Bauern beim Getreideabwiegen zu übervorteilen, und der zu Tolstoi, „indem er seine rote Fresse zu einem selbstbewussten Lächeln verzog" (wie liebevoll!), als der den Jungen in seine Schule aufnehmen wollte, sagte: „Ich muss mei-

nen Buben erst mit meinem Geiste durchtränken!" Tolstoi fährt nun wörtlich so fort: „Durchtränken nicht g a n z e b e n s o mit ihrem Geiste den Schüler die Professoren an der Universität und die Mönche in den Priesterseminaren? Nein! Durchaus nicht: Dieser Bauer lehrt doch seinen Zögling, zu stehlen, der Professor den seinigen, dem Irrtum zu entgehen, der Mönch den seinigen, den Glauben zu erkennen!" Das ist immerhin ein kleiner Unterschied! Wenn dann aber Tolstoi immer wütender werdend ausruft: Er werde niemals die Erziehung anerkennen und auch die Jugend werde das nie, man solle ihm doch erst einmal das Recht dazu beweisen! so haben wir nur noch ein leises Kopfschütteln! Das ganze Unrecht des Schulmeisters vor Tolstoi besteht somit nur darin, dass er sein Recht zu erziehen nicht in Zahlen auszudrücken vermag! Und darum gibt es eben kein Recht zu erziehen! „Ich weiss nichts", fährt Tolstoi fort, „und setze nichts voraus. (Er irrt: er setzt im Kinde den vollendet guten Menschen voraus und im Schulmeister alle Dummheit, alle Niedertracht und alle Bosheit.) Ihr aber verkündet ein neues, für mich nicht vorhandenes Recht des Menschen, einen anderen Menschen zu einem solchen zu machen, wie er will!" Nein! Gar nicht wie er will, darin liegt ja eben der Schwerpunkt: wie es in ihm will, wie ihn sein Gewissen treibt. Und wie sollte denn eigentlich das Recht zu erziehen bewiesen werden! Davon hat sich Tolstoi offenbar niemals die geringste Vorstellung gemacht. Das Recht auf Erziehung kann doch nur erlebt werden und wird erlebt durch die Liebe zum Zögling und bestätigt durch dessen Vertrauen!

Wir kommen dabei um gar nichts weiter, wenn wir statt des Rechtes, das unsere Liebe uns erleben lässt, dem noch nicht fertigen Nächsten zu verhelfen, zu sich selber zu gelangen (zum Gebrauche seiner Vernunft auch uns, seinen Lehrern, gegenüber), mit Tolstoi eine ganze Reihe neuer Doktrinen aufstellen, wie die von der „freien Ordnung" oder „äusseren

Unordnung" in der Schule. Das ist zudem ein Vorschlag, der nur unter ganz bestimmten Verhältnissen ausführbar ist: Wenn nämlich der Lehrer zufällig ein Genie und dabei der Gutsherr und frühere Seelenbesitzer seiner Zöglinge ist. — Und wenn er schliesslich die Möglichkeit hat, sein Lehrertum aufzugeben, sobald es ihm nicht mehr zusagt. Und ausserdem: Hat der Lehrer auch selbst nach Einführung der „freien" Schule die Liebe nicht, was kommt dann anderes heraus als Zwang? Und hat er die Liebe, wozu dann das ganze Wagnis der freien Schule?

Noch sei auf einige weitere agitatorische Unarten oder Kunstgriffe aufmerksam gemacht, die in der vorliegenden Schrift zum ersten Male bei Tolstoi auftreten und sich dann durch sein ganzes kritisches Schrifttum hindurchziehen: So liebt er es z. B., die Einwände des Gegners vorauszunehmen — und zwar, wie er behauptet, alle überhaupt möglichen. Dabei lässt er aber gerade die wesentlichen, ihn tatsächlich widerlegenden Einwände aus und behauptet dann seinerseits den Gegner widerlegt zu haben: Tolstoi gibt z. B. auf die von ihm selber erhobene Frage: „Hat ein Mensch das Recht, einen anderen zu erziehen?" alle möglichen Antworten ausser der einen, die hier allein in Betracht kommt: „Sicherlich hat der Mensch das Recht, einen anderen zu erziehen, wenn er nämlich den liebt, den er erziehen will, und wenn der sich ihm anvertraut." Und damit ist denn auch Tolstois weitere, etwas bedenkliche Vorurteile verratende Frage beantwortet, durch die er uns völlig zu schlagen gedenkt: „Wenn wir das Recht auf Erziehung anerkennen, so hat doch auch die ‚jüdische' (das hier von Tolstoi gebrauchte russische Wort ‚schidovsky' hat einen verächtlichen Sinn) Synagoge und die Diakonschule genau das gleiche Recht zu existieren wie unsere Universität!" Zweifellos hat sie das: Sie nimmt es doch bloss her aus ihrer Liebe zu ihren Zöglingen: sie will ihnen doch nur das geben, was sie für das Beste hält.

Typisch für Tolstoi, und den Denker in ihm recht blossstellend, ist es zudem noch, dass er auch hier, in Geistesdingen, den exakten Naturwissenschaften entnommene Fragestellungen erhebt. („Beweist mir doch das Recht zu erziehen!") Und da auf solche Fragen natürlich keine Antwort möglich ist (wie sollte denn ein solcher Beweis aussehen?), so antwortet Tolstoi mit dem Allerungewissesten, was es da geben kann, mit seiner persönlichen Ueberzeugung, die er als naiver Realist für d i e Wahrheit hält, da er sich eben nicht vorzustellen vermag, dass andere Menschen anders denken und anders empfinden können wie er, ohne Heuchler zu sein.

Ein weiterer Kunstgriff Tolstois besteht darin: Um eine Einrichtung, die ihm missfällt, ein für allemal für alle Wohlmeinenden abzutun, legt er ihr als ihr eigentliches Wesen ausmachend solche Eigentümlichkeiten bei, die wohl einmal im Zusammenhange mit ihr vorkommen, die aber tatsächlich für die betreffende Einrichtung weder charakteristisch, noch notwendig sind, vielmehr rein zufällig und letzten Endes ihrem eigentlichen Wesen widersprechend. So urteilt Tolstoi hier: „Für mich sind ebenso empörend die Gymnasien mit ihrem ‚Lateintum' (im Russischen steht hier ein verächtliches Wort, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist), wie die Universitätsprofessoren mit ihrem Radikalismus und Materialismus!" Demgegenüber möchten wir fragen: „Muss denn ein Universitätsprofessor radikal oder materialistisch gesinnt sein? Kann er das eigentlich überhaupt sein?" Man müsste aber, wie gesagt, hier, wo Tolstoi in doktrinärem Uebereifer seine klare Ueberlegung einbüsst, Satz für Satz durchnehmen, wenn man auf alle Widersprüche und Trugschlüsse aufmerksam machen wollte. Tolstoi glaubt schliesslich einen endgültigen Schlag zu führen und seine Gegner in ihrer ganzen Gedankenlosigkeit blosszustellen, wenn er ausruft: „Es ist doch so leicht, zu dem einfachen Schlusse zu gelangen, dass, wenn

es in der Geschichte der menschlichen Wissenschaft keine absoluten Wahrheiten gegeben hat, vielmehr immer noch die einen Irrtümer die anderen ablösten, auf welcher Begründung fussend wollen wir dann die junge Generation zwingen, sich Kenntnisse anzueignen, die wahrscheinlich falsch sein werden?"

Nehmen wir demgegenüber zunächst einmal ruhig an, es gäbe tatsächlich keine absoluten Wahrheiten — und das wird niemand je zu beweisen imstande sein —, so kann doch in jedem Irrtum eine grössere oder geringere Annäherung an die Wahrheit enthalten sein, und wir lehren doch unsere Kinder, auf Grund unserer Liebe zu ihnen, den möglichen (und vielleicht tatsächlichen) Irrtum, den wir für der Wahrheit näher erachten, als das, was man früher lehrte. Und dabei zwingen wir doch gar nicht unsere Kinder zu diesen unseren Wahrheiten — und das wäre auch gar nicht möglich: denn es steht ja gar nicht in der Willkür eines Menschen, ob er einer Behauptung von Zusammenhängen zustimmen kann oder nicht! — Unsere Kinder glauben uns vielmehr unsere Wahrheit, weil sie uns vertrauen, weil sie überzeugt sind davon, dass wir ihnen das Beste geben, was wir wissen. Und wir geben ihnen unsere Lösung der Fragen, die an uns alle das Leben stellt, auf die uns wohlbewusste Gefahr hin, einen Irrtum geben zu können, — nur deshalb, weil es sich hier um Leeren handelt, die das Kind selber von sich aus nicht auszufüllen vermag, und die ausgefüllt werden müssen im Bewusstsein des Kindes, damit es nicht ratlos stehe vor dem Leben. Zudem lehren wir doch auch — und das vor allem — den Schüler, das ganze geistige Rüstzeug zu handhaben, um jede Wahrheit, die ihm geboten wird von irgendwoher, nachzuprüfen darauf hin, ob er ihr auch zuzustimmen vermag. Und wir betonen dabei dem Schüler gegenüber immer und überall als des Menschen heiligste Pflicht, jede ihm gebotene Wahrheit zu prüfen auf

jede Gefahr hin! Diesen Teil der Erziehung übersieht Tolstoi geflissentlich (und das ist durchaus unzulässig, wenn man sich derartige Kritiken erlaubt). Ueber die objektive Wahrheit in dem, was wir unsere Kinder lehren, lassen wir ruhig die Nachwelt entscheiden oder Gott, und wir dürfen das, weil wir ja unsere Kinder gelehrt haben, auch unsere Wahrheiten nachzuprüfen und sie abzulehnen, wenn sie ihnen nicht zustimmen können: Denn unsere Schule ist ja gar nicht jenes Institut für Kinderquälerei zum Zwecke der Befriedigung des Schulmeisterneides — ein solches existiert überhaupt bloss in Tolstois krankhaftem Hirn.

Tolstoi meint freilich — und das ist eigentlich ganz unglaublich —, wenn wir behaupteten, der Lehrer habe ein Recht zu erziehen, so sei das ganz ebenso, als ob man sagen wollte: Weil die Menschen von jeher einander getötet haben, so soll immer wieder getötet werden, der Mord soll zum Grundsatz erhoben werden!"

Kann man überhaupt bei gesunden Sinnen Morden und Erziehen in einem Atem nennen? Besteht hier wirklich ein anderer Zusammenhang als der, dass beides von Menschen geschieht: freilich mit dem kleinen Unterschied, dass der Mord Menschenhass zum Ausdruck bringt, die Erziehung aber überhaupt nur denkbar ist aus der Liebe zum Menschen heraus.

„Wenn man aber das allgemeine Menschenrecht, zu erziehen, anerkennt," folgert Tolstoi weiter, „so können wir auch keine schlechte Erziehung verbieten." (Leider klärt uns Tolstoi nicht darüber auf, was er unter „schlechter Erziehung" versteht, und darum dreht sich doch eigentlich der Kernpunkt der ganzen Untersuchung.) Dagegen stimmen wir Tolstoi durchaus bei, wenn er bekennt, man müsse entweder jedem Menschen das Recht, zu erziehen, zugestehen oder niemandem! Freilich müssen wir dieses Recht jedem Menschen zugestehen, vorausgesetzt nur, dass er seinen Zögling wirklich liebt,

und dieser ihm vertraut. Das Recht zu erziehen gibt ja einzig und allein die Liebe zum Zögling, entscheidend für den Erziehungsinhalt ist dabei die Ueberzeugung des Erziehers, für den Erfolg der Erziehung das Vertrauen des Zöglings. Und das alles sind Beziehungen, wie sie unter allen Menschen möglich sind! Wenn aber Tolstoi solchen einfachen Zusammenhang nicht anerkennen will und demgegenüber behauptet, die Wissenschaft allein habe zu entscheiden, ob uns das Recht zu erziehen zustehe oder nicht, so beweist er hier nicht zum erstenmal, dass ihm (der nie völlig herauskam aus den Vorstellungen seiner dogmatisch-positivistischen Bildungszeit) eben der Begriff abgeht von dem, was man überhaupt von der Wissenschaft zu verlangen berechtigt ist. Tolstoi hat nie wahrhaben wollen, dass die Aufgabe der Wissenschaft keine andere sein kann, als die, Zusammenhänge aufzuzeigen, das heisst zu sagen, was ist. Und damit muss es als ein völlig unsinniges Beginnen bezeichnet werden, von der Wissenschaft Beweise für ein Recht zu erwarten (für das Recht zu erziehen): Aus etwas, was i s t, kann sich nie etwas ergeben, was sein s o l l. Hier fehlt jede Möglichkeit. „*Esse non est necesse*" (Sein ist nicht Sollen), sagt der von Tolstoi verspottete, aber niemals begriffene Aristoteles. Ein Sollen kann nur erlebt werden und kann sich, wenn es erlebt wird in seiner Allgemeinrichtung, nur in den einzelnen Möglichkeiten zu seiner Verwirklichung orientieren an den Ergebnissen der Wissenschaft, das heisst an den Zusammenhängen des tatsächlichen Lebens.

Es rührt uns dabei auch gar nicht, dass Tolstoi auch die westeuropäischen Universitäten, in denen doch damals bereits Lehrfreiheit eingeführt war (das heisst gerade das, was Tolstoi für alle Zöglinge verlangt), auf Willkür beruhend und für ebenso „missgestaltet" erklärt wie die mittelalterlichen Klosterschulen (aus denen übrigens Tolstoi mancherlei zu lernen gehabt hätte, vor allem aristotelische Logik).

Bezeichnend ist es nun für den damaligen Tolstoi, dass er das Recht, zu erziehen, auf Seite der Familie, der Kirche und des Staates ohne weiteres anerkennt (und gerade bei den beiden letzteren wären mancherlei Einschränkungen zu machen), während er dasselbe Recht der Gesellschaft abspricht: „Die gesellschaftliche Erziehung", so meint er in seiner apodiktischen Art, „hat keine andere Grundlage ausser dem Stolz der menschlichen Vernunft (wer hat ihn in höherem Grade besessen als Tolstoi selber!) und zeitigt dabei die allerschädlichsten Früchte wie Universität und Universitätsbildung!" Tolstoi gibt nun zwar zu, dass die Gesellschaft „Helfer" und Mitglieder brauche, findet es aber seltsam, dass man auf die von der Gesellschaft ausgehende Bildung gar keine Angriffe höre. Das ist indes ein Irrtum. Man hört durchaus solche, bis auf den heutigen Tag, und auch damals, als Tolstoi schrieb, waren sie nichts Unerhörtes. Freilich entstammen die Angreifer der von der Gesellschaft ausgehenden Bildung nicht den Kreisen dieser Gesellschaft selber, das heisst, wenn wir unter Gesellschaft die Gemeinschaft der Mitbürger als ein Eigenwillen bekundendes Ganzes verstehen. Die russische Gesellschaft in diesem Sinne hielt ja von jeher und aus guten Gründen nach aussen hin zusammen, weil sie ja alle ihre Kräfte vereinigen musste, um sich gegenüber dem despotischen Regimente und den Reaktionsgelüsten der an ihm Interessierten auch nur die primitivsten Rechte zu bewahren. Das und nichts anderes ist denn auch die Wurzel jenes „Gesellschaftsdespotismus", von dem Tolstoi nicht ganz mit Unrecht spricht, ohne indes seine geschichtliche Notwendigkeit zu begreifen, und daran hinderten ihn die Vorurteile seiner Klasse. Freilich sah Tolstoi, indem er den Gesellschaftsdespotismus wohl als der ersten einer bei Namen nannte, prophetisch in die Zukunft: Dieser Gesellschaftsdespotismus, der immer notwendig war in Russland um der Selbsterhaltung der Gesellschaft willen, ist

heute tatsächlich zur stärksten Geistesfessel für Russland ausgeartet. Das liegt aber in ganz anderen Zusammenhängen begründet, denen wir an anderer Stelle nachgingen. Nunmehr wendet sich Tolstois Kritik der russischen Schule seiner Zeit zu und wird erträglicher. Wo er überhaupt die Wirklichkeit vor sich bekommt, korrigiert der immer plastisch sehende Künstler in ihm den fanatisch nach allgemeinen Gedanken, das heisst, nach Endigungen für sein Denken, das heisst, nach Dogmen suchenden Denkerdilettanten. Freilich überwiegt auch hier, in der Kritik der russischen Schule, der Scharfblick für das Nichtzweckentsprechende und Tadelnswerte (wie denn überhaupt der theoretische Tolstoi ein dogmatischer Pessimist genannt werden muss). Aber hier erweist sich ja Tolstoi ausserstande, an dem, woran er etwas tadelt, auch nur irgendeine gute Seite wahrzunehmen. Sehr richtig macht er dabei auf die Tatsache einer Lebensentfremdung durch die Schule aufmerksam. (Es war dabei nur durchaus unnötig, die Erzieherin — als Typ — „ein missgeformtes, vom Leben gebrochenes und verdorbenes Geschöpf“ zu nennen! Das ist frivole und lieblose Verleumdung eines ganzen Standes.) Es fragt sich nur, ob nicht eine gewisse Entfremdung von der häuslichen Umgebung, die doch bei den einzelnen Schülern eine viel zu verschiedenartige ist, als dass sie durch die eine Schule für alle ersetzt werden könnte, einfach unvermeidlich bleibt. Immerhin war es vielleicht zu dieser Zeit ein Verdienst, auf die Tatsache einer Entfremdung des Schülers dem Elternhause gegenüber hingewiesen zu haben: In den letzten Jahrzehnten ist indes auch in Russland in dieser Beziehung viel gebessert worden. Ebenfalls nicht völlig zu Unrecht — in Hinsicht auf die meist niederen Ständen entstammenden russischen Studenten — betont Tolstoi, dass die Universitäten als Grundbedingung zur Zulassung zum Unterricht das Getrenntsein des Studenten von seiner ursprünglichen Umge-

bung mache. Das ist aber nun einmal nur zu vermeiden durch Einrichtung von Volksuniversitäten, womit man übrigens in Russland bereits begonnen hat.

Dagegen betritt Tolstoi wiederum den Boden leichtsinniger Verleumdung, wenn er des weiteren behauptet: Es erübrige, darauf hinzuweisen, dass die Volksschule, die in drei Jahren das lehre, was man in drei Monaten lernen kann, eine Erziehung zur Faulheit und zum Müssiggang darstelle. Hierauf ist zu entgegnen, dass einmal die Volksschule durchaus nicht bloss lesen und schreiben lehrt, dass sie des weiteren nicht bloss die fähigen, vielmehr alle Kinder weiter bringen muss, und dass schliesslich die Volksschulzöglinge nicht Grafensöhne sind, deren Eltern ihnen Privaterzieher halten können, dass sie, die Volksschüler, vielmehr zu fünfzig, achtzig, ja hundert von einem Lehrer unterrichtet werden müssen, der natürlich dann kaum Möglichkeit findet, sich mit dem Einzelnen so abzugeben, wie es gerade dessen besonderem Naturell entsprechen würde. Die Schuld dafür liegt aber nicht in der Schule als solcher, vielmehr — und das übersieht Tolstoi vornehm — in den sozialen Verhältnissen Russlands, somit letzten Endes auch in den auf Kosten des Volkes sich verwirklichenden Vorrechten der Klasse, der Tolstoi selber angehörte, und auf deren Privilegien der Pädagoge Tolstoi noch durchaus nicht zu verzichten gewillt war.

Natürlich geht Tolstoi hier weit über das Ziel hinaus, wenn er aus einem — vielleicht unvermeidlichen — Entfremdetwerden dem Leben gegenüber durch die Schulen schliesst auf den Unwert jedes nicht praktisch zu verwertenden Wissens: Und jeder Rationalist endigt in Utilitariertum: weil er Lebensinhalt aus den weiter nicht zu deutenden, nur einfach zu erlebenden Offenbarungen der Seele entgegenzunehmen verschmäht, bleibt ihm schliesslich gar nichts mehr als die öde, unfruchtbare Nützlichkeit — wobei sich freilich der Ratio-

nalist die Frage vorlegen sollte: Wozu denn eigentlich die Nützlichkeit da ist, wenn er in ihr das Mass aller Dinge erkennen soll, mithin also er selber für seine Person eigentlich nur für sie da ist.

Wenn aber Tolstoi weitergehend bemerkt, jedes nicht unmittelbar im praktischen Leben zu verwertende Wissen erziehe den Schüler nur zu falschem Hochmut und zur Verachtung seiner Eltern, worin das Beispiel des Lehrers den Schüler bestärke, so ist das wiederum eine Massenverdächtigung, für deren Ungehörigkeit kein Urteil zu stark ist. Und ganz dasselbe gilt, wenn Tolstoi „das Streben des Erziehers erreicht erklärt, wenn der Schüler mit Verachtung und Entfremdung auf seine Vergangenheit, das heisst auf seine häusliche Umgebung hinblicke"!

So verfährt Tolstoi mit der russischen Volksschule. Noch schlechter ergeht es der russischen Universität: Es ist hier unmöglich, allen Hohn, alle Bosheit, Lieblosigkeit, Verdächtigung und Verleumdung bei Namen zu nennen, mit der Tolstoi die Professoren und Studenten der russischen Universität überschüttet. Er erweckt dabei leider durchaus den Eindruck, als wolle er sich noch nachträglich für seine missglückten Studien rächen. So wenn er von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit eines Professors zu erzählen weiss, der mit seinen (Tolstois) Verwandten Streit gehabt und deshalb ihn, Tolstoi, im Examen durchfallen gelassen habe — und Tolstoi dabei diesen Fall für durchaus typisch erklärt. Dabei bekommt natürlich der verhasste Liberalismus auch tüchtig ab, er, dessen eigentlichen Herd Tolstoi mit Recht in der Universität erblickt.

Das Ergebnis der russischen Universität ist denn auch nach Tolstoi nur eine Erziehung zur Willkür bei den Professoren, und zum Betrug bei den Studenten, — eine Erklärung, deren sich kein Dunkelmann des finstersten Mittelalters zu schämen

brauchte! Dabei übt Tolstoi im einzelnen an den russischen Universitäten (die ja auch heute noch keine Lernfreiheit kennen, wo jedes Jahr Uebergangsexamen stattfinden, und dabei von den Kandidaten Billette gezogen werden) durchaus zutreffende Kritik. Auch sind die Charakteristiken der einzelnen Studententypen gewiss zum Teil dem Leben abgelauscht und immer äusserst amüsant. Aber das alles ist doch viel zu einseitig, gehässig gesehen, und darum im Grunde unsympathisch und auch wenig vertrauenerweckend: Nicht, dass wir Tolstoi Unaufrichtigkeit vorwerfen, er lässt sich aber einfach hier viel zu sehr gehen, als dass wir ihm ein Recht zugestehen könnten, ganze Institutionen und die sich innerhalb ihrer Betätigenden abzuurteilen (welches Recht wir überhaupt niemandem zuerkennen: denn dazu bleibt persönliche Erfahrung stets unzureichend).

Natürlich schliesst Tolstoi aus dem Karikaturhaften, was er an der russischen Universität wahrzunehmen glaubt, auf die Unhaltbarkeit der ganzen Institution. Schliesslich verlangt er noch für Russland eine ganz besondere, von der westeuropäischen verschiedene Universität (übrigens eine durchaus panslawistische Forderung), ohne sich freilich des näheren darüber auszusprechen. — Wir wissen indes, dass Tolstoi zehn Jahre später einmal den Plan fasste, in Jasnaja Poljana ein Seminar für Volksschullehrer einzurichten, dessen Schüler somit in ihrer Vorbereitung nicht mehr ihren bisherigen Lebensverhältnissen entrissen wären. Dieser Plan, über dessen Zweckmässigkeit sich streiten liesse (Tolstoi spricht von einer Universität „in Fusslappen“), ist aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung gelangt.

Zum Schlusse dieser Schrift fasst Tolstoi noch einmal alles Gesagte zusammen und wird dabei noch ausschliesslicher, noch eigensinniger: Die Aufgabe der Schule sei, so verkündet er, sich nicht zu mischen in die Bildung des Glaubens, der

Ueberzeugung und des Charakters des sich bildenden Menschen. Die Schule erreiche das, indem sie dem sich Bildenden die volle Freiheit gewähre, den Unterricht auszuwählen, der im Einklang stehe mit seinen Forderungen, den er also will, und soviel von ihm aufzunehmen, als er braucht, als er will, und schliesslich den Unterricht abzulehnen, der ihm nicht nötig ist, den er nicht will. — Für Tolstoi fällt demnach beim Kinde Wollen und Nötighaben durchaus zusammen. — Tolstoi sagt wörtlich: „Wir eröffnen doch keinen Kramladen unter der Bedingung, dass man bei uns auf zehn Pfund Tee ein Pfund Ingwer oder Tomaten kaufe. Wir bekümmern uns vielmehr gar nicht darum, welchen Gebrauch der Abnehmer von unserer Ware machen wird: Wir glauben, dass er weiss, was er nötig hat, und wir haben gerade genug zu tun, seine Bedingungen zu erraten und zu erfüllen." (Ein recht geschmackloser, hinkender und für den Schullehrer wie absichtlich möglichst verletzender Vergleich!) Arme Kinder! Wie werdet ihr die Krone der Allwissenheit ertragen, zumal doch euer Verteidiger Tolstoi selber eure Eindrucksfähigkeit, eure Widerstandslosigkeit, euer Schutz- und Leitungsbedürfnis anerkennt, indem er ja den bisherigen Schulen den Vorwurf macht, sie zwängen unter Strafenandrohung dem Schüler den Glauben, die Ueberzeugungen und den Charakter auf, der dem Schulmeister nötig sei — und das ist nicht bloss eine Verleumdung des Schulmeisters: so weit reicht gar nicht seine Macht.

Sehr charakteristisch ist es nun für den Denker Tolstoi — wir werden dem immer wieder begegnen —, dass er selber so nebenbei Einwände findet, die alles eben von ihm Behauptete widerlegen, sie aber unausgenutzt am Wege liegen lässt und meint, er habe sie entkräftet, wenn er sie bei Namen genannt hat. Tolstoi war eben durch die Beweggründe, die ihn zum Lehren antrieben, und die bei ihm immer in seinen Leiden-

schaften zu suchen sind, einfach unfähig, ihn widerlegenden Einwänden seine offene Kritik zuzuwenden. So sagt er denn auch am Schlusse dieser Abhandlung: „Aber man sagt, die Kinder wissen nicht, was ihnen nötig ist, die Kinder irren, usw." Was hat Tolstoi darauf zu entgegnen? „Auf diesen Streit gehe ich nicht ein!" Sehr bequem! Tolstoi hat aber kein Recht mehr, sich dem Streit hierüber zu entziehen, weil er ja gerade auf dem Bestreiten dieser Behauptung seine ganze Theorie aufgebaut hat. Tolstoi meint indes, diese Streitfrage würde ihn auf die Frage bringen: „Ist die Natur des Menschen vor dem Menschen gerechtfertigt?" (Und tatsächlich handelt es sich hierum) — und das wisse er nicht! Er hätte aber hinzufügen müssen: Er behaupte aber gerade dies mit aller Bestimmtheit und habe sein ganzes Lehrgebäude aufgebaut unter der Voraussetzung der Richtigkeit dieser Behauptung, die er jetzt als ausserhalb seiner Kompetenz stehend bekennt. Tolstoi bleibt aber dabei, er stelle sich nicht auf diese Plattform, auf der er tatsächlich die ganze Zeit über gestanden hat: denn sonst (wenn er den Kindern nicht ein Wissen zugeschrieben hätte hinsichtlich dessen, was ihnen nötig ist) hätte Tolstoi ja doch mit seiner Forderung der freien Schule gar nichts anderes verlangt, als dass man die Kinder verkommen lassen solle! Und es bleibt darum nur ein leeres Spiel mit Worten und einer jener leichtsinnigen, unendlich wohlfeilen Ablenkungsversuche, denen wir noch öfters bei dem Kritiker Tolstoi begegnen werden, wenn er so fortfährt: „Ich stelle mich nicht auf diese Plattform, ich sage nur (das andere hat er eben vorausgesetzt), dass, wenn wir wissen können, was wir lehren sollen, uns auch nichts daran hindern kann, gewaltsam russischen Kindern die französische Sprache, mittelalterliche Genealogie und die Kunst zu stehlen, zu lehren! Ich will das ganz ebenso beweisen, wie Ihr mir das Recht zu lehren beweist!" (Das heisst mit anderen Worten: Darum, weil man das Recht auf Erziehung

nicht mit Wage und Massstab beweisen kann, deshalb soll man die Kinder stehlen lehren dürfen — man beachte dabei noch im besonderen die so freundliche und so geistreiche Gleichsetzung des Unterrichtes in der französischen Sprache mit dem im Stehlen.) Diese unwürdige Ausflucht vor dem Einwande, mit dem seine ganze Theorie zusammenstürzen würde, charakterisiert den Denkerdilettanten Tolstoi mehr wie alles andere. Solches Vorgehen seinerseits würde uns jeder Mühe überheben, seine kritischen Schriften überhaupt ernst zu nehmen, wenn nicht der durch unsterbliche Kunstwerke berühmte Dichter auch da, wo er Lehrer zu sein glaubt, eine andächtige Gemeinde fände, und wenn nicht die Kunst des Wortes, dem er souverän gebietet, harmlose Gemüter zu Irrtümern verführen könnte, und wenn nicht diese Irrtümer zu Ungerechtigkeit und Ehrfurchtslosigkeit verführen müssten.

Um noch einmal abschliessend auf die vorliegende Schrift zurückzukommen, so ist natürlich die Behauptung einer Vergewaltigung der Kinder durch den Erzieher nur ein Paradox, ein Spiel mit Worten. Die Kinder müssen doch nun einmal geleitet werden. Das verneint ja auch Tolstoi nicht. Von wem werden aber die Kinder am besten geleitet? Doch wohl von dem, der ihr Bestes will, weil er sie liebt. Damit hat der aber ein fragloses Recht gewonnen, die Kinder zu erziehen: Er erlebt es und die Kinder bestätigen es ihm durch ihr Vertrauen. Und er kann sich diesem Rechte auch gar nicht entziehen: Dies Recht ist ja eine Pflicht: denn wenn er, der Erzieher, die Kinder nicht erzieht, so vergewaltigt er sie tatsächlich: er trifft ja dann für sie eine Entscheidung (die Entscheidung, unerzogen zu bleiben, das heisst vor dem Leben ungeschützt und ratlos dazustehen, das heisst zu verkommen), in einer Zeit, als sie selber dies noch gar nicht zu entscheiden imstande waren. Von Vergewaltigung ist

demnach bei normaler Erziehung ebensowenig die Rede, wie wenn z. B. die Eltern das erkrankte Kind nicht ausgehen lassen, damit es sich nicht den Tod hole. Das Kind aber weiss das noch nicht!

Wie würde das Kind überhaupt gross werden, wenn nicht von der Liebe über es verfügt würde, solange es hilflos ist: Das ganz kleine Kind empfindet sicherlich auch das wohltuende Bad und das Umlegen in trockene Windeln als Vergewaltigung! Und wer will denn eigentlich der vorsorgenden Liebe verbieten, über ein Unmündiges zu verfügen?

3. *„Ueber die Methode des Unterrichts im Lesen und Schreiben“*

In dieser kleinen für Tolstois spätere Anschauungen äusserst charakteristischen Streitschrift behauptet er gleich im Anfang, das Volk erwerbe sich seine Bildung überall in Europa unabhängig von der Kenntnis des Lesens und Schreibens (Tolstoi hat bereits vergessen, dass er die Bildung der Marseiller zu einem grossen Teil zurückführte auf die Verbreitung billiger Volksausgaben!), und diese Kunst bleibe, von sehr geringen Ausnahmen abgesehen, eine Kunst, die für das Leben nicht zu verwenden und daher schädlich sei. Dies sei schon dadurch erwiesen, dass man in Westeuropa bereits jahrhundertelang das Volk lesen und schreiben lehre, und dennoch nirgends eine Volksliteratur vorhanden sei (nehmen wir an, das sei wirklich der Fall, und tatsächlich ist das Gegenteil richtig, so wäre doch auch die Annahme gestattet, dass das Volk, das schwer arbeitende, eben bis jetzt noch nicht dazu kam, sich seine Literatur zu schaffen). Und das bedeutet, dass das Volk, das heisst die Menschenklasse, die ausschliesslich mit körperlicher Arbeit beschäftigt sei, nirgends lese. Zudem sei die Art des Lernens aus Büchern unbewusst der Lebensart und dem Charakter des

Volkes zuwider. Dies beweise schon die Tatsache des Fehlens einer Volksliteratur, und des Widerstandes des Volkes gegen eine Bildung vermittelst Lesen und Schreiben. (Tolstoi hat doch weiter oben selber zugegeben, dass der Bauer seinen Sohn deshalb ungern in die Schule schicke, weil er dessen Arbeit nicht entbehren möchte!) Wenn man die Frage aufwerfe, ob Lesen- und Schreibenlernen für das Volk nützlich oder schädlich sei, da es nun einmal doch nicht verstehe zu lesen (wird es auch nie zu lesen verstehen?) und keine Bücher für es da seien (!), so hoffe er, jeder Vorurteilslose werde antworten: „Wir wissen das nicht, wir wissen das ebensowenig, wie, ob es nützlich oder schädlich sei, das ganze Volk auf der Geige spielen oder Strümpfe stricken zu lehren!“ (!) (Wiederum jenes unmögliche Gleichsetzen von Ungleichartigem.) Die Mehrzahl im Volke würde sich gegen das Lesen- und Schreibenlernen aussprechen, schon in Hinsicht auf den fortgesetzten Zwang, die unverhältnismässig grosse Entwicklung des Gedächtnisses (ich dächte, das Gegenteil wird erreicht durch die Kenntnis von Lesen und Schreiben!), den falschen Begriff von der Rechtmässigkeit der Wissenschaft (!), den Widerwillen gegen Weiterbildung (konnte ein solcher überhaupt erwiesen werden, solange das Volk derartig überlastet ist?), den falschen Ehrgeiz und die Möglichkeit zu sinnloser Lektüre, was alles die Folgen der Verbreitung der Kenntnis von Lesen und Schreiben im Volke sein würden!

Von den Volksschulen wüssten wir bloss das eine, dass sie den Bedürfnissen des Volkes dienen sollten, von denen das Bedürfnis, Lesen und Schreiben zu können, nur einen sehr geringen Teil ausmache. Schulen, um Lesen und Schreiben zu lehren, würden immer so viel da sein, als das Volk bedarf, denn das Volk brauche Lesen und Schreiben zu verstehen bloss für ganz bestimmte praktische Zwecke: um Strassenschilder zu lesen, Zahlen aufzuschreiben, und zum Gedächtnis für einen Toten

Gebete zu lesen! (Wird aber das Volk immer nur dazu Lesen und Schreiben brauchen? Tolstoi sollte sich doch erst einmal fragen, wozu ihm selber Lesen und Schreiben dient, und ob er es entbehren möchte! Oder macht er tatsächlich einen Unterschied zwischen sich und dem geliebten Volke?) Derartige Schulen existieren — so meint Tolstoi weiter — wie Schneider- und Tischlerwerkstätten (!). (Tolstoi kann offenbar den Schulmeister gar nicht genug verhöhnen!)

Diese, wie aus dem Aermel geschüttelten Paradoxe sind, ganz abgesehen davon, dass sie grosse Leichtfertigkeit im Urteil verraten, wenig originell: sie wurden bisher nur von anderer Seite erhoben, von ausgesprochenen Dunkelmännern, und deshalb hält sie Tolstoi für neu, weil er gar nicht begreifen kann, dass er selber hier als ein Dunkelmann redet. Und er tat das wohl vornehmlich aus eigensinniger Opposition gegen das, was von allen anderen als wertvoll anerkannt wird. Zum Greifen deutlich offenbart sich zudem in dieser Auffassung der Volksbildung der Stockkonservative, der Reaktionär und Grossgrundbesitzer, der sich nur nicht bewusst wird, dass er auch darum und vielleicht darum vor allem die Volksbildung nicht will, weil sie seinen unmittelbaren Lebensinteressen entgegensteht: ihm die Zahl billiger und anspruchsloser Feldarbeiter verringern würde. Ich spreche das natürlich mit aller Vorsicht aus und betone, dass, wenn es stimmen sollte, dieser Beweggrund nur im Unterbewusstsein wirkt bei Tolstoi. Ich spreche diese Vermutung aber deshalb ruhig aus, weil so Tolstois masslose Angriffe auf Volksschule und Volksbildung weniger unentschuldbar erscheinen, viel weniger hervorgegangen aus bewusster Missachtung des Volkes. Tolstoi hat sich nie völlig zu entziehen vermocht dem Einflusse des ihm angeborenen Klassengeistes, das heisst der Neigung, das, was der eigenen Klasse nützlich ist, mit sittlich gut, das, was ihren Interessen entgegensteht, mit sittlich verwerflich zu werten: Auch Tolstois späterer Anarchis-

mus ist voll von solchen Zügen, die leicht im einzelnen nachzuweisen sind und nachgewiesen werden sollen. Hier aber, in Tolstois erstem publizistischem Auftreten, — in seiner Wirksamkeit als Pädagoge, — zeigt sich der konservative Agrarier noch fast ungeschminkt: Nicht nur in den ewigen, ebenso höhnischen wie ungerechten Ausfällen gegen die Rüttler an agrarischen Privilegien, die Liberalen (ja, es scheint manchmal wirklich so, als ob Tolstoi in seinem leidenschaftlichen Vorstoss gegen die Volksschule vor allem das anerkannte Lieblingskind und die letzte Hoffnung des Liberalismus treffen wollte), auch vor allem darin, dass er, der das Recht der Gesellschaft auf Volkserziehung bestreitet, dasjenige des Staates, und zwar aus nackten Utilitätsgründen, durchaus anerkennt. Vor allem aber: Wie kann man mehr im agrarischen Interesse — ich spreche nicht von agrarischen Absichten — die Volksschule beschimpfen, als Tolstoi es hier tut: es gibt nach ihm schon genug Volksschulen in Russland (in einem Volke, das jetzt noch, fünfzig Jahre nach dieser Schrift, über neunzig Prozent Analphabeten zählt) — Die Schule dient bloss zum Schilderlesenlernen, Rechnen braucht der Bauer nicht zu verstehen, Bücher liest er doch nicht, gibt es auch nicht für ihn, aus der Schule stammt die falsche Selbsteinschätzung (die zum Ungehorsam gegen den Gutsherrn führen kann) und die Möglichkeit zu sinnlosem Lesen (was der Feldarbeit entfremdet)! Es ist, als ob wir einen unserer preussischen Hochagrarier seine Herzenswünsche verraten hörten! Ich sage nochmals: Tolstoi will hier bewusst dem Wohl des Volkes dienen — wir haben wenigstens durchaus keinen Anlass, daran zu zweifeln —: er kann aber gar nicht anders, als das Heil für sein Volk in einem Verhalten des Volkes zu sehen, das den Interessen seiner, der Agrarierklasse, entspricht. Tolstois Blick auf das einfache Volk ist nun einmal so eingestellt (und es wäre ein Wunder, wenn dem nicht so wäre) infolge einer Jahrhunderte währen-

den Abstammung von Grossagrariern, der er ja auch andererseits sicherlich sein grosses Verständnis und seine instinktive Liebe zum Volke verdankt.

Im einzelnen auf Tolstois oben angeführte, apodiktische Behauptungen gegen die Volksschule einzugehen, lohnt sich wohl nicht der Mühe. Tolstoi gibt ja auch gar keine Beweise, er äussert nur persönliche Anschauung, die für uns als Wahrheit zu gelten hat. Er behandelt den Leser immer ein wenig wie seine ehemaligen Leibeigenen, die gehorchen müssen, nie widersprechen dürfen — das wäre ja „unerhörte Frechheit" und ihretwegen drohte den Hörigen bekanntlich Sibirien — und im Herrn die höhere Erleuchtung zu erblicken haben. Wir aber können nun einmal keinerlei Erleuchtung erblicken in diesen apodiktischen Sätzen, durch die Tolstoi mit einem Federzug jahrhundertelange und mit nur dogmatisch abzustreitendem Erfolge gekrönte Mühen der Edelsten Westeuropas und Russlands vernichten will. Wir erblicken in solchem Tun die wahrhaft erschreckende Aeusserung ererbter Selbstüberhebung vonseiten eines Hochadeligen, eine Aeusserung, die zudem nichts anderes zum Inhalt hat als uraltes, überzeugtes Dunkelmännertum. Zudem halten wir Behauptungen wie die, das arbeitende Volk lese nichts, es hege Widerwillen gegen die Schule und lerne aus ihr bloss Hochmut usw., für ausserhalb der Kompetenz eines einzelnen Menschen stehend und finden solche Behauptungen, im besonderen, wenn sie gegen die westeuropäische Volksschule gerichtet sind und aus dem Munde eines Mannes stammen, der nur wenige Wochen lang westeuropäische Volksschulen besuchte, von so komischer Anmassung, dass sie uns weiter gar nicht mehr aufregen.

Ebenso verhält es sich mit Tolstois Ausspruch: Es gäbe keine Volksliteratur in Westeuropa. Solche Behauptungen beruhen im Grunde auf einer durchaus konstruierten, aus der Luft gegriffenen Einteilung des Volkes in ein arbeitendes und ein

denkendes Volk, eine Einteilung, die nie und nirgends wirklich gewesen ist, und durch die den Schwerarbeitenden innerhalb einer Nation bitteres Unrecht geschieht. Die Dichter und Denker einer Nation sind sehr oft gerade aus dem einfachsten Volke hervorgegangen, und wenn sie auch einmal hauptsächlich den oberen Klassen entstammen, wie das in Russland der Fall ist, so erlangten sie Einfluss doch nur dadurch, dass sie dem Empfinden ihres Volkes Ausdruck verliehen, dass sie es über sich selber, über die vornehmste Seite ihres Ichs, zum Bewusstsein brachten. Und wenn sie, die Dichter und Denker einer Nation, sich nur selten des Dialektes bedienten — einer der Gründe, weswegen Tolstoi das Vorhandensein einer Volksliteratur in Abrede stellt —, so geschah dies doch nur vor allem darum, weil sie sich fast stets an das Volksganze wandten. Und jene klassische Sprache (die Tolstoi als Theoretiker so verhöhnt, als Dichter wie selten einer mitschuf) bedeutet doch überall in Europa (bei Deutschen, Franzosen, Italienern, Engländern und auch bei den Russen) gar nichts anderes als jene Spracheinheit, auf die sich die Nation geeinigt hat, weil in ihr derart überragende Kunstwerke geschaffen wurden (Dantes „Göttliche Komödie“, Luthers Bibel, die Dramen Shakespeares, Racines, Corneilles, die Gedichte Puschkins), dass ihre Anerkennung innerhalb der ganzen Kulturwelt das nationale Selbstbewusstsein des Einzelbürgers stärkt und wach erhält.

Aus der traurigen, in seinen Lebensumständen nur zu sehr begründeten Rückständigkeit des russischen Bauern in Hinsicht auf die Kenntnis der geistigen Schätze seiner Nation auf deren Unwert für das arbeitende Volk zu schliessen, scheint mir — ein unüberlegtes und masslos leichtfertiges Beginnen: Tolstoi geht hier von der für ihn selbstverständlichen Voraussetzung aus, dass der Bauer immer in seiner jetzigen traurigen Lage leben wird, wo er alle Hände voll zu tun hat, damit er nur ja den Pachtzins zur Zeit zahlen kann, den Pachtzins, von dem

auch Tolstoi seine Musse zum Dilettantieren im Pädagogischen bestreitet, und dessen Nichtabverlangen er noch knapp vor seiner Bekehrung in einem der letzten Kapitel von „Anna Karenina" eine unverzeihliche Pflichtvergessenheit des Gutsherrn nennt.

Ebenso unhaltbar ist es und verrät zudem noch eine empörende Ueberhebung über den russischen Bauern, wenn Tolstoi ihm die Kenntnis des Lesens und Schreibens vorenthalten will, damit er nicht „die Möglichkeit erlange, zu lesen ohne Sinn und Verstand!" (als ob nicht jede Fertigkeit gelegentlich auch missbraucht werden könnte!). Man lasse doch den Bauern selber hier entscheiden! Tolstoi beweist hier nur seine Unfähigkeit, von der Bevormundung des Bauern zu lassen, an die er als ehemaliger Seelenbesitzer jahrzehntelang gewöhnt war.

Ganz unbegreiflich erscheint es uns dabei im besonderen, wenn im Hinblick darauf, dass der Bauer augenblicklich in seiner misslichen Lage die Kenntnis von Lesen und Schreiben zu seiner wirtschaftlichen Existenz nicht unbedingt nötig hat (was übrigens noch zu beweisen wäre), Tolstoi ihn bei dieser Unbildung festhalten will! Das heisst doch mit dürren Worten, dass ihm eine Besserung der allgemeinen und vor allem der wirtschaftlichen Lage des Bauern gar nicht wünschenswert erscheint. So gelangt denn Tolstoi hier schon zur dogmatischen Leugnung der unendlichen Möglichkeiten im Einwirken des beruhigenden, klärenden, erleuchtenden, beseligenden Gedankens vermittelst des geschriebenen und gedruckten Wortes — ein Einfluss, den uns der Dichter Tolstoi wie nur irgendwer dankbar zu empfinden gelehrt hat!

Merken wir uns übrigens hier Tolstois Methode — es ist dies eine der Hauptmethoden in seiner Kulturkritik und kehrt immer wieder: An geistige Dinge wird der Massstab der unmittelbar praktischen Verwendbarkeit angelegt!

Notieren wir ferner nur im Vorübergehen Tolstois mehr wie

seltsame Behauptung: In den Schulen werde hauptsächlich bloss deshalb ausschliesslich Lesen und Schreiben gelehrt, weil das das Einzige sei, was die meisten Lehrer überhaupt verständen! (Es ist dies nur ein Beispiel der gar nicht genug zu tadelnden Leichtfertigkeit, mit der Tolstoi ganze Berufsstände aburteilt.) Und begreifen wir nach allen diesen Vorgängen, dass diese pädagogischen Aufsätze überhaupt nur deshalb nicht mit untergegangen sind in dem Wuste dilettantischer, mit völlig ungenügenden Mitteln erhobener Reformvorschläge in jener Zeit der geistigen Wiedergeburt Russlands, weil sie eben von einem Manne stammen, der als Dichter ein Genie war.

Damit stelle ich freilich nicht in Abrede, dass auch durchaus brauchbare Gedanken hier mit unterlaufen. So, wenn Tolstoi von den drei seiner Ansicht nach einzig möglichen Methoden zum Erlernen des Lesens und Schreibens — auf das Technische werde ich hier nicht eingehen, das kommt für den Menschen Tolstoi nicht in Betracht — meint, dass alle diese Methoden gut, jede einzelne ausschliesslich angewendet aber schlecht sei, dass überhaupt der Nachteil einer Methode vor allem in ihrer ausschliesslichen Anwendung bestehe, dass demnach die beste Methode das Fehlen jeder Methode sei bei Kenntnis und Anwendung aller Methoden und bei Erfinden neuer Methoden je nach Massgabe der sich geltend machenden Notwendigkeiten. Auch darin dürfte Tolstoi recht haben — es ist das übrigens eine uralte Konservativenweisheit und sehr mit Vorsicht hinzunehmen —, dass die älteren Methoden in der Regel die neuen in sich schliessen und darum freier sind wie die, die ihrerseits durchaus ohne die alten auskommen wollen.

In diesem Zusammenhange ist zu bemerken, dass Tolstoi sich zehn Jahre später, in seiner zweiten pädagogischen Periode, durchaus auf eine dieser drei Methoden versteifte und für ihre Durchführung sich sogar persönlich im Moskauer Komitee für Elementarunterricht bemühte.

Die eben besprochene Schrift enthält dann noch, wie alle theoretischen Schriften Tolstois (die sich, nebenbei bemerkt, auch noch auszeichnen durch eine geradezu quälende Formlosigkeit, die Tolstoi, und damit seine Kritiker, zu unendlichen Wiederholungen zwingt), eine ganze Reihe hübscher Einfälle, die zwar nicht immer zur Sache gehören, oftmals auch keinerlei Nachprüfung vertragen, wohl aber die Laune des Lesers wach erhalten — was Tolstoi wohl selber als Notwendigkeit empfinden musste bei seinem unaufhörlichen Tadeln und Schmähen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens hier schon betonen, dass man die auch in Westeuropa üblichen, kritiklosen Lobhymnen auf Tolstois theoretische Schriften (die höchstens einmal als wohlgemeint aber utopistisch belächelt werden) nur verstehen kann, wenn man annimmt, dass die übergrosse Anzahl solcher Lobredner diese Schriften überhaupt gar nicht gelesen haben: Sie müssten sonst zur Einsicht gelangt sein, dass es sich hier keineswegs um Harmlosigkeiten, vielmehr um zum Teil masslos heftige und dabei an Unüberlegtheit und Ehrfurchtslosigkeit kaum zu überbietende Angriffe und Verdächtigungen auf das handelt, das uns am teuersten sein muss: Auf unsere höchsten Europäergüter: auf Freiheit der Forschung und des Gewissens ganz im allgemeinen, und im besonderen auf das Selbstbestimmungsrecht des Volkes! (Man liebt aber bei uns Tolstoi immer nur gegen irgendwen, und dieser „irgendwer“ ist, wie es scheint, Legion.)

Es entbehrt übrigens nicht ganz der Komik, dass Tolstoi hier noch die deutschen Schulmeister darum verhöhnt, dass sie sich einbildeten, in der Seele von Menschen, das heisst ihrer Zöglinge, lesen zu können — und das ist doch gerade die Einbildung, die Tolstoi selber bis ganz zuletzt nicht ablegen konnte, und dabei ist noch der kleine Unterschied, dass die geschmähten deutschen Schulmeister den Einblick in die Seele des

Mitmenschen wenn überhaupt, so doch nur so weit beanspruchen, als dies die Durchführung ihrer Aufgabe: den Schüler sich selber begreifen zu lehren, unumgänglich nötig macht, während Tolstoi sein angemasstes Lesenkönnen in den Seelen der Mitmenschen bis ganz zuletzt dazu verführt, aus den Anschauungen seiner Gegner auch über Zusammenhänge, die durchaus nicht deren Person betreffen, auf schlechte Motive bei ihnen zu schliessen.

Tolstoi wird dabei öfters aus Abneigung gegen andere sogar scharfsichtig für die Fehler, die er selber begeht, wenn nämlich andere diesen Fehler auch begehen. Es ist dabei aber charakteristisch für seine stets der augenblicklich ihn beherrschenden Leidenschaft untergeordnete Person, dass er in solchen Fällen nie auf den Gedanken kommt, den Fehler, den er eben bei seinem Gegner tadelt, auch bei sich selber zu vermuten. Dabei muss schliesslich auch betont werden, dass der schonungslose Hohn, mit dem Tolstoi seine vermeintlichen und tatsächlichen Gegner überschüttet, doch eine ausserordentliche Unempfindlichkeit voraussetzen lässt bei ihm für das Leiden, das er anderen bereiten könnte. Oder denkt er einfach nicht daran? Man darf daraus aber durchaus nicht etwa den Schluss ziehen, dass er selber unempfindlich gewesen sei gegen die Kritiken anderer. Ganz im Gegenteil!

Zum Schlusse sei noch versöhnend hingewiesen auf einige treffliche — wenn auch wohl keineswegs durchaus originelle — Lehren, die Tolstoi hier gibt: So, wenn er dem Lehrer rät, in seines Zöglings langsamem Begreifen nicht ohne weiteres dessen Schuld anzusprechen, vielmehr zunächst einen Fehler im Unterrichte zu vermuten. Und wenn er des weiteren meint, eine Hauptgefahr drohe jedem Unterrichte darin, dass der Schüler die Hoffnung und das Zutrauen zu sich selber verlieren und endlich dahin gelangen könne, alle seine Geisteskräfte anzustrengen, lediglich um das zu erraten, was dem Lehrer nötig ist. Auch

dürfte Tolstoi nicht unrecht haben, wenn er die Methode des Unterrichts im Lesen und Schreiben der Eigenart der betreffenden Sprache und des jedesmaligen Schülers angepasst wissen will. Das zu verlangen war damals wohl sehr originell!

4. „*Der Fortschritt und die Definition der Bildung*"

Diese Entgegnungsschrift auf eine in einem russischen pädagogischen Journale erschienene Kritik von Tolstois drei ersten pädagogischen Schriften enthält rein pädagogisch kaum etwas Neues, ist aber ausserordentlich kennzeichnend für den Geistes- und Seelenzustand des damaligen Tolstoi und erleichtert zudem noch in besonderem Masse das Verständnis der kritischen Arbeiten des späteren Moralisten und Sozialpropheten.

Gleich am Anfang dieser Schrift polemisiert Tolstoi gegen die sogenannte historische Auffassungsweise. Ein Kritiker seines pädagogischen Systems wandte sich — wie mir scheint mit vollem Recht — dagegen, dass Tolstoi aus der Tatsache, dass die Pädagogen zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes lehrten, auf die Unmöglichkeit eines Kriteriums für die pädagogische Wissenschaft schliesst, und darum die Pädagogik als Wissenschaft ablehnt. Der betreffende Kritiker meint dem gegenüber, dass ein Kriterium hier gar nicht vonnöten sei: Jeder der grossen Erzieher habe ja aus den Bedürfnissen seiner Zeit gelehrt! Tolstoi schliesst hieraus, der betreffende Kritiker sei der Meinung, es genüge, dass wir uns in historischen Beziehungen stehend erkennten, damit alles gerechtfertigt sei, was wir tun. Die historische Betrachtungsweise sei eben ein „seltsamer geistiger Taschenspielertrick": Man könne irgendeinem beliebigen Begriffe das Wort „historisch" beifügen, und sogleich verlöre er seinen lebendigen wirklichen Sinn und erhalte statt dessen „eine künstliche und unfruchtbare Bedeutung in irgendeiner künstlich aufgebauten historischen Weltanschauung". Man behauptet zum Bei-

spiel, der Mensch habe das Recht, frei zu sein und gerichtet zu werden nur nach den Gesetzen, die er selber als gerecht anerkennt, die historische Weltanschauung aber antworte: die Geschichte arbeite einen ganz bestimmten historischen Moment aus, der eine gewisse historische Gesetzgebung bedinge und ein historisches Verhalten zum Volke: „Ich sage zum Beispiel, ich liebe und glaube an irgend etwas, die historische Weltanschauung aber sagt: liebe und glaube nur; deine Liebe und dein Glaube werden schon ihren Platz finden in einer historischen Weltanschauung: es werden Jahrhunderte vorübergehen, und wir werden den Platz finden, den ihr in der Geschichte einnehmt. Wisset aber im voraus, dass das, was ihr liebt, nicht unbedingt schön ist, und das, was ihr glaubt, nicht unbedingt gerecht ist. Eure Liebe und euer Glaube werden sich aber schon Platz und Einordnung finden!"

Hier ersehen wir deutlich, worauf eigentlich letzten Endes Tolstois, ihm bis ans Ende treu gebliebener Hass gegen die historische Betrachtungsweise ruht: Er fürchtet offenbar in ihr für die absoluten Werte, die er erlebt: er meint, die logische Folge einer historischen Weltauffassung werde ein ethischer Relativismus sein, eine nur bedingte Gültigkeit der sittlichen Normen. Das ist aber natürlich ein grosser Irrtum: die historische Weltauffassung kann immer nur rückwärts schauend und immer nur, wie sie selber offen zugibt, mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit Zusammenhänge aufdecken, die einmal g e w e s e n s i n d, das heisst, sie handelt wie jede andere Wissenschaft nur von einem Sein, sie ist wie jede andere Wissenschaft ausserstande — und richtig verstanden auch gar nicht gewillt — ein Sollen (ein Gebot oder einen Wert) zu geben. Gebote und Werte werden immer nur erlebt! Sollens-Erlebnissen gegenüber spielt aber die historische Betrachtungsweise gar keine andere Rolle, als dass sie ein Orientieren ermöglicht, indem sie darauf hinweist, in welcher Weise sich entsprechend erlebtes Sollen einmal verwirklichte unter diesen oder jenen

ganz bestimmten Verhältnissen. Solcher nachträglichen Aufklärung aber über die näheren Umstände bei der Verwirklichung eines erlebten Sollens — eine Aufklärung, die natürlich immer nur sehr unvollständig sein kann und sich nie als etwas anderes ausgibt, denn als mit grösster Gewissenhaftigkeit erstrebte Wahrscheinlichkeit — kommt zunächst die unendlich grosse Bedeutung bei, dass sie uns zu zeigen vermag, wie wir es zur Verwirklichung eines Gebotes, das wir erleben, annähernd tun oder nicht tun sollen. Aber nicht nur das! Richtig verstandene historische Betrachtungsweise bewahrt uns vor allem auch davor, der Vergangenheit angehörende Handlungen und deren Urheber aus den gegenwärtigen Verhältnissen heraus zu beurteilen — und damit wird uns eine gar nicht dankbar genug aufzunehmende geistige und sittliche Förderung zuteil: Erkennen wir doch so, eine wie törichte und mit Notwendigkeit zu Lieblosigkeit und zur Verleumdung hinführende Anmassung darin liegt, wenn wir uns zutrauen, wir seien imstande, unseres Mitmenschen Tun und Lassen restlos zu begreifen in seinen Beweggründen und den näheren Umständen seines So-sein-müssens. Mit einem Worte: Die gar nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung der historischen Betrachtungsweise beruht darin, dass sie uns zur Bescheidenheit erzieht, dass sie uns davor bewahrt, über andere zu richten, dass sie uns begreifen lehrt, dass wir nie wissen können, was in der Seele auch des einfachsten unserer Mitmenschen vorgeht, und dass wir auch keinem einzigen der sogenannten Verbrecher gegenüber die Gewissheit haben können, wir hätten seine Tat nicht verübt, wenn wir genau dem gleichen Werdegang unterworfen gewesen wären!

Solche Erziehung zur Bescheidenheit wäre aber in ganz besonderem Masse Tolstoi vonnöten gewesen (und gerade darum mag er sich auch instinktiv gegen sie gesträubt haben: weil sie eben seinem Wesen so fremd ist). Er war zwar durchaus bescheiden, was die eigene Person anbetrifft, jedes Verständnisses

bar für das, was Bescheidenheit bedeutet, wenn er sich aussprach über die Zusammenhänge der Welt ausserhalb seiner Person. Und doch fängt da eigentlich erst die wahre Bescheidenheit an. Tolstoi, der, festgehalten von einem ewig beunruhigten Gewissen und von tausend Verwundungen seines überfeinen moralischen Empfindens, nie zu begreifen vermochte, dass der Menschengeist sich damit beschäftigen kann, zu erforschen, wie etwas ist, Tolstoi, der von der Wissenschaft von jeher sittliche Imperative verlangte, und die Wissenschaft schliesslich verwarf, weil sie das nicht zu geben vermag, Tolstoi vermochte auch niemals zu begreifen, dass die Geschichte lediglich erforscht was w a r! Er hielt somit geschichtliche Weltanschauung — und dieser Irrtum geht durch sein ganzes Wirken hindurch — für gleichbedeutend mit Fortschrittsglauben: Er war bis zuletzt überzeugt davon, dass geschichtliche Betrachtungsweise damit, dass sie zu erkennen sucht, wie etwas werden musste, es auch als zu Recht so seiend, als sein sollend, hinstellt. Tolstoi behauptet geradezu, die geschichtliche Betrachtungsweise gehe aus Hegels „Aphorismus" hervor: „Was geschichtlich ist, ist auch vernünftig" (was, nebenbei bemerkt, Hegel so niemals gesagt hat). Das ist natürlich wiederum ein grosser Irrtum: Tolstoi verwechselt hier und bis an sein Lebensende geschichtliche Anschauungsweise, das heisst die Frage danach, wie etwas war (wie es werden musste, wie es so und nicht anders werden konnte, eine Fragestellung, die immer nur Wahrscheinliches zur Antwort haben kann), mit der Frage: Was soll ich tun? einer Frage, die ihrerseits stets eindeutige Beantwortung findet im persönlichen Erlebnis des Fragenden, und zwar eine Beantwortung, die völlig unabhängig bleibt von der Beantwortung der ersten Frage: Das Sollen offenbart sich ja nur als Erlebnis, die geschichtlichen Zusammenhänge dagegen als ein Sein!

Wenn demnach Tolstois Gegner hier behauptet, die grossen

Pädagogen hätten aus dem Bedürfnis ihrer Zeit heraus gelehrt, so ist damit doch nur gesagt, dass ein Luther und ein Rousseau die Grundsätze, nach denen sie lehrten, als d i e Wahrheit erleben konnten, und vielleicht erleben mussten, es ist damit aber keineswegs das Urteil gefällt, dass die grossen Pädagogen recht hatten, das zu lehren, was sie lehrten, dass sie sich von d e r Wahrheit leiten liessen. Und wenn Tolstois Kritiker in Hinsicht hierauf den Schluss zieht, dass ein Kriterium, das heisst ein ausserhalb der Lehrenden ein für allemal sachlich feststehender Massstab der Pädagogik, nicht nötig sei dazu, damit wir die Pädagogik als Wissenschaft anerkennen müssen (ob ein solcher Massstab für die Pädagogik überhaupt möglich ist, wird hierbei gar nicht untersucht, kann aber bloss dogmatisch bestritten werden) — so will er damit doch nur sagen, dass die pädagogischen Grundsätze erlebt werden.

Wie aber so oft, kommt Tolstoi auch hier sehr nahe dem tatsächlich klärenden, seine Behauptungen freilich widerlegenden Gedanken: und wie stets in solchem Falle, erweist er sich auch hier ausserstande, kritisch gerecht zu werden dem Gedanken, den ihm sein Verstand so nebenbei eingibt, der aber gefühlsunbetont bei ihm auftritt, ja dessen eingehender Würdigung seine ganze Persönlichkeit entgegensteht, Tolstoi meint nämlich: Es könne ja unterhaltend sein, zu räsonieren über die historischen Bedingungen, die Rousseau zwangen, sich gerade in dieser Form auszusprechen, es sei aber dabei völlig ausgeschlossen, die historischen Bedingungen zu finden, in denen sich der kommende Rousseau ausdrücken werde. (Daran denkt ja auch niemand.) Es sei ihm (Tolstoi) zwar durchaus begreiflich, weshalb Rousseau gegen die Künstelei seiner Zeit geschrieben habe, es sei ihm aber unverständlich, weshalb ein Rousseau überhaupt erschienen sei und grosse Wahrheiten verkündet habe! (Hiermit ist höchstens eine dogmatische Uebertreibung der geschichtlichen Auffassung getroffen, wie bei Taine, der

bekanntlich auch das Genie nur aus seiner Abstammung, Erziehung und Umgebung heraus erklären will, und dabei tatsächlich alles mögliche zu erklären vermag in dem Werke des Genies — ausser eben dem Genialen.) Wenn aber Tolstoi des weiteren meint, er könne den Gedanken Rousseaus verstehen und auf seine Wahrheit hin prüfen „nur vermittelst eigener Gedanken, nicht aber durch Erwägung der geschichtlichen Stellung Rousseaus", so ist das falsch: Jeder ein Sollen zum Ausdruck bringende Gedanke ist gedacht für eine ganz bestimmte Gesellschaft und im Einklang mit einem ganz bestimmten Stand der Erkenntnis von den Zusammenhängen des Weltenalls, des Gesellschaftslebens und der Menschenseele. Nur im Hinblick auf die ganz bestimmte Gesellschaft, an die der jedesmalige Appell eines Erziehers gerichtet ist, vermag man zu verstehen, was eigentlich der Betreffende gewollt hat. Und nicht nur das: Wir erkennen auch nur so, welche Tragweite dem Gedanken eines Erziehers zukommen kann für unsere Zeit (das heisst im besonderen, welche Tragweite seines Gedankens der Denker selber aus der Erkenntnis seiner Zeit heraus noch nicht vermuten konnte, deutlicher: welche Erkenntnisse ihm verschlossen waren, als er seinen Gedanken fasste, und ihn vielleicht veranlasst haben würden, seinen Gedanken in abgeänderter Form, oder überhaupt nicht zu äussern). Erst damit erhält aber ein gesellschaftliche Gebote zum Ausdruck bringender Gedanke, den wir auf unsere Zeit übertragen wollen, seinen tatsächlichen Inhalt. Denn in Hinsicht auf die Einwirkungen, denen das menschliche Zusammenleben und -wirken unterliegt, haben wir ja kein Untersuchungslaboratorium, hier liegt sozusagen das Laboratorium hinter uns: es ist eben die Geschichte. Natürlich wollen wir hier gleich Tolstoi zugeben, dass dieses Laboratorium nie völlig zu rekonstruieren ist, und dass es auch dann nur der Wahrheit sich annähernde Ergebnisse geben könnte. Die aber sind doch immer unendlich wertvoller als ab-

solutes Nichtwissen: Wo es sich ja nicht lediglich um die eigene Person, vielmehr auch und vor allem um unsere Mitmenschen handelt, da müssen wir uns auch an die allerkleinste allgemeingültige, nicht bloss erlebte Gewissheit halten, unsere Gewissenhaftigkeit muss hier aufs höchste gespannt bleiben. (Dabei dürfen wir freilich auch nicht eine gesellschaftliche Massnahme zur Bekämpfung zweifelloser Uebelstände deshalb unterlassen, weil wir tatsächlich immer nur annähernd unterrichtet sein können über ihre Folgen, und nur dogmatisch zu bestreiten imstande sind, dass nicht auch ungewollte, schädliche darunter sein können.)

Aus allen diesen Gründen erscheint uns historische Betrachtungsweise unerlässlich, wenn wir Gedanken, die irgendwie an die menschliche Gesellschaft gerichtete Forderungen zum Ausdruck bringen, auf ihren Wahrheitsgehalt hin prüfen wollen (der doch als Wahrheitsgehalt für lebendige Menschen nur gültig ist unter ganz bestimmten Verhältnissen des menschlichen Zusammenlebens und -wirkens). Sonst, wenn wir lediglich unseren sogenannten gesunden Menschenverstand zu Rate ziehen, wie Tolstoi es will, bleibt unsere Prüfung inhaltsleer, lebensfremd, fehlt uns jede Möglichkeit, Aufschluss zu erlangen über die Anwendbarkeit des geprüften Gedankens auf das wirkliche Leben, das wir ja immer nur in ganz bestimmten Erscheinungsformen erleben, und stets in anderen, als der es erlebte, der den zu prüfenden Gedanken zuerst dachte. Was zum Beispiel gerade Rousseau anbetrifft, so kann man ihm überhaupt bloss gerecht werden, wenn man ihn aus dem Erkenntnisstand seiner Zeit heraus beurteilt: Soviel dürfte doch wohl ausser allem Zweifel stehen, dass, wenn Rousseau heute lebte und ein für die heutige Zeit ebenso gebildeter Mensch wäre, wie er es für seine Zeit war, dass er dann die Lehre von der Rückkehr zur Natur und von dem ursprünglich guten Menschen wohl nicht verkündet hätte. Und hätte er sie auch verkündet, so würde er

höchstens in Russland Anhänger gefunden haben, und auch das wohl nur dann, wenn er für unsere Zeit ein ebenso genialer Schriftsteller wäre, wie er es für seine Zeit war — und die Anforderungen sind heute darin ganz andere (ich sage durchaus nicht höhere): denn — ich gebe dabei Tolstoi von vornherein zu, dass wir das, was ich jetzt vorbringen werde, niemals experimentell werden beweisen können — wir wissen heute, dass der natürlich gute Mensch ins Reich der Fabel gehört. Ja, wir wissen heute, dass Rousseau zu seiner durchaus nicht harmlosen Erfindung des natürlich guten Menschen gelangen konnte erst aus den Anschauungen seiner Zeit heraus, das heisst aus den sittlichen Begriffen, die dem Menschen nur ein jahrtausendelanges Ringen um Erleichterung seiner Daseinsbehauptung zu geben vermochte: Nur auf diesem Wege gelangten wir ja zum Verständnis auch für diejenigen unserer feineren, seelischen Bedürfnisse, deren Befriedigung uns die heutigen Verhältnisse in weitem Masse erschweren, die aber in früheren Zeiten überhaupt gar nicht erlebt werden konnten. (Ich meine hier vor allem das Bedürfnis, aus dem heraus alle aufrichtigen Sozialreformer lehrten, auch Rousseau, auch Tolstoi: Das Bedürfnis, dass es allen Mitmenschen so gehen solle, wie man es sich selber wünscht — damit man sich persönlich wohl zu fühlen vermöchte. Ich berühre hier das letzte heiligste Leiden unserer Zeit.)

Ich glaube, das alles bedarf weiter keines Beweises. Indes wäre diese Besinnung nicht einmal notwendig für uns, damit wir den natürlich guten Menschen, den bloss die sogenannte Kultur schlecht gemacht hat, als ein Traumbild erkennen. Der tiefere Einblick, der uns heute bereits ward — und wir stehen hier eigentlich noch ganz am Anfang unserer Forschung —, in den Einfluss, den Wirtschaftsklasse einerseits, andererseits Erziehungsverhältnisse und Gesundheitszustand (auch Gesundheitszustand der Eltern) auf das Geistes- und Seelenleben

und das heisst auch auf die sittliche Person des Menschen ausüben, macht es uns heute bereits völlig unmöglich, einen absoluten Menschen anzunehmen und zu behaupten, dass der Mensch selber sich seinen Charakter gestalte, aus dem dann alle seine Handlungen hervorgehen. Wir weisen hier nur nebenbei hin auf unsere heutige Erkenntnis von dem Verbrechen als einer sozialen Erscheinung: auf unsere heutige Erkenntnis von der ganz offensichtlichen Verursachung der sozialen Krankheiten (des Verbrechens, der Prostitution und des Vagabundentums) durch geistige Anomalien, die ihrerseits wiederum in weitem Masse einwandfrei zurückzuführen sind auf körperliche Entartung (die Folge von Verwahrlosung und Unterernährung im Entwicklungsalter) und auf Abstammung von kranken Eltern. Alle diese, an sich zweifellosen Zusammenhänge — nur über den Umfang ihrer Tatsächlichkeit geht noch der Streit — lassen uns heute Rousseaus natürlich guten Menschen als eine grausame, zu Ungerechtigkeit und Menschenquälerei verführen müssende Utopie erkennen. Rousseau hätte heute schwerlich diesen Gedanken ausgesprochen. Wenn Tolstoi aber schon früh Rousseaus Gedanken mit einem Enthusiasmus in sich aufnahm, der ihn allzu oft vergessen liess, dass es eigentlich gar nicht seine, dass es vielmehr Rousseaus vor hundert Jahren gepredigte Gedanken sind, die er der heutigen Menschheit — schon hier als Pädagoge — als völlig neue Wahrheiten verkündigte, so liegen dafür wohl ganz besondere Gründe vor, auf die wir zum Teil bereits hingewiesen haben, und die in der Hauptsache wohl darin zu suchen sind, dass erstens Tolstoi in Russland und im Russland Nikolais I. gross ward (das heisst: dass er die europäischen Grundeinrichtungen: Staat und Schule, in ihren Karikaturen erlebte, die er für ihren wesentlichen Ausdruck hinnahm), und dass Tolstoi zweitens dabei einer privilegierten Klasse angehörte (die in dem Staate den natürlichen Schützer ihrer Vorrechte ehrte: so war Tolstoi schon aus er-

erbter Interessiertheit am Staate von hause aus unfähig, in den staatlichen Einrichtungen auch nur mögliche Quellen menschlicher Verstümmelung zu erblicken), und dass drittens Tolstoi, mit aussergewöhnlichem sittlichen Scharfblick begabt, die Einrichtung, auf die sich sein ganzes Wirtschaftsleben aufbaute, die Leibeigenschaft, frühe schon in ihrer ganzen sittlichen Unhaltbarkeit erkannte, sich aber demgegenüber mit allen Kräften sträubte, seine Klasse allein hier verantwortlich zu wissen. So war für den damaligen Tolstoi die gegenwärtige Menschheit zwar gerichtet, schuldig konnte aber weder der Staat sein, noch die Wirtschaftsverhältnisse; es blieben also bloss die allgemeinen Kulturverhältnisse: Tolstoi sah sich hier nach einem Helfer um und erkannte ihn in Rousseau: Der gab seinem Aburteilen der allgemeinen Kulturverhältnisse recht, ohne ihn dabei zu einem realen Opfer zu veranlassen, zu dem er sich noch nicht aufgelegt fühlte. Tolstoi glaubte, auf der Entwicklungsstufe, die wir hier behandeln, die Schlechtigkeit seiner Zeit an der Wurzel fassen zu können in dem herrschenden Mangel an Ehrfurcht vor der Kinderseele, ohne sich dabei — als getreuer Schüler Rousseaus — auch nur im mindesten zu fragen, ob man denn eine solche Fülle von Tatsächlichkeit im Leben, wie sie in der Kinderseele zum Ausdruck gelangt, überhaupt abstrakt fassen kann, das heisst ausserhalb der geschichtlichen Verhältnisse, zu denen auch die wirtschaftlichen gehören. Und gerade in ihnen liegt die alleinige Ursache dafür, dass die Volksschüler eben en gros behandelt werden müssen — und das ist doch im Grunde der Hauptvorwurf, den Tolstoi gegen die verhasste Volksschule zu richten weiss.

Wir begreifen darum auch Tolstois Hass und Wut gegen die historische Weltauffassung: sie will ja im Grunde gar nichts anderes, als dass der Massstab des tatsächlichen Lebens angelegt werde an abstrakte Gedanken, die dabei immer erst dem Leben als Einzeloffenbarungen an seiner Gesamterscheinung

entnommen wurden und so niemals die Fähigkeit in sich tragen, das ganze Leben zu regeln von sich aus.

Tolstoi tut aber sehr unrecht daran, die historische Betrachtungsweise einen „geschichtlichen Kalauer“ zu nennen und höhnend zu erklären, sie könne ja mancherlei interessante Gespräche zutage fördern, wenn man gerade nichts anderes zu tun habe, sie sei aber ausserstande, auch nur ein Wort zu verkünden, auf dem sich die Wirklichkeit aufbauen könnte. Nein! Ganz im Gegenteil! Ausserhalb ihrer, der geschichtlichen Betrachtungsweise, kann überhaupt keine Norm aufgestellt werden, auf der sich die Wirklichkeit aufbauen könnte. Das beweisen auch Tolstois pädagogische Theorien, die schliesslich zu gar nichts anderem dienten als dazu, einen vornehmen Herrn und grossen Dichter zwei Jahre lang zu unterhalten und zu belehren.

Gerade einem Tolstoi kann man nur gerecht werden aus der geschichtlichen Betrachtungsweise heraus, das heisst, wenn man ihn zu verstehen sucht aus dem Kreise, aus dem er hervorgegangen ist (das heisst aus seiner Abstammung von ganzen Generationen hoher Staatsbeamter und Grossgrundbesitzer, die durchweg persönlich interessiert waren am despotischen Regimente), und aus den Tendenzen, die seine Entwicklungszeit erfüllten (aus dem Panslawismus und vor allem aus jenem positivistischen Aberglauben, der um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Westeuropa beherrschte): Leibeigenschaft, Despotismus, Positivismus, das sind meines Erachtens die drei Schlüssel zu Tolstois geistigem Werdegang!

Tolstoi missversteht somit seinen Kritiker vollkommen, wenn er meint, der habe behaupten wollen, das Kriterium für die Pädagogik bestehe darin, dass man entsprechend den Bedürfnissen seiner Zeit lehre. Das ist aber gar nicht behauptet worden. Es ward nur ausdrücklich betont, dass ein Kriterium hier gar nicht nötig ist, dass vielmehr von den grossen Pädagogen, indem

sie den Bedürfnissen ihrer Zeit nach lehrten, die Kriterien ihrer Pädagogik erlebt wurden, und dass die grossen Pädagogen jenen nachhaltigen Erfolg haben konnten.

Tolstoi aber bleibt dabei, seine Gegner, d. h. die Anhänger der historischen Auffassung, erklärten die Bedürfnisse der jedesmaligen Zeit für die Kriterien der Pädagogik — und so kann er denn logischerweise nichts anderes annehmen, als dass der Fortschrittsglaube identisch sei mit historischer Auffassung. Er wendet demnach nunmehr ausschliesslich dem Fortschrittsglauben seine Kritik zu und gibt dabei zum ersten Male eine soziale Weltanschauung, in der wir unschwer alle Keime der Hauptlehren des erst zwanzig Jahre später auftretenden Sozialreformers wieder erkennen werden.

Tolstoi meint zunächst, ohne freilich das Wort „Fortschritt" zu definieren — und darum schwebt auch alles Folgende in der Luft und stellt im Grunde nichts anderes dar als ein Bündel wahllos ausgestreuter Dogmen —, der Fortschritt an sich für die ganze Menschheit sei als Tatsache unbewiesen und ausserdem nicht vorhanden für die Völker des Ostens. (Das heisst, doch nur in ihrem Bewusstsein nicht vorhanden, ob als Tatsache vorhanden, ist eine ganz andere Frage, und die kann bloss dogmatisch verneint werden.) Wenn aber unter Fortschritt fortschreitender Wohlstand verstanden werde, so müsse man sich doch erst einmal darüber klar werden, ob man hierunter Verbesserung der Wegeverbindungen, Verbreitung des gedruckten Wortes, Gasbeleuchtung der Strassen, Vermehrung der Armenhäuser (!) usw. (welche Zusammenstellung!) verstehe oder den ursprünglichen Reichtum der Nation: Wälder, Wild, Fische, Körperkraft, Reinheit der Sitten. Der Fortschritt auf der einen Seite werde dabei stets durch Rückschritt auf der anderen erkauft. Alles, was die Leute, die den Aberglauben des Fortschrittes nicht Teilenden hier aussagen könnten, sei, dass die Menschheit lebe. Wenn man aber ein Recht haben wolle, zu behaupten, der

Fortschritt führe zu grösserem Wohlbefinden, so müsse das doch erst einmal vom ganzen Volke anerkannt werden. Indes sei bei wenigstens neun Zehnteln der Bevölkerung, d. h. bei dem einfachen arbeitenden Volke, gerade das Gegenteil der Fall: die arbeiteten nicht nur überall dem Fortschritt entgegen, sie hielten ihn auch ganz offenbar für ein Uebel. (Wieviele hat Tolstoi wohl ausgefragt?) Da demnach nur ein kleiner Teil der Bevölkerung an den Fortschritt glaube, der grössere ihm aber entgegenarbeite, so müsse wohl der Fortschritt für den kleineren Teil der Gesellschaft ein Segen, für den grösseren ein Uebel sein. (Anders kann Tolstoi nun einmal nicht folgern: Er muss Selbstsucht vermuten hinter den Anschauungen aller anderen Menschen, und vor allem hinter den Anschauungen, die den seinigen entgegen sind!) Die Interessen der Gesellschaft und des Volkes seien nun einmal entgegengesetzt (auch diese Behauptung ist unhaltbar und in dieser Form zudem völlig sinnlos; wir werden indes gleich sehen, in welchem nicht wirtschaftlichen Sinne Tolstoi hier die Interessen verstanden haben will), daraus schliesse er, dass, je vorteilhafter der Fortschritt für die Gesellschaft sei, er um so unvorteilhafter sei für das Volk. Die Fortschrittsgläubigen seien dabei durchaus aufrichtig, weil ihr Glaube ihnen ja vorteilhaft sei, im Einklang stehe mit ihren Interessen. (Andere Beweggründe zu einer Ueberzeugung in Hinsicht auf ausserpersönliche Zusammenhänge kann Tolstoi nun einmal nicht anerkennen bei anderen!)

Die Fortschrittsgläubigen seien aber, so meint Tolstoi weiter, vor allem die unbeschäftigten Klassen: Adel, Kaufmannschaft, Beamtentum. (Tolstoi wird sein Leben lang daran festhalten, dass alle Kaufleute und alle Beamten Nichtstuer sind.) Die Gegner des Fortschrittsglaubens seien dagegen die beschäftigten Klassen: Handwerker, Fabrikarbeiter, Bauern, Landarbeiter, Gewerbetreibende, kurz alle mit körperlicher Arbeit Beschäftigten. Hieraus erkenne man, dass, je mehr ein Mensch arbeite,

er um so konservativer gesinnt sei, je weniger er dagegen arbeite, um so fortschrittlicher. Es gäbe keine überzeugteren Fortschrittler als Aufkäufer, Schriftsteller, Adelige, Studenten, stellenlose Beamte und Fabrikanten, und es gäbe hingegen keinen konservativer gesinnten Menschen als den landbearbeitenden Bauern!

Diese etwas summarische Erklärung der Ursachen von Fortschrittsglauben und Konservativismus, aus der wiederum deutlich der Hass des Grossgrundbesitzers gegen die seine Vorrechte bekämpfenden Liberalen hervorschaut — sie sind natürlich Nichtstuer —, hält der Kritik nicht stand: Ganz im allgemeinen genommen bildet die Quelle des Konservativismus entweder übergrosser Besitz oder übergrosse Dürftigkeit: der Konservativismus kann ebensogut hervorgehen aus Interessiertheit am Bestehenden, wie aus drückendsten Lebenssorgen, die den Menschen völlig abstumpfen und zu keinen Gedanken kommen lassen über die nächsten Alltagsinteressen hinaus. Die Mitglieder der schwer arbeitenden Klassen einer Nation sind zwar, namentlich soweit es sich um Familienväter handelt, durchaus geneigt, unter einigermassen erträglichen Verhältnissen alles beim alten zu wünschen, damit ihnen nicht noch die letzte Erwerbsmöglichkeit in Frage gestellt werde — mit der körperlichen Arbeit an sich hat das aber gar nichts zu tun —, dagegen sind sie (die Mitglieder der schwer arbeitenden Klassen) wiederum stets die ersten auf den Barrikaden gewesen, sobald ihnen die letzte Arbeitsmöglichkeit genommen ward: denn dann haben sie tatsächlich gar nichts mehr zu verlieren, vielmehr alles zu gewinnen. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Konservativismus der Reichen. Sie beben vor jeder Neuerung, weil die sie in ihrem Besitz oder wenigstens in den mit ihm verbundenen Vorrechten beeinträchtigen könnte. Volksnöte hingegen vermögen die Reichen sehr wohl zu überstehen. Dass ferner die Progressisten (es ist dies in Russland übrigens nur ein anderes Wort für Liberale) zu den am wenigsten Arbeitenden gehören, ist auch eine gar nicht zu bewei-

sende, und darum, weil sie Tadelnswertes zum Inhalt hat, eine durchaus ungehörige Behauptung. Der Fortschrittsglaube der mehr Gebildeten — hierauf und nicht auf die fehlende körperliche Arbeit kommt es an — beruht vor allem darauf, dass sie eben vermöge ihrer grösseren Bildung über die engen eigenen Interessen hinaus an das Schicksal der Gesamtheit zu denken gelernt haben, und wo solches auch bei schwer Arbeitenden der Fall ist (Karl Marx hat es bekanntlich fertiggebracht, den Fabrikarbeiter über sein enges Schicksal hinaus am Los der Allgemeinheit teilnehmen zu lassen), da finden wir auch bei ihnen durchaus den gleichen Fortschrittsglauben. Der fast durchgängig anzutreffende Konservativismus des grundbesitzenden Bauern sei dagegen Tolstoi durchaus zugegeben: es muss das in dem eigenartigen mystischen Verhältnis des Bauern zu seiner Erde begründet sein, die ihn für alle Ungerechtigkeit vonseiten des Staates vollauf zu entschädigen scheint.

Diese Korrektur war nötig, weil, wie wir sehen, sich Tolstoi hier auf ein für ihn, den Grossgrundbesitzer, äusserst verfängliches Gebiet bezieht. Man meint denn auch in jedem Augenblick, er werde auf den Sozialismus herauskommen. Aber nein: er biegt immer wieder ab, um jenen konservativen Demokratismus zu lehren, den wir so gut kennen aus den Schriften extrem konservativer Publizisten in allen Agrarländern, und der uns bei jedem anderen als bei Tolstoi äusserst verdächtig wäre. Tolstoi halten wir auch hier für restlos aufrichtig, wenn wir auch nicht umhin können, anzunehmen, dass zu solchen Urteilen wie dem eben erwähnten ihn anererbte und anerzogene, durch vitalste Interessen genährte Klassenanschauungen mit bestimmten: Wir dürfen ja hier keineswegs ausser acht lassen, dass die Güte, Sittenreinheit, Dankbarkeit, Geduld und Demut des arbeitenden Volkes von jeher von keiner Seite williger anerkannt und gefeiert wurde als vonseiten der Grossagrarier und der Grossindustriellen. Freilich werden hier die Tugenden des ar-

beitenden Volkes nur soweit gepriesen, als durch sie seine Brauchbarkeit für den ländlichen oder industriellen Grossbetrieb Förderung erfährt. Solche Auswahl im Lobe geschieht indes durchaus aufrichtig, und bei Licht besehen haben tatsächlich Agrarier und Grossindustrielle die meiste Veranlassung, die guten Eigenschaften des Volkes zu preisen, vor allem seine unerschöpfliche Geduld!

Tolstois nunmehr folgender Lobgesang auf den russischen Bauern erinnert nun tatsächlich peinlich an grossagrarische Lobhymnen auf die biederen Landbewohner, wie wir sie zur Zeit der Wahlen zu hören bekommen. Tolstoi sieht hier unwillkürlich den vollkommenen Bauern so, wie der Grossgrundbesitzer ihn als Landarbeiter am besten verwenden kann. Dafür werden aber auch alle technischen und kulturellen Errungenschaften nur soweit als wertvoll anerkannt, als sie dem Bauern dienen, und wohlgemerkt: dem Bauern, wie er eben ist — (und Tolstoi bekennt damit, dass er den Bauern garnicht anders haben möchte, was seinerseits begreiflich erscheint, wofür er aber bei den Bauern selber schwerlich Gegenliebe finden würde).

So hat nach Tolstoi das Volk von der Erfindung der Telegraphie gar nichts anderes, als dass es das Summen der Drähte vernimmt und nur durch strenge Strafen davon abgehalten wird, sie herabzureissen. Auf den Drähten aber fliegen natürlich nur Börsennachrichten dahin oder unendlich törichte Mitteilungen gelangweilter Kaufmannsgattinnen. Der Bauer von Jasnaja Poljana oder irgendein anderer russischer Bauer werde niemals ein Telegramm weder schicken noch empfangen! Ihm sei das Steigen und Sinken der Preise auf Zucker und Baumwolle völlig gleichgültig, denn alles, was er nötig habe, gebe ihm ja sein Feld und sein Wald. (Wäre dem doch wirklich so, aber auch für alle Bauern!) Die Fortschrittsgläubigen — und das heisst bei Tolstoi die am Fortschrittsglauben Interessierten — räsonierten hier eben so, wie gewisse Gutsbesitzer, die immer noch

beweisen wollten, die Leibeigenschaft sei von grösstem Vorteil für den Staat und für die Bauern selber. Es ist aber hier doch ein grosser Unterschied: Wenn die Einführung der Telegraphie auch tatsächlich nur einem Teile der Nation Nutzen brächte, so wäre das doch niemals ein Nutzen, der durch Ausbeutung wirtschaftlich wehrloser, entrechteter Mitbürger geschaffen wird, wie der Nutzen, den die Leibeigenschaft dem Gutsbesitzer brachte!

Nunmehr kommt Tolstoi auf sein Lieblingsgebiet zu sprechen: auf den vermeintlichen Nutzen des Buchdrucks, der Kunst zu lesen und zu schreiben und der sogenannten Bildung, worin er die „drei Grundaberglauben" der Progressisten anspricht (er hat unwillkürlich aus ihnen Liberale gemacht). Hier wird nun Tolstoi zu einem Dunkelmann allerersten Ranges, an dem die fanatischen preussischen Grossagrarier ihre helle Freude haben würden. Er erklärt nämlich ganz einfach die gesamte Literatur für eine künstliche Ausbeutung des Volkes, die nur von Vorteil sei für ihre Teilhaber (Schriftsteller, Redakteure, Verleger, Korrektoren und Schriftsetzer), und in hohem Masse unvorteilhaft sei für das Volk. Keine Arbeit mache sich ja so leicht bezahlt wie die literarische, keine Prozente seien höher als die der Schriftsteller! (Hier verallgemeinert ein genialer, erfolgreicher Autor in wie kalter Hohn klingender Weise seine Rieseneinnahmen und übersieht in vornehmer Nachlässigkeit das an sich furchtbare, und in Russland besonders furchtbare Elend der Schriftsteller ganz im allgemeinen und darunter vornehmlich jener Helden der Feder, jener sozialen Freischärler, jener freiwilligen Kulturhelfer, die, niemandem untertan als ihrem Gewissen, lieber hungern und darben und fast immer hungern und darben, als sich ihr heiligstes Recht nehmen zu lassen: ihr Recht, aufmerksam zu machen auf die Nöte des armen Volkes und furchtlos hinzuweisen auf die Uebergriffe der Mächtigen, — und zu denen zählen auch jene Grossagrarier, denen der Schriftsteller Tolstoi angehört.)

Gewaltige Summen des Volkes gingen, so behauptet Tolstoi weiter, indirekt in die Hände der Literatoren über (aber doch nicht ohne jeden Gegendienst: das bücherkaufende Publikum muss doch wohl auf seine Rechnung dabei kommen, sonst würde es eben nicht die Bücher kaufen. Und dann: welche viel gewaltigeren Summen des Volkseinkommens gehen in die Hände der Grossgrundbesitzer über, und das ohne jeden Gegendienst. Der Pachtzins empfangende Grundherr — und ein solcher ist der die Literatur hier verdammende Tolstoi — hat sich tatsächlich keine andere Mühe gegeben als die, geboren zu werden). Dabei wissen wir eigentlich nicht, in welcher Weise diese grossen Summen vom Volkseinkommen in die Hände der Literatoren übergehen. Denn es wird ja von Tolstoi hier weiter behauptet: alle Journale, alle Zeitungen und alle Werke eines Puschkin, Gogol oder Turgenjeff seien dem Volke durchaus unbekannt (wie sollte auch der arme Leibeigene die Möglichkeit haben sie kennen zu lernen), unnütz und brächten ihm keinerlei Nutzen! Und nun wird wiederum der Unwert der Literatur wörtlich so bewiesen, wie Falstaff den Unwert der Ehre beweist: („Kann man sie essen, die Ehre? Kann man sie trinken? Nein! Was mache ich dann also mit der Ehre?“): „Weder zu pflügen, noch Kwas (ein sehr beliebtes aus Brot hergestelltes limonadenartiges Volksgetränk) zu bereiten, noch Bastschuhe zu binden, noch Holz zu fällen, noch Lieder zu singen, ja, nicht einmal zu betrügen lerne und lernte das Volk aus den Büchern!“ Einen solchen Ausspruch kann man bloss niedriger hängen: Jeder Kommentar erübrigt sich hier. Tolstoi wird aber noch deutlicher: „Jeder gewissenhafte Richter,“ so führt er weiter aus, „der nicht gehemmt sei durch den Fortschrittsaberglauben, erkenne an, dass die Erfindung des Buchdrucks dem Volke keinen Vorteil bringe.“ (Wir denken im Gegenteil: Solche Behauptung kann überhaupt nur ein Mensch aufstellen, dessen gesundes Urteil gehemmt ist durch seine wirtschaftlichen Interes-

sen.) „Nicht den geringsten Vorteil haben die Bücher dem Volke gebracht: die Bücher, die zufällig dem Volke in die Hände fielen, verrieten in seinen Augen nur die Dummheit und Nichtigkeit ihrer Verfasser.“ „Damit der russische Bauer Gefallen finden könnte am Bücherlesen, müsste er eben aufhören, das zu sein, was er ist: das heisst ein unabhängiger Mensch, der alle seine menschlichen Bedürfnisse selber befriedigt.“ Man glaubt schliesslich einen Ostelbier seinen Sehnsuchtsruf nach Aufhebung der Volksschule, Abschaffung der Freizügigkeit und der vierten Wagenklasse in wohltuender Offenheit herausschreien zu hören, wenn Tolstoi nunmehr im Brustton der Ueberzeugung ausruft: die Schäden, die das Volk durch das gedruckte Wort erleide, unterlägen überhaupt keinem Zweifel! Tolstoi beruft sich hier auf einen gewissen Dunkelmann D., der behauptet habe, der Unterricht im Lesen und Schreiben verderbe das Volk. Darüber habe man nun zwar im liberalen Lager Zeter und Mordio geschrien, es bleibe das aber doch eine Tatsache, die nicht nur seine (Tolstois) eigene Erfahrungen bestätigten (weshalb lehrt er dann aber selber die Bauernkinder in Jasnaja Poljana und in dreizehn anderen Schulen, die erst er eröffnete, Lesen und Schreiben — und weshalb ist er dann überhaupt schon zehn Jahre lang Schriftsteller?), — vielmehr auch alle diejenigen, die unmittelbare Beziehungen zum Volke unterhielten, als da sind: Kaufleute, Kleinbürger, Polizeioffiziere, Aufkäufer und Geistliche.

Wir sehen da plötzlich Tolstoi in einer gar seltsamen Gesellschaft, ihn, der sehr ruhig noch wenige Zeilen vorher jedes Interessiertsein an dem Bestehen oder Nichtbestehen einer Einrichtung als eine Verführung zum Vorurteil erklärt hatte! Tolstoi fängt an, uns leid zu tun in solcher Umgebung, denn die beweist doch eine grauenhafte Hilflosigkeit für diesen stolzen Aristokraten, der sonst nicht Spott und Verachtung genug finden kann für die Mitglieder der eben angeführten Stände. In

seiner Unfähigkeit aber, nicht recht zu behalten, in seiner Wut auf alle, die ihm widersprechen könnten, und in seiner masslosen Angst vor jedem möglichen Widerspruch scheut er hier auch nicht die Gesellschaft solcher Leute, die er noch kurz vorher als Nichtstuer und Ausbeuter des Volkes bezeichnet hatte! Aber es kommt noch besser! Tolstoi will der Behauptung begegnen, das gedruckte Wort habe dazu beigetragen, die Sitten zu mildern und die Leibeigenschaft aufzuheben. Die Milderung der Sitten müsse man ihm erst beweisen, meint er zunächst. (Er hätte bloss eine Geschichte Peters des Grossen aufzuschlagen gebraucht, der bekanntlich die Selbstmörder an ihren Füssen aufhängen liess!) Er sähe sie nicht und halte es für unnötig, dies aufs Wort zu glauben. Er (Tolstoi) finde z. B. nicht, dass das Verhalten des Fabrikanten zu seinem Arbeiter menschlicher sei, als das des Gutbesitzers zum Leibeigenen! Diese ganz unmögliche Behauptung, die in den Schriften des späteren Propheten wiederkehrt (und wohl nur erklärt werden kann aus dem unbewussten Bestreben einer persönlichen Rechtfertigung), ist durchaus charakteristisch für Tolstoi: Er vergleicht hier nicht die Einrichtungen (die Industrie und die Leibeigenschaft) als solche, und das heisst, sofern mit ihnen grössere oder geringere persönliche Freiheit bezw. bürgerliche Rechte verbunden sind, Tolstoi vergleicht vielmehr nur das ihm zufällig kund gewordene Verhalten einzelner Menschen innerhalb dieser Einrichtungen. Tolstoi hatte in seinen Kreisen im grossen und ganzen humanes Verhalten den Leibeigenen gegenüber erlebt, dagegen aber sicherlich abscheuliche Dinge erfahren über die Behandlung des russischen Fabrikarbeiters zu jener Zeit: Der Adel hat von jeher einen instinktiven, wohl auf Daseinserhaltungstrieb zurückgehenden Hass empfunden gegenüber der aufkommenden Fabrikantenkaste und darum mögen Beispiele schlechter Behandlung von Fabrikarbeitern besonders viel nacherzählt worden sein in Tolstois Kreisen. Da-

bei ist es freilich durchaus nicht gesagt, dass hier auch nur übertrieben worden sei: Die schlechte Behandlung der russischen Fabrikarbeiter in dieser Zeit hängt indes wohl aufs innigste zusammen mit der Einrichtung der Leibeigenschaft: Die Fabrikarbeiter waren, bis zur Emanzipation, tatsächlich fast ausschliesslich Leibeigene, und darauf ist wohl auch vor allem das inhumane Verhalten ihnen gegenüber auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft zu erklären: man hatte sich eben daran gewöhnt. In England, dem klassischen Lande der Industrie, war das ganz ebenso: Bis die Handwerker erst einmal ruiniert waren durch den Maschinenbetrieb, wurden Armenhäusler und Waisenkinder in den Fabriken angestellt — die Arbeitskontrakte pflegten die Fabrikherren mit der für Armenhäusler und Waisenkinder verantwortlichen Behörde abzuschliessen. Es lag also tatsächlich eine Art Sklaverei vor. Diese erste Behandlung der Fabrikarbeiter ward dann aber auf lange Zeit hinaus massgebend auch in Hinsicht auf die späteren, dem durch die Maschinenkonkurrenz ruinierten Handwerkerstande entstammenden Fabrikarbeiter. Wenigstens vermag ich mir nur so die schmachvolle Behandlung letzterer bis in die sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein zu erklären: finden wir doch noch im Jahre 1850 in englischen Fabriken zwanzigstündige Arbeitszeit für achtjährige Kinder! Die Arbeitszeit war aber damals, als Tolstoi schrieb, in russischen Fabriken tatsächlich nahezu unbegrenzt, Sicherheitsmassregeln waren so gut wie gar nicht vorhanden, die Löhne wurden meist in Lebensmitteln ausgezahlt, und es gab auch einige, durch ihren Reichtum bekannt gewordene Fabrikanten, die jedesmal ihren Direktoren Szenen machten, wenn nicht wenigstens einige tausend Rubel in der Woche an Strafgeldern von den Arbeitern eingegangen waren — weswegen bekanntlich heute alle Strafgelder der russischen Arbeiter in die Staatskasse fliessen, damit die Fabrikanten nicht mehr in Versuchung geführt wer-

den! Das alles sei hier angeführt, um Tolstois sonst gar zu seltsamen Ausspruch wenigstens einigermassen zu verstehen. Auch will ich gerne zugeben, dass die russischen Arbeiterverhältnisse auch heute ausserordentlich viel zu wünschen übrig lassen. Ich selber habe vor zwanzig Jahren noch stellenweise unglaubliche Verhältnisse dort vorgefunden, muss aber zugeben, dass in der Folgezeit mancherlei Abhilfe geschaffen wurde. Auch kann es ja vorgekommen sein, dass der eine oder der andere Fabrikherr eine junge Arbeiterin zu seiner Geliebten machte; wohl aber wird es kaum vorgekommen sein, auch in Russland nicht, dass die Fabrikherren wie zahllose Gutsbesitzer sich ganze Harems schufen aus den kaum erwachsenen leibeigenen Bauernmädchen (so habe ich auf einem berühmten Landedelsitz bei Moskau einen ganzen Saal von oben bis unten tapeziert gefunden mit den Bildern solcher vom Gutsherrn zur Geliebten erhobenen jungen Leibeigenen. Sie standen meist in dem heute durch das Gesetz geschützten Alter. Der betreffende Grandseigneur aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts beschäftigte eigens einen italienischen Maler, um seine Geliebten zu verewigen!). Ich erinnere hier auch im Vorübergehen an den bei den Gutsherren der Leibeigenschaftsperiode üblichen Brauch, jedem Sohne, wenn er in das Alter der Reife kam (d. h. wenn er fünfzehn bis sechzehn Jahre alt ward), eine junge Bäuerin zuzuführen „seiner Gesundheit wegen"! Eine schamlosere Entwürdigung von Menschenkindern kann man sich wohl kaum vorstellen!

Wir sehen zur Widerlegung von Tolstois merkwürdiger Behauptung: die Lage des Fabrikarbeiters sei nicht besser wie die des ehemaligen Leibeigenen, noch ganz ab von den furchtbaren Misshandlungen Leibeigener, worüber Bände zu schreiben wären, und die immer wieder zu den grausamsten Aufständen der Leibeigenen führten: bei einem solchen wurde bekanntlich auch eine von Tolstois Tanten ermordet. Ich selber

hatte als Knabe in Russland eine Wärterin, der von ihrem Seelenbesitzer wegen eines Fehlers im Sticken die halbe Kopfhaut heruntergerissen worden war. Erwähnen will ich aber doch auch hier wiederum, dass noch bis in die Mitte der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts jedem Seelenbesitzer das Recht zustand, ohne andere Angabe von Gründen als den „unerhörter Frechheit“ jeden seiner Leibeigenen in Ketten nach Sibirien schicken zu lassen: Der Gutsbesitzer brauchte bloss den Transport bis Tobolsk zu bezahlen und war lediglich verpflichtet, die kleinsten Kinder dem Leibeigenen mitzugeben (Knaben bis fünf, Mädchen bis zehn Jahren).

Mit solchen gesetzlich erlaubten Vergewaltigungen der bürgerlich entrechteten Leibeigenen die Brutalitäten auf eine Stufe zu setzen, die hier und da in Demut hingenommen werden von Fabrikarbeitern, die ihrerseits doch persönlich frei und durch das Gesetz geschützt sind, das ist denn doch etwas seltsam und sieht peinlich aus wie Rechtfertigungsbestreben eines früheren Seelenbesitzers.

Tolstoi will aber auch nicht anerkennen, dass an der Aufhebung der Leibeigenschaft das gedruckte Wort irgendwelchen Anteil gehabt habe, „wenigstens nicht an der Entscheidung der Frage im fortschrittlichen Sinne, das sei Sache des Regierungsausschusses gewesen, die meisten Liberalen seien damals für Befreiung der Bauern ohne Landzuerteilung gewesen“. Um zunächst auf diesen Vorwurf einzugehen: Tolstoi ist hier durchaus im Irrtum: Wenn die Liberalen in äusserster Not um das Schicksal der Emanzipation — (und die Kämpfe um sie waren langwierige und hartnäckige, wie sich doch ganz von selber versteht bei dem in Frage stehenden immensen Interesse der politisch einflussreichen Gutsbesitzer) — sich einmal damit einverstanden erklärt hätten, dass den Bauern kein Land zuerteilt werde, wenn sie nur aus der Hörigkeit befreit würden, so darf man dabei doch nicht ausser acht lassen, dass die Liberalen ganz im be-

sonderen zu kämpfen hatten gegen die vom Adel verlangte und zum grossen Schaden Russlands auch durchgesetzte Ueberzahlung ihres an die ehemaligen Leibeigenen abzutretenden Grund und Bodens! Tolstoi versteift sich hier auf eine augenscheinliche Nebensache bei Durchführung der Aufhebung der Leibeigenschaft, — nur um die Mitwirkung des gedruckten Wortes an ihrem Zustandekommen zu bestreiten. Und das ist völlig unverständlich und kann bloss aus dem Trotz einer vorgefassten Meinung und dem Hass gegen die liberale Gesellschaft erklärt werden: in einem Lande, in dem ein Puschkin, ein Gogol, ein Dostojewski und ein Turgenjeff das empörende Unrecht der Leibeigenschaft in die Seelen aller des Lesens fähigen Russen hineingeschrien hatten! (Tolstoi ist hier auch in empörender Weise undankbar gegen die eigenen Erzieher. Denn wie genial er auch war: die Schärfe seines sittlichen Urteils verdankt er doch auch und zu sehr grossem Teile jenen grossen Erziehern zu menschlicher Gerechtigkeit, die Puschkin, Lermontoff, Gogol, Dostojewski und Turgenjeff gewesen sind.) Natürlich kann man nicht mathematisch exakt nachweisen, man kann es aber auch nur dogmatisch, das heisst mit Anmassung einer persönlichen Autorität gegenüber offensichtlichen Zusammenhängen, leugnen, dass diese Freiheitskämpfer die Seele des russischen Volkes überhaupt erst vorgeformt haben zur Aufnahme der grossen Reform! Und daran ändert auch gar nichts, dass, wie Tolstoi wahrscheinlich mit Recht behauptet, das schwer arbeitende Volk selber seine Dichter und Befreier nicht kannte, und dass die russische Regierung, die bei dem noch stockkonservativen Tolstoi auch hier wieder als *deus ex machina* ohne Anstoss von aussen wirkt, tatsächlich durch den Ansturm der öffentlichen Meinung gezwungen ward zur Befreiung der Leibeigenen, wobei die spezielle Form, in der das dann geschah, doch nebensächlich ist und auch ruhig zugegeben werden soll, dass Alexander II. vielleicht früher diesem Druck der öffent-

lichen Meinung nachgab (und das aus guten Gründen: Er wusste, dass man in Russland jede gute Absicht gleich durchführen muss, sonst wird sie hintertrieben von tausend und abertausend Intrigen) und mehr im Einverständnis mit der öffentlichen Meinung, als es z. B. Nikolai I. getan hätte. Aber auch dieser Erzdespot hätte nicht zu widerstehen vermocht dem drängenden Ansturm der Volksseele, die das Verständnis ihrer selber, ihre Richtung und ihre Erleuchtung erhalten hatte eben durch Russlands grosse Freiheitskämpfer: einen Puschkin, Lermontoff, Gogol, Dostojewski und Turgenjeff!

Tolstoi kommt zu dem Schlusse, der Fortschritt, der in der Erfindung des Buchdruckes sowie auch in der Erfindung der Telegraphie liege, sei nur das Monopol einer gewissen Klasse von Menschen, die unter dem Worte Fortschritt ihren ganz persönlichen Vorteil verständen, der darum immer dem Vorteil des Volkes entgegenstehe. Seltsam! Es wäre doch jedenfalls eine eigenartige Anwendung eines Monopols vonseiten der besitzenden Klassen und auch ein eigenartiger Vorteil, den sie damit für sich selber erwarten, wenn ihnen das gedruckte Wort (aus der Feder eines Puschkin, Lermontoff, Gogol, Dostojewski, Turgenjeff) vor allem dazu dient, andere jedenfalls viel einträglichere ihrer Monopole: z. B. das Halten von Leibeigenen, als ungerecht und unmoralisch hinzustellen und seine Abschaffung zu verlangen zum Nutzen des ganzen Volkes.

Nun sollte man freilich meinen, nachdem Tolstoi so das für ihn äusserst gefährliche Gebiet der Monopole der besitzenden Klasse (denn welches ihrer Monopole ist denn eigentlich Monopol in höherem Sinne und an sich unhaltbarer als das Monopol des Grundbesitzes: denn Grund und Boden ist doch nun einmal bloss in einer beschränkten, durch keine menschliche Tätigkeit zu vermehrenden Menge vorhanden!) einmal betreten hat, ja nachdem er den ganzen technisch-industriellen Fortschritt darunter einbegriffen hat, — was unhaltbar ist — da

sollte man denn erwarten, dass Tolstoi nach alledem mit fliegenden Fahnen ins Lager der sozialen Revolution übergehen werde. Aber nein! Er schwenkt ab ins Idyll – denn der Sozialreformer bleibt ja Grossgrundbesitzer: er will überhaupt garnicht daran erinnert sein, dass er in seinem eigensten persönlichsten Interesse selber ein Monopol ausbeutet zum Nachteil des ganzen Volkes. In diesem Sinne macht sich zunächst Tolstoi daran, zu untersuchen, welche Vorteile „der Dampf und die Eisenbahn, die so gepriesenen Dampfschiffe", die Lokomotiven, Lokomobilen und überhaupt die Maschinen der Masse des Volkes bringen. Er findet dabei, diese Vorteile seien gleich Null. Seine Tulaer Bauern — (sie bleiben nun einmal das Mass aller Dinge für Tolstoi, und jeder Wechsel in ihren Lebensbedingungen ihm einfach undenkbar) — bedürfen, so meint er, weder rascher Fahrten, noch bedeute das Geld an sich für sie einen Reichtum. Die Tulaer Bauern befriedigten ja alle ihre Bedürfnisse von der Speise bis zur Kleidung selber. „Alles, was der Bauer nötig hat und was in seinen Augen seinen Reichtum ausmacht, erwirbt er durch seine Arbeit aus der Erde!"

Das ist nun alles schön und gut und wahrlich beneidenswert! Man darf nur zunächst nicht übersehen, dass doch immerhin nur ein sehr kleiner Teil auch der Tulaer Bauern so gestellt ist, wie das Tolstoi hier als Norm hinstellt. Wären alle so gestellt, so würde ja Tolstoi keine Landarbeiter für Jasnaja Poljana finden! Und dann hätte er vielleicht eine andere Anschauung über den Tulaer Bauern. Aber sehen wir vorerst auch davon ab. Ist denn das Mass aller Dinge, ist denn der Tulaer Bauer tatsächlich ausgeschlossen von dem Wechsel, dem alle Dinge auf Erden unterliegen? Sind Missernten und Hungersnöte in Russland etwas Unbekanntes? Und wodurch kann man denn anders Brot schaffen, wenn die Erde einmal das Brot verweigert, als im Tausch gegen andere Produkte, und

zu deren Herstellung wiederum sind die Maschinen doch die eigentlichen Mittel? Wird ferner das Land, das den Tulaer Bauern ernährt und kleidet, auch seine Kinder und Kindeskinder noch nähren und kleiden können? Und wer wird ihnen neues Leben geben? Die Bauernkinder aber, die das Land nicht mehr nährt, die müssen doch eben in die Stadt! Tolstoi schimpft sie zwar (vor allem später als Prophet) dafür aus und wirft ihnen Faulheit und Genusssucht vor, er wäre dazu aber bloss dann berechtigt, wenn er beweisen könnte, dass die Bauernkinder nicht einfach der Hunger in die Stadt treibt! Tolstoi gibt das auch zu, als er später in „Was sollen wir denn tun?" auf die vermeintlichen Urheber des Bauernhungers zu sprechen kommt (und das sind nach ihm alle Nichtbauern), er hört aber darum doch nicht auf, die schwere Arbeit der nach der Stadt übergesiedelten Bauern als Müssiggang zu verhöhnen! Die armen Fuhrleute, die man in Moskaus erbarmungslosen Winternächten antrifft, halb erfroren mit vereistem Barte, teilnahmslos und kaum imstande, die Zügel zu halten, sie, die nur einen kleinen Winkel zum Niederlegen haben bei ihrem Fuhrherrn, die ganze Nacht herumfahren müssen, die in Scharen auf der Strasse sterben, und ihre armseligen Spargroschen Frau und Kindern aufs Land schicken, sie des Müssiggangs zu bezichtigen, ist nicht nur seltsam, es fehlen einem geradezu die Worte, um solches Vorgehen zu kennzeichnen! Aber Tolstoi weiss das ja von vornherein besser — namentlich später, als er Prophet ist: alle sollen so leben wie der Tulaer Bauer, und wenn sie das nicht tun, so sind sie eben genusssüchtig, frivol, den Wollüsten ergeben usw. usw. Nehmen wir aber einmal gegen Tolstoi an, und sein Widerspruch würde uns hier kalt lassen, dass tatsächlich zahllose Bauernkinder jahraus, jahrein in die Stadt müssen, so ist es doch für die schon einmal durchaus nicht gleichgültig, ob es eine Eisenbahn gibt, die ihnen den langen Weg abkürzt, und Maschinen, die ihnen billige Klei-

der liefern, da sie ja doch keine Zeit haben, sie sich selber zu bereiten. Wir wollen uns dabei gar nicht auf den nie zu schlichtenden Streit einlassen darüber, ob die Erfindung der Dampfmaschine, überhaupt die ganze Technik und Industrie, alles in allem genommen, ein Segen war oder nicht. Dieser Streit wird nie zu schlichten sein, weil die Masse, nach denen bewertet wird, hier immer nur erlebt werden und nach den verschiedenen Lebensbedingungen der Wertenden verschieden erlebt werden, und weil wir zudem die Lebensbedingungen der in Zukunft hier Wertenden garnicht vorauszusehen imstande sind. Ich dächte aber, die Frage läge hier ganz anders: Die Frage ist hier einfach die, ob nicht, nachdem nun einmal Maschinen und Technik erfunden sind — (und sie können nicht gewaltsam wieder abgeschafft werden, weil sie viel zu logisch sind, weil die durch sie mögliche Zeitersparnis für den Menschen im Daseinskampfe zu offen vor aller Augen liegt, und das Bedürfnis nach Arbeitsentlastung zum Zwecke bewussteren, mehr geistig-sittlichen Auslebens garnicht bestritten werden kann), ob nicht in Hinsicht hierauf die Maschinen, die ganze Technik, auch dem Bauern insofern unentbehrlich werden, als er von ihnen Gebrauch machen muss, wenn er nicht grossen Schaden erleiden, ja, wenn er sich auch nur wirtschaftlich behaupten will. Und diese Frage kann garnicht verneint werden.

Wohl könnte der einzelne Bauer ruhig damit fortfahren, sich in Schaffelle und selbstgefertigte Leinwand zu kleiden und nur das zu essen, was er selber säte, — wenn seine Kinder auch noch von derselben Scholle leben könnten. Das aber können sie eben nicht. Nun wäre freilich eine weise Regierung in Russland noch auf lange Zeit hindurch imstande, das landbearbeitende Volk mit Land zu versehen, und das wäre eine sehr kluge Politik, d i e Politik für Russland. (Selbst in Westeuropa könnte man — das ward neuerdings einwandsfrei nachgewiesen — durch Aufteilung des Grossgrundbesitzes unter die selber den

Boden bearbeitenden Bauern, noch auf lange Zeit hinaus dem Gespenste der Uebervölkerung begegnen!) Aber auch das ginge doch nur bis zu einem gewissen Grade. Ausserdem wird es auch dann immer noch eine ganze Reihe Elemente geben, die zur Landwirtschaft unfähig oder ungewillt sind. Tatsächlich verschafft aber die russische Regierung ihrem sich beneidenswert rasch vermehrenden Bauernstande dieses Land nicht. Der durchschnittliche Landbesitz des russischen Bauern ist dabei so klein geworden (das heisst klein in Hinsicht auf die ihm bis jetzt noch allein mögliche Bodenkultur; tatsächlich hat aber auch der ärmste russische Bauer noch immer etwa doppelt so viel Land, als der Durchschnittsbauer in Deutschland), dass auch in Russland alljährlich Millionen Bauern in der Stadt ihren Unterhalt suchen müssen. Wir wollen nun zwar nicht behaupten, — das kann niemand beweisen — dass die vom Lande zuziehenden Menschenmassen in der Stadt verhungern müssten, wenn es keine Maschinentechnik gäbe. Wie aber die Verhältnisse heute liegen, finden die ihren Grund und Boden verlassenden Bauern vorwiegend ihr Brot in der Industrie, in der Technik, und durch sie erhalten sie auch ihre Bekleidungsmittel. Die Industrie hat dabei aber überall, wo sie aufkam, in hohem Grade zur Vermehrung der Bevölkerung beigetragen, und damit wird der Landhunger und somit die Notwendigkeit eines Unterkommens in der Industrie auch für das russische Landvolk immer grösser. Ich meine dabei aber, dass, wenn der Bauer meist in sehr jugendlichem Alter in die Stadt zieht, auch einmal nicht aus Not, vielmehr aus Interesse, oder, wie das wohl meist der Fall sein wird, aus Not, aber in einer gewissen freudigen Erwartung, dass es da ein dogmatisches Unrecht bedeutet, auf Genusssucht, ja Sinnengier zu schliessen (wie das Tolstoi hier tut und wie das bei ihm zum Dogma ward). Meines Erachtens ist die natürliche, noch durch keine Uebersättigung gehemmte Wissbegier, die Freude am Lernen, am Neues Sehen, die sehr

gesunde Lust am Anblick zweckentsprechender und schöner Dinge, wie sie die moderne Grossstadt in Fülle bietet, in der freudigen Erwartung des nach der Stadt verziehenden Bauern viel mehr noch ausschlaggebend als etwaige Genusssucht. Und man kann doch von dem jungen Bauern nicht verlangen, dass er so blasiert sein soll, wie ein alter Aristokrat (der viel zu bereuen hat), und der nun bloss das noch in sich aufnehmen will von dem Leben um sich herum, von dem er glaubt, dass es unmittelbar dem Heile seiner Seele dient. (Und dabei schreitet er fruchtlosem Asketismus entgegen: denn seine Menschenliebe verliert so ihre Augen und damit die Möglichkeit zur Tat zu werden.)

Und wenn auch schliesslich der junge Bauer oder die junge Bäuerin tatsächlich in der Stadt Freude und Genuss erwarten (und es gibt doch auch noch harmlose Freuden; ist wirklich gleich alles Wollust des Fleisches?!) — wer will das Recht dazu der Jugend bestreiten, zumal wenn er selber das alles in reichem Masse genossen hatte wie Tolstoi?

Aber Tolstoi bleibt nun einmal dabei, dass alle Menschen so leben müssten wie der Bauer von Tula, „der mit seinem Gelde nichts anzufangen weiss, als es zu vergraben". Und wenn die Menschen nicht so leben wie der Tulaer Bauer, „so sind sie eben verdorben". Um das zu beweisen, wendet sich Tolstoi nunmehr gegen die von ihm Macaulay zugeschriebene Behauptung, der Arbeitslohn sei das Wertmass für das Wohlbefinden des arbeitenden Volkes. (Trotz eifrigen Suchens habe ich diesen Ausspruch bei Macaulay nicht finden können, und ich werde dabei nach einigen betrüblichen Erfahrungen in Hinsicht auf Tolstois philologische Gewissenhaftigkeit nicht völlig den Argwohn los, dass dieser Ausspruch nicht ganz so gelautet haben mag bei Macaulay: denn in dieser Fassung wäre er falsch: es kommt hier, wo vom Wohlbefinden des arbeitenden Volkes die Rede ist, dabei vor allem auch der Kaufwert des Geldes in

Betracht!) Tolstoi meint dazu — und diese Behauptung ist nur aus dem Munde eines Grossagrariers nicht seltsam — für den einfachen Mann aus dem Volke sei der Arbeitslohn eine Zufälligkeit, ein Luxus, auf den er sich wirtschaftlich nicht gründen dürfe. Das könnte man indes bloss dann im Ernste behaupten, wenn es in Russland überhaupt keine ländlichen Proletarier gäbe (und die gab es schon damals, als Tolstoi dieses schrieb, reichlich), wenn jeder Bauer auch so viel Land besässe in Russland, dass er mit wachsender Familie davon leben könnte, — (und auch das war schon damals durchaus nicht mehr der Fall) —, und wenn es schliesslich in Russland keine Hungersnöte gäbe (und eine solche hatte Tolstoi schon in seiner Kindheit mitgemacht). Behauptungen wie die, der Arbeitslohn sei bloss Luxus für den Bauern, kann überhaupt bloss ein Mann tun, der unter allen Umständen seine eigene Meinung haben will, der dabei interessiert ist an einer geringen Höhe des bäuerlichen Arbeitslohnes, und der schliesslich voreilig urteilt. Das gleiche gilt in Hinsicht auf den Ausspruch: „Man könne kühn behaupten, das Auftreten des Arbeitslohnes in Russland sei ein Zeichen der Verminderung des Reichtums und Wohlstandes des Volkes!" Das heisst doch mit anderen Worten: Die Aufhebung der Leibeigenschaft — denn nur sie kannte keine Arbeitslöhne (abgesehen natürlich von einer restlos durchgeführten Verteilung des ganzen Grund und Bodens an die ihn selber bearbeitenden Bauern, was aber der Grossagrarier Tolstoi schwerlich gemeint haben kann) — habe den Volksreichtum vermindert, und das dürfte nur für die Uebergangszeit gestimmt haben, konnte aber gar nicht in Betracht kommen gegenüber der ganz offenbaren Notwendigkeit der Aufhebung der Leibeigenschaft! Oder meint Tolstoi etwa an Stelle des Arbeitslohnes gewisse Ablösungsdienste der früheren Leibeigenen dem Gutsherrn gegenüber? Denn ganz ohne

fremde Hilfe kann der doch nicht wirtschaften, und jenseits des Arbeitslohnes gibt es doch bloss Frondienste Leibeigener, Ablösungsdienste, also Reste der Leibeigenschaft oder Naturallöhne, die doch gleichfalls von den Arbeitenden selber bestritten werden, denn die Herrschaft hat sie doch nicht mit ihren Händen erarbeitet! Mit einem Worte: wenn Tolstoi im Aufkommen des Arbeitslohnes ein Zeichen der Verarmung Russlands erblickt, dann muss er entweder für Aufhebung des Grossgrundbesitzes sein oder die Aufhebung der Leibeigenschaft für ein Volksübel halten. Da er aber bei seinem Grossgrundbesitz verharrt, ist nur das letztere möglich. Da aber des weiteren Tolstoi an anderer Stelle die Leibeigenschaft durchaus verurteilt, so hat er eben einfach in den Tag hinein geschrieben. Es ist aber nötig, auf diese unüberlegte Behauptung hinzuweisen, weil sie wörtlich wiederkehrt bei dem späteren Bodensozialisten und Anarchisten Tolstoi. Und das beweist eben, was wir gar nicht nachdrücklich genug betonen können, dass Tolstois soziale Anschauungen zu einem grossen Teile ihren Ursprung haben in den wirtschaftlichen Interessen seiner Klasse, die unbewusst seinen Verstand lenkten: Die radikalen kulturverneinenden Forderungen, die er in seinen pädagogischen Schriften als stockkonservativer Aristokrat erhebt, wird er — nur anders motiviert — bis an sein Lebensende aufrecht erhalten. Mit anderen Worten: Eine der Quellen von Tolstois Kulturverneinung ist zweifellos bedrohtes Agrarierinteresse beim Uebergang Russlands aus dem patriarchalischen System in das Zeitalter der Eisenbahnen und der Industrie. Und weiter: Einer von Tolstois unbewussten Beweggründen dazu, den russischen Bauern zum menschlichen Vorbild zu erheben, war wohl das Bedürfnis des

Grossagrariers, den Bauern auf dem Lande festzuhalten als Landarbeiter.

Auf dem einmal eingeschlagenen Wege unbedenklich weiterschreitend, behauptet Tolstoi nunmehr, dass für den grössten Teil der russischen Bevölkerung das Geld überhaupt keinen Reichtum bedeute, und die Verbilligung der Industrieerzeugnisse nicht den Wohlstand des Volkes vermehre (!), und darum auch die Eisenbahnen der grossen Masse des Volkes keinerlei Nutzen brächten (!). Die Vermehrung des Wohlstandes für das russische Volk läge vielmehr nach Meinung des russischen Volkes selber nur in der Vergrösserung seines Grund und Bodens, in der Vermehrung des Viehstandes, in der erhöhten Getreideerzeugung und darum in der Verbilligung des Brotes. Niemals habe man einen Bauern darüber klagen gehört, das Brot sei zu billig. Ihn trösteten umsonst die Oekonomisten damit, dass, wenn das Brot teurer wird, der Bauer leichter Manufakturwaren werde kaufen können. Er will das gar nicht!

Das ist reine Agrariersophistik: Tolstoi würde hier die Wahrheit sagen, wenn die Vermehrung des Grundbesitzes, des Viehstandes und der Getreideernte möglich wäre ins Unendliche hinein, wenn der Bauer tatsächlich keine Industrieprodukte nötig habe, wenn die Erhöhung der Getreideernte nicht auch auf den Ergebnissen der Wissenschaft und der Technik beruhte, vielmehr die landwirtschaftliche Technik etwas ein für allemal fertig Gegebenes darstellte, — wenn mit einem Worte der russische Bauer in einem Lande lebte, wo noch keine Industrie hingedrungen ist, wo eine weise und mächtige Regierung durch entsprechende Landzuteilung den Grund und Boden ständig der Seelenzahl anzupassen imstande ist, und wo schliesslich Hungersnöte als ein natürliches Strafgericht Gottes hingenommen werden von denen — die jedesmal nicht unmittelbar betroffen werden.

Da wir aber solche Länder nicht kennen, verweisen wir

Tolstois Bauernideal ins Land Utopia oder richtiger vielleicht ins Traumreich der Grossagrarier. Und letzterem ist auch, und diesmal schon sehr deutlich, folgende Behauptung entnommen: die Wohltaten, die dem Bauern die Eisenbahnen bringen, bedeuteten tatsächlich Vergrösserung der Versuchung (das sagt ein vielversuchter Aristokrat!), Vernichtung der Wälder (das wäre durchaus nicht nötig, ist aber leider nicht völlig unwahr für Russland: denn hier, im Lande des idealsten Brennmaterials, der Naphta, werden tatsächlich auch heute noch in bedeutendem Massstabe die Lokomotiven mit Holz geheizt — woran zum Teil ausgedehnter Waldbesitz hochgestellter Persönlichkeiten schuld sein soll), d a s A b w a n d e r n d e r A r b e i t e r, (hier ist einmal das Agrariervisier völlig gelüftet; denn der Bauer braucht doch keine Arbeiter, er schafft ja alles selber, wir haben hier mithin klipp und klar eine Wiederholung des ewigen Sehnsuchtsrufes unserer Ostelbier nach Abschaffung der vierten Wagenklasse und Aufhebung der Freizügigkeit), endlich die Erhöhung der Brotpreise (über welche wohl nicht alle russischen Bauern so denken werden, wie Tolstoi weiter oben annimmt; tatsächlich haben sie wachsenden Bedarf an Industrieprodukten!).

Aus allen diesen Gründen habe sich, so behauptet Tolstoi weiter, der Geist des Volkes (wenn der nur hier nicht verwechselt wird mit dem Geiste des Agrariers!) der Einführung der Eisenbahn mit ganzer Kraft widersetzt und nur in dem Masse nachgegeben, als der Bauer, der Verführung der Eisenbahn unterliegend, selber zum Teilhaber dieser Ausbeutung (!) ward. (Tolstoi, als einstiger Seelenbesitzer und späterer Landverpächter, sollte wirklich etwas vorsichtiger sein mit dem Worte Ausbeutung.)

Wir glauben jetzt auch zu verstehen, weshalb Tolstoi als vierunddreissigjähriger Vollagrarier, der noch gar nicht an Bodensozialismus dachte, weiterhin hier erklären konnte: „Ich

persönlich halte das Vorwärtsschreiten der Zivilisation für eines der grössten gewaltsamen Uebel, dem ein ganz bestimmter Teil der Menschheit unterliegt, und ich halte dabei diese Bewegung selber durchaus nicht für unabwendbar!" Dieser Satz, an dessen einer Quelle: unbewussten Agrarierinteressen wir hier stehen, ist dann bekanntlich der Leitsatz für Tolstois späteres Prophetentum geworden. Er hat durchaus gemeint, die Zivilisation aufhalten zu können, er hat sie aber verdächtigt und verkannt nur in seinen theoretischen Schriften. In seinen Dichtungen hingegen und in seinem persönlichen Eintreten für die Rechte der Erniedrigten hat er unsere europäische Zivilisation in ihrem letzten eigentlichen Wesen aufs nachhaltigste gefördert!

Beachten wir hierbei noch das eine, dass Tolstoi die Zivilisation — leider lässt er sie undefiniert — nur für einen Teil der Menschheit, d. h. für Westeuropa tatsächlich fortschreitend anerkennt. Tolstois Blick wird somit schon durch seinen Hass gegen die westeuropäische Zivilisation auf Asien gerichtet — wir sehen das hier zum ersten Male. In der Folge ist das dann unverkennbar: Ganz Europa lehnt der Prophet Tolstoi ab und verkündigt die Weisheit Asiens, das aber erst durch das Medium der russischen Seele gegangen sein muss! So kommt Tolstoi zu Buddha und zu Confucius: Zu ersterem zog ihn ein angeborener asketischer Zug, zu letzterem, der ihm wohl weit näher steht, jenes eigentümliche Vereinigenwollen von Nützlichkeitsmomenten (wenn auch vornehmlich im Sinne einer irdischen Glückseligkeit) mit letzten sittlichen Beweggründen, das für den theoretischen Tolstoi von Anfang an so bezeichnend schon in seinen pädagogischen Schriften klar und deutlich hervortritt — wenn auch noch etwas verklärt durch die Kunst, der er damals noch nicht seine Seele verschlossen hielt.

Ueber die Definition der Bildung, die Tolstoi dann noch ziemlich unvermittelt dieser seltsamen Definition des Fort-

schrittes, die er uns dabei schuldig bleibt, anreiht, können wir uns kurz fassen. Wir würden sie sogar völlig übergehen, wenn hier nicht ein typisches Beispiel vorläge für die sophistische Art, wie Tolstoi sich die Zustimmung zu einer Behauptung erschleichen will: indem er scheinbar alle in Betracht kommenden Gegengründe anführt, sie alle mit leichter Mühe abfertigt, — sie wurden schon aus diesem Gesichtspunkte heraus ausgewählt! — das eine aber, was tatsächlich hier Ausschlag geben müsste gegen ihn, einfach übersieht! Wir sagen nicht, dass Tolstoi dies absichtlich tut. (Tut er es aber unabsichtlich, so liegt hier eine solche Gedankenlosigkeit vor, die schon als Charakterfehler bezeichnet werden muss!) Tolstoi behauptet nun, die Pädagogen bis zu ihm gründeten sich auf folgende Beweggründe: Der Schüler lerne

1. um nicht gestraft zu werden,
2. um belohnt zu werden,
3. um besser zu sein als die anderen,
4. um eine gute Stellung in der Welt zu erlangen.

Dementsprechend gäbe es Schulen:

1. auf der Grundlage des Gehorsams,
2. auf der Grundlage der Eigenliebe,
3. auf der Grundlage materieller Vorteile und persönlichen Ehrgeizes.

Die protestantische Schule sei auf dem Gehorsam begründet; die katholisch-jesuitische auf dem Wetteifer und der Eigenliebe; die russische endlich auf materiellen Vorteilen, bürgerlichen Auszeichnungen und Ehrgeiz.

In dieser schematischen Aufstellung „aller allgemein anerkannten Begründungen der Schulen“ (ausser der natürlichen Wissbegier des Schülers, die Tolstoi durchaus als erster entdeckt haben will und sie „das Streben nach Gleichheit des Wissens mit dem Lehrer“ nennt) ist dabei völlig übergangen die eigentliche Begründung jeder normalen Schule, ob sie nun prote-

stantisch, katholisch-jesuitisch oder russisch ist: Die Liebe zum Kinde und das Rechnen mit dessen Gegenliebe und Vertrauen. Will man sie nicht anerkennen und den historischen Schulen absolut genommen sittlich unhaltbare und letzten Endes durchaus inhaltslose Motive zuschreiben, wie das Tolstoi hier tut, so verleumdet man eben ganz einfach diese altehrwürdigen Institutionen in leichtsinnigster Weise und verdient überhaupt nicht mehr ernst genommen zu werden. Und es berührt uns einfach als kindlich, wenn Tolstoi nun durch diese kinderleichte „Widerlegung" der ihnen willkürlich untergeschobenen Motive diese altehrwürdigen Institutionen abgetan zu haben glaubt. Solche Schleichwege wirken nur vor unmündigen Kindern und da bedeuten sie Verführung zur Oberflächlichkeit, Ungerechtigkeit und Ehrfurchtslosigkeit. Ganz ebenso verfährt Tolstoi, wenn er „alle" Motive des Lehrenden aufzuzählen behauptet und folgende Motive als ausschliesslich in Betracht kommend annimmt:

1. das Streben, den Schüler zu einem nützlichen Menschen heranzubilden,
2. das Streben nach materiellem Gewinn,
3. Ehrgeiz, das Streben, das eigene Wissen zu zeigen,
4. das Streben, andere zu Teilhabern an seinen, des Lehrenden persönlichen Interessen heranzubilden, ihnen die eigenen Ueberzeugungen und zu diesem Zwecke auch das eigene Wissen zu übertragen.

Damit bleibt natürlich das Hauptmotiv des normalen Pädagogen ungenannt: der will doch garnichts anderes, als dem Schüler dazu verhelfen, sich zu entfalten dem eigenen Wesen nach, in harmonischer Ausbildung aller in ihm liegenden und seinen Daseinswert erhöhenden Anlagen und Fähigkeiten. Um dies zu erreichen, will der normale Pädagoge dem Schüler all sein Wissen, all seine Lebenserfahrung übermitteln in der Hoffnung und in dem Wunsche, dass der Schüler einst ein gebilde-

terer und besserer Mensch sein werde als sein Lehrer, dass er, der Schüler, die Fehler vermeiden wird, die sein Lehrer beging, und dass er, der Schüler, eine reichere, vielseitigere Natur entfalten werde, als es seinem Lehrer möglich war. Natürlich würde der Lehrer hierbei durchaus im Dunkeln tappen, wenn die menschliche Vernunft wirklich uns nur zu sagen vermöchte, — wie das Tolstoi hier behauptet, — dass wir den, der uns im Wege steht, einfach zu Boden schlagen sollen, wenn mit anderen Worten die menschliche Vernunft wirklich nur folgerichtige Selbstsucht wäre, nicht aber vielmehr ein gewisses inneres, durch aufrichtiges, nie rastendes Nachdenken mehr und mehr zum Bewusstsein gelangendes Verstehen dessen, was uns im höchsten bleibenden Sinne zum Heile dient, ein ahnungsvolles Begreifen dessen, was vorüberführt an aller Reue und ein ganz bestimmtes Verhalten zu dem Mitmenschen zur Pflicht erhebt. Der Lehrer würde tatsächlich im Dunkeln tappen, wenn mit anderen Worten die Vernunft nicht ein erlebtes Verständnis wäre dafür, wie gerade die jedesmalige Eigenart dessen, der es erlebt, jenes Gemisch von Anlagen und Eigenschaften, das nun einmal einen jeden von uns ausmacht, im höchsten Sinne verwertet werden könnte im letzten fraglosen Interesse aller Mitmenschen.

Tolstoi will aber von dieser, der eigentlichen Vernunft nichts wissen, er verwechselt sie ständig mit Logik im Dienste der Selbstsucht, — er braucht das, um Gott als Offenbarung ausserhalb aller Vernunft anzunehmen (und das hat er, wie es uns scheint, dazu nötig, damit er seinen Gott für sich allein haben kann, ihn als erster zu entdecken vermag — sonst würde er ihn ja nicht für Gott halten!). Tolstoi will aber auch von der Menschenliebe nichts wissen als Motiv für den Lehrer, — dazu ist er zu sehr Positivist der fünfziger Jahre (und er begriff dabei nicht, dass der Skeptizismus dieser Positivisten der Menschenliebe gegenüber letzten Endes sich doch nur gründete auf be-

wussten Gegensatz und Misstrauen gegen die Kirche, die bisher allein die Menschenliebe verkündet hatte). Tolstoi möchte überhaupt, wenn es nur anginge, nicht mit Bewusstseinstatsachen rechnen (denn nur so kann er sich selber zum Masse aller Dinge machen, ja: muss er das, denn die Bewusstseinstatsachen sind doch nun einmal da, wenn man sie auch als nicht da seiend behauptet) und glaubt allen Ernstes eine exakt-wissenschaftliche Erklärung des Bildungsvorganges gegeben zu haben, wenn er behauptet: „Bildung ist das Streben des Menschen nach Gleichheit des Wissens, das dem unveränderlichen Gesetz der Vorwärtsbewegung unterliegt." („insofern, als die Gleichheit nicht auf der niederen, vielmehr nur auf der höheren Stufe erreicht wird: das Kind kann erfahren, was ich weiss, ich aber kann nicht vergessen, was ich weiss (!), ich kann den Gedanken früherer Generationen kennen, die aber nicht den meinigen (!)".)

„Bildung ist die Tätigkeit des Menschen, die zu ihrer Grundlage das Bedürfnis nach Gleichheit (des Wissens) und das unabänderliche Gesetz der Vorwärtsbewegung hat!"

Mit dieser leeren Formel — sie ist nur eine weitere Ausführung der zum Schlusse der ersten pädagogischen Schrift gegebenen — meint nun Tolstoi da angelangt zu sein, wo nur die Erfahrung, d. h. der Versuch zu entscheiden habe, und das einzige Kriterium die Freiheit des Schülers sein dürfe. Tolstoi glaubt damit wirklich allen Ernstes, er habe so die Pädagogik neu begründet, er könne mithin alle ihre bisherigen Erfahrungen ignorieren und auf seiner Dorfschule die Menschheitserziehung aufs neue regeln!

Und Tolstoi glaubt dabei zudem auch noch voraussetzungslos vorzugehen. Dabei nimmt er einerseits den im Kinde bereits fertigen Menschen voraus — und das widerspricht der elementarsten Erfahrung —, andererseits verneint er dogmatisch das Hauptelement aller bisherigen Erziehung: das in der Liebe zum

Kinde erlebte Recht zu ihr, und schliesslich verwandelt er durch diese leere exakte Formel Erzieher und Erziehende aus lebenden, wollenden, liebenden Menschen in Automaten, die von dem einen Gesetz des Strebens nach Gleichheit bewegt einem Gesetze der Vorwärtsbewegung unterliegen. (Dies Gesetz der Vorwärtsbewegung hat doch auch wohl nicht in den Sternen gestanden. Tolstoi würde wohl in Verlegenheit kommen, wenn er es auf exakte Weise beweisen sollte. Er verlangt aber von uns, wir sollen es gläubig hinnehmen, weil er es ausspricht; wir aber können nun einmal in diesem vermeintlichen Gesetze, das auch nicht die geringste Nachprüfung an der Wirklichkeit verträgt, nichts anderes erblicken, als eine reine Verlegenheitsschöpfung Tolstois.)

Alles in allem genommen gibt Tolstoi hier — wir betonten das bereits in unserer Betrachtung der ersten dieser pädagogischen Schriften — eine Erklärung des Bildungsvorganges, der nur der eine kleine Mangel anhaftet, dass der Mensch ausgeschlossen bleibt von ihm. Deutlich trägt diese Definition der Bildung — sie erinnert an Karl Marx' ökonomische Verhältnisse, aus denen die ganze Ideologie hervorgehen soll — die Spuren jenes dogmatischen Positivismus an sich, der bei Tolstois geistigem Werdegang Pate gestanden hatte, und dessen Nachwirkung den zwar restlos aufrichtig, aber mit grenzenloser Eigenliebe nach der Wahrheit strebenden Denker Tolstoi immer wieder davon abhält, d a s in der Wirklichkeit anzuerkennen, was nicht experimentell nachgewiesen werden kann, wenn es auch am allergewissesten da ist für uns: wie unser Erleben, unsere Gefühle, unser Wollen, unsere inneren Gewissheiten (d. h. wohlgemerkt: Tolstoi erkennt das nicht an in Hinsicht auf die Behauptungen anderer. Sein eigenes Erlebnis gilt ihm da als d a s Erlebnis. Metaphysischer Materialist ist er somit nie gewesen). Und die innere Gewissheit, im Rechte zu sein, erleben wir vor allem da, wo wir selbstlos sind, wo wir lieben.

Die Liebe aber als Grundlage aller Erziehung und als allein ausschlaggebendes Element gegenüber allen mehr oder minder einseitigen Theorien, sie gerade wollte dieser Fanatiker des Positivismus nicht anerkennen! (Er hätte sonst freilich nicht die Möglichkeit gefunden, eine, wie er meinte, durchaus originelle Erziehungslehre zu verkünden: denn die Liebe ist wohl die allerälteste Erfindung des Menschengeschlechts. Freilich eine, die immer wieder von neuem gemacht wird, als letzter, aber unfehlbarer Ausweg aus allen Schwierigkeiten rein menschlicher Art. Und dabei kommt der Liebe, und wohl ihr allein von allen Beziehungen unter Menschen, die Fähigkeit zu, immer von neuem wieder entdeckt werden zu können: weil sie eben tatsächlich, wo sie sich auch immer offenbart, sich kundgibt in einzigartiger, nie dagewesener Erscheinungsform: denn die Liebe braucht zu ihrem Wirklichwerden unter Menschen die ganze ungebrochene Fülle der Wirklichkeit!) Dieser dogmatisch-positivistische Ethiker — der nie begreifen wollte, dass der Liebende sich gar kein Verfügungsrecht anmasst über den Geliebten, weil Liebe ja Vertrauen erwirken muss — konnte uns mithin in seiner Erziehungslehre garnichts anderes geben, als ein leeres Schema, das sich im Leben gar nicht verwenden lässt, weil es keinen Raum gewährt dem lebenden Menschen, und das darum Tolstoi gar nicht ausprobieren konnte. Und das hätte er auch wohl eingesehen, wenn er nicht tatsächlich das zur Grundlage seiner pädagogischen Praxis genommen hätte, was er als leitendes Motiv bei allen anderen Pädagogen in Abrede stellt: nämlich gerade die Liebe zum Kinde. (Hier sehen wir ganz deutlich die letzten Wurzeln von Tolstois dogmatischem Positivismus: Es darf nur das in der Welt als wirklich gelten, was wäg- oder messbar ist — damit in allem anderen er, Tolstoi, seine Einzigartigkeit zu behaupten vermag, damit es keine anderen Beweggründe geben kann als die, die er selber erlebt! Ein wahrhaft tragischer Selbst-

betrug, der nur dadurch möglich wird, dass Tolstoi bei anderen das Erlebte nicht mehr unter die Wirklichkeit rechnet, während es bei ihm selber zum Massstab der ganzen Wirklichkeit dient.) So aber gelangte Tolstoi in seiner pädagogischen Praxis zu einigen wundervollen Einblicken in die Kinderseele, die er dabei keineswegs seinen pädagogischen Theorien verdankte, vielmehr ausschliesslich seinem wunderbar reichen Dichterherzen. Tolstois pädagogische Theorien gaben ihm selber nichts weiter als die Rechtfertigung, seine kostbare Zeit auf den Unterricht zu verwenden — und um diese Rechtfertigung zu erleben, dazu musste er sich durchaus als Neuerer vorkommen! Freilich hielt auch diese Rechtfertigung den geborenen Künstler Tolstoi kaum eineinhalb Jahre beim Unterricht, dann kehrte er mit neuen Kräften, und diesmal überzeugt von der Richtigkeit seines Tuns zur Dichtung zurück!

Für die Wissenschaft ist aus Tolstois pädagogischen Aufsätzen wohl kaum etwas abgefallen: was etwa neu daran wäre — wie mir scheint nur die masslosen Uebertreibungen —, ist eben nicht richtig. Der praktische Pädagoge freilich, der Humor genug besitzt, um Tolstois unglaubliche Verleumdungen und Beschimpfungen seines Standes und seiner Kollegen zu allen Zeitaltern lächelnd von sich abzuschütteln, ein solcher Pädagoge mag wohl mancherlei Nutzen ziehen aus dieser Lektüre. Kaum zwar, dass ihm Offenbarungen werden, wohl aber mag er diese oder jene Gefahr seines Berufes, die er längst ahnte, hier in aller Schärfe gefasst vor Augen geführt bekommen. Die Ehrfurcht vor dem Kinde — heute längst schon die Grundlage jeder normalen Erziehung — findet ja hier einen Ausdruck bis zum Paradox: bis zur Ehrfurchtslosigkeit vor dem Lehrer. Immerhin ist das vielleicht eine nicht alltägliche Beleuchtung, bei der bisher im Schatten liegende Seiten des Problems neu erhellt sein mögen. Dasselbe mag gelten von dem, worin ich Tolstois eigentliche pädagogische Leistung erblicke: Dem Hinweis darauf,

dass die grösste Gefahr für den Pädagogen darin liegt, in dem Kinde das Zutrauen zum eigenen Urteil zu lähmen und es schliesslich zu veranlassen, alle seine Geisteskräfte darauf zu richten, das zu erraten, was der Lehrer will, statt an der eigenen geistigen Entwicklung zu arbeiten.

Vielleicht ist das vor fünfzig Jahren, als Tolstoi es niederschrieb, nicht banal gewesen — neu war es freilich auch damals nicht: denn Pestalozzi und Fröbel hatten bereits gewirkt — und darum wäre es ungerecht, Tolstoi, dessen aufrichtiges Wollen wir niemals bestreiten, hier reale Verdienste abzusprechen (ein solches mag vielleicht auch anzusprechen sein in Tolstois nachdrücklichem Betonen der durch das Leben unbeabsichtigt erfolgenden Bildung), indes sind diese realen Verdienste — über deren Bedeutung ich mir keinerlei abschliessendes Urteil anmasse — teuer genug erkauft durch das vollgeschüttete Mass von Ehrfurchtslosigkeiten, Verleumdungen und Verdächtigungen, das Tolstoi hier ausschüttet über alle Pädagogen vor ihm!

Soviel über Tolstois pädagogische Theorien. Er suchte sie in die Praxis überzuführen in seiner Schule von Jasnaja Poljana. Ueber sie berichtet er seiner Babuschka im Juli 1861:

„Im übrigen darf ich mich nicht beklagen: Ich habe ja eine poetische, wundervolle Beschäftigung, von der ich mich gar nicht zu trennen vermag — und das ist die Schule. Wenn ich mich endlich losgerissen habe von der Kanzlei und den Bauern, die mich von allen Zugängen des Hauses aus verfolgen, wende ich mich zur Schule. Da sie aber gerade neu hergerichtet wird, so findet der Unterricht nebenan im Garten statt unter einem Apfelbaume, wohin man nur gelangen kann, wenn man sich bückt. So ist dort alles verwachsen. Dort sitzt denn auch der Lehrer und ringsherum die Schüler und kauen Grashalme und belustigen sich damit, auf Linden- und Ahornblättern in ihrer Weise

Musik zu machen. Der Lehrer lehrt nach meinen Angaben, aber noch nicht ganz so, wie es sein sollte. Und das fühlen auch die Kinder. Sie lieben mich mehr. Und nun beginnen wir uns zu unterhalten drei bis vier Stunden lang, und niemandem ist es langweilig. Ich kann gar nicht sagen, was das für Kinder sind — man muss sie einfach sehen! Bei unseren lieben Kindern habe ich nichts Aehnliches gekannt. Denken Sie sich nur, dass im Laufe von zwei Jahren bei völligem Fehlen jeder Disziplin niemand bestraft ward. Keine Faulheit, keine Roheit, kein dummer Witz, kein unanständiges Wort! Das Schulhaus ist jetzt fast völlig hergestellt: Drei grosse Zimmer, eines in rosa tapeziert, zwei in blau, sind von der Schule eingenommen. In einem dieser Zimmer befindet sich zudem noch eine Art Museum. Auf Brettern um die Wände herum sind Steine ausgelegt, Schmetterlinge, Skelette, Blumen, physikalische Instrumente usw. Sonntags ist das Museum für alle offen, und ein Deutscher aus Jena (der sich trefflich herausgemacht hat) macht dann Experimente. Einmal in der Woche gibt es Botanik, und dann ziehen wir alle in den Wald, um Blumen, Gräser und Pilze zu suchen. Gesangsstunden sind vier in der Woche, Zeichenstunden sechs (wiederum der Deutsche) und sehr gute. Mit dem Landvermessen geht es schon so gut, dass bereits die Bauern die Knaben auffordern, ihnen dabei zu helfen. Lehrer sind drei, ausser mir. Ja, und dann noch der Geistliche zweimal in der Woche — und Sie glauben immer, ich sei ein Gottloser — und dabei lehre ich noch den Geistlichen, wie er lehren soll . . . Die Unterrichtsstunden sind angesetzt auf acht bis zwölf und wiederum von drei bis sechs, dauern aber meistens bis zwei Uhr, weil man die Kinder doch nicht aus der Schule jagen kann, und sie bitten den Unterricht fortzusetzen. Am Abend hinwiederum bleiben oft mehr als die Hälfte der Schüler zum Uebernachten im Garten in irgendeinem improvisierten Zelte. Beim Mittag- und Abendessen und nach dem Abendessen beraten wir Lehrer uns.

Am Samstag lesen wir einander unsere Aufzeichnungen vor und bereiten uns für die kommende Woche vor!"

Ausführliches über die Wirksamkeit seiner Schule hat dann Tolstoi fortlaufend berichtet in seinem pädagogischen Journale. Er gibt damit wohl kaum ein Lehrbuch der Pädagogik, wohl aber eines reinen Menschentums: Er lässt uns die Widerspiegelung der Kinderseele erleben in der Seele eines grossen Dichters. Tolstois eigentliche pädagogische Theorien fallen hier gar nicht mehr auf (er befolgt sie auch, wenn überhaupt, nur mit sehr grossen Einschränkungen und plaudert das auch ganz naiv aus, so sehr überwiegt bei ihm die Freude an der lebendigen Kinderseele). Wenn wir dabei aus diesen, teilweise ganz köstlichen Aufzeichnungen ersehen, wie bewundernswert unverdorben klar und unerschöpflich tief sich der Born der Volksseele erhalten hat in Russland — durch alle Nöte der eben erst überwundenen Leibeigenschaft hindurch — so begreift man zwar weder, dass Tolstoi seiner Schule so bald schon den Rücken kehren konnte, noch begreift man es, dass die russische Gesellschaft so abseits lebt von diesem Volke, wohl aber begreift man bis zum Nacherleben deutlich die ewige Gewissensunruhe, die einen Tolstoi und die ganze russische Gesellschaft immer wieder hinzieht zu diesem Volke — von allen Verführungen Westeuropas hinweg. Jedenfalls sollten diese Schulberichte in weitesten Kreisen gelesen werden. (Man sollte sie zunächst einmal getrennt herausgeben von Tolstois theoretischen pädagogischen Schriften, die keine rechte Freude mehr aufkommen lassen am praktischen Pädagogen Tolstoi.) Ich kenne kaum eine Lektüre, die erfreulicher wirkt und mehr dazu angetan ist, frohe Hoffnungen wach zu halten in dem, der das Leben kennt.

Ich kann hier nur einiges Wenige anführen aus diesen Schulberichten. Zunächst über die dort herrschende „freie Ordnung": Niemand bringt etwas mit, weder Bücher noch Hefte. Häusliche Arbeiten werden nicht gegeben. Der Schüler trägt aber

auch nichts im Kopfe mit sich zur Schule: Er ist nicht verpflichtet, irgend etwas, was er am Tage vordem gehört hat, behalten zu haben. Ihn quält darum auch nicht der Gedanke an die bevorstehende Schulstunde. Er bringt nur seine empfängliche Seele mit und die frohe Gewissheit, dass es heute in der Schule ebenso lustig sein werde, wie es gestern war. Keiner wird gescholten, wenn er zu spät kommt. Es kommt aber auch niemand zu spät. Ganz im Gegenteil: Schon eine Stunde vor Beginn des Unterrichts ist die Schulpforte belagert von der ungeduldigen Kinderschar! Der Lehrer tritt ins Schulzimmer. Auf dem Boden liegen und kreischen die Kinder durcheinander. Die einen rufen: „Noch heran, der Haufe ist noch nicht gross genug!" Ein anderer hinwiederum: „Drückt mich doch nicht tot, ihr Kinder!" Wiederum ein anderer: „Lass meine Haare los, hörst du!" „Peter Michailowitsch!" ruft der Junge, der ganz unten liegt, dem eintretenden Lehrer zu. „Sag ihnen doch, dass sie aufhören sollen!" „Guten Morgen, Peter Michailowitsch!" rufen die anderen, ruhig fortfahrend in ihrer Balgerei. Der Lehrer nimmt die Büchelchen und teilt sie denen aus, die mit ihm zum Schranke traten. Von dem Haufen, der auf dem Boden liegt, verlangen die obersten, noch liegend, ihre Bücher. Allmählich wird der Haufe kleiner. Wenn erst die Mehrzahl Bücher erhalten hat, laufen auch die anderen zum Schranke hin und rufen: „Mir auch! Mir auch! Gib mir doch das Büchlein von gestern!" Wenn dann immer noch ein paar eifrige Kämpfer am Boden liegen bleiben und fortfahren, zu raufen, so rufen ihnen die bereits Lesenden zu: „Genug! Genug! Ihr stört uns, steht doch auf!!" Dann verstummt der Kampf völlig: Alle sind vertieft in ihr Lesen. Sie setzen sich dabei, wie es ihnen gerade passt: auf Bänke, Tische, Fensterbänke, auf den Boden, auf den Sessel des Lehrers. Die Mädchen sitzen alle zusammen, ebenso die jedesmaligen Dorfgenossen, namentlich die kleineren. Wenn einer von ihnen be-

schliesst, sich in eine andere Ecke zu setzen, so eilen auch gleich die anderen dahin und sitzen dann da mit so glücklichen und zufriedenen Gesichtern, als ob sie ein lang ersehntes Ziel erreicht hätten. Sie sind ganz bei der Sache und treiben keinerlei Unfug mehr. Wenn sich einer beklagt, dass ihn ein anderer kneife, so heisst es nur: „Weshalb kneifst du ihn denn nicht wieder?" Die älteren Schüler sind in dem einen Zimmer, die jüngeren in dem anderen. Der Lehrer geht von einer Klasse zur anderen. Die Schüler machen ihm stets Platz und lagern sich um ihn herum. Nur beim Schreibunterricht sitzen sie ruhig, stehen aber auch dann zwischendurch immer wieder auf, um einander das Geschriebene zu zeigen. Wohl ist ein Stundenplan vorhanden. Der Lehrer richtet sich aber lediglich nach der Neigung der Schüler. So beginnt er zum Beispiel mit Rechnen und geht auf Geschichte über, oder er beginnt mit Religionsgeschichte und endet bei der Grammatik. Aus einer Stunde werden oft drei, ja vier, und dann noch schreien die Schüler: „Nicht aufhören! Weiter! Weiter!" Wird einer von ihnen ungeduldig, so rufen ihm die anderen zu: „Geh doch hinüber zu den Kleinen, wenn es dir langweilig ist!" In den Zwischenpausen und vor dem Nachmittagsunterrichte findet dieselbe Balgerei statt wie am Morgen. „Man lässt sie sich selber beruhigen und zu ihrer natürlichen Ordnung zurückkehren, statt sie gewaltsam zu trennen!"

Das habe sich so aus den Grundsätzen der Schule entwickelt, meint Tolstoi, der Schüler hatte stets das Recht, die Schule zu versäumen und auch, wenn er in der Schule ist, dem Lehrer nicht zuzuhören. Der Lehrer dagegen hatte das Recht, einem Schüler die Aufnahme zu verweigern. (Das erstaunt uns wirklich und stimmt wenig zur Theorie der „freien Schule".) Tolstoi gibt nun zwar zu, je weiter der Unterricht fortschreite, desto unentbehrlicher werde die Ordnung. Er glaubt aber, dass bei normaler, nicht gewaltsamer Entwicklung der Schule das Be-

dürfnis nach Ordnung vom Schüler selber, der jedesmaligen Notwendigkeit entsprechend, empfunden werde, und darum die Ordnung ganz von selber eintrete. Jedenfalls habe sich das in der Schule von Jasnaja Poljana vom Tage ihrer Gründung an bestätigt: Anfangs sei es völlig unmöglich gewesen, eine Teilung vorzunehmen von Unterrichtsgegenständen, Erholungs- und Unterrichtszeiten. Alles zerfloss in eines, und alle Versuche, Ordnung einzuführen, scheiterten. Jetzt aber, schon nach einem Jahr, verlangten die Schüler selber, dass man den Stundenplan einhalte, seien sie unzufrieden, wenn die Stunde unterbrochen werde, und jagten sie selber die Kleinen fort, wenn die zu ihnen hineinlaufen. Tolstoi ist dabei durchaus überzeugt, dass man nur auf dem Wege dieser „äusseren" Unordnung zur „freien" Ordnung gelangen könne. Die gewaltsame Ordnung, an die wir allein gewöhnt seien, sei lediglich die Folge der Uebereilung und des Mangels an Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit: Wir fürchten nur, meint Tolstoi, die Unordnung werde überhandnehmen, wenn wir ihr nicht gewaltsam steuerten, während sie tatsächlich dann abnimmt und — wir erkennen hier deutlich Tolstois Vorbild Rousseau — sich in eine viel haltbarere Ordnung verwandelt. (Diese Anschauung kann im Grunde richtig sein: Wie aber sollten wir den Unterricht entsprechend gestalten in den kolossalen Volksschulen der Grossstadt: Die Pädagogen alten Schlages wissen natürlich sehr wohl, dass das hauptsächlichste seelische Elend nicht bloss unter den Kindern, vielmehr unter den Menschen ganz im allgemeinen, daher stammt, dass wir immer *en gros* behandelt werden, wo sich ein anderer unserer annimmt als die Familie. Wie aber sollte das geändert werden, bevor unsere wirtschaftlichen Verhältnisse nicht von Grund aus andere geworden sind?

Die Schülerkämpfe lässt Tolstoi ruhig auskämpfen und verlässt sich dabei auf die Gerechtigkeit der Schülergemeinschaft. Ich finde das freilich etwas riskant, weil Knaben oft

grausam sind und mitleidslos gegen Schwächere (wofür Tolstoi an anderer Stelle — wir werden gleich darauf zurückkommen — selber erschütternde Beispiele gibt). Dagegen stimme ich Tolstoi bei, wenn er meint, vom Lehrer verhängte Strafen könnten sehr leicht ungerecht sein — aber auch hier trägt die in den wirtschaftlichen Verhältnissen begründete übergrosse Schülerzahl hauptsächlich die Schuld! Natürlich strafen wir die Schüler, wir wissen das sehr wohl, überhaupt bloss aus Mangel an Zeit zu anderem Einwirken, oder weil wir oder andere die lediglich moralische Einwirkung unterliessen, als sie noch möglich war! Uebrigens bestätigen neuerliche Versuche — namentlich in Amerika — mit der Verwaltung der Schule durch die Schüler selber zum Teil wenigstens Tolstois Anschauungen. Und dabei handelt es sich da noch meist um Zöglinge von Korrektionsanstalten: Die Selbstverwaltung der Anstalt wird ihnen gegenüber als Erziehungsmittel mit ausserordentlichem Erfolge angewandt. Das ist freilich nur bei einem kleineren Kreise von Schülern möglich und wohl auch nur im Internate — und zudem nur unter ständiger, im Notfalle auch vor gewaltsamen Eingriffen keineswegs zurückschreckender Kontrolle der Lehrer.

Wenn indes Tolstoi, hierin weitergehend, den Grundsatz ausspricht, dass die Schule sich überhaupt nicht in die Erziehung mischen solle, die nur in die Familie gehöre, und dass die Schule kein Recht habe zu belohnen und zu bestrafen, so ist das weit über das Ziel hinausgeschossen und geradezu ein Schulbeispiel abstrakter Pädagogik: Voraussetzung wäre doch hier zum mindesten, dass die häusliche Erziehung auch immer vorhanden ist — und bei unseren heutigen sozialen Verhältnissen (und in Russland sind sie noch furchtbarere) ist in den allermeisten Fällen nicht einmal die Möglichkeit geboten zu einer häuslichen Erziehung! Man würde also das Kind, wenn man es in der Schule nicht erzieht, in der Voraussetzung, dass es

zu Hause erzogen wird, da, wo solches nicht der Fall ist, auch noch bestrafen für das, woran es völlig unschuldig ist! Ausserdem haben wir niemals ein Recht, ein schutzloses Kind der nur möglichen — und sehr unwahrscheinlichen — Vernunft seiner Mitschüler auszuliefern.

Unsere westeuropäische Auffassung von dem Kinde als von einem noch nicht fertigen Menschen beruht aber dabei durchaus nicht, wie Tolstoi uns hier vorhält, in unserem Verlangen, uns über das Kind zu erheben oder gar, wie Tolstoi schmählicherweise behauptet, in unserem Bestreben, das Kind möglichst rasch so zu verderben, wie wir selber sind — unsere Auffassung des Kindes als eines noch nicht fertigen Menschen gründet sich vielmehr in unserem Erlebnis der heiligen Pflicht, des Kindes Wehrlosigkeit zu schützen: Das Kind davor zu bewahren, dass seine Seele, die sich noch nicht selber zu begreifen vermag, missgestaltet werde für immer. — Und wir wissen, dass die Eindrücke der Jugendzeit die dauernden sind, ja, neuere Seelenforschung vermochte einwandfrei nachzuweisen, dass namentlich d i e Eindrücke der Kinderseele, die dem Kindesalter nicht entsprechen und daher nicht restlos verarbeitet werden konnten von ihr, Wunden zurücklassen, aus denen äusserst schwer zu heilende Nerven- und Willenskrankheiten hervorgehen.

Tolstoi gibt übrigens selber in diesen seinen Schulberichten ganz im Gegensatz zu seinen Theorien ausserordentlich schlagende Beweise dafür, dass die Schule das Kind schützen muss auch vor seinen Mitschülern: Er zeigt an einem sehr betrüblichen Beispiele, was dabei herauskommt, wenn man Kindern die Bestrafung anderer Kinder überlässt:

Einer der Schulknaben hatte Bleistifte und Hefte gestohlen. Tolstoi schlug den Mitschülern vor, sie selber sollten die Strafe für den Schuldigen bestimmen. Die einen wollten nun den Dieb einfach durchprügeln, andere waren dafür, ihm ein Etikett mit dem Worte „Dieb“ anzuheften. Dazu entschloss man sich denn

auch (der Gedanke an diese unglaubliche Roheit ist den russischen Kindern wohl gekommen in Erinnerung daran, dass in Russland bis weit in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein gewissen Verbrechern das Wort „Dieb" mit glühendem Eisen eingebrannt wurde). Dass Tolstoi damit einverstanden sein konnte, erstaunt uns aufs Höchste: Alles menschliche Feingefühl und jeder pädagogische Takt hat ihn hier verlassen — zugunsten seiner vorgefassten Doktrin von der „freien Schule". In der „Zwangsschule" wäre eine solche Roheit überhaupt unmöglich!

Alle Schüler blickten denn auch in Schadenfreude auf den Gestraften, spotteten über ihn und verlangten, man solle ihn durchs ganze Dorf führen und ihn bis zum Feiertage mit diesem Etikett belassen. Das gestrafte Kind war bleich, seine Lippen bebten, seine Augen blickten schüchtern und empört zugleich auf die schadenfrohen Kameraden, und nur bisweilen verzog sich sein Gesicht zum Weinen. Die übelwollende Aufmerksamkeit aller Mitschüler war auf es gerichtet, und das fühlte das Kind schmerzlich. Doch geben wir hier Tolstoi selber das Wort:

„Als der Gestrafte, ohne sich umzuschauen, und indem er den Kopf hängen liess, wie mir schien, mit einem ganz besonderen Verbrecherschritt nach Hause ging, und die Kinder in Haufen hinter ihm herliefen und ihn aufzogen in einer seltsamen, unnatürlichen Grausamkeit, gleich als ob wider ihren Willen der böse Geist mit ihnen sein Wesen treibe, da sagte mir irgend etwas in mir, das sei nicht schön. Es blieb aber dabei, und der Dieb ging mit dem Etikett den ganzen Tag über umher. Seit dieser Zeit begann er, wie mir schien, schlechter zu lernen, und ich erblickte ihn schon nicht mehr beim Spiele und im Gespräche mit den Kameraden ausserhalb der Klasse."

Aber diese Strafe war nicht nur barbarisch, sie erwies sich auch, eben dadurch, dass sie barbarisch war, als völlig unwirk-

sam. Nur kurze Zeit später stahl derselbe Knabe wiederum und zwar diesmal Geld, zwanzig Kopeken. Wiederum ward ihm das Etikett angehängt, wiederum spielten sich dieselben widerlichen Szenen ab. Tolstoi gesteht dabei selber, er habe geradezu eine Wut auf den Knaben gehabt. (Natürlich! dieser Knabe war ja ein lebendiger Gegenbeweis gegen die „freie Schule“! Da sehen wir, wie die Doktrin den, den sie beherrscht, unmenschlich machen muss: so interessiert an einem im voraus angenommenen Zusammenhang, dass, wenn der einmal nicht eintritt, der Doktrinär den Mitmenschen dafür entgelten lässt: Tolstoi gibt uns hier geradezu ein Schulbeispiel für die entsittlichende Macht der Doktrin: Ein derart „Gefallenen“ gegenüber feinfühliger Mensch, wie wir Tolstoi in der „Begegnung im Felde“ kennen gelernt haben, wird hier zum Mitschuldigen an der geradezu raffinierten moralischen Folter eines wehrlosen Kindes!) Tolstoi hielt also dem rückfälligen Knaben die übliche Strafpredigt. Als er aber auf das bleiche, leidende und verstockte Gesicht des Kindes sah, da kamen ihm unwillkürlich die Zuchthäusler in den Sinn: „Ich schämte mich und war mir selber zuwider. Ich riss ihm das dumme Etikett ab und liess ihn gehen, wohin er wollte, und überzeugte mich, nicht mit dem Verstande, mit meinem ganzen Wesen überzeugte ich mich, dass ich kein Recht habe, dieses unglückliche Kind zu quälen, und dass ich nicht aus ihm das machen darf, was ich und der Hausknechtssohn (!) aus ihm machen möchten! Ich überzeugte mich, dass es Geheimnisse der Seele gibt, die vor uns verborgen liegen, auf die das Leben einwirken kann, nicht aber Zurechtweisungen und Strafen. Was ist denn das auch für ein Unsinn! Dieser Knabe stahl ein Buch: Durch einen langen, verwickelten Weg seiner Gefühle, Gedanken und irrtümlichen Schlussfolgerungen war er dazu verleitet worden, ein fremdes Buch zu nehmen und es dann aus irgendeinem Grunde in seiner Schublade einzuschliessen. Ich aber klebte ihm ein Etikett an mit dem Worte ‚Dieb‘, was etwas

ganz anderes bedeutet! Zu welchem Zweck? ,Ihn durch Scham zu strafen!' wird man mir sagen. Warum? Was ist denn Scham? Steht es etwa fest, dass Scham die Neigung zum Diebstahl vernichtet? Vielleicht spornt sie diese Neigung erst recht an. Das, was das Gesicht des Knaben ausdrückte, war vielleicht gar nicht Scham, ich weiss sogar ganz bestimmt, dass es nicht Scham war, vielmehr etwas ganz anderes, was vielleicht für immer in seiner Seele geschlafen hätte, und was gar nicht nötig gewesen wäre, zu erwecken!" (Als ein wie feiner Kenner der „Verbrecherseele" erweist sich hier Tolstoi! Wäre er doch dem treu geblieben, welch mächtiger, segensreicher Einfluss wäre ihm dann sicher, gerade in unserer Zeit, die endlich zu zweifeln beginnt an dem Rechte des Menschen, seinesgleichen zu strafen und zu richten. Aber Tolstoi wird scharfsichtig hier — der Verbrecherseele gegenüber — nur um seine Doktrin zu stützen. Und später verleitet ihn eine andere Doktrin, gerade hier jeden Scharfblick zu verlieren. Die jedesmalige Abhängigkeit von einer vorausgefassten Doktrin, das ist ja gerade das Unglück in Tolstois Denken!)

Seltsam berührt es uns freilich, dass Tolstoi hier gar nicht eingestehen will, dass er selber einen Fehler beging: in dem unmöglichen Beginnen, ein Kind der natürlichen Roheit — sie entspricht dem natürlichen Mangel des Kindes an Leidenserfahrung — anderer Kinder ausgesetzt zu haben. Tolstoi ist vielmehr auf einmal gegen jede Strafe und äussert folgenden, im übrigen durchaus zu unterschreibenden Gedanken: „Mögen dort, in der Welt, die man die wirkliche nennt, in der Welt eines Palmerston, eines Cayenne, in der Welt, wo vernünftig nicht das ist, was vernünftig ist, vielmehr das, was wirklich ist — mögen dort Geister, die selber bestraft wurden, sich das Recht und die Pflicht ausdenken, andere zu strafen. Unsere Welt, die Welt der Kinder — die Welt einfacher, unabhängiger Menschen — soll rein bleiben von Selbstbetrug und von dem

verbrecherischen Glauben an die Gesetzlichkeit der Strafe, von der selbsttrügerischen Annahme, dass das Gefühl der Rache gerechtfertigt sei, sobald man es nur Strafe nennt!" (Schade nur, dass Tolstoi diesem wahrhaft erlösenden Gedanken nicht weiter nachging: Er hätte dann finden müssen, dass man die Strafe nur dann verurteilen darf — und sie ist meiner Meinung nach unter allen Umständen zu verurteilen — wenn man den Menschen auch als schuldlos anerkennt, als einen, der so hat werden müssen wie er ist, und das in einem Werdegang, der keinem anderen jemals erschlossen sein wird. Das anzuerkennen hat sich aber Tolstoi bis zuletzt geweigert — aus Gründen, auf die ich bereits mehrmals hinwies — darum schwebt aber sein ganzer Protest gegen Richten und Strafen in der Luft, es fehlt ihm eigentlich jedes moralische Recht zu solchem Proteste: Er selbst hört ja bis an sein Lebensende nicht auf, die Menschen zu strafen — durch Verachtung.)

Doch fahren wir fort in der Beschreibung des Unterrichtes. Erst um zwei Uhr laufen die Kinder, völlig ausgehungert, nach Hause. Sie bleiben aber noch immer einige Minuten da, um zu erfahren, welche Zensuren sie erhalten haben. (Und es sollte doch gerade keine Zensuren geben in der „freien" Schule! In ihnen hatte doch Tolstoi gerade ein Hauptmerkmal der erzwungenen Schule erblickt: Wir sehen hier, dass Tolstoi im grossen und ganzen und überall da, wo er tatsächlich Erfolg hatte, durchaus nach der Methode der vielgeschmähten „gewaltsamen" Schule verfuhr!) Tolstoi meint zwar, obwohl diese Zensuren keinerlei Vorrecht gäben, interessierten sich die Kinder sehr für sie. Er irrt aber, ein Vorrecht geben die Zensuren bereits dadurch, dass sie gegeben werden. Diese Zensuren dienten den Kindern, so berichtet Tolstoi in sichtlicher Verlegenheit weiter, als Wertmesser ihrer Arbeit (zu etwas anderem haben sie überhaupt niemals gedient) — und Unzufriedenheit mit ihnen herrsche nur da, wo die Zensur falsch sei (das ist überall so,

nur dass Tolstoi den Schüler darüber entscheiden lässt, ob die Zensur falsch ist). Hat der Lehrer, so fährt Tolstoi fort, einem Knaben, der sich Mühe gab, eine schlechtere Zensur gegeben, als er verdient hat (wer entscheidet denn hier?), so gibt er dem Lehrer keine Ruhe mehr und weint so lange bitterliche Tränen, bis er eine Aenderung durchgesetzt hat (!) — dagegen werden wohlverdiente, schlechte Zensuren anstandslos hingenommen (?). Wir sehen somit deutlich, worauf Tolstois freie Schule letzten Endes hinausläuft. Es wird dort alles im Grunde genau so gemacht wie früher, nur was dort Methode ist, wird hier Missbrauch!

Der Nachmittagsunterricht beginnt gewöhnlich erst in der Dämmerung, und zwar ist der Lehrgegenstand dann meist heilige Geschichte oder russische Geschichte, wozu sich alle Klassen vereinigen. „Diese Abendstunden tragen im Gegensatz zu den Morgenstunden den Charakter der Ruhe, der Nachdenklichkeit, der Poesie!" Von diesen Abendstunden gibt Tolstoi eine Schilderung, die viel zu poetisch ist, als dass dem nüchternen Kritiker nicht der Verdacht aufstiege, der Dichter lasse sich hier durch die tatsächliche Poesie verführen, den eigentlichen Unterrichtswert weitaus zu überschätzen. (Wie überhaupt in diesen Schulberichten der Verdacht bekräftigt wird, der sich uns auch sonst aufdrängt beim Lesen von Tolstois theoretischen Schriften: Verführt nicht vielleicht den Pädagogen Tolstoi die Genugtuung, die der Künstler in ihm an der Natürlichkeit des Kindes empfindet, zu einer total falschen Bewertung der Zweckmässigkeit der von ihm vorgeschlagenen Unterrichtsmethoden? Hält Tolstoi das Kind nicht vielleicht nur deshalb für gut, weil es natürlich ist? Auch sonst zieht sich durch Tolstois Schaffen — wir haben das bereits in Einzelheiten nachgewiesen und werden darauf zurückkommen müssen — ein ganz eigentümliches Verwechseln dessen, was den Künstler in ihm befriedigt, mit dem, was der Moralist in ihm als zu Recht bestehend anerkennt. Viel-

leicht, dass Tolstoi gerade aus richtiger Erkenntnis dieser seinem sittlichen Urteil drohenden Gefahr sich nachher als Sittenprediger mit ganz besonderer Strenge gegen das Künstlerische wandte als gegen das eigentlich Verführende.)

Gegen acht Uhr werden die Kinder müde — ich glaube wohl: Sie haben sieben Stunden am Tage Unterricht genossen! —. Die Augen fallen ihnen zu, sie gähnen. Die älteren halten sich noch, die jüngeren schlafen ein unter dem gleichmässigen Reden des Lehrers. Manchmal ereignet es sich freilich schon in der zweiten Nachmittagsstunde, dass plötzlich einige Knaben hereinstürmen und ihre Mützen nehmen. Wenn der Lehrer sie dann fragt, weshalb sie schon heim wollen, sagen sie nur: „Die Kinder gehen schon heim", und dann ist niemand mehr aufzuhalten. Wer aber die Kinder waren, die nach Hause gingen, erfährt man nie. Derartiges ereignet sich ein- bis zweimal in der Woche; Tolstoi gibt nun zwar zu, es sei wohl unangenehm für den Lehrer, wenn ihm plötzlich die Schüler so vor der Nase davonlaufen (ich glaube wohl, der Lehrer existiert aber nun einmal nicht für Tolstoi), dafür aber erhielten um solcher Vorfälle willen die fünf bis sieben Stunden besondere Bedeutung, welche die Kinder jeden Tag freiwillig und gerne in der Schule aushielten. Nur unter solchen Umständen könne man ja sicher sein, dass der Unterricht, so unvollkommen und einseitig er sonst auch immer sein mag, nicht völlig schlecht und nicht schädlich sei! Nun, darüber liesse sich mancherlei reden! Tolstoi regt sich indes auch gar nicht weiter darüber auf, er fürchtet etwas ganz anderes: Er fürchtet: ungeachtet dessen, dass den Kindern täglich wiederholt werde, sie könnten nach Hause gehen, wann sie wollten, möchte der Einfluss des Lehrers ein so mächtiger werden, dass dadurch die Freiheit der Kinder gefährdet sei, „dass sie sich fügten ‚der List unseres Ordnungsnetzes' — und die Möglichkeit der Wahl und des Protestes verlören"! Tolstoi meint, und dabei könnte er für russische Dorfkinder, die jenseits aller

Zerstreuung und Verführung leben, recht haben, kaum aber für Grossstadtkinder — die Lernbegier sei in den Kindern so gross, dass sie zu ihrer Befriedigung sich freiwillig vielen willkürlichen, in der Sache selber unbegründeten Bedingungen unterwürfen und viele Unvollkommenheit verziehen: „Die Möglichkeit für den Schüler, die Schule zu verlassen, wann er will, ist nützlich und unentbehrlich lediglich als Verhütungsmittel der allerärgsten und gröbsten Fehler und Missbräuche!" Auch hierin ist sicherlich mancherlei Richtiges, und es wäre auch möglich, solche Einrichtungen zu treffen in einer Welt, wo alle Schulkinder dieselbe Lebenswahl hätten wie der Graf, der hier über sie schreibt, und für den, ohne dass er es merkt und will, die Dorfkinder mehr ein Gegenstand künstlerischer Erhebung und seelischer Bereicherung sind als der erlebten Verpflichtung, sie im Leben da draussen hinzustellen als brauchbare, sich selber achtende Menschen. Ausserdem vergisst dieser vornehme Mann — wir werden darauf noch zurückkommen — der hier im Volksschulunterricht dilettantiert, dass der Lehrer doch auch ein Mensch ist, sozusagen, ein Mensch, der ausser Fehlern und Irrtümern, die er mit allen anderen Menschen teilt, und die ihm Tolstoi in so reichem Masse andichtet, auch Vorzüge hat und vor allem Bedürfnisse, die nicht gar zu sehr mit Füssen getreten werden dürfen, wenn der Lehrer überhaupt noch imstande sein soll, seine Pflichten zu erfüllen. Und schliesslich glaubt auch dieser geniale Mann, dessen instinktiv mitschwingender Seele keine Regung des kindlichen Gemütes entging, jeder Lehrer müsse ganz den gleichen Hellblick hier haben, und es kommt ihm somit auch gar nie ein Zweifel darüber, ob er die Erfolge, die er seiner, wie er meint, sehr originellen Methode zuschreibt, nicht viel mehr seiner tatsächlich originellen und überreichen Persönlichkeit zu danken hat. So zum Beispiel, wenn er meint, es sei Folge seiner „freien" Ordnung, wenn ausserhalb der Schule zwischen Lehrern und Schülern grosse Freiheit, Einfachheit und Ver-

trauen herrschten. Zum Beweise erzählt er von einem Spaziergange, den er mit einigen seiner Schüler unternahm (eine wunderhübsche Schilderung, von der ich leider nur weniges anzuführen vermag):

„Draussen war es nicht kalt — eine mondlose Winternacht mit Wolken am Himmel. Am Kreuzweg blieben wir stehen. ‚Nun lasst uns in den Wald gehen!' sprach einer der Knaben. Mehr als alle andern bat Fedka darum, ein Knabe von zehn Jahren, eine zärtliche, empfängliche, poetische und kühne Natur. Gefahr bedeutet für ihn, so scheint es, die Hauptbedingung zum Vergnügen . . . Jetzt wusste er, dass im Walde Wölfe hausten, deshalb wollte er dahin. Alle stimmten ihm bei, und so gingen wir denn zu viert in den Wald. Ein anderer Knabe, ein körperlich und moralisch gesundes Kind von zwölf Jahren, ich nenne ihn Sjemka, ging voraus und hörte die ganze Zeit über nicht auf mit heller Stimme Rufe auszustossen. Pronka, ein kränklicher, sanfter und ausserordentlich begabter Junge, der Sohn einer armen Familie — kränklich wie es scheint hauptsächlich infolge von Unterernährung — ging neben mir hin. Fedka schritt zwischen mir und Sjemka und schwatzte unaufhörlich mit einer besonders weichen Stimme: Bald erzählte er, dass er im Sommer hier die Pferde gehütet habe, bald meinte er, es sei ihm überhaupt nichts fürchterlich, bald frug er: ‚Wie denn, wenn wirklich jemand aus dem Walde hervorspringen wird?' Und darauf wollte er durchaus von mir eine Antwort haben. Wir gingen nicht in die Mitte des Waldes, das wäre schon zu furchtbar gewesen, aber auch am Waldrande war es dunkel: Der Weg war kaum zu erkennen. Die Lichter des Dorfes verloren sich aus unseren Blicken. Sjemka blieb stehen und begann zu lauschen: ‚Halt, Kinder, was ist das?' schrie er plötzlich. Wir verstummten, vermochten aber nichts zu vernehmen. Trotzdem nahm die Furcht zu. ‚Nun, was werden wir denn tun, wenn er hervor-

springt so von hinten her?' frug Fedka . . . So kamen wir auf die kaukasischen Räuber zu sprechen. Sjemka ging voraus, breit auftretend mit seinen gewaltigen Stiefeln und im Takt seinen breiten Rücken wiegend. Pronka versuchte neben mir herzugehen, Fedka stiess ihn aber vom Wege, und Pronka, der sich wohl seiner Armut wegen immer allen fügte, lief nun an den allerinteressantesten Stellen meiner Erzählung von der Seite her zu mir hin, wenn er dabei auch bis zu den Knien im Schnee versank.

Jeder, der nur ein wenig unsere Bauernkinder kennt, weiss, dass sie nicht gewöhnt sind an irgendeine Art von Liebkosung, und solche darum nicht ausstehen können (wie zärtliche Worte, Küsse oder Streicheln). Darum erstaunte es mich denn auch ganz besonders, als Fedka, der neben mir herging, an der unheimlichsten Stelle der Erzählung mich plötzlich erst leicht mit dem Aermel berührte, dann aber mich mit der ganzen Hand an zwei Fingern fasste und die nicht mehr losliess. Als ich meine Erzählung beendet hatte, verlangte Fedka, ich solle weiter erzählen und das mit so bittender und erregter Stimme, dass es ganz unmöglich war, seinen Wunsch nicht zu erfüllen. ‚Nun, du, sieh auf deine Füsse,' rief er im Zorn Pronka zu, der vorausgeeilt war: Ihm war es so behaglich und schön zumute, während er sich an meinen Fingern hielt, dass auch niemand wagen sollte, sein Vergnügen zu stören . . ."

Wer die Kinderseele so erlebt wie dieser Mensch, der braucht freilich überhaupt keine Methode dazu, um ein idealer Lehrer zu sein. Wer aber so seine Erlebnisse mit den Kindern wiederzugeben vermag, der sollte sich auch in acht nehmen davor, dass ihn nicht die künstlerische Befriedigung, die ihm der Umgang mit diesen restlos aufrichtigen, natürlichen Dorfkindern gewährt, dazu verführe, sie vor allem so haben zu wollen, wie sie seiner Künstlerseele Bedürfnis sind, nicht aber so, wie sie in der rauhen Welt sich zu behaupten imstande sein

werden. Diese Gefahr lag für Tolstoi in hohem Grade nahe, und er vermochte ihr auch nicht völlig zu entgehen: Seine ganze Pädagogik ist, ihm selber freilich unbewusst, eine ausgesprochen ästhetische: Sie hat zum letzten Ziel ganz offenbar die Erziehung des Volkes zur Freude für einen Künstler, der dabei ein feiner Moralist ist — und das ist der Künstler eigentlich stets bis zu einem gewissen Grade! Das Unsittliche vermeidet der Künstler instinktiv, weil es hässlich ist und darum seine Seele verwundet. (Freilich ist damit nicht gesagt, dass der Künstler auch vor allem das sittlich Schöne immer und überall aufsuchen muss!)

Tolstoi erkannte sehr wohl diese Gefahr für sich (und verteidigt sich im voraus in sehr geschickter Weise, wenn auch durchaus im Gegensatze zu allem, was er sonst lehrt von den Bedürfnissen des Volkes). Tolstoi sieht den Vorwurf solcher Leute voraus, die den Kopf schütteln bei Erzählungen wie der seines Abendspazierganges mit den Dorfkindern und einwerfen: „Weshalb soll man die Bauernkinder gewaltsam entwickeln? Weshalb soll man ihnen Gefühle und Begriffe geben, durch die sie ihrem Kreise entfremdet werden? (und wie soll denn der Staat bestehen, wenn alle seine Bürger Denker und Künstler sein wollen?)" „Das sagen aber nur solche," antwortet darauf mit vollem Rechte, nur für seine Person etwas unvorsichtig Tolstoi, „die selber nicht arbeiten können und deshalb andere für sich arbeiten lassen: Sklaven, die durchaus nicht unfähig sind zu allen anderen Arbeiten!"

„Ist es gut, ist es schlecht? Muss man sie aus ihrer Umgebung herausführen . . . Wer weiss das? Und wer vermag sie überhaupt aus ihrer Umgebung herauszuführen? Gleich als ob das eine rein mechanische Sache wäre! . . . Fedka schämt sich keineswegs seines abgerissenen Winterrockes, ihn quälen aber Fragen und Zweifel moralischer Art! — Und ihr wollt ihm drei Rubel schenken, einen Katechismus und ein Ge-

schichtchen darüber, dass Arbeit und Fügsamkeit, die ihr selber nicht ausstehen könnt, allein nützlich sind für einen Menschen. Eure drei Rubel braucht er nicht, er wird sie schon finden und nehmen, wenn er sie nötig hat. Zu arbeiten wird er aber lernen auch ohne euch, ganz ebenso, wie er atmen lernte: ihm ist das nötig, wozu euch euer Leben hinführte und eure Abstammung von zehn Geschlechtern, die nicht eingeschüchtert waren durch die Arbeit. Ihr hattet ja Zeit zu suchen, zu denken, zu leiden, gebt auch ihm das, was ihr durch Leiden errungen habt! Er braucht gerade dies eine! Ihr aber verhüllt euch wie ein ägyptischer Zauberer in einem Zaubermantel und begrabt in die Erde das Talent, das euch durch die Geschichte gegeben war.

Fürchtet euch aber nicht: Dem Menschen ist nichts Menschliches schädlich! Ihr zweifelt? Ueberlasst euch eurem Gefühl, und es wird euch nicht betrügen. Vertraut Fedkas Natur, und ihr werdet euch überzeugen, dass er nur das nehmen wird, was euch das Geschick ihm zu überliefern beauftragte: Das durch Leiden in euch zur Ausarbeitung Gelangte!"

Hier widerlegt Tolstoi in einwandsfreier Weise den Irrtum, dem er selber nachher als Prophet verfiel: wenn wir deshalb, weil wir uns schuldig fühlen vor dem armen Volke, auf dessen Kosten wir leben, es uns zum Vorbild nehmen, so, wie es ist, so berauben wir es des Einzigen, das wir ihm zu geben imstande sind an bleibenden Gütern: Der Mitteilung unserer überlegenen Bildung in dem Sinne, dass wir mehr Zeit hatten, nachzudenken über das Leben ausser uns und über unser eigenes Tun.

Mit diesen durchaus zu unterschreibenden Ausführungen widerlegt Tolstoi indes keineswegs den von ihm vorausgesehenen Vorwurf, er entwickle die Bauernkinder weit über ihre gewöhnliche Umgebung hinaus. Tolstoi kommt weiter unten wiederum auf diesen Vorwurf zurück, als er mit leichter Mühe

aus zehnjährigen Bauernknaben treffliche Novellendichter gemacht hatte und sich nunmehr in einiger Unruhe die Frage vorlegt, ob er dazu auch ein Recht gehabt habe. Und das hatte er nicht: Wir alle sind verpflichtet bis zu einem gewissen Grade — und die Grenze hier zu finden, dazu gehört ein gar feines, gewissenhaftes Abwägen — zu rechnen mit den durch die unvermeidliche Klassenzugehörigkeit des Menschen in ihm bedingten Begriffen und Anschauungen. Wir müssen das — wenn wir nicht das Gegenteil von dem erreichen wollen, was wir erstrebten. Die Furcht davor, das Kind des Volkes seinen Kreisen zu entfremden — wiewohl auch sie wohl zu beachten bleibt — ist dabei allein nicht ausschlaggebend: Ganz im allgemeinen muss es als unerlaubt gelten, in der Seele eines Menschen Bedürfnisse zu erwecken, die voraussichtlich niemand sonst pflegen wird in ihr, und deren Unbefriedigtsein Tatkraft lähmend und Wirklichkeitsinn verwirrend wirken muss vor dem harten Leben, wo der Arme zu Fall kommt, wenn sein Fuss auch nur ganz leicht ausgleitet. Solche ungewohnte Bedürfnisse zu erwecken in der Seele eines Menschen muss Verführung genannt werden, wenn man nicht entschlossen ist, den so zu lichterem Dasein Erweckten nun auch mit sich zu schleppen bis an die Pforte des Paradieses. Von solcher Verführung ist nun Tolstoi als Lehrer durchaus nicht freizusprechen.

In der Schule von Jasnaja Poljana wurden übrigens auch Erwachsene aufgenommen. Sie passten aber nicht so recht hinein und befanden sich zudem (arme Bauernknechte, die lediglich von ihrer Hände Arbeit lebten) in einem beständigen, erregten Zustande der Hast und Ueberstürzung, der so sehr das Lernen beeinträchtigt und hier ganz einfach zurückzuführen war auf das Bewusstsein, dass jeder in der Schule verbrachte Tag einen verlorenen Tag bedeutete für die Arbeit. Von einem dieser erwachsenen Schüler, der zugleich die Schule heizte, erzählt Tolstoi, er habe in knapp vierzehn Tagen Lesen und

Schreiben erlernt: Das sei aber schon eigentlich kein Lernen mehr gewesen, vielmehr eine Art Krankheit, vergleichbar einem Anfall von Trunksucht!

Auf den Lehrplan und die Einzelheiten in der Lehrmethode der Schule von Jasnaja Poljana — soweit Tolstoi darüber in seinem Journal Mitteilung macht — können wir hier nicht eingehen. Es ist nur rückhaltlos anzuerkennen, dass Tolstoi hier mit grosser Gewissenhaftigkeit und Energie vorging. Seine diesbezüglichen Berichte sind zudem reich an psychologischen Bemerkungen von grösster Feinheit, und es werden hier Fragen von weittragendster Bedeutung angeschnitten: So z. B. scheint Tolstoi ein unlösliches Dilemma im folgenden Zusammenhange zu liegen: Zur Bildung des Volkes sei es unumgänglich nötig, so meint er, dass das Volk die Möglichkeit und die Lust habe, gute Bücher zu lesen. (In der vierten seiner theoretischen Schriften behauptet Tolstoi freilich, dass hieraus dem Volk nur Schaden erwachsen könne.) Die guten Bücher aber seien in einer Sprache geschrieben, die das Volk nicht verstehe. Um sie verstehen zu lernen, müsste es viel lesen. Um aber viel, d. h. gerne zu lesen, müsste es doch erst verstehen, was es liest! Wo ist hier der Ausgang? Vielleicht aber, so meint Tolstoi weiter, versteht das Volk unsere Literatursprache nicht, und will sie nicht verstehen einfach deshalb, weil das für es keinen Zweck hat, weil unsere ganze Literatur für es nicht taugt, und es sich selber für sich seine Literatur ausarbeitet. Wie dem aber auch immer sei, Tolstoi kann sich nicht einverstanden erklären damit, dass wir von uns aus entscheiden, dass die Kenntnis der Literatursprache dem Volke nützlich ist, und dass wir dann in „gewaltsamer Weise" mit Erklärungen, Auswendiglernen und Wiederholen das Volk wider seinen Willen die Literatursprache lehren! Wir werden später sehen, dass dies Problem der richtigen Volkssprache (wir haben bereits im vorhergehenden Teile unsere Antwort darauf gege-

ben) Tolstoi noch des öfteren und eingehend beschäftigen wird, ja, dass er zwölf Jahre später in seiner zweiten pädagogischen Periode nicht einmal mehr Puschkins Sprache anerkennen wollte und selber mehrere seiner Volkserzählungen tatsächlich in der Volkssprache schrieb — übrigens durchaus nicht zu ihrem Vorteile. Indes ist das Ganze doch bloss eine Doktorfrage: Tolstoi, für den es ein für allemal feststeht, dass an allen unseren Uebeln unser Getrenntsein vom Volke schuld ist, konstruiert dabei tatsächlich erst (das muss immer wieder betont werden) einen solchen Gegensatz zwischen Volk und Gesellschaft (wobei er augenscheinlich unter „Volk“ nur die körperlich Arbeitenden versteht). Jede wahrhaft gute Literatur ist natürlich auch gut für das Volk und gehört ihm vor allem: Denn dort im Volke hat man ja — wie Tolstoi das eben noch selber zugab — weder die Zeit dazu, selber nachzudenken über das Leben um uns herum und in uns, noch hat man dort die äusserliche Möglichkeit (Freisein von Sorgen und eine gewisse Uebung der Gedanken) dazu, das Leben in Symbole zu fassen, die es uns dann tiefer begreifen lehren. Die Denker und Schriftsteller jeder Nation sind eben die Vordenker für das ganze Volk, und am notwendigsten denen im Volke, auf denen des Lebens Lasten am schwersten ruhen. Es ist denn auch durchaus kein Zufall, dass die beliebtesten Volkslieder (wenigstens bei uns) von hochgelehrten Dichtern, zum Teil von Professoren gedichtet wurden und nicht von Bauern. Denn ein anderes ist es ja, das Leben zu leben und es nachzugestalten. Zugegeben sei freilich im weitesten Masse, dass zahllose Dichter im Volke zugrunde gehen mögen, noch bevor sie ihr Wort zu verkündigen vermochten, weil sie eben einfach des Lebens Notdurft nie dazu kommen liess, ihre erlebten Gedichte auch so zu gestalten, dass sie für alle andern zu Gedichten werden müssen. Das aber darf uns doch natürlich nicht dazu veranlassen, dem Volke auch die Dichter vor-

zuenthalten, die die Möglichkeit hatten, ihre Gedichte fertig zu gestalten. Und was schliesslich die Frage einer sogenannten Literatursprache anbetrifft (wir meinen natürlich die Sprache unserer Klassiker, nicht gewisse Aesthetenkünsteleien), was ist denn die anders als das in unendlichen Mühen geschaffene Deutungs- und Mitteilungsmittel, um eben die Gesinnungen und Bilder dem Sprachgenossen begreiflich zu machen, die es den Dichter zu gestalten treibt, die niemand vor ihm gestaltet hatte, die aber, um überhaupt gestaltet werden zu können, bereits in der Sprache im Keime vorgeformt sein mussten: Denn jede Sprache ist doch immer nur die vereinbarte Symbolisierung für eine ganz besondere Empfindungsweise — und darum immer einzigartig und stets unübersetzbar. Und nicht nur das: In jeder Sprache ist auch im Keime bereits alles das enthalten, was in ihr überhaupt dichterisch gestaltet werden kann: Das alles ist schon einmal vorgedichtet worden von den zahllosen, namenlosen Schöpfern der Sprache, mit denen jeder im Volke nahe verwandt ist. Und nur darum, dass das alles bereits vorgedichtet ward, was ein Dichter zu äussern vermag in einer Sprache, nur darum kann sein Gedicht verstanden werden im Volke: Denn jedes Verstehen ist ein Wiedererkennen! Die Literatursprache bringt somit richtig verstanden nur die sich ihres letzten Wesens mehr und mehr bewusst werdende, sprachbildende Urseele eines Volkes zum Ausdruck!

Tolstoi, der überall originell sein muss, um nur glauben zu können, dass er im Rechte ist, wird so oft blind für einfachste Zusammenhänge. Hieraus erklärt sich auch seine bedenkliche Neigung zum Paradox. Das wird aber nur selten der Wirklichkeit gerecht: Die ist viel zu vielseitig, um irgendwo auf einen einzigen Gegensatz festgelegt werden zu können. Man kann z. B. nicht ohne sträflich ungerecht zu werden, folgende Behauptung aufstellen, die sich Tolstoi hier leistet: Der Lehrer strebe immer unwillkürlich darnach, für sich selber die allerbe-

quemste Methode auszuwählen. Je bequemer aber eine Lehrmethode für den Lehrer sei, desto unbequemer sei sie für den Schüler. Wenn der Schüler anfange, sich zu langweilen, sei die angewandte Methode zu verwerfen — und so geschehe es auch stets in der Schule von Jasnaja Poljana. Die Kinder sollten alles aus eigener Initiative finden: Alles Gute komme von selber. (Das ist eine jener rhetorischen Behauptungen, die eigentlich gar nichts sagen.) Natürlich sind das alles völlig dogmatische Kundgebungen: Wer will im Ernste behaupten, dass nicht auch erzogen werden muss dazu, Langeweile auszuhalten, was doch im späteren Leben so überaus notwendig ist. Tolstoi meint freilich, wo Langeweile herrscht, da werde nicht gelernt — und das klingt auch sehr bestechend, ist aber doch nicht so ohne weiteres hinzunehmen. Völlig stimmen wir dagegen mit Tolstoi überein (er sagt freilich hier Selbstverständliches), wenn er unter allen Umständen von dem Lehrer fordert, er solle nicht die Kinder, auf seine Autorität pochend, etwas nachplappern lassen, was sie nicht verstanden haben oder was überhaupt bloss einen „Kunstgriff" des Lehrers bedeute. Tolstoi nennt solches einen Missbrauch des erworbenen Einflusses und macht mit Recht darauf aufmerksam, dass so das Kind das Vertrauen zu seinem Instinkte verlieren könnte, jenseits dessen kein Unterricht möglich sei. Bei dieser Gelegenheit gibt Tolstoi folgende feine Psychologie des Verstehens:

„Unverständlich ist fast nie ein Wort an sich, es ist vielmehr, wenn der Schüler etwas nicht versteht, bei ihm gar nicht der Begriff vorhanden, den das Wort zum Ausdruck bringt: Das Wort ist fast stets fertig, wenn der Begriff fertig ist. Zudem ist die Beziehung des Wortes zum Gedanken und die Bildung neuer Begriffe ein so verwickelter, geheimnisvoller und zarter Prozess der Seele, dass jede Einmischung hier wie eine grobe, ungeschickte Gewalttat erscheint, die den Prozess der geistigen Entwicklung nur hintan hält. Es ist leicht zu sagen —

‚verstehen', es ist aber nicht ohne weiteres klar, wieviel verschiedene Dinge man zu gleicher Zeit zu begreifen vermag, wenn man ein und dasselbe Buch liest. Wenn aber auch der Schüler zwei bis drei Worte in einer Phrase nicht versteht, kann er darum doch sehr wohl die feine Färbung des Gedankens begreifen oder seine Beziehung zum Vorhergehenden. Die Lehrer versteifen sich auf eine Seite des Gelesenen. Der Schüler hat aber vielleicht das gar nicht nötig, was sie ihm erklären wollen. Bisweilen hat der Schüler dabei sehr wohl seine Lehrer verstanden, er vermag es ihnen nur nicht auszudrücken, dass er sie verstanden hat — er selber errät indessen dumpf etwas ganz anderes und für ihn sehr Nützliches und Wichtiges, und nimmt es auf in sich. Die Lehrer drängen in ihn, er solle erklären, was er verstanden habe, er aber muss doch mit Worten den Eindruck wiedergeben, den auf ihn Worte hervorriefen — und er schweigt oder beginnt Unsinn zu sprechen, lügt, betrügt und bemüht sich, das zu erraten, was ihnen, den Lehrern, nützlich ist, sich ihren Wünschen unterzuordnen — oder er denkt sich eine Schwierigkeit aus, die gar nicht vorhanden ist. Der allgemeine Eindruck aber, der durch das Gelesene hervorgerufen wurde: ein Instinkt, der dem Schüler half, den Sinn zu erraten, ist dabei eingeschüchtert worden und verbirgt sich nun!"

Dabei erscheint es uns geradezu rührend, wie unerschöpflich Tolstoi sich erweist in immer neuen Lehrweisen, um es ja seinen Lieblingen spielend leicht zu machen: „Wir wenden", so berichtet er, „alle bekannten Methoden an in dem Masse, als sie gerne von den Kindern angenommen werden, keine aber ausschliesslich. Wir versuchen und hoffen, zu finden!"

Ebenso unerschöpflich erweist sich Tolstoi auch darin, seine Lieblinge überall zu entschuldigen: Auch wo sie nicht lernen wollen, müssen sie im Rechte sein. Und das macht Tolstoi geradezu hellseherisch. So gibt er folgende Erklärung für den

Widerstand des Schülers gegen die Grammatik: „Nicht kampflos gibt ja der Mensch sein Kind, das lebendige Wort, hin zur mechanischen Zerlegung und Verstümmelung. Es ist wohl ein Gefühl der Selbsterhaltung im lebendigen Worte!"

Ueberhaupt sind diese Berichte über die Schule von Jasnaja Poljana bei allen grundsätzlichen Einwendungen, die wir machen müssen, dennoch wahre Fundgruben für den praktischen Pädagogen und das heisst eigentlich für uns alle, die wir interessiert sind am Gedeihen der Menschheit.

Eines freilich fällt uns da immer peinlicher auf: Die vollkommene Rücksichtslosigkeit in Hinsicht auf den Lehrer. So werden z. B. in Tolstois Schule grundsätzlich nur immer alle Schüler gemeinsam gefragt: Tolstoi hat sich, wie er behauptet, davon überzeugt, dass für die Entwicklung des Kindes nichts schädlicher sein könne als Einzelausfragen und „das sich hieraus ergebende Vorgesetzten-Verhältnis des Lehrers zum Schüler, was für mich den empörendsten aller Anblicke bedeutet"! Ja, wenn die Schule ästhetisch wirken soll! Wenn sie nicht vielmehr vor die unabweisbare Aufgabe gestellt wäre, die Kinder auf das harte Leben vorzubereiten. Und wie soll denn der Lehrer auf andere Weise sich vergewissern, dass der einzelne Schüler — und jeder von ihnen hat ein Recht darauf, ausgebildet zu werden für das Leben — auch mitkam, als eben durch Einzelausfragen?

„Der Lärm ist dabei", so berichtet Tolstoi weiter, „ein furchtbarer: Einer will den andern überschreien, und da den Kindern nicht verboten wurde, sich durchaus frei zu bewegen, so drängen sich alle um den Lehrer, hängen an seinem Munde, kriechen ihm auf den Rücken — und zu alledem ist es noch furchtbar heiss im Klassenzimmer!" Der Lehrer aber soll (ob er das rein körperlich aushält, jeden Tag sieben Stunden lang, darnach frägt natürlich Tolstoi nicht und erprobt es auch selber nicht: Er weilt ja immer nur vorübergehend und längst nicht

jeden Tag in seiner Schule) sich beruhigen in dem Bewusstsein, dass es dem Kinde unumgänglich nötig sei, so nahe wie möglich dem Menschen zu sein, der zu ihm spricht: Um jede Aenderung im Ausdruck seines Gesichtes, jede seiner Bewegungen wahrzunehmen! (Das sei alles zugegeben: aber — das alles kann viel besser vom Platze aus erfolgen, wo zudem aller störende Lärm, alles rücksichtslose Vordrängen Einzelner, all dieser naive Kampf kindlicher Selbstsüchte wegfällt, der das Künstlerauge des gräflichen Schulprotektors so entzückt, dass er den bis aufs äusserste gepeinigten Schullehrer gar nicht mehr wahrnimmt!) Tolstoi macht dabei die feine Bemerkung, er selber habe erfahren, dass am besten die Stellen behalten werden, wo dem Erzählenden eine richtige Geste oder eine richtige Betonung gelungen sei. Das ist alles schön und gut, oder nehmen wir wenigstens an, dass dem so sei. Wenn aber Tolstoi vom Lehrer verlangt, er solle sich die Schüler sieben Stunden lang täglich auf den Rücken krabbeln lassen, so ist dazu zu bemerken, dass dieser Aristokrat doch durchaus nicht die Absicht hat, selber sein Leben lang Lehrer zu sein. Er übt somit Wohltat auf Kosten anderer: Die Lehrer werden hier ganz einfach den Schülern ausgeliefert.

Das einmal, und dann: Wo sollen wir denn, in der modernen Grossstadt, das naive, wissensgierige Kindermaterial herbekommen, das diese russischen Bauernkinder noch immer darstellen? Und überhaupt: Wenn man, wie Tolstoi, die Kinder selber entscheiden lassen will über das, was sie lernen, und wie sie es lernen wollen, und dabei vertraut auf ihren angeborenen gütigen Charakter (wir meinen freilich zu wissen, dass das Kind gedankenlos grausam ist, weil ihm die Leidenserfahrung abgeht, und wir wissen auch, dass ein Kind, wenn es nicht lernen will, hundert andere, die lernen wollen, am Lernen zu verhindern vermag), so wäre doch die Voraussetzung die, dass die Kinder gleichsam wie unbeschriebene Blätter in die Schule

kämen, nicht missgeformt bereits durch häusliche Verhältnisse, vor allem solche, die in den wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten des Elternhauses liegen. Wer aber wollte das im Ernste erwarten?

Tolstoi freilich glaubt, und das ist für seine Denkart sehr bezeichnend, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, indem er sich darauf versteift, er lasse lediglich den Versuch entscheiden. Tatsächlich entscheidet aber durchaus nicht der Versuch in der Musterschule von Jasnaja Poljana, vielmehr letzten Endes allein die Doktrin, Tolstois vorgefasste Meinung. An entscheidender Stelle gibt er das ganz offen zu, so wenn er sagt: „Mein Glaube an den Grundsatz der Schulfreiheit (also nicht der Versuch!) rettete mich in dieser schwierigen Lage!" Oder wenn er ein andermal behauptet: „Jede Methode wird verworfen, sobald sie die Kinder langweilt!" Kennzeichnend für Tolstoi ist auch hier wiederum seine Beweismethode (Wir kennen bereits den hier von ihm angewandten Agitatorentrick): Tolstoi will dartun, dass man die Schüler nur im Chor fragen solle — wobei es ihm doch gar nicht entgangen sein kann, dass die weniger begabten Kinder so schonungslos zurückgelassen werden. Er meint aber: Auswendiggelerntes könne man wohl jederzeit wiederholen, um aber imstande zu sein, den Inhalt einer Erzählung aufzufassen und ihn eigenartig wiederzugeben, dazu müsse der Schüler in einer ganz bestimmten Geistesverfassung sein (bis hierhin geben wir Tolstoi in der Sache durchaus recht. Er ignoriert nur leider auch hier wie überall die Notwendigkeiten eines einer Mehrzahl von Schülern zuteil werdenden Unterrichtes). Nach diesem gelinden Uebergang glaubt dann Tolstoi das ihm so verhasste Einzelausfragen dadurch für jeden Wohlwollenden ein für allemal abtun zu können, dass er sich mit heftigsten, leider nur zu berechtigten Anklagen gegen den an russischen Schulen auch jetzt noch bestehenden Examenunfug wendet — der dabei natürlich

im Grunde auch gar nichts zu tun hat mit Einzelausfragen während des Unterrichts. Tolstoi schliesst aber kurzerhand so: das Einzelantwortenmüssen während des Unterrichts u n d die Uebergangsexamen in der russischen Schule seien nur Ueberreste des Aberglaubens der mittelalterlichen Schule, heutzutage unmöglich und lediglich schädlich. Was das Einzelausfragen anbetrifft, hat Tolstoi hier, wie gesagt, durchaus unrecht: Es wird leider so lange vonnöten sein, solange wir noch unsere Kinder nicht dazu erziehen können (und es fragt sich sehr, ob wir jemals gewillt sein werden, sie dazu zu erziehen), das Wohlgefallen eines grossen Künstlers zu erregen, solange wir unsere Kinder dazu erziehen müssen, fest dazustehen im erbarmungslosen Daseinskampfe! Hinsichtlich der russischen Examenwirtschaft hingegen (die Leistungen des ganzen Jahres gelten hier gar nichts: Alles kommt auf die alljährliche Versetzungsprüfung an, wobei die Schüler zudem Billette zu ziehen haben) hat Tolstoi voll und ganz recht: Es wird dabei tatsächlich ausser der furchtbaren körperlichen Schädigung der Jugend infolge der unvermeidlichen Ueberanstrengung vor dem Examen — Selbstmorde und Anfälle von Geistesstörung sind zur Zeit der Versetzungen durchaus keine Seltenheit bei der lernenden Jugend in Russland — so kommt dabei tatsächlich nichts anderes heraus als die Züchtung einer ganz bestimmten Technik im Antworten auf Examensfragen. (Leider ist das heute, fünfzig Jahre nach Tolstois Mahnworten, noch immer nicht anders geworden und wird merkwürdigerweise meist damit entschuldigt, dass die Lehrer so kontrolliert werden sollen, was mir freilich die allerunzweckmässigste und dazu auf Kosten des Schülers sich zutragende Kontrolle erscheint und ausserdem ein beleidigendes Misstrauen der im grossen und ganzen vortrefflichen russischen Lehrer zum Ausdruck bringt — der Russe ist tatsächlich seiner angeborenen Kinderliebe nach eigentlich der geborene Pädagoge. Viel näher käme man hier

der Wahrheit, wenn man in der miserablen Bezahlung des russischen Lehrers, der, um nur leben zu können, dreissig und mehr Stunden die Woche geben muss, einen der Gründe ansprechen würde, weshalb der an sich treffliche russische Lehrer seinen Schülern nicht die geistige Frische entgegenzubringen vermag, die es ihm ermöglichen würde, den Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule zu verlegen, nicht in die häusliche Vorbereitung zu ihm. Was soll man aber da noch viele Worte machen einer Regierung gegenüber, deren Unterrichtsbudget bei hundert Millionen Bürgern bis noch vor wenigen Jahren nur sechsunddreissig Millionen betrug, während gleichzeitig für Gefängnisse und Polizei jährlich fünfhundert Millionen Rubel ausgegeben wurden!) Tolstoi glaubte aber nun einmal durch willkürliche Gleichsetzung des Einzelausfragens mit dem Examenunfug der russischen Schule das Einzelausfragen für immer abgetan zu haben. Da er dabei aber selber nicht so ganz sicher zu sein scheint, greift er zu seinem unfehlbaren Zaubermittel. Er versenkt sich in die Kindesseele und erzählt vom Leben selber — und da muss ihm alles gespannt lauschen. Sobald er freilich so wiederum einigermassen festen Boden gewonnen zu haben glaubt, wird er sogleich wieder autoritär. So in folgender, an sich feinen Bemerkung über den Schulgeist:

„Es ist in der Schule etwas Unbestimmtes, das sich fast gar nicht der Leitung des Lehrers unterwirft, etwas, das fast völlig unbekannt ist in der Wissenschaft der Pädagogik, und in dem trotzdem alles Wesentliche enthalten ist für den Erfolg des Lehrers — das ist der Geist der Schule. Dieser Geist ist ganz bestimmten Gesetzen unterworfen und dem negativen Einfluss des Lehrers, d. h. der Lehrer muss verschiedenes vermeiden, um nicht diesen Geist zu verscheuchen: Der Geist der Schule steht immer im umgekehrten Verhältnis zum Zwang und zur Ordnung der Schule, im umgekehrten Verhältnis zur Einmischung des Lehrers in die Denkungsart des Schülers und schliesslich

auch im umgekehrten Verhältnis zur Länge des Unterrichts. Dieser Geist der Schule ist etwas, das sich ihr plötzlich mitteilt von einem Schüler dem andern und seinen Ausdruck findet augenscheinlich im Klang der Stimme, in den Augen, Bewegungen, in der Gespanntheit des Wettkampfes, etwas sehr Greifbares, Unentbehrliches, äusserst Wertvolles, und das darum das Ziel jedes Lehrers sein sollte."

Hier ist mancherlei Feines gesagt. Der Einfluss des Lehrers aber, der meines Erachtens das Wesentliche ausmacht in Hinsicht auf den Schulgeist, wird einfach geleugnet. Und doch macht Tolstoi nur wenige Zeilen weiter unten den Lehrer dafür verantwortlich, wenn er nicht „die Lebendigkeit der Klasse zu lenken verstehe". Was ist die aber anderes, als der Klassengeist?

Um aber selber „die Lebendigkeit der Klasse" aufrecht zu erhalten, dazu erlaubt sich Tolstoi bisweilen seltsame Massnahmen: Kommt ihm z. B. ein Schüler stumpfsinnig vor, so ruft er ihm zu: „Springe doch! Springe!" Und Tolstoi meint, wenn dann ein solcher Schüler die anderen durch seine Bocksprünge habe lachen machen und selber habe mitlachen müssen, dann sei er mit einem Male ein lebhafter, aufmerksamer Schüler geworden! Später habe freilich einmal ein Schüler zu weinen angefangen, als Tolstoi ihn zum Springen aufgefordert habe, und sogleich findet Tolstoi dafür eine Erklärung, die seine Theorie stützt: „Der Schüler sieht eben, dass sein Seelenzustand nicht ein solcher ist, wie er sein sollte, er vermag nur nicht selber seine Seele zu lenken und will das niemandem andern erlauben!" Mir scheint, das Kind würde das gerne dem Lehrer erlauben, wenn es bei ihm kein so groteskes Unverständnis fände, das es zum Spott seiner Kameraden springen lässt, wenn es weinen möchte. Dagegen geben wir Tolstoi durchaus recht, wenn er hier weiter fortfährt: „Das Kind, wie jeder andere Mensch, nimmt nur in erregtem Seelenzustande neue Er-

kenntnis in sich auf, und deshalb bedeutet es einen groben Fehler, wenn man auf einen lustigen Geist der Schule, wie auf einen Feind und Störenfried hinsieht!" (Sehr richtig, aber wer tut denn das auch?) Immerhin bleibt Tolstoi beherzigenswert und verdienstvoll in diesen Berichten als unentwegter Anwalt der lebendigen Seele des Kindes. Wenn nun aber auch die Schule heute überall in Europa, auch in Russland, in weit höherem Grade die lebendige Seele des Kindes berücksichtigt, so doch wohl noch immer nicht so, dass sie nicht von diesem geborenen Anwalt der Kindesseele noch zu lernen vermöchte.

Auch die Erfahrungen in den einzelnen Lehrfächern, über die hier Tolstoi berichtet, sind — mit Kritik aufgenommen — sehr wohl zu berücksichtigen. Wir müssen sie leider hier übergehen, möchten aber nur auf das eine hinweisen, dass Tolstoi das Interesse seiner Schüler weder durch Märchen — und es gibt sehr hübsche im Russischen — noch durch Gedichte auch nur annähernd in gleichem Masse zu erregen vermochte, wie durch die Erzählungen des Alten Testamentes. Nichts entspreche auch nur annähernd derart dem Verständnis und der Denkungsart vornehmlich der Knaben. Das Alte Testament sei im Flug behalten und leidenschaftlich und mit Begeisterung in der Schule und auch zu Hause wiedererzählt worden. Das Buch der Kindheit des Menschengeschlechts werde, so meint Tolstoi, wohl auch immer das beste Buch sein für die Kindheit jedes Menschen. Er wenigstens vermöge sich nicht vorzustellen, wie irgendeine Bildung möglich sei ohne dieses Buch. Erst durch die Erzählungen des Alten Testamentes habe er Einfluss auf die Schüler gewonnen: Da erst haben die sich ihm hingegeben, „und sie gewannen zu gleicher Zeit dies Buch, die Schule und den Lehrer lieb"! Tolstoi meint, er kenne auch kein Buch, das in so gedrängter, poetischer Weise alle Seiten des menschlichen Gedankens enthalte wie die Bibel. Ohne sie sei ebensowenig in unserer Gesellschaft die Entwicklung des

Kindes und Menschen möglich, wie solche in der griechischen Gesellschaft möglich gewesen wäre ohne Homer. Die Bibel ist nach Tolstoi das einzige Buch für den ersten Unterricht der Kinder. (Mir scheint, das ist alles zum Unterschreiben.)

Zu bemerken ist vielleicht noch bei den einzelnen Unterrichtsfächern, dass Tolstoi in Hinsicht auf den Geschichts- und Geographieunterricht in der Volksschule sehr skeptisch ist. Seine Begründung scheint mir nicht ganz unrichtig. So wenn er meint, es sei unmöglich, im Kinde ein wirkliches Interesse für diese Fächer zu erwecken: Alle Ereignisse in der Geschichte interessierten die Kinder nur insoweit, als sie künstlerisch aufgenommen werden könnten, d. h. als Ergebnisse an sich, ohne jeden historischen Hintergrund. In der Geographie sei es vollends unmöglich, den legitimen Fragen des Kindes nach dem „Warum?" aus dem Wege zu gehen. Man solle demnach sich durchaus nicht beeilen mit Geschichts- und Geographieunterricht in der Volksschule. (Ganz richtig! Bei uns beginnt man auch damit erst verhältnismässig spät.) Wenn aber Tolstoi, sich im Anschlusse hieran immer mehr erregend, schliesslich behauptet, es sei überhaupt kein Wissen nötig, was einem niemals im Leben nützlich sein werde, so offenbart er hier wiederum eine der Einseitigkeiten seiner Natur, die nachher, als er Weltreformer wurde, ihn veranlassten, sein System mit so peinlichen Denkverboten zu erfüllen: Schon damals als Pädagoge erkannte Tolstoi die reine Wissenschaft nicht an, begriff er nicht die Seite der menschlichen Beanlagung, der sie entspricht. Seine Seele lag damals schon verankert bei ihren sozialen Sünden. Schon hier, als Pädagoge, nimmt Tolstoi zum Massstab allen Wissens die Notwendigkeit für das Leben. Er kannte nicht mehr den Wahrheitsdrang um seiner selber willen: Denn bei aller seiner geistigen Rastlosigkeit verirrte er sich auf das Denkgebiet doch immer nur im Auftrage seines Gewissens. So begriff er denn nie, dass wir auch das wissen wollen, was

wir augenscheinlich — freilich wissen wir das nie im voraus — niemals im praktischen Leben werden verwenden können, dass wir das aber wissen wollen darum, weil wir uns gar nicht dabei zu beruhigen vermögen, dass überhaupt etwas zu Wissendes da sein sollte, und wir das nicht wüssten! (Tolstoi, und hier ist er der Wortführer des aufgeklärten, des fortschrittlichen Russlands, dessen Seele festliegt vor dem Elend seines Volkes, wird niemals verstehen, dass der Mensch sich auch durchaus als Mensch betätigen kann ohne jede Gedankenbeziehung zum Mitmenschen: Als Mensch, dem Schöpfer gegenüberstehend, ohne sich über seinen Mitmenschen zu erheben, vielmehr gerade als einer, der sich ihnen allen gleich weiss und nur für sich und damit auch für alle erfahren will, was er eigentlich ist, wie Gott ihn geschaffen hat, in welche Welt Gott ihn setzte, und wie weit es ihm sein Schöpfer ermöglicht, in sein eigenes Wesen und in die Schöpfung um sich herum denkend einzudringen. Diese Art des nicht selbstsüchtigen Menschentums und der tätigen Gottesverehrung blieb Tolstoi immer versagt!)

Ueberhaupt ist in der Auswahl der Lehrfächer für seine Musterschule der alte Positivist in Tolstoi nicht zu verkennen. Naturgeschichte, namentlich das physikalische Experiment (dessen Anwendung meines Erachtens grösste Vorsicht verlangt, weil es eigentlich jedesmal ganze Wälder von Fragezeichen hervorruft, die gar nicht beantwortet werden können dem Volksschüler gegenüber!), werden sichtlich bevorzugt, ebenso Mathematik. Dabei verfällt Tolstoi in alte Fehler: Er meint, wir sollten endlich einmal den alten Aberglauben an Geschichts- und Geographieunterricht aufgeben und will das damit beweisen (wiederum derselbe Agitatorentrick wie oben), dass wir ja auch die Astrologie aufgegeben hätten und doch nicht dümmer geworden seien. Das ist etwas blamabel: Die Astrologie ward eben als Pseudowissenschaft erkannt, das ist aber bei der

Geographie und bei der Geschichte noch nicht der Fall! Und dieser bedauerliche Lapsus wird nicht gutgemacht dadurch, dass von Tolstoi die Astrologie auf eine Stufe gesetzt wird mit Rhetorik und lateinischer Sprache, die, wie Tolstoi meint, wir auch aufgegeben haben, ohne dümmer geworden zu sein!

Unser ganz besonderes Interesse erregt es, in Hinsicht auf den späteren Kunstverächter Tolstoi, wenn hier der Pädagoge Tolstoi auf den Zeichen- und Gesangsunterricht zu sprechen kommt.

Tolstoi erhebt dabei bereits hier die Frage, auf die er zwanzig Jahre später so eingehend zurückkommen sollte: Die Frage, ob nicht die Kunst überhaupt unnütz und schädlich ist, und er meint, dass diese Vermutung gar nicht so seltsam sei, wie das auf den ersten Blick scheine — und er hat recht. Von beiden hier in Betracht kommenden Künsten hat Tolstoi übrigens augenscheinlich nur wenig verstanden, was ihn indes keineswegs von ungeheuerlichen Urteilen abhält: So behauptet er, er habe sich überzeugt, dass Beethovens Neunte Symphonie nicht so unbedingt schön sei wie die russischen Volkslieder vom „Mütterchen Wolga" oder vom „Beschliesser Wanka" (!)! (Tolstoi will eben auch in Sachen der künstlerischen Bewertung in seinem persönlichen Erlebnis die Norm für alle Menschen anerkannt wissen.)

Er bringt dabei Gründe gegen die grossen Künstler vor, und das sind natürlich Verdächtigungen ihrer Person und ihrer Absichten — das wissen wir bei Tolstoi immer im voraus und irren uns da leider nie. Hören wir nur: „Puschkin und Beethoven gefallen uns nicht deshalb," so behauptet Tolstoi, „weil in ihnen absolute Schönheit ist, vielmehr deshalb, weil sie in gleicher Weise unserer abscheulichen (wörtlich: auf Missgestaltung unserer Person beruhenden) Erregbarkeit und Schwäche schmeicheln!" Den Beweis dafür erspart sich Tolstoi und fährt so fort: Es sei ein bis zur Banalität totgejagtes Paradox,

dass man zur Kunst vorbereitet sein müsse. Das aber sei nur die Folge davon, dass die Kunst tatsächlich zum Alleinbesitz der besitzenden Klasse geworden sei: „Weshalb sind denn die Schönheit der Sonne, die Schönheit eines Menschenantlitzes, die Schönheit der Klänge eines Volksliedes, die Schönheit einer Tat der Liebe und Aufopferung jedem zugänglich und verlangen sie keinerlei Vorbereitung." Darauf ist zunächst zu entgegnen, dass es noch eine sehr grosse Frage bedeutet, ob der Genuss der Musik und der Kunst überhaupt eine andere Vorbereitung zur Voraussetzung hat, als eine gewisse Gewöhnung an die betreffende Kunst: Denn natürlich hat die Kunst, wie jede menschliche Aeusserungsform jenseits des Wortes, ihre Tradition, ihre anerkannten Symbolisierungsmittel, vermittels deren der Künstler immer tiefer eindringt in das, was jenseits des Wortes liegt, und eindringt in einer Weise, dass alle ihm folgen können, wenn sie die Sprache seiner Ausgangssymbole verstehen. Und wir wissen nicht, wir können es freilich auch nicht in Abrede stellen, ob und wieweit die in der Natur des Menschen an sich begründet sind: d. h. unmittelbare, seelische Widerspiegelungen von Sinneseindrücken zum Ausdruck bringen. Damit aber fällt schon von selber Tolstois zweiter Vorwurf gegen die Kunst: sie gehöre nur den besitzenden Klassen. Die Kunst gehört natürlich allen Menschen, ganz abgesehen von ihrer Klassenzugehörigkeit, soweit sie imstande sind, das Kunstwerk in sich aufzunehmen. Dass die Angehörigen der Oberklassen einstweilen noch in höherem Grade hierzu die Möglichkeit haben (z. B. Bilder zu kaufen, Konzerte zu besuchen usw.), liegt ausschliesslich in unseren sozialen Verhältnissen, die Kunst als solche ist völlig unschuldig daran: Sie bildet vielmehr eine der grossen sozialen Möglichkeiten für die Zukunft. Auch um Anteilnahme an ihr führen die Proletarier heute den Kampf um wirtschaftliche Selbständigkeit: Denn die Kunst ist ja keineswegs bloss Genussmittel, Lebensschmuck der Reichen,

wie Tolstoi bis ganz zuletzt behauptet: Jede Kunst — Tolstoi hätte das sehr wohl wissen müssen und hat das bloss vergessen, um nicht in Widerspruch zu geraten zu seinem Weltenbilde — ist vor allem und im Grunde ausschliesslich einer der Wege, die uns Menschen wurden, um über die sinnlich fassbare Welt hinüber ins Unendliche vorzudringen. Jede Kunst ist intuitive Welt- bezw. Gotteserkenntnis. Darin beruht die eigentliche Bedeutung der Kunst: Sie ist übersozial, ihr kommt kosmischer Wert zu für den Menschen. Und was wir Kunstgenuss nennen, ist im Grunde gar nichts anderes, als die Gefühlsabspiegelung der geistigen Tätigkeit, zu der uns hier die Möglichkeit gegeben ist: in einem unbegrenzten Eindringen an der Hand des Künstlers in die den Sinnen unzugängliche Welt. Und was endlich die letzte Phrase anbetrifft, so ist die Schönheit von Sonne, Menschenantlitz und guter Menschentat doch keine Kunstschönheit (d. h. kein Nacherleben von Symbolen, die zwar der Aussenwelt irgendwie entnommen sind, aber doch nur, um das zu deuten, was jenseits von ihr liegt, und was sie nicht deuten könnten, wenn nicht dies Jenseits von den Dingen vorgeformt läge in unserer Seele), vielmehr unmittelbares Erlebnis von Eindrücken. Das Volkslied gehört natürlich gar nicht in diese Aufzählung hinein: Wenn es einmal tatsächlich leichter fasslich sein sollte, als das Kunstlied — und das kann in solcher Verallgemeinerung gar nicht behauptet werden — so würde das seinen Ursprung haben in ganz gewissen künstlerischen Qualitäten, von denen zudem gar nicht behauptet werden kann, dass sie nicht auch dem Kunstliede in gleicher Weise eigen sein könnten!

Man muss sich dieses ganze Netz von unbewiesenen Behauptungen, Verdächtigungen, Sophismen, willkürlicher Gleichsetzung von Nicht-Zusammengehörigem, das in diesen drei die Kunst eines Beethoven und Puschkin verurteilenden Sätzen liegt, vor Augen führen, um einen Begriff zu erhalten von der

Unausstehlichkeit des moralisierenden, des sozial-kritischen Tolstoi!

Tolstoi hat übrigens auch seine Dorfschüler im Novellenschreiben unterrichtet, und er selber ist entzückt von seinen Erfolgen. Er gab den Schülern ein russisches Sprichwort auf, zu dessen Erläuterung ein Vorgang erfunden werden sollte. Tolstoi machte sich selber mit seinen Schülern an die Arbeit und behauptet, er sei in jeder Beziehung seinen zehn- bis elfjährigen Mitarbeitern u n t e r l e g e n gewesen — aber natürlich nicht er allein (wir wissen bereits, dass er sich selber niemals schilt, ohne daraus die Berechtigung herzuleiten, ganze Menschenklassen auszuschelten): Tolstoi kennt überhaupt keinen Schriftsteller in der ganzen Weltliteratur, der in der Kunst der Erzählung es aufnehmen könnte mit seinen Bauernkindern: Er, Tolstoi, habe immer nur die Forderung des richtigen Aufbaus der Erzählung und der richtigen Beziehungen des Sprichwortes zu ihr im Auge gehabt, die Kinder seien dagegen ausschliesslich ausgegangen von den Forderungen der künstlerischen Wahrheit. Das Haupterfordernis jeder Kunst, das Gefühl des Masses, sei dabei in diesen Kindern im höchsten Grade vorhanden gewesen: „Das, was nur wenige Künstler in gewaltigen Mühen erreichen, lebte in aller ursprünglichen Kraft in der unverdorbenen Kinderseele!“ Zudem sei in diesen Kindern ganz instinktiv gewesen die Empfindung für das künstlerische Wort, das sich von dem unkünstlerischen dadurch unterscheide, dass es eine zahllose Menge Gedanken, Vorstellungen und Erklärungen wachrufe (wodurch denn der geschilderte Vorgang in der unfassbaren Fülle des wirklichen Lebens nacherlebt wird). Als Beispiel führt Tolstoi folgendes an: Einer der Knaben habe darauf bestanden, dass, als im Verlaufe der Erzählung ein Bauer nachts hinausgeht, um einen Bettler einzulassen, er einen „Weiber“pelz angezogen habe. Als Tolstoi nach dem Grunde hierfür fragte, meinte der Knabe, das

sei so „ähnlicher". Und nun fällt es Tolstoi ein, dass durch dieses eine Wort geradezu blitzartig erhellt werde die ganze Unordnung der Bauernhäuslichkeit, wo kein Familienmitglied ein bestimmtes Kleidungsstück für sich allein besitze, und kein Ding seinen bestimmten Platz habe. (Tolstoi gibt, hierdurch veranlasst, eine meisterhafte Schilderung von dem Innern einer Bauernhütte, eine Schilderung, die seine behauptete Unterlegenheit seinen Schülern gegenüber durchaus Lügen straft.)

Tolstoi arbeitete mit den Kindern an dieser Erzählung von sieben bis elf Uhr abends. Die Kinder waren nachher viel zu aufgeregt, um einschlafen zu können, und Tolstoi behauptet von sich selber das gleiche: „Auch ich vermochte lange nicht einzuschlafen. Und ich kann gar nicht wiedergeben das Gefühl von Erregtheit, Freude, Furcht und fast Reue, das ich erlebte an jenem Abend. Ich fühlte, dass sich von diesem Tage an für die Kinder eine neue Welt der Genüsse und des Leidens eröffnet habe in der Welt der Kunst. Mir schien es, als habe ich das erschaut, was niemand jemals ein Recht habe zu erschauen — das Entkeimen des geheimnisvollen Pflänzchens der Dichtung. Es war mir unheimlich und dabei doch freudig zumute, wie einem Schatzgräber, wenn er endlich das Zauberkraut erblickt. Freudig deshalb, weil sich mir plötzlich, völlig unvermittelt, der Stein der Weisen offenbart hatte, den ich vergeblich zwei Jahre lang gesucht hatte: — die Kunst, den Ausdruck des Gedankens zu lehren, unheimlich deshalb, weil diese Kunst neue Forderungen erhebt, eine ganze Welt von Wünschen, die nicht der Mitte entsprechen, in der die Schüler leben . . . Und doch, Täuschung war hier nicht möglich: Das war kein Zufall, vielmehr bewusste, schöpferische Tätigkeit!"

Tolstoi hat recht mit seiner Reue: Derartige Experimente mit der Kinderseele sind unerlaubt. Das darf man nur bei dem Kinde, das man dann auch gleich bis zum Grosswerden hegen und pflegen kann, bei dem eigenen Kinde — und auch da nur

mit grosser Vorsicht und in ständiger Berücksichtigung aller der anderen ihre Entfaltung verlangenden Anlagen im Kinde — eine Berücksichtigung, die immer nur annähernd möglich ist. Bei fremden Kindern, die man mit Sicherheit wieder aus den Augen verlieren wird, ist solches Tun Sünde, Gotteslästerung fast: Man weckt da Empfindungen, die das Kind allein nicht weiter zu entwickeln vermag, und da ihm aus seiner Umgebung niemand dabei zu helfen imstande ist, ergibt das lähmende Unbefriedigtheit in seiner Seele!

Trotzdem lässt es Tolstoi nicht bei diesem einen Versuch bewenden: Er behauptet — und er verleumdet sich da ganz offenbar selber, um den Ruhm seiner Lieblinge zu erhöhen — es sei ihm seltsam und beleidigend vorgekommen, dass er, der Autor der „Kindheit", die ihm einigen Erfolg und die Anerkennung künstlerischen Talentes bei der russischen gebildeten Gesellschaft eingebracht habe, dass er in Sachen der Kunst einem zehnjährigen Bauernknaben weder etwas beizubringen, noch ihm behilflich zu sein vermochte, vielmehr überhaupt kaum und nur in glücklichen Augenblicken der Erregung imstande sei, diesen Kindern zu folgen und sie zu verstehen. So gibt Tolstoi schon am nächsten Tage den zehn- bis zwölfjährigen Kindern folgendes Thema auf: Ein Bauer trinkt, schlägt seine Frau und vernachlässigt seine Wirtschaft. Er wird darum durch Beschluss der Dorfgenossen zu den Soldaten gegeben und kehrt von dort als völlig veränderter, nüchterner und tüchtiger Mann zurück. Das Ganze soll der siebenjährige Sohn dieses Bauern erzählen! (Zweierlei fällt uns dabei von vornherein auf: Einmal, dass man so kleine Kinder so bedenkliche Verhältnisse als selbstverständlich schildern lässt, und das heisst doch, dass man entsprechende Erfahrung bei ihnen voraussetzt, zweitens aber, dass der spätere leidenschaftliche Antimilitarist Tolstoi hier noch dem Militärdienste solche erziehliche Wirkung beimisst.)

Nun ist es in der Tat erstaunlich, wie der Schüler, dessen Arbeit Tolstoi hier anführt, sich mit seiner Aufgabe abfindet. Die einzelnen Personen treten da wirklich zum Fassen deutlich hervor durch einige wenige Worte, die sie zu passender Gelegenheit sprechen: So sagt der Bauer, als ihn die Dorfgenossen zum Soldaten bestimmen, nur ganz einfach: „Das brauche ich gerade!“ Und er bittet sie dann nur, seinen Sohn nicht zu verlassen. So sagt ferner die Mutter des Bauern zur Schwiegertochter, als sie die weinend findet: „Genug, Matrjena! Was ist da zu tun! Augenscheinlich will es Gott so! Du bist noch jung, vielleicht will Gott, dass du den Gatten wiedersehen wirst, aber — meine Jahre sind schon solche — ich bin ganz krank, und sieh nur zu, ich werde sterben!“ Und weiter: In der Nacht, nachdem der Gatte fortgezogen ist, stirbt das jüngste Kind der Bäuerin. Diesen Vorgang beschreibt nun der elfjährige Autor, der, wie wir wissen, die Erzählung dem siebenjährigen Sohne des Bauern in den Mund legt, in folgender Weise: „Um Mitternacht bricht die Mutter in Weinen aus. Die Grossmutter steht auf und spricht: ‚Was ist dir? Christus sei mit dir!‘ Die Mutter spricht: ‚Mir ist ein Kind gestorben!‘ Die Grossmutter zündet Feuer an, wäscht den toten Knaben, zieht ihm ein Hemd an, umgürtet ihn und legt ihn unter die Heiligen (die Heiligenbilder). Als es dämmerte . . .“ (Welche Jugendeindrücke setzt solche Schilderung eines elfjährigen Knaben voraus: Man begreift alle Nachsicht Tolstois solchen Schülern gegenüber.)

Und dann die Heimkehr des Vaters (Tolstoi behauptet, nichts Freudeerregenderem in der russischen Literatur begegnet zu sein): Es fehlt da jede Anspielung darauf, dass der Vorgang rührend ist. Es wird einfach erzählt, wie die Sache vor sich ging. Aber von allem, was sich damals zutrug, wird gerade nur das ausgewählt, was unentbehrlich ist dafür, damit der Leser die Lage aller handelnden Personen begreift. Der

heimkehrende Soldat sagt nur: „Guten Tag! Wie, ist das eure ganze Familie?" Und fügt dann noch hinzu: „Wo ist denn mein Mütterchen?" Der Knabe freut sich, weint sogar, er ist aber ein Kind, und darum sucht er zunächst in den Taschen des Vaters, ob der ihm etwas mitgebracht habe. Die sittliche Besserung des Vaters wird einfach so zum Ausdruck gebracht, dass die Mutter Schnaps auf den Tisch stellt, der Vater aber erklärt, er trinke nicht mehr. „Mein Vater betete zu Gott und setzte sich an den Tisch. Ich setzte mich neben ihn. Die Mutter aber stand am Tische, blickt auf den Vater und spricht: ‚Sieh mal an, du bist jünger geworden. Du trägst keinen Bart mehr!' Und alle lachen. Als wir gegessen hatten, begann der Vater in seinem Ranzen herumzukramen. Und ich und die Mutter sahen zu. Da erblickte die Mutter dort ein Büchelchen und spricht: ‚Hast du lesen gelernt?' Der Vater spricht: ‚Ja.' Der Vater nahm darauf ein grosses Bündel heraus und gab es der Mutter. Die Mutter spricht: ‚Was ist das?' Der Vater spricht: ‚Geld.' Die Mutter freute sich und trug es eilends fort, um es aufzubewahren. Dann kam die Mutter wieder und spricht: ‚Wo hast du es hergenommen?' Der Vater sagt: ‚Ich war Unteroffizier und ich hatte Kronsgelder. Ich teilte sie den Soldaten aus. Bei mir blieben welche. Ich sammelte sie.' Meine Mutter war so froh und lief wie eine Besessene. Der Tag verging, man machte Licht. Mein Vater nahm das Büchelchen und begann zu lesen. Ich setzte mich neben ihn und hörte zu. Die Mutter leuchtete mit dem Kienspan, und lange las der Vater im Büchelchen. Dann legten wir uns schlafen. Ich legte mich auf die hintere Bank mit dem Vater. Die Mutter aber legte sich uns zu Füssen, und lange sprachen sie noch miteinander, fast bis Mitternacht. Dann schliefen sie ein."

Tolstoi bemerkt nun zu diesem naiven Berichte: Der hier geschilderte Vater sei auf die einfachste und natürlichste Weise reich geworden, so, wie fast alle Menschen auf dieser Erde

reich werden, d. h. fremde Gelder, Kronsgelder, Gelder der Allgemeinheit, seien durch einen glücklichen Zufall bei ihm hängen geblieben. Tolstoi sieht indes den sehr richtigen Einwurf voraus, diese Einzelheit in der Erzählung des Kindes könne nicht ungerügt vorübergelassen werden, denn man müsse doch die Anschauung von der Staatskasse als einer milchgebenden Kuh im Volke mit der Wurzel ausreissen, wo man sie nur finde. Diesem von ihm vorausgesehenen Einwurf gegenüber gerät nun Tolstoi in heftige Wut. Zunächst sagt er wörtlich: für ihn sei dieser Zug ganz besonders teuer, ganz abgesehen von seiner künstlerischen Richtigkeit (an der wohl auch niemand zweifelt, wie doch überhaupt der Hinweis auf das Unehrliche des Gelderwerbs bei dem Soldaten nur insofern nötig ist, als es sich um die Arbeit eines Schülers handelt, d. h. eines Wesens, dem wir sittliche Aufklärung schuldig sind): Es bleiben ja immer Kronsgelder übrig, weshalb sollen sie nicht einmal bei dem aus der Heimat vertriebenen Soldaten hängen bleiben? In den Anschauungen von Ehrlichkeit sei stets ein völliger Gegensatz wahrzunehmen zwischen dem Volke und den Oberklassen. Die Anforderungen des Volkes seien hier (in bezug auf Ehrlichkeit) besonders ernst und streng in den allernächsten Beziehungen: zur Familie, zum Dorf, zur Landgemeinde. Aussenstehenden gegenüber (d. h. dem Publikum, Staat, besonders den Ausländern und den Stadtbewohnern) glaube aber der Bauer, „die allgemeinen Regeln der Ehrlichkeit befolgen zu dürfen“. Der russische Bauer werde zwar niemals seinen Bruder betrügen, auch werde er alle möglichen Entbehrungen ertragen für seine Familie, und er werde niemals eine unverdiente Kopeke annehmen von seinem Dorfgenossen oder Nachbarn, derselbe Bauer werde aber, als ob sich das ganz von selber so verstehe, einem Ausländer oder Stadtbewohner das Fell über die Ohren ziehen und mit jedem Worte den Gutsbesitzer oder Beamten anlügen. Als Soldat werde er, ohne die

geringsten Gewissensbisse zu spüren, den gefangenen Franzosen „abschlachten" (Tolstoi hat das später in „Krieg und Frieden" leider sogar verteidigen wollen), und fallen ihm Kronsgelder in die Hände, so werde er es als ein Verbrechen gegenüber seiner Familie betrachten, wenn er diese Gelder nicht „gebrauchen würde"! Das kann alles wahr sein — mir persönlich scheint es freilich, als ob Tolstoi hier im Eifer, den russischen Bauern zu verteidigen, ihn masslos verleumdet. — Wenn aber auch das alles wahr ist, so bleibt es doch höchst bedauerlich und unter allen Umständen zu bekämpfen, und damit beginnt man doch wohl am besten beim Kinde des Bauern! Das tut Tolstoi aber nicht. Er stellt den russischen Bauern der russischen Gesellschaft gegenüber, vor allem dem russischen Beamtentum, dessen gelegentliche schändliche Unehrlichkeiten er als charakteristisch annimmt für die gebildete Gesellschaft nicht nur in Russland, vielmehr (wir sind ja gewohnt, dass der Russe uns seinen Landsleuten grossmütig gleichstellt, wo immer er von diesen das Schlechteste behauptet) überhaupt in der ganzen Welt. Damit rechtfertigt Tolstoi zwar nicht seine Bauern, wohl aber verleumdet und beleidigt er die russische Gesellschaft und die russische Beamtenschaft, die durchaus nicht bloss aus Dieben besteht, wenn er so fortfährt: „In der gebildeten Klasse ist das Gegenteil von alledem zu bemerken (was Tolstoi weiter oben von den Bauern sagte), unser Bruder belügt eher seine Frau, seinen Bruder, einen Kaufmann, mit dem er zehn Jahre lang Geschäfte treibt, seinen Diener, Bauern, Nachbarn — und dieser selbe Mensch ist im Auslande von ständiger Furcht verzehrt, er könne unabsichtlich irgendwen betrogen haben, und bittet immer, ihm nur ja anzusagen, wem er Geld geben müsse!" (Ich glaube, diesen Vorwurf kann man den heute im Auslande reisenden Russen beim besten Willen kaum machen!) „Dieser selbe Bruder plündert für Champagner und Glacéhandschuhe seine Kompagnie oder

sein Regiment, und wird in Liebenswürdigkeit überfliessen vor den gefangenen Franzosen! Dieser selbe Mensch hält es zwar für grösstes Verbrechen, die Staatskasse zu bestehlen. Wenn er aber ohne Geld ist, besteht er meistenteils nicht vor der Versuchung und tut das, was er selber für niederträchtig hält!" Tolstoi meint auf Grund von alledem (wir kennen zur Genüge seinen nüchternen Positivismus, den er immer dann vonnöten hat, wenn er durchaus originell sein will) : Ehrlichkeit sei keine Ueberzeugungssache, vielmehr lediglich eine sittliche Gewohnheit, um die aber zu erlangen, dazu müsse man bei den nächstliegenden Beziehungen beginnen. Tolstoi fühlt dabei wohl, dass er Unsinn redet und wird darum immer heftiger — ich übersetze wörtlich: „Die Worte: ‚überzeugte Ehrlichkeit' sind nur Phrase." „Deshalb erweist sich auch diese vermeintliche ‚überzeugte Ehrlichkeit', die sich auf die allerfernliegendsten Dinge bezieht — auf Todesstrafe, Staat, Europa, Menschheit (man beachte die Zusammenstellung!) — nicht aber begründet ist auf der Gewohnheit zur Ehrlichkeit, nicht erzogen ward in Hinsicht auf die nächstliegenden Verhältnisse des Lebens, darum erweist sich auch diese ‚überzeugte Ehrlichkeit', oder besser gesagt, diese Phrase von der Ehrlichkeit als völlig unhaltbar in Hinsicht auf das Leben!"

An dieser ganzen seltsamen Auslassung ist wohl am bedenklichsten der ethische Relativismus (die nur bedingte Gültigkeit der Moral), zu dem Tolstoi sich hier plötzlich bekennt, er, der sonst doch gerade aus Angst vor ihm jegliche geschichtliche Betrachtungsweise ein für allemal grundsätzlich ablehnt. Er weiss sich aber ganz offenbar gar nicht mehr vor Wut zu lassen gegenüber den vermeintlichen Angreifern seiner Lieblinge. Er fährt so fort: „Das auf den ersten Blick unmoralisch erscheinende Moment der der Staatskasse entnommenen Gelder hat meiner Ansicht nach den allerlieblichsten, rührendsten Charakter. Wie oft offenbart

nicht der Literat unserer Kreise in der Naivität seiner Seele (er muss natürlich dumm sein, wenn Tolstoi ihn hasst), in dem Wunsche, seinem Helden alle Ideale der Ehrenhaftigkeit anzudichten, nur das ganze schmutzige und verworfene Innere seiner Vorstellung!" (Schimpfworte sind nie noch Beweise gewesen!) Hier im Gegenteil will der Autor seinen Helden glücklich machen. Zu seinem Glücke wäre es freilich genügend, ihn zur Familie zurückkehren zu lassen. Er (der Autor) muss aber auch die Armut beseitigen, die so viele Jahre auf der Familie gelastet hat. Woher hätte er aber den Reichtum nehmen sollen? Aus der „unpersönlichen" Staatskasse! Wenn man schon Reichtum geben will, so muss man ihn irgendwoher nehmen. Legitimer und vernünftiger hätte man ihn aber gar nicht finden können!"

Tolstoi merkt in seiner Leidenschaft gar nicht, dass er hier verfährt, wie der heilige Krispin, und dass er tatsächlich gar nicht den Vorwurf der Unmoral widerlegt, wenngleich er, um seine Lieblinge zu schützen, die selbständige Moral sogar ableugnet, Tolstoi verteidigt bloss die künstlerische Richtigkeit dieser Episode in Hinsicht auf ihren Autor — und an der zweifelt ja eigentlich niemand: In den Kreisen, die der jugendliche Autor schildert, war das Bestehlen der Staatskasse das Allernatürlichste, das wollen wir gerne glauben, und wir brauchen dabei gar nicht einmal daran zu denken, dass der Autor hier selber den Kreisen angehört, die er schildert. Ja, wir wollen sogar weiter gehen, wir wollen durchaus zugeben, dass der arme Leibeigene (und das war doch der Vater dieses Knaben), der sein Leben lang zusehen muss, wie andere, sein Seelenbesitzer, ihm den Ertrag seiner Arbeit mit Gewalt abnehmen, d. h. wie am lichten Tage das gestohlen wird, was dem, von dem man es stiehlt, zweifellos am allernotwendigsten ist, dass der gar keinen Begriff haben konnte von Mein und Dein, und dass der eben freigelassene Leibeigene, der sein bisschen schwer

erarbeitetes Geld der Krone hergeben muss als Steuer und als Abkaufssumme von der Hörigkeit — dass der nicht sonderlichen Respekt haben kann vor der Staatskasse, die dem Armen auch noch sein letztes Geld nimmt zu Zwecken, die der selber weder mitbestimmt, noch billigt. Das alles sei durchaus zugegeben. Damit aber bleibt die im Bestehlen der Staatskasse sich verwirklichende Unsittlichkeit unangefochten, ganz abgesehen davon, dass das in ihr aufbewahrte Geld doch auch einmal allen diesen armen Bauern, auch dem Nachbar, auch dem Dorfgenossen, abgenommen worden war, denen gegenüber der Bauer — nach Tolstoi — absolut ehrlich ist. Tolstoi sollte das nicht zu vertuschen suchen, er sollte sich lieber fragen, wieweit er selber (als ehemaliger Leibeigenenbesitzer, der damals, als er Lehrer war, von dem Pachtzins seiner Bauern lebte) durch die Art seiner Lebensführung zur Fälschung der sittlichen Begriffe seines Volkes beigetragen habe, statt seinen Standesgenossen im allgemeinen unsittliche Handlungen vorzuwerfen. So erregt aber gerade diese ganze missglückte Rechtfertigung seiner bäuerischen Lieblinge — und auch ihnen tut er hier meiner Ansicht nach bitter Unrecht — nur den peinlichen Eindruck eines Rechtfertigungsstrebens auf Kosten anderer. Wohl war damals schon Tolstoi gequält von seinem sozialen Gewissen. Er wusste, dass er den Bauern Unrecht tat, er konnte aber, befangen in den Vorurteilen seiner Klasse, nicht so recht auf den Kern der Sache kommen. Doch fahren wir fort in der Erzählung des elfjährigen Autors: „Gegen Morgen stand die Mutter auf, ging zum Vater und spricht: ‚Gordei, steh auf! Holz ist nötig, den Ofen zu heizen!‘ Der Vater erhob sich, zog die Schuhe an, setzte die Mütze auf und spricht: ‚Ist ein Beil da?‘ Die Mutter sagt: ‚Ja, es ist aber stumpf geworden, es wird wahrscheinlich nicht möglich sein, mit ihm Holz zu spalten.‘ Mein Vater nahm das Beil fest mit beiden Händen, schritt zum Block, stellte ihn auf und schlug aus allen

Kräften. Er zerkleinerte das Holz und brachte es in die Hütte. Die Mutter begann die Hütte zu heizen, und es ward schon heller. Als es hell geworden war, spricht mein Vater: ‚Matrjena!' Die Mutter kommt herbei und spricht: ‚Was denn?' Der Vater sagt: ‚Ich denke eine Kuh zu kaufen, fünf Lämmer, zwei Pferde und eine neue Hütte, die unsere fällt ja schon fast zusammen! Nun, es wird für alles hundertfünfzig Rubel daraufgehen.' Die Mutter dachte etwas nach, dann spricht sie: ‚Nun, wir werden aber dann schon alles Geld ausgeben!' Der Vater spricht: ‚Tut nichts, wir werden arbeiten.' Die Mutter spricht: ‚Nun gut. Kaufen wir, aber wo werden wir denn das Bauholz zur Hütte hernehmen?' Der Vater spricht: ‚Nun, wir werden es nehmen beim Branzeff.' Die Mutter spricht: ‚Er wird schwerlich welches haben.' Der Vater spricht: ‚Nun, wie sollte er es nicht haben? Er ist ja ein vermögender Mann!' Die Mutter spricht: ‚Wenn er nur nicht zu teuer nimmt. Sieh nur zu, was das für eine Bestie ist!' Der Vater spricht: ‚Ich werde hingehen, ihm Schnaps bringen und mit ihm sprechen. Du aber backe ein Eichen in der Asche zum Mittagbrot!' Die Mutter kocht ein Stückchen Fleisch. Sie entlieh es bei dem Nachbarn. Dann nahm der Vater den Schnaps und ging zu Branzeff. Wir aber blieben zu Hause und sassen lange. Mir ward es langweilig ohne den Vater. Ich begann die Mutter zu bitten, sie möchte mich hingehen lassen, wohin der Vater gegangen war. Die Mutter spricht: ‚Du wirst dich verirren!' Ich begann zu weinen und wollte weglaufen, aber die Mutter schlug mich, und ich setzte mich auf den Ofen und begann lauter zu weinen. Da kam der Vater in die Hütte und spricht: ‚Was weinst du?' Die Mutter spricht: ‚Feduschka wollte zu dir laufen. Ich aber habe ihn geschlagen.' Ich begann mich über die Mutter zu beklagen. Der Vater ging zur Mutter und begann sie zu schlagen . . . so, zum Scheine nur. Er aber spricht: ‚Schlag du nicht den Fedi, schlage nicht den Fedi!' Die Mutter tat als weinte sie. Ich aber setzte

mich dem Vater auf die Knie und war froh. Dann setzte sich der Vater zu Tisch, setzte mich neben sich und rief: ‚Mutter, gib uns Mittagbrot. Fedi und ich wollen essen!‘ Da gab uns die Mutter Fleisch, und wir assen. Als wir gegessen hatten, spricht die Mutter: ‚Nun, was ist es mit dem Bauholz?‘ Der Vater spricht: ‚Fünfzig Silberrubel.‘ Die Mutter spricht: ‚Das ist nicht zu viel.‘ Der Vater spricht: ‚Es ist nicht zu sagen. Das Holz ist wirklich gut!‘“

Ist das nicht wirklich sehr hübsch?

Tolstoi hat seine pädagogische Tätigkeit bloss anderthalb Jahre betrieben. Die unmittelbare Veranlassung zu ihrem Aufgeben war, wie wir wissen, eine polizeiliche Haussuchung, die in seiner Abwesenheit in Jasnaja Poljana stattgefunden hatte. Jetzt, wo wir Tolstois stockkonservative Anschauungen aus seinen pädagogischen Schriften erkannt haben, begreifen wir erst die tiefe Empörung, die ihn erfassen musste über dies Misstrauensvotum von Seiten der Regierung, zu der er gerade in seinen pädagogischen Schriften eine so unerschütterliche, ihn zu den seltsamsten Widersprüchen zwingende Treue dokumentiert hatte. Dennoch war vielleicht der Polizeibeamte, der die Haussuchung anordnete, nicht ohne Instinkt. Er witterte vielleicht, dass ein so paradoxer Konservativismus, wie ihn Tolstoi vor allem in seiner Anschauung vom Kulturfortschritte an den Tag legt, mit Notwendigkeit einmal zum Zusammenstoss mit dem Staate führen muss. Denn der Staat — auch der russische — muss wenigstens so tun, als ob er fortschreite mit der Zeit — und tatsächlich wird er ja geschoben, wenn er nicht gehen will, wobei er freilich Gefahr läuft, zu Falle zu kommen. Und dann hatte Tolstoi schon hier in einer uns unfassbaren Naivität das ganze Vokabularium des radikalen Sozialismus benutzt: Er spricht in einem fort von Ausbeutung des Vol-

kes von Seiten der Reichen, die das, was ihnen Vorteil bringt und auf Kosten der Armen geschieht, den Armen als Fortschritt aufhängen wollen usw. — ohne freilich den einfachen Schluss daraus auf sein persönliches Leben zu ziehen. Tolstoi war so weit gegangen, sogar den Schulmeister als Helfershelfer der Reichen hinzustellen bei der Ausbeutung des Volkes — freilich ohne die praktischen Schlüsse auf sein eigenes Leben zu ziehen, und um schliesslich zu dem erstaunlichen Ergebnis zu gelangen, dass der Bauer den Schulmeister zwar ruhig meiden, sonst aber so bleiben solle, wie er nun einmal ist. Tolstoi räsonniert hier sozialistisch, um bei konservativen Doktrinen zu endigen. Damit kann die Regierung aber natürlich nicht einverstanden sein. Und sie hat von ihrem Standpunkt aus durchaus recht. Tatsächlich liegt es auch gar nicht in der Macht eines Schriftstellers, den Leser zu den Ergebnissen seines Räsonnements zu bestimmen, die er will, wenn die sich nicht aus seinem Räsonnement selber ergeben. Jedes Räsonnement wirkt für sich. Der Leser zieht seine Schlüsse. Tolstoi gibt aber Räsonnements, aus denen sich durchaus andere Schlüsse ergeben müssen, als er sie zieht, dem sein Räsonnement nur dazu dient, einem Gefühlsbedürfnis Ausdruck zu geben und bereits vorher unerschütterlich feststehenden Anschauungen allgemeingültige Anerkennung zu verschaffen — und Tolstoi ist, man muss es offen aussprechen, nicht bloss ein schlechter Räsonneur — er ist einfach unverständlich als Räsonneur, weil er als ausschlaggebendes Moment für sein Räsonnement ganz offenbar nicht die dort angeführten Gründe annimmt, vielmehr ein von ihm erlebtes, oft im Verlaufe des ganzen Räsonnements gar nicht erwähntes Gefühlsmoment. Der Leser steht dann da wie vor den Kopf geschlagen! Das zeigt sich zum erstenmal in Tolstois pädagogischen Schriften, um in seinen späteren theoretischen Schriften fast zum Grundsatz erhoben zu werden. Man fragt sich demgegenüber oft — an Tolstois Aufrichtigkeit

zweifelt man nie — wozu denn eigentlich hier das ganze Räsonnement dient, wenn ein Schluss gezogen wird, der nicht aus ihm hervorgeht, wenigstens nicht ausschliesslich aus ihm, und der dabei oft sogar in direktem Gegensatz steht zu ihm. So z. B. erklärte Tolstoi in der letzten der besprochenen pädagogischen Schriften, das Volk werde ausgebeutet von der Gesellschaft mit Hilfe derjenigen Einrichtungen, die wir Kulturerrungenschaften nennen. Daraus ergibt sich nun unserer Ansicht nach bloss ein Schluss: Man muss das Volk vor Ausbeutung schützen, man muss ihm Anteil gewähren an der Gestaltung seiner Geschicke. Tolstoi aber folgert so: Der Bauer solle nur fortfahren, sich um das alles nicht zu kümmern. Er soll also ruhig zusehen, wie man ihn weiter ausbeutet. Und Tolstoi für seine Person fährt auch ruhig fort damit, die Bauern auszubeuten, in seiner Eigenschaft als Verpächter von Bauernland.

Soviel über den Selbstverrat, den Tolstoi in seinen pädagogischen Schriften beging, und wodurch wohl, zum Teil wenigstens, jene von ihm so tragisch genommene Haussuchung sich erklärt, infolge deren seine Schultätigkeit ein so unerwartet rasches Ende nahm. Tolstoi nahm sie zwar zehn Jahre später wieder auf, indes in gemässigter Form, in verringertem Massstabe und nur auf kurze Zeit.

Den grössten Vorteil von seinen pädagogischen Experimenten hat wohl Tolstoi selber gehabt. Sein reiches Dichtergemüt tat hier den tiefsten Einblick in die Seele seines Volkes. Und wir alle sind darum der Schule von Jasnaja Poljana und ihren Zöglingen zu unendlichem Danke verpflichtet: Denn ohne sie wären wohl „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ nicht das geworden, was sie sind: Offenbarungen eines unerhörten Tiefblicks in die Seele des Menschen. Hier, vor seinen Bauernkindern, stand Tolstoi am Quell aller Dichtung. Er wollte

die Kinderseele zum Wissen erschliessen. Sie aber ahnte, dass er sie liebte, und zeigte ihm rückhaltlos ihre Herrlichkeiten: alles das, was dann später im Leben verborgen bleibt, in dem aber das alles wurzelt, was nachher den enttäuschten und vom Schicksal vergewaltigten Menschen zurückhält in einer Welt, die nur Härte für ihn kennt, und was ihm den Mut gibt, sein Dasein zu verewigen, Kindern das Leben zu schenken und ein besseres Los zu erhoffen für sie!

Tolstoi hatte aber auch nur diese Möglichkeit zu einem Einblick in die Volksseele (und wählte sie instinktiv, indem er sich einredete, er wirke im Interesse der Begründung einer Bildungswissenschaft). Denn dem erwachsenen Bauern blieb Tolstoi immer der Graf, der gnädige Herr, dem noch vor kurzem unumschränkte Macht zukam über sein Eigentum, seine Familie, seine Arbeit, seine Gesundheit, ja sein Leben. Und so was vergisst der Bauer nun einmal nicht. Und wenn auch, wie Tolstoi mit Stolz berichtet, die Bauern von ihm sagten, er sei ein „einfacher Mensch" — und das bedeute in ihrem Munde das höchste Lob — so wäre ihm dennoch die Seele seines Volkes ewig verschlossen geblieben, wenn er nicht des Volkes Kinder zu sich gerufen hätte. (Wir wissen bereits, dass Tolstoi erst im Kriege das Verständnis aufging für die hohen Tugenden des einfachen Mannes. Dabei gewährt das Kriegsleben und die Stellung des Offiziers zum gemeinen Soldaten an sich Veranlassung nur zu einer lückenhaften Anschauung vom Wesen des Volkes. Schon hieraus ersehen wir die Bedeutung der Volksschule für Tolstois tiefere Erkenntnis der Seele seiner Landsleute.)

Wir dürfen diese eigentliche Quelle von Tolstois Erkenntnis der Seele seines Volkes nun nirgends mehr vergessen: Was Tolstoi darüber hinaus erfuhr, verdankt er doch nur gelegentlichen Beobachtungen und Belauschen von Bauerngesprächen. Im persönlichen Verkehr stand immer eine unüberbrückbare

Kluft zwischen ihm und den Bauern: Der Bauer fühlte seinen tatsächlichen Abstand vom Gutsbesitzer und wahrte ihn in natürlichster Weise. Anders das Kind, der eigentliche Demokrat: ihm sind alle Menschen gleich, es existieren keine Klassenunterschiede für es: des Kindes Seele ist so restlos ausgefüllt durch die Fragen, die Himmel und Erde nicht aufhören zu stellen seinem erwachenden Geiste, dass es noch kaum hingelangt zu jenen besonderen Fragen, bei deren Beantwortung die soziale Befangenheit seiner Angehörigen bereits zum Ausdruck kommt und den klaren Blick des Kindes verwirren muss. So hat denn auch Tolstoi im Grunde immer den Geist des Kindes mit dem des russischen Bauern verwechselt. Er sah in ihm ein ewiges Kind. Kindlichkeit und Vollendung waren ihm aber eines (weil der Künstler die Freude, die das Natürliche, das Unverstellte, in ihm auslöst, immer wieder anspricht für eine Zustimmung seines letzten sittlichen Urteils, und das bedeutet die Erbsünde aller der Künstler, die Moralisten sein wollen). Das war ein Kompliment für den russischen Bauern, aber auch wiederum ein grosses Unrecht an ihm. Denn indem Tolstoi den russischen Bauern, erschaut durch die Seele des Bauernkindes, als das menschliche Vorbild an sich hinstellt, macht er aus den Bauernnöten Tugenden. Und das ist gleich einem gewaltsamen Festhaltenwollen in der Enge — nicht bloss für den russischen Bauern, nein, da er ja unser aller Vorbild sein soll, auch für die ganze Kulturwelt, soweit sie dem Prediger Tolstoi lauscht: weil der russische Bauer wie das Kind Seeleninhalt genug findet (im unmittelbaren, ununterbrochenen Verkehr mit der ganzen Natur und wohl auch dadurch, dass seine Zwiesprache mit Gott und mit sich selber so wenig Ablenkung erfährt), um leben zu können ohne das bewusste Leben des Geistes, ohne die Teilnahme am Gedanken der Menschheit, in geistiger Selbstgenügsamkeit, darum soll er für immer das Geisteslicht entbehren! Und der ihm das will (Tol-

stoi), der hat selber in diesem Lichte gebadet (solange seine Seele noch nicht überschattet war von Reue und Verzweiflung), und ist erst von ihm erleuchtet zum Bauern zurückgekehrt!

Und so lässt sich denn Tolstois ganzes russisches Bauernideal (abgesehen davon, dass, wie wir bereits betonten, ursprünglich für Tolstoi der ideale Bauer der war, wie ihn der Gutsbesitzer nötig hatte) bis ins einzelne zurückführen darauf, dass Tolstoi den russischen Bauern überhaupt erst im Bauernkinde kennen lernte, um ihn dann aus der Kinderseele heraus zu erklären — und ihn in ihr festzuhalten trachtet!

Der Prophet Tolstoi hat seinen Ursprung im Pädagogen.

Der Pädagoge Tolstoi hat aber seinen Ursprung im Dichter: Tolstoi täuschte sich wohl selber in seinen letzten Motiven. Er glaubte die Seele des Volkes bilden zu müssen und wollte sie doch nur ergründen, um sie nachbilden zu können in der Dichtung und so an ihr zur Erkenntnis der eigenen Seele zu gelangen. Und das ist ihm auch restlos gelungen. Segnen wir darum die Schule von Jasnaja Poljana.

Tolstoi hatte Experimente machen wollen an der Kinderseele — zum Ausbau einer „Wissenschaft von der Erziehung" — und dabei nahm ihn die Kinderseele so in Bann, dass er alle Theorien vergass und mit dem Kinde zum Kinde ward und so erst zum vollendeten Dichter! Und ihn trieb ja auch gar nicht die Sorge um die Wissenschaft der Pädagogik zu seinen Bauernkindern. Ihn führte zu ihnen seine nie vergessene Schuld. Vielleicht die Schuld des ehemaligen Seelenbesitzers? Vielleicht aber auch ganz einfach nur die Schuld des Mitmenschen, der zur Einsicht kam, dass er bisher ruhig mit ansah, wie unschätzbar Köstliches in der Seele des Kindes vor seinen Augen verkam, weil niemandem daran gelegen war, dass es nicht verkomme. Tolstois empfindsames Herz hatte einst das Grausen erfasst, das furchtbare Grausen, das sich plötzlich und in bodenloser Tiefe auftut vor uns, wenn wir in Kinderaugen blik-

ken da unten bei dem ganz armen, schwerarbeitenden Volke, von dem wir wissen, dass es wohl Herz hat, seine Kinder zu lieben, aber keine Zeit, seine Kinder zu erziehen, und kein Geld, seine Kinder zu sättigen und zu pflegen. Die Kinderaugen von da unten her, die sagen uns — in aller Unschuld, denn sie wissen nicht, was sie uns sagen — dass unendlich Wertvolles, Unwiederbringliches verloren geht tagtäglich, Stunde für Stunde, Minute für Minute, da unten in unabsehbarer Fülle — weil niemandem etwas daran liegt, dass es nicht verloren gehe. Freilich sind es so viele, die die Hände ausstrecken nach uns von dorther, und die auf ein freundliches Wort harren, um ihre jungen, überreichen Seelen zu öffnen vor uns! Aber haben wir uns auch nur eines einzigen angenommen? Und wenn wir daran denken, dann erscheinen uns alle unsere süssen Lebensgewohnheiten schal und wie nackte Selbstsucht. Und unserer Seele Ruhe erscheint uns dann wie Selbstbetrug, allzu teuer erkauft mit den Leiden Unmündiger, Wehrloser, die vergeblich geboren wurden zu allen Schönheiten des Lichtes. Und dieses Grausen, das unschuldige Kinderaugen einmal in uns weckten, es hält lange noch unsre Seele umkrallt und lähmt jede Lust an Arbeit und Spiel. Und es kann tötend werden oder heilsam oder — und das ist wohl die Regel — es kann vergessen werden, und uns nur vorsichtiger machen, seelengeiziger. Einem Tolstoi hat dieses Grausen, dem er so ergreifend Ausdruck gibt, das Seelengleichmass zerrissen. Und vielleicht hat er es nur tiefer empfunden als wir andern. So glaubte er sich wissend im Namen dieses Grausens. Und weil er es in sich lebend wusste und es nicht ausgesprochen fand ausser sich, darum hielt er sich auch für des Volkes ersten, berufensten Lehrer und verurteilt aus seiner Seele Verzweiflung heraus alle, die vor ihm des Volkes Kinder unterrichtet hatten: Aus Mitleid ward er ungerecht!

Richten wir darum nicht diesen Menschen, der mitlebte mit

seinem Volke! Richten wir ihn auch da nicht, wo er andere richtet. Nennen wir nur sein Unrecht bei Namen, und lernen wir von ihm den heiligen Schauer, das Grausen vor den unsagbaren Möglichkeiten zu Menschenseligkeit und Menschenhoheit, die ungenutzt bleiben bei den Kindern des armen Volkes! Lernen wir von ihm standzuhalten den Kinderaugen, die von da unten heraufblicken zu uns, und lesen wir in ihnen und vergessen wir nicht, was wir da lasen. Und segnen wir den, der diesem Grausen Ausdruck verlieh, segnen wir den Schulmeister von Jasnaja Poljana!



IV. Buch

Tolstois Meisterjahre



Erstes Kapitel

Die erste grosse Schaffensperiode (1862—69)

Nunmehr beginnt für Tolstoi die glücklichste Zeit seines Lebens. Seine wenig zahlreichen Briefe sind voller Seligkeit: „Seit zwei Wochen bin ich verheiratet und glücklich und ein ganz neuer Mensch!" schreibt er dem geliebten Freunde Feth. Seiner „Babuschka" hatte er seine Verlobung mitgeteilt mit den Worten: „Ich alter, zahnloser Schafskopf habe mich verlobt. Um Ihnen einen Begriff zu geben von dem, was meine Braut ist, müsste ich Bände schreiben. Ich bin glücklich, wie ich das nie war, seit ich geboren ward!" Derselben Freundin schreibt er auch gleich nach seiner Ankunft in Jasnaja Poljana: „Ich schreibe vom Lande aus. Oben höre ich die Stimme der Gattin, die ich mehr liebe als alles auf der Welt. Ich bin 34 Jahre alt geworden und wusste nicht, dass man so zu lieben vermag und so glücklich sein kann. Wenn ich ruhiger sein werde, werde ich Ihnen einen langen Brief schreiben — das heisst nicht ruhiger, ich bin jetzt ruhig und klar, wie ich es niemals im Leben war — nur wenn ich mich mehr gewöhnt haben werde. Jetzt habe ich beständig das Gefühl, als ob ich ein unverdientes, ungesetzliches, nicht mir bestimmtes Glück gestohlen habe. Eben kommt sie gerade. Ich höre sie, und das ist so schön! Ich danke Ihnen für den letzten Brief und dafür, dass mich so treffliche Menschen lieben wie Sie

sind, und was noch erstaunlicher ist, ein solches Wesen, wie meine Frau." Auch veranlasst Tolstoi die Gattin mit ihm zusammen der alten Freundin zu schreiben und fügt ihrem Briefe einige Bemerkungen an: Ueber seine Frau die Wahrheit zu schreiben, fühle er sich völlig ausserstande, er fürchte da sich selber und auch die Ungläubigkeit der anderen. „Eines nur — fällt gleich auf den ersten Blick auf: Sie ist ein ehrlicher Mensch, eben ein ehrlicher Mensch und eben ein Mensch!" (Damit, so scheint es mir, ist in der Tat Sofie Andrejewnas Wesen ein für allemal gekennzeichnet.) Tolstoi bekennt da noch, er sei müde geworden, immer nur mit sich selber Abrechnung zu halten, immer wieder ein neues Leben zu beginnen, um sich dann mit der eigenen Niedertracht auszusöhnen und sich wenn auch nicht für einen durchaus guten, so doch für einen anständigen Menschen zu halten. Von seiner Vergangenheit habe er sich losgesagt wie niemals vorher. Jeden Augenblick sei ihm seine ganze bisherige Niedertracht gegenwärtig, wenn er sich nur der Gattin vergleiche. Vorderhand fühle er sich noch rein, er zittere aber für sich jede Sekunde: Jetzt gerade werde er straucheln. „Es ist überhaupt so furchtbar verantwortlich, zu zweien zu leben!" Im Grunde sei es ihm jetzt geradezu unheimlich zu leben: So empfinde er jetzt das Leben, so erlebe er, dass jetzt erst jeder Augenblick seines Lebens in der Gerechtigkeit sei! Dabei fühle er sich weich und jeder Teilnahme fähig. Diese tatsächlich etwas traurige Beichte für einen Neuvermählten beschliesst Tolstoi mit den Worten: „Sie (die Gattin) liest eben diesen Brief, versteht ihn nicht, will ihn nicht verstehen und braucht ihn nicht zu verstehen: das, wozu unsereiner erst auf langem, mühevollem, krankhaftem Umwege gelangt, über Zweifel und Leiden, ist für solch glückliche Geschöpfe einfach selbstverständlich!" Darunter folgt dann folgender Zusatz der jungen Gattin: „Ich kann das nicht so hingehen lassen, liebe Tante. Er irrt sich. Ich verstehe alles,

was ihn betrifft. Sein Brief ist aber nur deshalb so finster, weil er Kopfweh hat und nicht bei Laune ist!"

Dass auch in dieser Ehe kleine Verstimmungen vorkamen, kleine Uebelnehmereien und Eigensinnigkeiten, scheint jedenfalls denkbar bei der grossen Reizbarkeit, die dem berufenen Dichter eignet. Indes fehlt uns tatsächlich jede Veranlassung, hier irgendwelche Vermutungen anzustellen. Wenn es aber auch hier Verstimmungen gegeben hat, so sind sie jedenfalls sehr rasch und ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen geschwunden: Das versteht sich ganz von selber bei der Herzensgüte und dem Gerechtigkeitssinn beider Gatten. Keineswegs geht es hier an (wie das leider üblich zu sein scheint, wohl vor allem deshalb, weil Tolstoi seinem „Levin" ganz augenscheinlich mancherlei Züge der eigenen Person geliehen hat), aus den Erlebnissen der Neuvermählten Kitty und Levin in „Anna Karenina" unmittelbare Schlüsse zu ziehen auf persönliche Erlebnisse Tolstois und seiner Gattin. Wir dürfen niemals vergessen, dass Tolstoi Dichter war, und dass er, wie wir schon aus seiner Knabenzeit wissen, eine überaus erregbare und dann auch gleich unaufhaltsam bis zu den letzten Möglichkeiten eines vorgestellten Zustandes oder Zusammenhanges vorwärts eilende Phantasie besass. Jeder phantasiebegabte Mensch erlebt solche blosse Erlebnismöglichkeiten, Erlebnisse, die er haben könnte. Und solche Erlebnisse (sie treten meist unwillkürlich auf) können durchaus heilsam sein und werden darum gerade von gewissenhaften Menschen vielfach absichtlich aufgesucht: Sie zeigen uns ja, wohin wir geraten könnten, wenn wir uns in dieser oder jener Neigung nicht beizeiten beherrschten. Romandichtung ist nun im Grunde gar nichts anderes als ein Gestalten erlebter Erlebnismöglichkeiten: ein im Vorübergehen aufgefangenes Wort, eine flüchtige Begegnung kann die unmittelbare Veranlassung gegeben haben. Das alles möchten wir hier ein für allemal festgestellt haben gegenüber

der Unart so vieler Biographen und Kritiker: Aus Schicksalen und Gesinnungen erdichteter Personen auf Schicksale und Gesinnungen des Dichters zu schliessen.

Dass dabei aber die Ehe an sich auf einen derart unter ständiger Aufsicht seines Gewissens lebenden Menschen, wie Tolstoi es war, einen geradezu umwälzenden Einfluss ausüben musste, darf wohl nicht wundernehmen. Tolstoi hat, wie er irgendwo beichtet, von jeher unter dem Einfluss der Menschen gestanden, die er liebte (worin er übrigens mit Unrecht eine Charakterschwäche erblickt: Er liebte immer nur sehr wenige und ausschliesslich die, die er achten musste: Die ihn mithin in seinem besten, eigentlichen Ich bestätigten). Wie gross musste demnach der Einfluss der Gattin sein, deren Unschuld und Reinheit er immer von neuem bewundert, und die sich ihm so vertrauensvoll hingab! Tolstoi selber spricht sich darüber ausführlich aus in mehreren Briefen aus jener Zeit: Er erwartet durchaus eine Aenderung seines Charakters zum Guten hin. Aus den Tagebüchern dieser ersten Ehezeit teilt uns Birjukoff (der sie allein einsah) nur weniges mit: „Das Familienglück verschlingt mich!" heisst es da einmal. Kurz darauf folgt eine kleine Schulmeisterei: „Wohl sind wir Freunde. Die letzte Uneinigkeit hat indes kleine, kaum bemerkbare Spuren zurückgelassen. Jede solche Uneinigkeit, wie unbedeutend sie auch ist, bedeutet aber doch einen Riss in der Liebe; ein augenblickliches Sichhinreissenlassen, ein Gefühl von Verdriesslichkeit, Eigenliebe oder Stolz wird wohl immer gleich vorübergehen, ein ganz kleiner Riss bleibt indes für immer in dem Besten, was es auf der Welt gibt, in der Liebe." Fast gleich darauf aber findet sich der Jubelruf: „Mir ist es so wohl, so wohl, ich liebe sie so sehr!" Weiterhin schreibt hier der junge Ehemann, er verzehre sich in Eifersucht auf den Menschen, der seiner Gattin würdiger sei als er.

Während natürlicherweise in den ersten Monaten seiner Ehe

Tolstoi jede literarische Beschäftigung aufgab, findet sich in seinem Tagebuche folgender, auch für den kommenden Propheten kennzeichnender Eintrag: „Der Plan zu einem Roman, in dem ein Professor in westeuropäischem Sinne, der sich durch sitzende Arbeit in der Jugendzeit ein Diplom auf geistige Trägheit und Dummheit erworben hat, einem Manne gegenübergestellt wird, der bis ins reifere Alter hinein sich die Kühnheit des Gedankens bewahrte und die Einheit von Gedanken, Gefühl und Taten."

Augenscheinlich ist diese Notiz vor allem ein Ausfluss jenes stolzen Selbstgefühls, das jetzt mit aller Macht hervorbricht in Tolstoi, weil die Last hingeschwunden war, die sonst auf seinem Gewissen ruhte, und ihn eigentlich nur im Zustande des Zornes über menschliche Niedertracht zum Bewusstsein seiner Kräfte kommen liess.

Jetzt erst erlebte Tolstoi sich gerechtfertigt: durch die hingebende Liebe eines ganz reinen unschuldigen Wesens — und sogleich besinnt er sich auch auf die eigene Kraft, — nicht um sich ihrer zu freuen — solche Eitelkeit ist Tolstoi zeitlebens fremd gewesen —, nein, um mit frischem Mut sich über die Feinde zu werfen, die seinen Seelenfrieden störten, und die er, der niemals das eigene Schicksal trennte von dem der ganzen Menschheit, auch für die Feinde seiner Menschen hielt. Am meisten Argwohn hegte dabei Tolstois von Hause aus gläubiges Herz gegen die Wissenschaft — und wir dürfen dabei nicht vergessen, dass Tolstoi damals und sein Leben lang die Wissenschaft verwechselte mit gewissen Populär-Philosophien der 50er Jahre. So finden wir in der allerersten Zeit von Tolstois Ehe folgenden geistreichen Eintrag in seinem Tagebuch: „Die Entdeckung neuer Gesetze in der Natur ist nur die Entdeckung einer neuen Art von Anschauung, bei der das, was früher unrichtig schien, nunmehr richtig und im Zusammenhange erscheint, dafür aber andere Seiten dunkler werden."

Mitte Dezember bringt dann Tolstoi seine junge Frau wieder nach Moskau zurück, damit sie die Ihrigen wiedersehen und mit ihnen die Feiertage verleben solle. Gleich nach Neujahr (1863) kehren indes die Gatten aufs Land zurück. Im Frühling beginnt dann die frohe Zeit gemeinsamen Wirtschaftens. In Tolstoi war damals gerade jene mystische Liebe zur Erde erwacht, die wohl unbewusst in jedem Landmann schlummert. Tolstoi wollte aber ein bewusster Landmann sein: in ihm war dem Stande der Landwirte ein Genius erstanden, der nicht nur für letzte Freuden und Leiden des Landmanns ergreifende Worte fand und die Offenbarungen kündete, die dem Menschen werden im engen Umgang mit der Natur, auch der bekehrte Tolstoi hat immer nur das Weltenbild des Landmannes gegeben. Alle seine Werte hat er dem entnommen: Wenn wir bei dem rein Materiellen bleiben, so dürfen wir da nie vergessen, dass Tolstois frühes Verachten des — ihm persönlich unausweichlichen — Luxus daher stammt, dass er von jeher jede Geldausgabe verglich mit der Entlohnung, die dem Landarbeiter wird für einen 18- bis 20stündigen während der Erntezeit in glühender Sonnenhitze zugebrachten Arbeitstag. Volkswirtschaftlich ist diese Werteinheit gewiss willkürlich, menschlich hingegen von grösster Fruchtbarkeit und zur Kontrolle unserer persönlichen sozialen Einwirkung überhaupt gar nicht genug zu empfehlen!

Noch vor seiner Heirat hatte Tolstoi an Freund Feth geschrieben: „Ein Freund ist gut, aber er stirbt, oder er zieht in ferne Länder. Die Erde aber, mit der Du einmal vermählt bist, ist viel besser! Deine eigene Erde! Kalt ist sie und wortkarg und wichtig und anspruchsvoll, dafür aber ein solcher Freund, den Du bis zum Tode nicht verlierst, und stirbst Du auch, dann kehrst Du nur völlig zu ihr zurück!“ Diesem Freunde, der Erde, für deren „berechtigte Forderungen an uns“ Tolstoi von nun an immer wieder, vor allem in „Anna Karenina“ ergrei-

fendste Worte findet, gibt er sich nunmehr mit ganzer Kraft hin im Verein mit seiner 17jährigen Gattin. „Sie spielt gar nicht mehr mit Puppen. Beleidigt sie nicht! Sie ist mir ein ernster Gehilfe!" schreibt er an Feth. Tolstoi macht dabei „die wichtige Entdeckung", dass Kontoristen, Verwalter und Aelteste nur Hindernisse sind. Er entlässt seinen Verwalter, und Sonja (die Gattin) ist ihm Gehilfin bei der Feldarbeit und bei den Neubauten, sie führt Kontor und Kasse, und dabei hat er Bienen, Schafe, einen neuen Obstgarten und sogar eine Branntweinbrennerei! Als dann im Sommer (1863) Freund Feth zum Besuch kommt, springt ihm die junge Frau — sie war dabei bereits froher Hoffnung — mit einem grossen Schlüsselbund entgegen und überhüpft dabei einen niedern Lattenzaun.

Bei alledem findet Tolstoi doch noch Zeit zu lesen: Wir ersehen aus seinem Tagebuche, dass er sich mit Goethe beschäftigt, und „seine Gedanken wühlen". Sonst lebt er ganz der Natur: Er freut sich am Frühling, am Vogelflug, am Sonnenuntergang. Oft zieht er auch ein Netz über den Kopf und beobachtet stundenlang seine Bienen.

Am 28. Januar 1864 wird Tolstoi ein Sohn geboren (Sergei), und damit tut sich eine ganz neue Welt vor dem Dichter auf: Tolstois nie rastender, stets auf das göttliche Wunder gefasster Geist steht dem ganz hilflosen, werdenden Menschenkinde gegenüber. Vorerst freilich gehört noch seine Aufmerksamkeit ausschliesslich der jungen Mutter. Er kann sich gar nicht beruhigen über ihre rührende Freude an ihrem Kinde und ihre Sorge um es. Seltsam berührt es uns dabei, wenn Tolstoi gesteht — und seine Gattin bestätigt das: seine Kinder hätten erst dann sein Interesse erregt, als sie zu sprechen begannen. Es scheint mir, hier liegt eine Lücke in Tolstois Beanlagung vor. Tolstoi erlebte wohl von jeher gewisse innere Widerstände dagegen, eine Welt jenseits des Wortes anzuerkennen oder sie

wenigstens der menschlichen Beobachtung würdig zu erachten, wenn sie auch noch so sichtbar ist, diese Welt, wie in einem eben geborenen Menschenkinde, das noch in allen seine natürlichen Feinde erblickt, sich wehrlos weiss vor ihnen, und dem nichts zur Verteidigung ward als sein Schreien! Und doch! Was ist ergreifender zu beobachten, was wirkt erhebender auf den, der an die Macht der Liebe glauben muss, als zu beobachten, wie des kleinen Kindes natürliche Furcht vor allem und jedem hingebendem Vertrauen weicht: Es hat begriffen, dass man es gut mit ihm meint — und so erwacht — viel, viel früher noch als die Fähigkeit zum Worte — die Liebe zur Mutter im kleinen Kinde, und sie ist unendlich rührender als die Liebe, die das Wort hat. Diese Welt war Tolstoi verschlossen. Er hat es nie nacherlebt, das Heilandswort: „Werdet wie die Kindlein!" Darum vermochte er auch als Lehrender nie den Hochmut völlig zu überwinden, und damit blieb seine Lehre ein Kerker: Die ganze Liebe zum Menschen hat keinen Platz in ihr!

Berufs-Psychologen machen wir übrigens in diesem Zusammenhange auf eine interessante Bemerkung Turgenjeffs aufmerksam: Der ward einst daran erinnert, dass in keinem seiner Romane Kinder eine Rolle spielen. „Ja," sagte er, „das ist wahr, ich wusste das selber nicht. Ich liebe auch nicht die Kinder, vor allem sind mir die ganz kleinen Kinder unangenehm, und das soll bei allen leidenschaftlichen Jägern so sein!" Das wäre vielleicht ein Schlüssel für Tolstois Gleichgültigkeit zu seinen ganz kleinen Kindern — (und das würde denn auch des bekehrten Tolstois Anklage gegen das Weidwerk aus einem tieferen Instinkt heraus erklärlich machen). Denn ein leidenschaftlicher Jäger ist Tolstoi von jeher gewesen und zwar in solchem Masse, dass er bereits damals, im ersten Jahre seiner Ehe, öfter länger auf der Jagd ausblieb, als er versprochen hatte, und dadurch seiner jungen Frau vielfach schweren Ver-

druss bereitete. Tolstoi gab denn auch in der ihm eigenen Aufrichtigkeit zu, dass er über die Jagd, aber nur über sie, Frau und Kind vergesse. Sei er dagegen mit irgendwelchen Menschen zusammen, so langweile er alle damit, dass er überhaupt nur von Frau und Kind erzähle!

Auch seine wenigen Briefe aus dieser Zeit sind voll davon. So erfahren wir im Herbste dieses Jahres (1864) in einem wundervollen Schreiben an seine „Babuschka" Näheres über die Umwandlung, die in Tolstoi als Gatten und Vater vorging. Er sei, so meldet er der Freundin, ein restlos zufriedener Gatte und Vater. Um aber seines Glückes voll bewusst zu werden, dazu müsse er sich vorstellen, was ohne es sein würde. Er habe nun endlich einmal alles Wühlen in seinen Empfindungen aufgegeben und lasse sich in seinem Familienleben nur noch vom Gefühl, nicht von seinen Gedanken leiten. Dabei habe er noch niemals seine geistigen und auch seine sittlichen Kräfte so frei und leistungsfähig empfunden. Zur Zeit sei er mit einer grossen Arbeit beschäftigt (gemeint ist bereits sein Meisterroman „Krieg und Frieden"), die ihn völlig in Anspruch nehme seit dem Herbste. Er wisse dabei gar nicht, ob es Schwäche oder Stärke seines Charakters bedeute, und er meine oft, es sei wohl beides, dass sein Blick auf das Leben, auf das Volk und auf die Gesellschaft nunmehr ein ganz anderer, viel milderer sei wie vordem. Er habe zwar nicht aufgehört, die Schule zu lieben, diese seine letzte Liebe sei ja ausserordentlich bildend gewesen für ihn, er vermöge sich jetzt aber kaum mehr sich selber vorzustellen als den Lehrer, der er noch vor einem Jahre gewesen sei.

„Jetzt bin ich Schriftsteller von ganzer Seele und schreibe und denke, wie ich niemals schrieb und dachte. Ich bin ein glücklicher und ruhiger Gatte und Vater, der vor niemandem Geheimnisse hat und nur den einen Wunsch hegt, dass es immer so bleiben möge!"

Infolge der Inanspruchnahme seiner Frau durch die Kinderstube war der Dichter wieder mehr auf sich selber angewiesen und hatte sich, wie wir eben erfahren haben, im Herbste (1864) mit voller Kraft seinem eigentlichen Berufe, der Dichtung, zugewandt. Es war Tolstois Absicht gewesen, einen Roman aus der Dekabristenzeit zu schreiben, von dem sich auch einige Fragmente in seinen gesammelten Werken vorfinden. Als aber der Dichter sich in die Vergangenheit der von ihm zum Handeln bestimmten Personen vertiefte, stiess er auf Russlands heroische Zeit, die napoleonischen Kriege, und die nahmen ihn dann so in Bann, dass er den ersten Plan völlig aufgab und das russische Nationalepos „Krieg und Frieden" zu schreiben begann, in dem das Schicksal seines Vaterlandes in den Jahren 1805—12 in unerhörter Grossartigkeit zum Ausdruck gelangt. Die sehr umfassenden Vorarbeiten sind natürlich ausserordentlich qualvoll für einen Dichter, der immer so viel Eigenes zu sagen hat, und dessen Brust stets zum Springen voll ist mit tausenden sich drängenden und Leben erheischenden Gestalten: „Ich quäle mich und schreibe zwar nicht, aber arbeite furchtbar!" schreibt Tolstoi im November an Feth. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schwer mir diese vorbereitende Arbeit fällt, die Notwendigkeit, erst einmal das Feld tief zu pflügen, auf dem ich dann zu säen gesonnen bin. Es ist furchtbar schwer, zu denken und immer wieder zu überdenken, was sich alles ereignen kann mit allen erst werdenden Personen des in Aussicht genommenen sehr umfangreichen Werkes. Es ist furchtbar schwer, Millionen möglicher Kombinationen zu bedenken, um aus diesen dann ein Millionstel zu wählen!" Dabei lastet auch auf Tolstoi wie immer zu Beginn des Winters das trübe Wetter (und man muss den grauen, tiefhängenden, russischen Spätherbsthimmel kennen, um das zu begreifen. Es liegt eine unbeschreibliche Traurigkeit in ihm: Es scheint uns dann, als ob niemals mehr Sonnenschein sein könn-

te, und Frühling und Liebe nur Phantastereien leichtsinniger Menschen bedeuten. Dennoch verlangt es einen immer wieder nach dem russischen Spätherbst zurück: Man ist dort, so scheint es uns, sich selber näher).

Diese Depression, die Tolstoi jedes Jahr zur gleichen Jahreszeit überfiel, — er arbeitete dann fast nie, legte wohl aber in endlosen Träumereien die Saat zu kommenden Werken — überwand Tolstoi damals rasch: Es war zu viel, zu ungewöhnlicher Sonnenschein in seinem Hause. Schon wenig später schreibt er an Feth: „Dennoch! Das Bewusstsein, dass ich kann, macht das Glück von unsereinem aus. Sie kennen dies Gefühl. Ich empfinde es in diesem Jahre mit ganz besonderer Kraft!"

In der Uebergangszeit zum arbeitsverheissenden Winter gibt sich Tolstoi wiederum mit voller Leidenschaft der Jagd hin: Einst jagte er mit seinem Windspiel auf einem sehr wilden Pferde, das zudem noch lange gestanden hatte, einem Hasen nach — es ist das die russische Nationaljagd, die Tolstoi so unvergleichlich in „Krieg und Frieden" beschrieben hat. — Das Pferd gerät mit einem Huf in eine Wasserrinne, stolpert und fällt, springt dann auf und läuft davon. Tolstoi bleibt mit ausgerenktem Arm liegen, erhebt sich dann in heftigen Schmerzen und schleppt sich mühsam eine Werst weit bis zur Chaussee, wo er wiederum liegen bleibt. Bauern heben ihn in ihren Karren und bringen ihn auf seinen Wunsch — er wollte nicht seine Gattin erschrecken — in ihre Hütte. Dahin kommt die Gattin nach und findet Tolstoi in schrecklichen Schmerzen stöhnend: Der Bauer hält seinen Arm, den die Bäuerin einreibt. Man bringt nun Tolstoi nach Hause, der Feldscher versucht achtmal vergeblich den Arm einzurenken und quält nur unnütz den Kranken. Endlich kommt der Arzt, wählt zwei von den Bauern aus, die Tolstoi besonders lieb hatte, die halten ihn fest, der Doktor gibt ihm Chloroform zu riechen und macht sich an die Arbeit. Der Patient erwacht und schreit: „Schämt

ihr euch nicht, so mit mir umzugehen!" Der Doktor gibt ihm wiederum Chloroform, und jetzt versinkt Tolstoi in solch tiefen Schlaf, dass der Doktor sich beunruhigt. Die Bauern ziehen nun den Arm nach den Angaben des Doktors, der selber nur die Schulter lenkt. Da der Patient durchaus nicht erwachen will, legt ihm der Doktor eine kalte Kompresse um die Stirn, und nunmehr öffnet Tolstoi die Augen und behauptet, sich durchaus wohl zu befinden. Er musste dann sechs Wochen zu Bett liegen. Als er endlich aufstand und sich durch Spannen eines Gewehres von der Heilung des Armes überzeugen wollte, empfand er solchen Schmerz, dass er gleich seinem Schwiegervater schreibt und ihn um seinen Rat bittet. Der rät ihm, sofort nach Moskau zu kommen. Dort konnten die berühmtesten Aerzte sich eine Woche lang nicht darüber einigen, ob man eine Operation vornehmen solle. Endlich ward sie beschlossen. Die frühere Einrenkung ward auseinandergebrochen, der Arm neu eingerenkt und ein Verband angelegt. Der Kranke, der nicht die mindeste Furcht vor der Operation zeigte, konnte auch diesmal nur mühsam eingeschläfert werden. Er phantasierte viel, und man musste ihn festhalten. Nach der Operation fühlte Tolstoi wohl etwas Schmerz, der aber durch kalte Umschläge rasch gelindert ward. Während er liegen muss, beginnt er bereits seiner Schwägerin seinen Roman zu diktieren.

Es war dies die erste Trennung der jungen Eheleute. Rührend sind die Briefe der zurückgelassenen Gattin. Sie empfindet die Abwesenheit ihres Mannes um so schmerzlicher, als sie sich ohne ihn in der neuen Umgebung nicht so recht heimisch fühlt. Dennoch bittet sie den Gatten nicht an sie zu denken, vielmehr alles zu tun, was ihm Freude bereite: „Ich bin jetzt Deinetwegen so ruhig, so glücklich durch Dich und so voller Vertrauen zu Dir, dass ich nichts mehr in der Welt fürchte. Ich sage Dir das völlig aufrichtig, und mir selber ist es angenehm, in mir das wahrzunehmen. Ich sitze immer unten, da ist

mein Reich, meine Kinder, meine Beschäftigung, mein Leben!" Dieser Brief wirkt auf Tolstoi „wie schöne Musik": „Es ward mir heiter und traurig zugleich zumute, ich wollte weinen!" Währenddessen erkrankte Tolstois Söhnchen Sergei heftig am Durchfall. Sofie Andrejewna verbirgt nicht dem abwesenden Gatten die Gefahr. Sie bittet ihn aber, nur ruhig in Moskau zu bleiben. Er würde jetzt doch nicht für sie vorhanden sein, da sie das kranke Kind weder tags noch nachts verlassen könne. Die Zeit, während er in Moskau nach der Operation liegen müsse, bringe sie damit zu, alles zu nähen, was sie noch zu nähen habe, damit sie nach seiner Rückkehr völlig frei sei, um ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Sie selber habe gar keine Sehnsucht mehr nach den Ihrigen: „Offenbar ist das Nest, das man sich selber auspolstert, einem lieber als das, aus dem man ausfliegt!" Ist es ihr zu traurig zumute, so geht sie in das verlassene Schreibzimmer des Gatten und stellt sich ihn vor, wie er schreibt, wie sie ihn zu stören fürchtet, schüchtern die Türe öffnet, er aber sie freundlich hineinruft.

Mitte Dezember kehrt Tolstoi nach vierwöchentlicher Abwesenheit heim, nachdem er vorher mit Katkoff einen Kontrakt abgeschlossen hatte, demzufolge sein Roman in den „Russischen Nachrichten" erscheinen sollte, wofür Tolstoi 300 Rbl. pro Bogen erhielt.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigen, in Russland der Höhepunkt des Wintervergnügens, wird dann nach allen diesen Entbehrungen ganz besonders geräuschvoll gefeiert.

Im Januar (1865) kündigt Tolstoi seinem Freunde Feth das Erscheinen des ersten Teiles seines Romans „1805" an. (Unter diesem Titel erschienen die Anfangskapitel von „Krieg und Frieden".) Tolstoi bittet den Freund, ihm seine Meinung mitzuteilen und auch das Urteil Turgenjeffs, — den er um so

mehr liebe, je älter er werde. Alles, was er (Tolstoi) vorher geschrieben habe, halte er nur noch für Federübung, das nunmehr Erschienene gefalle ihm zwar besser als alles frühere, immerhin scheine auch es ihm schwach zu sein. Es handele sich aber zunächst auch nur um den einführenden Teil des Romanes. Tolstoi hofft und wünscht, der Roman möge unbemerkt vorübergehen, vor allem möge man nicht schimpfen, denn das verderbe ihm immer die Laune. Dies Schreiben schliesst mit den scherzenden Worten: „Ich freue mich, dass Sie meine Frau lieb gewonnen haben. Wenn ich sie auch weniger liebe als meinen Roman, so ist es doch nun einmal meine Frau!" Dieselbe heitere Stimmung spricht auch aus einem Briefe an die Babuschka, der ebenfalls vom Januar 1865 datiert ist: Seine Familie und sein Roman — so berichtet Tolstoi dort — füllten seine ganze Seele aus und machten ihn glücklich, ohne dass er dadurch weniger teilnehmend werde für alle anderen: „Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen einmal schrieb, die Menschen täuschten sich, wenn sie irgendein Glück erwarteten, in dem weder Mühe, noch Betrug, noch Kummer enthalten sei, vielmehr alles gleichmässig und Freude gebend dahinfliesse. Ich habe mich damals geirrt: Es gibt ein solches Glück, schon das dritte Jahr lebe ich in ihm, und es wird mit jedem Tage gleichmässiger und tiefer. Und dabei ist der Stoff, aus dem sich dieses Glück aufbaut, an sich gar nicht schön: Kleine Kinder, die (verzeihen Sie!) sich beschmutzen und schreien, die Gattin, die ein Kind nährt, das andere an der Hand führt und mich jede Minute beschuldigt, ich sehe gar nicht, dass die beiden Kinder doch am Rande des Grabes ständen! Ferner gehören zu dem Material meines Glückes Papier und Tinte, womit ich Ereignisse und Empfindungen von Menschen schildere, die niemals waren!" Sein Sohn Sergei, von dem er ein Jahr vorher noch geschrieben hatte, er sei nur ein „gutes, liebes Lächeln mit hellen Aeuglein und sonst sei nichts an ihm", beginne jetzt

bereits allein zu gehen: „Und jetzt erst wird mir verständlich und interessant jenes volle Lebensspiel, das bis dahin nicht sichtbar war für meine groben Männeraugen!" Auch in diesem Schreiben betont Tolstoi wiederum, er habe sich ausserordentlich verändert, seit er verheiratet sei, und vieles von dem, was er früher nicht anerkannt habe, sei ihm jetzt verständlich geworden, und auch das Umgekehrte sei der Fall. Der Brief schliesst kennzeichnend für Tolstois ewig waches Gewissen (es handelt sich da um den Tod eines gemeinsamen Bekannten) mit den hübschen Worten: „Man sagt gewöhnlich: lebe so, dass du jederzeit zu sterben bereit bist! Ich möchte lieber sagen: Lebe so, dass jeder Mensch sterben könnte, ohne dass du bereuen müsstest, dass du ihm Böses getan hast oder wenigstens nicht alles das Gute, das du ihm hättest tun können!"

Tolstoi fühlte sich überhaupt allzusehr mit dem Schicksal der ganzen Menschheit verknüpft, als dass er sich dauernd restlos seinem persönlichen Glück hätte hingeben können: „Schon zwei Tage denke ich darüber nach," schreibt er seiner siebzehnjährigen Schwägerin Tanja, „dass es doch eigentlich sehr traurig auf der Welt bestellt ist, deshalb, weil alle Menschen Egoisten sind, und ich selber der erste von ihnen. Ich mache niemandem einen Vorwurf daraus. Ich meine nur, dass das sehr erbärmlich ist, und dass nur zwischen Gatte und Gattin keine Selbstsucht besteht, wenn sie sich wahrhaft lieben. Die letzten zwei Monate leben wir mutterseelenallein mit den Kindern, die die ersten Egoisten sind, und niemand fragt nach uns. Ja und wir selber, wir vergessen alle. Ich kann nicht klar ausdrücken, was ich eigentlich sagen will, Du aber bist noch sehr jung, und deshalb wirst Du mich vielleicht verstehen! Wie schön ist es bei alledem zu leben und mit dem, der zu lieben versteht! Schreibe Du bitte — einerlei ob es wahr ist oder nicht — dass Du uns liebst, schreibe es für uns! Dein Hündchen Dorka habe ich deshalb lieb gewonnen, weil es kein Ego-

ist ist. Wie könnte man doch nur lernen so zu leben, dass man immer auch teilnimmt am Glücke anderer? Lies Du niemandem vor, was ich hier schreibe: man wird sonst denken, ich sei verrückt geworden. Ich bin aber heute schon aufgewacht mit solchem Unsinn im Kopfe, und in derartiger Erregung, als ob ich wieder fünfzehn Jahre alt wäre, und immer verlangt es mich, das zu verstehen, was nicht zu verstehen ist, und allem und jedem gegenüber fühle ich Zärtlichkeit und Erregung! . . ." Welcher vierzigjährige Mann ausser einem grossen Dichter schreibt so einem jungen Mädchen, das nicht seine Braut ist, versteht es, ihm so zu schreiben, dass die junge Seele nur das Vertrauen dankbar empfindet und sich selber wiedererkennt in dem, was der Freund erlebt? Und bei aller ausgesprochenen Männlichkeit welche Zartheit, welche Fähigkeit zum Allerweiblichsten! Die Harfe dieses Dichters war eben ausserordentlich weit bespannt: es einigten sich da das Strenge mit dem Zarten, das Harte mit dem Milden!

Und der Klang war wundervoll, der aus dem Meisterwerke hervortönen sollte, mit dem des Dichters Seele jetzt eben rang. Noch litt er grosse Qual in der Auswahl des Stoffes. Alles interessierte ihn: Er las eine Unmenge geschichtlicher Werke und beschaffte sich Familienerinnerungen, von woher er nur konnte. Alles das war sehr spannend für ihn, aber die Fülle der in ihm werdenden Gestalten pochte bereits zu ungestüm an seine Brust und wollte nicht mehr warten. Und dabei liess jedes Dokument, das der Dichter entrollte, seinen beweglichen Geist gleich wieder in Unendlichkeiten schweifen. Mannigfachste Pläne enthält denn auch Tolstois Tagebuch aus diesem Jahre (1865): „Ich habe mich festgelesen in der Geschichte Napoleons und Alexanders . . . Soeben erfasste mich mit der Fülle freudigen Bewusstseins, dass ich die Möglichkeit habe, eine wahrhaft grosse Sache zu leisten, der Gedanke, eine psychologische Geschichte zu schreiben: den Roman Alexanders und

Napoleons: die ganze Niedertracht, Phrase, Unsinnigkeit, alle Widersprüche in den Menschen um sie herum und in ihnen selber!" Und fast resigniert klingt es dann weiter: „In unseren Zeiten sind die Völker zu aufgeklärt, um grosse Dinge zu vollbringen!"

Aus ganzen Bergen von Geschichtswerken und Handschriften, mit denen sich der Dichter herumschlagen musste, zieht es ihn dann immer wieder zum Dichterworte hin. Er liest wiederum den Faust und schreibt darüber: „Das ist Dichtung des Gedankens und eine Poesie, die das zum Gegenstand hat, was keine andere Kunst auszudrücken imstande ist!" Bei alledem vergisst Tolstoi keinen Augenblick seinen menschlichen und dichterischen Hauptberuf: bewusst zu leben, aufmerksam auf die Seinen und auf sich selber. So heisst es in seinem Tagebuche (vom Mai 1865): „Ich beginne meinen Sohn zu lieben (noch im September des vorhergehenden Jahres stand dort zu lesen: Mein Sohn — er war damals eineinhalb Jahre alt — ist mir nur wenig nahe!)." Auch beschäftigt Tolstoi wiederum sein alter Lieblingsgedanke an die Schule, und er fasst damals bereits (ebenfalls im Mai 1865) den Plan zu einem Buche, das die Endergebnisse seiner dreijährigen leidenschaftlichen Begeisterung für die Schule enthalten solle.

Unterdessen ist der Sommer gekommen, und das gastfreie Haus hat sich wiederum angefüllt mit Freunden und Verwandten. Tolstois anmutige Schwägerin Tanja ist auch wieder da und auch seine Schwester mit ihren beiden Mädchen, die Tolstoi ganz besonders ins Herz geschlossen hat. Alle Kinder sind den Tag über in der schönen Frühlingsluft. Der Dichter selber hat viel in der Landwirtschaft zu tun; er sieht die Schnepfen ziehen und schaut ihnen nach und schiesst wohl auch — an ihnen vorüber! wie er scherzt. Die Gäste kommen und gehen. Eine Wolke lagert sich dabei auf Tolstois Seele: „Die bevorstehende Hungersnot quält mich mehr und mehr. So selt-

sam ist das und so unheimlich furchtbar: Bei uns auf dem Tische stehen auf weissem Tischtuche rosa Radieschen, gelbe Butter und weisses, weiches Brot. Im Garten grünt es, unsere jungen Damen tragen Musselinkleider und sind froh, dass es heiss ist und sie im Schatten sitzen können. Aber dort tut der böse Teufel des Hungers schon sein Werk — er bedeckt die Felder mit Unkraut und die ausgetrocknete Erde mit Rissen, daran sich die schwieligen Füsse der Bauern wund reiben und Kühe und Ochsen sich ihre Hufe aufreissen."

Das Verlangen nach völliger Einsamkeit macht sich immer gebieterischer geltend, und so zieht denn im Anfang Juni (1865) Tolstoi mit den Seinen nach dem (von seinem Bruder Nikolai ererbten) Gute Nikolskoje über, das er vorher notdürftig hatte instand setzen lassen, und wo die Familie (nur von der Schwägerin Tanja begleitet) sehr still und fast ohne alle Gäste lebte. Die Wohnung war klein und wie Freund Feth berichtet, ganz angefüllt von dem sauren Geruch des Kumiss, dessen Bereitung sich Tolstoi damals mit Leidenschaft hingab. Dafür aber ging der Himmel der Poesie auf über dieser kleinen Wohnung, wenn Tolstoi am Abend, wenn die Kinder zu Bett gebracht worden waren (Sergei war zwei Jahre alt, Tanja lag noch an der Mutterbrust), den Seinen aus dem Manuskripte von „Krieg und Frieden" vorlas. Von hier aus schreibt Tolstoi auch wiederum seiner Babuschka eine Art Beichte: Er sei viel weniger anspruchsvoll geworden, so meint er da, in Hinsicht auf die Form des Guten, und er nehme jetzt wirklich Anteil an allem, was nicht für den Rubel und nicht um Rang und Orden geschehe. Er habe niemals gedacht, dass man sich so verändern könne durch das Eheleben: „Ich komme mir vor wie ein Apfelbaum, der mit seinen Aesten aufwuchs von der Erde und nach allen Seiten hin, und den nun der Gärtner beschnitt, zustutzte, unterband und stützte, damit er den anderen Bäumen nicht im Wege sei, selber feste Wurzel

fasse und zu einem Stamm heranwachse! So wachse auch ich, und ich weiss noch nicht, werde ich fruchtbringend sein und gut, oder werde ich verdorren. Das eine weiss ich nur, dass ich regelrecht wachse! . . .“ Zu seinem Sohne Sergei erblühe ihm jetzt mit jedem Tage mehr „ein neues, für ihn selber unerwartetes, dabei ruhiges und stolzes Gefühl der Liebe“. Leider habe er seinem Töchterchen gegenüber noch keine Empfindung, wiewohl es in allem gedeihe und — von der Mutter genährt — einen Ueberfluss offenbare an Gesundheit und Leben.

Aber auch vom traulichen Familienkreis aus schweift des Dichters reicher Geist immer wieder hinaus zum Schicksal der ganzen Menschheit. Im August finden wir folgenden, in Hinsicht auf den späteren Sozialpropheten bemerkenswerten Tagebucheintrag: „Die geschichtliche Mission Russlands besteht darin, in die Welt den Gedanken zu tragen von der gesellschaftlichen Organisation des Bodenbesitzes. Der Satz „Das Eigentum ist der Diebstahl!“ wird die Wahrheit immer in höherem Masse für sich haben, als die englische Verfassung, solange das Menschengeschlecht leben wird. Dieser Ausspruch gibt eine absolute Wahrheit an. Es gibt aber auch aus ihr hervorfliessende relative Wahrheiten, gleichsam Anwendungen von ihr: So z. B. verneint das russische Volk d a s Eigentum, das mehr wie jedes andere gefestigt ist, das Eigentum, das am allerunabhängigsten ist von geleisteter Arbeit, und das mehr wie jedes andere die Menschen beengt in ihrem Rechte, Eigentum zu erwerben: das Eigentum an Grund und Boden.

Das ist keine Phantasie, das ist eine Tatsache, die in den Landgemeinden der russischen Bauern und Kosaken ihren Ausdruck findet. Diese Wahrheit begreift in gleicher Weise der russische Gelehrte wie der Bauer, der spricht: „Möge man uns als Kosaken einschreiben, und das Land wird ein freies sein!“ Diese Idee hat die Zukunft für sich. Die russische Revolution kann sich nur auf ihr gründen. Die russische Revolution wird

nicht gegen den Zar und den Despotismus sein, vielmehr nur gegen das Eigentum an Grund und Boden; sie wird sagen: „Von mir als Einzelmensch nimm und reisse, was du willst, die Erde aber lass uns allen gehören!“ Die Alleinherrschaft hindert nicht, fördert vielmehr nur diesen Verlauf der Dinge. Das alles habe ich im Traum gesehen am 13. August! (Was ist das für ein seltsames Gemisch grosser Wahrheiten und weltfremder Illusionen, welche Unfähigkeit offenbart sich hier, das eigentliche Wesen des sozialistischen Gedankens zu begreifen, welche Klassenbefangenheit bei hohem sozialen Idealismus!)

Im Verlaufe dieses Sommers (1865) macht dann Tolstoi noch bei einem benachbarten reichen Gutsbesitzer eine grossartige Jagd in altem Stile mit, was ihm mancherlei Gedanken eingibt in Hinsicht auf früheres und jetziges Herrentum. Im Spätherbst bringt er die Seinen nach Jasnaja Poljana zurück und fährt selber nach Moskau, um von dort aus das Schlachtfeld von Borodino zu besuchen. In Moskau steigt er bei seinem Schwiegervater ab und bittet sich seinen elfjährigen Schwager zur Begleitung aus. (Tolstoi liebte die Einsamkeit nicht, die Gegenwart Erwachsener störte ihn aber, wenn er zu denken hatte, während jugendliche d. h. uninteressierte Begleiter heitere mitteilsame Stimmung in ihm wachhielten.) Tolstois Schwager hat über diese Fahrt einige hübsche Einzelheiten berichtet: Als die Reisenden unterwegs frühstücken wollten, merkten sie, dass sie nur ein Körbchen mit Weintrauben bei sich hatten, während der mächtige Proviantkorb zurückgelassen war. Tolstoi gab die Trauben dem Knaben und bemerkte nur, es tue ihm leid, dass jetzt der Diener ausgescholten werde. Während dann auf dem Schlachtfelde der Dichter Messungen vornahm und Pläne zeichnete, spielte sein Schwager mit dem Hündchen des Denkmalwächters. Nachher suchte Tolstoi vergeblich nach überlebenden Teilnehmern der Schlacht. Auf der Rückfahrt meinte der kleine Bers, er bedaure, nicht Tolstois

Sohn zu sein, was der Dichter, an Liebeserklärungen von Kindern gewöhnt, ohne besondere Entgegnung hinnahm. Seiner Gattin schreibt Tolstoi gleich nach seiner Rückkehr von Moskau aus: „Wenn Gott mir nur Gesundheit und Ruhe gibt, so werde ich eine solche Schlacht bei Borodino schreiben, wie das noch gar nicht da war!" (Und das hat Tolstoi auch ausgeführt.) In Moskau gibt sich Tolstoi dann noch einigen Studien in der Bibliothek des Rumjanzoffschen Museums hin, um, nach Hause zurückgekehrt, sich emsigster Arbeit zu widmen. Er hatte damals (Herbst 1865) den dritten Teil seines Romanes beendigt. Er beschloss aber, ihn nicht eher drucken zu lassen, bis er alle sechs Teile beendigt habe, da er nicht zu arbeiten imstande sei im Anblick eines beifallklatschenden oder pfeifenden Publikums. (Wir erkennen hier bei Tolstoi ganz das gleiche vorsichtige Rechnen mit einer wohlerkannten persönlichen Empfindlichkeit, wie das Goethe so oft den Vorwurf kleinlicher Selbstsucht zugezogen hat. Wir können vielleicht weitergehen und hier auch die Ursache ansprechen für des späteren Propheten Tolstoi masslose Heftigkeit gegenüber allen vermeintlichen Gegnern: Er kannte eben seine Beeinflussbarkeit und hielt wohl als alter Soldat den Angriff für die beste Verteidigung.)

Dabei liegt es in Tolstois Doppelanlage zum Dichter und zum Moralisten und wohl auch überhaupt in seiner lebhaften Anteilnahme am Leben um ihn herum begründet, dass er auch nicht mitten in gedrängtester und begnadetster künstlerischer Tätigkeit die praktischen Pflichten vergisst. So lässt er auch jetzt nicht ab von seinem Lieblingsgedanken an die Schule. Um sich aber nicht ablenken zu lassen vom Hauptwerk, gibt er sich das Versprechen, erst die Zeit zu erwarten, dass er die eigenen Kinder unterrichten könne, um dann eine neue Schule zu eröffnen und das Ergebnis alles dessen niederzuschreiben,

was er von Erziehung wisse, und „was sonst niemand weiss oder besser gesagt mit dem sonst niemand einverstanden ist“.

Sein Familienglück wird jetzt von ihm ruhiger empfunden: „Ich glaube“, so heisst es in einem Briefe aus dem Spätherbst dieses Jahres (1865), „ich bin immer verständlich gewesen, jetzt aber bin ich es noch mehr geworden wie je, weil ich die Bahn des Familienlebens betreten habe, die ungeachtet gelegentlichen Hochmutes und gelegentlichen Bedürfnisses nach Selbständigkeit doch unentwegt dahin führt auf dem wohlgebahnten Wege der Mässigung, der Pflicht und der moralischen Ruhe! Und das ist wohlgetan! Niemals habe ich mich so kräftig erlebt, so eindringlich in meiner Ganzheit, in meiner Seele wie jetzt, wo alle Wallungen und Leidenschaften ihre Grenzen kennen! Jetzt weiss ich schon ganz gewiss, dass ich eine Seele habe, und dass die unsterblich ist (ich glaube das wenigstens oft zu wissen), und ich weiss auch, dass Gott ist. Früher und lange schon habe ich das nicht mehr geglaubt. In der letzten Zeit sehe ich indes immer häufiger und in allem eine Bestätigung davon, und ich freue mich dessen. Ich bin kein Christ und noch weit davon entfernt, es zu sein. Die Erfahrung hat mich aber gelehrt, nicht mehr an die Unfehlbarkeit meiner Urteile zu glauben — und alles kann ja sein! Alles Wissen kommt dem Menschen von ausserhalb seines Verstandes! . . .“ (So weitherzig ist leider Tolstoi nicht geblieben, als er sich später bekehrte: da glaubte er wiederum an die Unfehlbarkeit des eigenen Urteils und wollte durchaus auf verstandesmässigem Wege Gott erkennen: Er stand unter dem Drange übermächtiger seelischer Bedürfnisse und meinte in ihnen die Bedürfnisse aller ansprechen zu müssen.)

Vom November desselben Jahres (1865) ist noch ein sehr schöner Brief an die Babuschka datiert. Die war gerade zur Erzieherin der kaiserlichen Kinder ernannt worden und hatte dem Freunde ihre Gewissenszweifel mitgeteilt, ob sie wirklich

dieser unvergleichlich verantwortlichen Aufgabe gewachsen sei. Tolstoi begreift diese Zweifel durchaus. Er selber freilich habe seine Bauernkinder von Jasnaja Poljana ruhigen Mutes erzogen: Er habe gewusst, dass, wie er auch immer sei, sein Einfluss doch höchstwahrscheinlich immer noch ein besserer sein werde als der, dem seine Schüler sich sonst unterwerfen könnten. Hier aber, wo man die beste Erzieherin der Welt haben könnte und haben möchte, sei das freilich etwas ganz anderes. Dennoch halte er seine geliebte Babuschka für die berufene Erzieherin der kaiserlichen Kinder: „Sie werden sich zwar vorbereiten, überlegen, alles bedenken und beten — aber handeln werden Sie nur aus dem Instinkt heraus und ohne alles Zögern und ohne jedes Wählen, weil Sie gar nicht anders können! Aber gerade ein solcher menschlicher, leidenschaftlicher Einfluss ist nützlich, wirkt erzieherisch auf die Menschenkinder ein, während lediglich vom Verstande geleiteter ‚reinlogischer' Einfluss auf die Dauer schädlich wirkt. Diese meine Ueberzeugung habe ich nicht erfunden, vielmehr erlebt. In der Erziehung war und ist immer der gleiche Fehler gemacht worden: man will mit dem Verstande erziehen, mit dem Verstande allein, gleich als ob im Kinde nichts sei als Verstand, und man erzieht tatsächlich nur den Verstand im Kinde, und alles andere, das heisst die Hauptsache, geht so wie es will! . . . Man denkt sich mit dem Verstande ein Erziehungssystem aus, und nach ihm will man dann alles leiten, ohne auf den Gedanken zu kommen, dass die Erzieher doch selber auch Menschen sind und unaufhörlich vom Wege der Vernunft abweichen. In den Schulen sitzen die Lehrer auf den Kathedern und können sich nicht irren. Die Erzieher setzen sich ebenfalls dem Schüler gegenüber auf den Katheder und wollen unfehlbar sein. Die Kinder aber betrügt man nicht. Sie sind klüger als wir: Wir wollen ihnen beweisen, dass wir vernünftig sind, sie aber interessieren

sich überhaupt nicht dafür, sie wollen vielmehr wissen, ob wir ehrlich sind, gerecht, gut, mitleidsvoll, ob wir ein Gewissen haben — und leider, da wir nur danach streben, unfehlbar vernünftig zu erscheinen, erkennen sie bald, dass weiter auch gar nichts an uns ist.

Einen Fehler vor dem Kinde zu begehen, sich hinreissen zu lassen vor ihm, eine Dummheit zu machen in seiner Gegenwart, eine menschliche Dummheit, ja sogar eine schlechte Tat, und dann zu erröten vor dem Kinde und alles einzugestehen, das wirkt bei weitem erzieherischer, als hundertmal das Kind zu veranlassen, vor uns zu erröten, während wir selber unfehlbar dastehen vor ihm. Das Kind weiss, dass wir gefestigter, erfahrener sind als es, und immer verstehen werden, vor ihm die Aureole der Unfehlbarkeit zu bewahren. Das Kind weiss aber auch, dass dazu im Grunde wenig gehört, und es schätzt durchaus nicht diese blosse Gewandtheit, es schätzt vielmehr die Röte der Scham, die wider Willen uns ins Antlitz steigt und ihm Kunde gibt von allem, was am allergeheimnisvollsten, am allerschönsten ist in unserer Seele (so entsinne ich mich, wie Karl Iwanowitsch einmal vor mir errötete) . . . Die Kinder blicken auf den Erzieher nicht wie auf eine Verkörperung der Vernunft, vielmehr wie auf einen Menschen: Der Erzieher ist der erste Mensch, an dem sie ihre Beobachtungen anstellen und Schlüsse ziehen, die sie dann schon auf die ganze Menschheit anwenden. Und je mehr dieser Mensch begabt ist mit menschlichen Leidenschaften, um so reicher und fruchtbarer sind diese Beobachtungen seiner Schüler . . . Ich erwarte, dass Sie von Ihren Schülern so geliebt sein werden, wie Ihre Freunde Sie lieben. Und dann wird alles gut sein: Ist die Liebe in Ihnen, so werden Sie nicht zu lernen, nicht zu überlegen, nicht sich vorzubereiten brauchen — haben Sie die Liebe aber nicht, so sagen Sie nur ab!"

(Wie schön hat hier Tolstoi selber seine nur drei Jahre früher aufgestellten pädagogischen Theorien widerlegt!)

Das nunmehr anbrechende Jahr (1866) sowie die drei folgenden Jahre sind völlig der Fertigstellung des grossen Romanes gewidmet bei engem, traulichem Familienleben. Nicht nur, dass äussere Ereignisse zu fehlen scheinen, Tolstoi hat auch augenscheinlich kaum Zeit gefunden zur Privatkorrespondenz. Wenigstens haben sich aus diesen Jahren nur sehr wenige Briefe erhalten. Sein Tagebuch aber hatte Tolstoi bereits im Jahre vorher aufgegeben (er beginnt es von neuem mitten in seiner Bekehrungszeit: dreizehn Jahre später), „weil er nunmehr gar keine Geheimnisse zu haben brauche, ein Zustand, den er allen Menschen von Herzen wünsche“.

Im Januar (1866) zieht die ganze Familie nach Moskau, wo Tolstoi den zweiten Teil seines Romanes drucken lässt und die Korrekturen einigen Freunden vorzulesen pflegte (u. a. Perphiljeff und Aksakoff). Von Moskau aus schreibt Tolstoi seiner Babuschka: „Ich bin nach Moskau übergesiedelt mit der ganzen Familie, hauptsächlich, damit meine Frau ihre Kinder ihren Verwandten zeigen kann, vor allem der Mutter, das ist die Hauptsache. Ich aber benutze diese Gelegenheit, um in mir die Erinnerungen zu beleben an die Welt und an die Menschen, deren Vorstellung in mir zu abstrakt ward. Ich glaube, Sie verstehen nicht diese Gefühle und empfinden ganz das entgegengesetzte Bedürfnis: Sie rücken von der Welt weg, um in sich das Bewusstsein Ihrer selber finden zu können. Für die Seelenruhe ist sowohl dieses wie jenes nötig: In der Einsamkeit wird man zu streng, in der Gesellschaft zu nachsichtig. Ich aber muss die Menschen gut zu beurteilen verstehen, denn ich bemühe mich ja, sie zu deuten!“

In diesem Winter (1865/1866) besucht Tolstoi, freilich nur

auf kurze Zeit, die Moskauer Kunstschule und beschäftigt sich da vornehmlich mit Modellieren, womit er auch dann noch fortfährt — er arbeitete an einer, wie es scheint unvollendet gebliebenen Büste seiner Frau — als die ganze Familie (Ostern 1866) wieder aufs Land zurückgekehrt ist. (Auch hier liegt der Vergleich mit Goethe nahe, der etwa gleichaltrig in Italien Mal- und Zeichenunterricht zu nehmen begann. Vielleicht ist es erlaubt, Tolstois Vorliebe für das Modellieren in Beziehung zu bringen zu dem überaus plastischen Sehen, das er in allen seinen Schilderungen offenbart, während er sich in Hinsicht auf die Verwendung von Farbwerten äusserste Beschränkung auferlegt.)

Im Mai (1866) ward Tolstoi ein zweiter Sohn geboren und Ilja (Elias) getauft. Neben der Kinderwärterin wird jetzt bereits eine englische Bonne ins Haus genommen, wodurch die Gemütlichkeit entschiedene Einbusse erleidet: die Kinderwärterinnen gehören ja in Russland durchaus zur Familie. Sie sind in ihrem Fache unübertroffen, was wohl in der angeborenen Kindesliebe der Russen begründet ist, und vielleicht seine Ausbildung erhielt in der Leibeigenschaft (wo die Mutterliebe den eigenen Kindern gegenüber sich allzu machtlos wusste und sich darum restlos auslebte den Herrschaftskindern gegenüber).

Das Wort der „Nanja“ (so heisst „Wärterin“ im Russischen) ist in echt russischen Familien noch heute mehr ausschlaggebend wie das der Mutter in allem, wo es sich um die Kinder handelt: die russische Mutter wird auch ohne Widerspruch einen Tadel von der erfahrenen Wärterin hinnehmen! Eine englische Bonne ist aber bei allen ihren grossen Vorzügen doch etwas ganz anderes!

Tolstoi beschäftigt sich in diesem Jahre (1866) besonders eingehend mit der Landwirtschaft. Er verschreibt sich Zuchttiere und verbessert die Rassen seiner Ochsen, Kühe, Schweine und Hühner. Auch einen heute sehr schönen Birkenwald

pflanzte Tolstoi damals an. Bei alledem meint er gerade damals — und wir verstehen das bei seiner intensiven künstlerischen Beschäftigung —, Tätigkeit in der Kreisverwaltung und in der Landwirtschaft seien eigentlich doch nur Angelegenheiten unfreier Menschen. Er tue das alles eben so instinktiv, wie die Ameise ihren Haufen gräbt: darin sei für ihn weder etwas Gutes, noch etwas Schlechtes; das einzige von Wert sei das, was er mit seinen Gedanken schaffe, mit seiner eigenen „Sprungfeder", die nur einmal war, ist und sein wird.

Im Sommer dieses Jahres (1866) trug sich ein Vorfall zu, der, wie Tolstoi noch zwei Jahre vor seinem Tode seinem Biographen Birjukoff mitteilt, auf sein ganzes späteres Leben weit grösseren Einfluss gewann als viele Ereignisse, die auf den ersten Blick wichtiger erscheinen: wie Verwandtenverluste, literarische Erfolge und Misserfolge, ja der Tod nahestehender Personen.

Dies Ereignis war die Hinrichtung des Soldaten Schubin.

Der Gemeine Wassili Schubin diente als Schreiber in einem Infanterieregiment, das in der Nähe von Jasnaja Poljana im Sommerlager stand. Schubin war der Sohn nicht unvermögender Eltern, und wie es scheint, nur ihr Pflegesohn; sein wirklicher Vater soll ein reicher Edelmann gewesen sein. Schubin hatte Gelegenheit zu lernen, hielt es aber in keiner Schule aus. Auch als er unter die Soldaten kam, lief er eines Tages davon, um bald wieder freiwillig zurückzukehren, ohne zu wissen, weshalb und wohin er fortgelaufen war. (Wir wissen heute, dass solches zwecklose Verschwinden das deutliche Symptom einer ganz bestimmten Geisteskrankheit ist und in einer Art epileptischen Dämmerzustandes vor sich geht, der, wie jetzt feststeht, auch bei solchen Personen auftritt, die durchaus nicht an epileptischen Anfällen leiden.) Nachdem Schubin Unteroffizier geworden war, stahl er eines Tages einem Kameraden die Uniform, verkaufte sie und vertrank das Geld. Dar-

aufhin ward er degradiert und kam in besagtes Infanterieregiment, wo er seiner Kenntnis des Lesens und Schreibens wegen zum Schreiber ernannt ward. Hier sass er nun von früh bis spät im Vorzimmer des Hauptmanns und kopierte ohne Unterlass Papiere. Hatte er freie Zeit, so lag er auf dem Bett, lutschte an einer Schnapsflasche und träumte von seinem vornehmen Vater. Auch las er das Ritual und das Evangelium, und wusste beide auswendig. Mit niemandem verkehrte er. Niemand wusste, was in seiner Seele vorging. Nur so viel stand fest, dass er im höchsten Grade von einer bei Subalternen überaus häufigen krankhaften Vorstellung befallen war: Schubin war überzeugt davon, sein Hauptmann verstehe nichts davon, wie man einen guten Rapport schreibt und behandele ihn darum durchaus ungerecht. Diese fixe Idee, an die sich dieser arme Mensch klammerte, der sonst gar nichts im Leben hatte, machte ihn äusserst erbittert seinem Hauptmann gegenüber, den er zudem als einen Polen nicht liebte (und daran sind allein die Herren Panslawisten schuld vom Schlage der Katkoff und Aksakoff: das einfache russische Volk kennt keinen Nationalitätenhass). Einst hatte nun dieser Hauptmann Schubin wegen irgendwelchen dienstlichen Vergehens und wegen Trunkenheit in den Karzer gesteckt. Als Schubin von dort herauskam, übertrug ihm der Hauptmann die Abfassung eines wichtigen Rapportes an den Regimentskommandeur. Schubin trank sich Mut an, schrieb den Rapport und übergab ihn dem Hauptmann. Während der ihn durchliest, geht Schubin beiseite und trinkt rasch noch eine Flasche Schnaps. Als er dann zurückkehrt, hat der Hauptmann den Rapport zusammengeknüllt und wirft ihn Schubin vor die Füsse. Schubin sagt darauf dem Hauptmann einige Frechheiten, worauf sich dieser an den Feldwebel wendet: „Feldwebel, der Mann ist wieder betrunken, stecken Sie ihn wiederum in den Karzer.“ Damit zog der Hauptmann ruhig seine Handschuhe an und ging seines

Weges. Schubin lief ihm nach und murmelte mit wutentstelltem Gesicht: „Weshalb quälen Sie mich so?“ Der Hauptmann gab keine Antwort. Da schrie Schubin mit heiserer Stimme: „Da hast du was, du polnische Fresse!“ und gab dem Hauptmann eine schallende Ohrfeige. Schubin ward festgenommen und vor das Kriegsgericht gestellt, wobei ihm dem Gesetze nach für seine Tat die Todesstrafe drohte. Einer der Offiziere bat nun Tolstoi, als ehemaligen Offizier, Schubins Verteidigung vor dem Kriegsgericht zu übernehmen. Tolstoi erklärte sich augenblicklich bereit und suchte sogleich den Verurteilten auf. Er fand einen kleinen, muskulösen Soldaten von einfachstem, ruhigstem Gesichtsausdruck, der sich bei Tolstois Eintritt erhob und soldatisch grüsste. Tolstoi teilte ihm mit, dass er ihn verteidigen wolle und bat ihn, den Vorfall zu erzählen. Es war aber kein Wort aus Schubin herauszubringen. Auf alle Fragen, die Tolstoi an ihn richtete, antwortete er die traditionelle militärische Phrase: „Es ist genau so.“ Tolstoi konnte nur ersehen, dass Schubin äusserst erregt gewesen sein musste, dass er sich von seinem Hauptmann schwer beleidigt glaubte, und dass seine dunkle Seele beherrscht war von der fixen Idee des Subalternbeamten, seine Sache besser zu verstehen wie seine Vorgesetzten. Als Voraussetzung der sinnlosen Tat erschien dabei Tolstoi ein durchaus anormaler Seelenzustand, durch den eine Verantwortung im Sinne des Gesetzes ausgeschlossen sei. Bei der Verhandlung vor dem Kriegsgericht hielt Tolstoi eine ausgezeichnete Rede, die wir leider hier nicht wörtlich anführen können. (Tolstoi selber nennt sie später in besagtem Briefe an Birjukoff, zwei Jahre vor seinem Tode, „eine elende, widerliche, dumme und schmähliche Verteidigungsrede“ und macht sich noch nachträglich Vorwürfe deswegen, dass er gegenüber dem „offenbaren Verbrechen“ der sich als Richter aufspielenden Offiziere nichts Besseres gefunden habe, als sich zu berufen auf die von irgendwem geschriebenen „dummen Wor-

te", die man Gesetz nenne. Tolstoi vergisst dabei aber völlig, dass hier jene „dummen Worte" zu entscheiden hatten über das Leben eines Menschen. Und dass solches unter allen Umständen von unendlichem Werte ist, viel wertvoller als alle anarchistischen Doktrinen, das verstand noch der damalige Tolstoi, den der greise Prophet in eben diesem Zusammenhange „beschränkt, selbstzufrieden und selbstsüchtig" nennt.) Tolstoi erkennt zunächst die Notwendigkeit strenger Disziplin im Heere durchaus an und gibt zu, dass nach den bestehenden Gesetzen auf die Tat, die Schubin getan hat, und zu der er sich auch offen bekennt, nur der Tod steht. Es komme also bloss darauf an, mildernde Umstände ausfindig zu machen, und die findet Tolstoi in überreichem Masse: Mit einem geradezu prophetischen Blick für die erst zwanzig bis dreissig Jahre später aufkommende gerichtliche Psychiatrie weist er einwandfrei die verminderte Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten nach: der Angeklagte sei zwar nicht verrückt im Sinne der (damaligen) medizinischen Wissenschaft, er sei aber trotzdem geisteskrank: da er ja einer der hauptsächlichsten Fähigkeiten des Menschen beraubt sei, der Vorstellung von den Folgen seiner Tat. Die Psychiatrie habe zwar diesen Zustand noch nicht als krankhaft erklärt (bis dahin sollte, wie gesagt, noch fast ein Menschenalter vergehen), das dürfe indes den Gerichtshof nicht davon abhalten, hier, wo es sich um Leben und Tod handle, tiefer in das Seelenleben des Angeklagten einzudringen! Und nun gibt Tolstoi ein treffliches Bild der „vollkommenen Abwesenheit des Seelenlebens in diesem unglücklichen Menschen", der mit bewegungslosem Gesicht teilnahmslos der Verhandlung beiwohnte: „Seine Seele schläft jetzt ebenso, wie sie sein ganzes Leben hindurch geschlafen hat," so führte Tolstoi aus, „er versteht weder, was er getan hat, noch was ihm dafür droht!" Tolstoi beweist das an der Hand des ganzen bisherigen Lebens des Angeklagten, wobei er besonders

hinweist auf das Sinnlose in der Handlungsweise des Angeklagten, auf die Tatsache seines zwecklosen Davonlaufens und auch schliesslich darauf, dass auch ein sehr grosses Quantum Branntwein den Angeklagten weder fröhlicher noch lebhafter stimme, er vielmehr nur — und das ist eine sehr feine Definition der Alkoholwirkung — entschlossener und unternehmender werde, während seine Fähigkeit, zu überlegen, noch weiter zurückgehe. Diese unselige Anlage des Angeklagten werde noch unterstützt durch seine Lebensführung: bei dreissig Grad Hitze sitze dieser vollblütige Mann tagelang in einer dumpfen Hütte, indem er einen bis zwei Rapporte immer wieder abschreibe. So habe sich denn in ihm die krankhafte Vorstellung bilden müssen, er verstehe seine Sache besser wie sein Hauptmann. Auf dessen Unfähigkeit habe es Schubin zurückgeführt, dass er einen und denselben Rapport immer wieder abschreiben musste, und das habe ihn mehr und mehr erregt und sei endlich in seiner kranken Seele zum Ausgangspunkt geworden für eine tatsächliche Verrücktheit: denn nur die Annahme einer solchen mache Schubins sinnlose Handlungsweise verständlich.

Trotz dieser Verteidigungsrede (die wir selbst bei einem Tolstoi genial nennen müssen, wenn wir an die Zeit denken, in der sie gehalten wurde) ward Schubin zum Tode verurteilt. Tolstoi schrieb freilich gleich nach der Verhandlung an seine Babuschka (sie war ja Erzieherin der kaiserlichen Kinder) und bat sie, durch den Kriegsminister beim Kaiser ein Gnadengesuch einzureichen. Leider aber vergass Tolstoi in seiner Aufregung das Regiment anzugeben, dem der Verurteilte angehörte. Ohne diese Angabe könne man sich aber nicht an den Kaiser wenden, erklärte der Kriegsminister. Bis das wiederum Tolstoi mitgeteilt ward, und bis seine Angaben beim Kriegsminister eintrafen, war das Urteil bereits vollstreckt.

Die Nachricht von dem Todesurteil hatte sich mit Blitzesschnelle in der Bevölkerung verbreitet: von überall her kamen

Männer und Frauen herbeigeströmt und baten unter Tränen den wachehabenden Unteroffizier, sie „nur mit einem Aeuglein“ auf den Unglücklichen blicken zu lassen. Die Bitte war vergebens. Da hinterliessen sie für den Unglücklichen, was ein jeder gerade zu geben vermochte: der eine einen Topf Milch, der andere ein Ei, der kleine Kuchen, andere grosse Stücke hausgemachter Leinwand, — und das alles geschah mitten in der heissesten Arbeitszeit.

Die Hinrichtung verlief ohne alle Zwischenfälle: Schubin schritt festen Schrittes zu dem Pfahl, an den er gebunden ward und stand dann da mit niedergeschlagenen Augen, aber wiederum ohne mit der Wimper zu zucken. Eine Menge Volkes sah zu, wie er erschossen ward. Frauen schluchzten auf und fielen in Ohnmacht. Zu dem frischen Grabe des Hingerichteten strömte das Volk in unaufhaltsamen Haufen. Schon nach einer Stunde begannen die von Bauern bestellten Totenmessen gelesen zu werden, die dann unaufhörlich bis zum Abend dauerten. Am Abend war der Grabhügel förmlich bedeckt mit Kerzen, Leinwandstücken und Kupfermünzen. Als aber am nächsten Morgen die Totenmessen aufs neue begannen, und auch aus entfernteren Dörfern das Volk herbeiströmte, mischte sich die Polizei ein. Der Grabhügel ward der Erde gleichgemacht, und eine Wache aufgestellt mit dem Befehl, „unter keinen Umständen Neugierige heranzulassen“. Das Abhalten von Totenmessen ward aufs strengste untersagt.

Dies Erlebnis musste für Tolstois ganzes weiteres Leben von grösster Bedeutung sein. Vor solchen Vorkommnissen begreift man den russischen Radikalismus. Ja, man fragt sich da allen Ernstes, ob nicht in Russland jeder fühlende Mensch radikal werden muss: ob er nicht schliesslich ganz von selber dazu gelangt, seinen Verstand seinen Gefühlen unterzuordnen. Vielleicht darf man in diesem Zusammenhange auch die Frage aufwerfen, ob nicht überhaupt ein so tiefempfindender Mensch

wie Tolstoi mit Notwendigkeit derartiger geistiger Selbstbeschränkung verfallen musste, wie er sie später als Sozialprophet offenbarte —, wenn er eben nicht davon lassen konnte, so ungeheuren Volksleiden gegenüber eine klare einfache Erlösungsmöglichkeit nötig zu haben. So hat denn auch Tolstoi in besagtem Berichte an seinen Biographen Birjukoff (der seinerseits Tolstois Rolle hier eine „blasse" nennt, während für uns sein überragendes Genie nie reiner und heller leuchtete als damals) zu dieser ganzen Angelegenheit Schubins nur zu sagen, die sogenannte Wissenschaft sei gar nichts anderes als eine ebenso lügenhafte Rechtfertigung der bestehenden Uebel, wie das früher die Kirchenlehre gewesen sei. (Welch edler Geist ist hier zerstört!)

Doch kehren wir zu Tolstois Lebenslauf zurück. Im Herbste dieses Jahres (1866) wird endlich die Moskauer Südbahn eröffnet, wodurch die Verbindung mit Moskau für Tolstoi sehr vereinfacht ist. Er fährt auch schon im November nach dort und vergräbt sich wiederum in die Bibliothek des Rumjanzoffschen Museums und fahndet vor allem nach handschriftlichen Zeugnissen aus den napoleonischen Zeiten. Natürlich ist es der zurückgebliebenen Gattin traurig zumute, doch kommt ihr das kaum zum Bewusstsein, bei ihrer ständigen Sorge um die Kinder. Zudem erlebt sie viel Freude an ihnen, wie sie auch dem Gatten in jedem Briefe mitzuteilen weiss. Vor Weihnachten (1866) kehrt dann Tolstoi nach Hause zurück, um nunmehr in stiller Arbeit — die zweite Hälfte des Winters ist immer seine eigentliche Arbeitszeit gewesen — seinen grossen Roman um ein tüchtiges Stück vorwärts zu bringen. Im Frühling (1867) fährt er dann wieder nach Moskau und besorgt dort die Drucklegung eines weiteren Teiles seiner Dichtung, und zwar in der Weise, dass er das Manuskript Bogen für

Bogen einliefert, nachdem er noch unmittelbar vorher die letzte Feile angelegt hatte, dann gleich die Korrektur liest und abliefert. „Und das Tag für Tag und bei Drohung einer Konventionalstrafe für nicht rechtzeitiges Abliefern." Das ist Tolstoi bald angenehm, bald lästig, je nach Stimmung. Zudem hat er sich während dieser Frühlingswochen bei dem berühmten Moskauer Arzt Sacharin einer „gründlichen und sehr strengen" Kur unterworfen. Um was es sich dabei handelte, erfahren wir nicht. Wir wissen indes aus früheren Berichten, dass Tolstoi, dessen kräftiger Körper viel Bewegung in frischer Luft benötigte, stets unter andauernd sitzender Lebensweise litt, und dazu hatte ihn ja in den letzten Jahren seine angestrengte Arbeit verurteilt, und er arbeitete, wenn er arbeitete, oft acht bis zehn Stunden auf einem Sitz. Es pflegten sich dann bei Tolstoi Verdauungsstörungen einzustellen, auch von Blutandrang zum Kopfe ward er oft gequält (weshalb er früh schon, wir erfahren das bereits gelegentlich seiner Schweizer Reise 1857, im Weingenuss sich grösste Mässigung auferlegte, lange noch bevor er aus Grundsatz jeden Alkohol verwarf).

Im Sommer dieses Jahres (1867) heiratet endlich Tolstois nunmehr einziger Bruder Sergei, und gleichzeitig heiratet auch Tolstois Schwägerin, Sofie Andrejewnas Schwester, die anmutige Tanja (das Urbild der unsterblichen „Natascha" in „Krieg und Frieden"), der Tolstoi jene einfache, aufrichtige, brüderliche Liebe entgegengebracht hatte, deren seine reine, durchaus und vor allem auf das Menschliche gerichtete Natur auch jungen liebreizenden Geschöpfen gegenüber fähig war ohne irgendeinen Nebengedanken, und das trotzdem er immer sehr empfänglich blieb für menschliche Schönheit. Wir erwähnten bereits, dass Tanja gleich vom ersten Jahre von Tolstois Ehe an fast immer im Hause des Schwagers lebte. Dort traf sie viel zusammen mit dem zwar um zwanzig Jahre älteren, aber sehr lebhaften und interessanten Sergei (Tolstois Lieblingsbru-

der). Was war natürlicher, als dass sich die beiden ineinander verliebten — dazu zwingt geradezu der russische Frühling und Sommer auf dem Lande die, die dort längere Zeit gemeinsam leben. Nun hatte freilich Sergei schon viel hinter sich und lebte zudem seit Jahren mit einer Zigeunerin, von der er bereits drei Kinder hatte. Als Sergei von Tanjas Liebe erfuhr, schwankte er sehr, ob er nicht sein früheres Band lösen solle — und auch die Anschauung der Welt hätte das natürlich gefunden. Schliesslich aber gewann doch das Pflichtgefühl und der Gedanke an seine Kinder die Oberhand in ihm, und Sergei heiratete seine Zigeunerin und liess seine Kinder legitimieren. Tanja, die natürlich von Sergeis Familie nichts gewusst hatte, erholte sich nur langsam von ihrer Enttäuschung und heiratete in dem gleichen Jahre wie Sergei einen tüchtigen Mann ihrer Wahl.

Das Ehepaar Tolstoi hatte in dieser ganzen Angelegenheit eine äusserst delikate Rolle zu spielen. Wir dürfen indes kaum daran zweifeln, dass Tolstoi den Bruder darin bestärkte, den Pfad seiner Pflicht zu gehen: denn dass man der Frau, mit der man einmal ehelich gelebt hat, treu sein muss fürs ganze Leben, stand bei ihm schon früh und unerschütterlich fest. Und das kann auch gar nicht anders sein bei einem Menschen, der mit den Augen des Dichters hineinschaut in das Seelenleben der Frau, die sich doch nur einmal zu geben vermag, um sich ganz geben zu können.

Wir verstehen nun auch nachträglich, warum Tolstoi seiner jungen Schwägerin Tanja schrieb wie einem gleichaltrigen Busenfreund: Durch seine rein menschliche Teilnahme und sein restloses Anteilgewähren an dem eigenen sittlich-seelischen Sichausleben bewahrte der Dichter das enttäuschte junge Mädchen vor jenem hoffnungslosen Weltschmerz, der sich sonst so leicht auf die Seele eines in der Liebe betrogenen jungen Menschenkindes zu legen pflegt und so oft für immer den

Blütenstaub abstreift von den Flügeln der Seele. Tanja entging dieser Gefahr, weil ihr das Schicksal einen Schwager gegeben hatte, dessen überragende Genialität vornehmlich im rein Menschlichen sich offenbarte.

Im übrigen geht auch dieses Jahr (1867) in stiller Arbeit und in ruhig-glücklichem Familienleben hin. Die zweite Hälfte des Winters (Januar und Februar 1868) bringt die Familie in Moskau zu, über welchen Aufenthalt uns indes keinerlei Einzelheiten vorliegen. Im Sommer des folgenden Jahres (1868) ist dann in Tolstoi, trotz angestrengtester Arbeit an dem letzten Teile seines grossen Romanes, bereits der Plan zu seinem berühmten A-B-C-Buch ausgereift. Wir finden in seinen Notizbüchern folgenden Eintrag:

„Das A-B-C (Lesebuch für Familie und Schule) mit einer Anweisung für den Lehrer von Graf L. N. Tolstoi. 1868." Es folgt dann der ganze Grundriss des Buches, so wie es später ausgeführt ward.

Am 20. Mai des folgenden Jahres (1869) wird Tolstoi der dritte Sohn geboren und Leo genannt. Im Spätherbst ist dann der gewaltige Roman „Krieg und Frieden" nach mehr als fünfjähriger Arbeit endlich fertig, und der Dichter schreibt nur noch eine kleine Einleitung zu ihm, und sucht dann seinen Geist wieder frei zu machen von der inneren Beschäftigung mit seiner grossen Dichtung, die er in den letzten Jahren schon geradezu als eine Art Besessenheit empfunden, und wogegen er beständig, aber vergeblich durch Lektüre angekämpft hatte. Wir haben aber weiter oben gesehen, dass Tolstoi das Mittel zu seiner endgültigen Befreiung von der Benommenheit durch seinen Roman bereits in Händen hatte: In dem immer mächtiger werdenden Drang nach Wiederaufnahme seiner pädagogischen Tätigkeit. Tolstoi hatte früh schon seine Doppelanlage als Künstler und Lehrer erkannt. Er hatte darum von vornherein in hoher Weisheit — vielleicht freilich nur unbewusst

aus dem Instinkt seiner unverdorbenen Natur heraus — stets auf eine Periode künstlerischen Schaffens eine solche praktischer Tätigkeit folgen lassen. Auch werden wir sehen, dass er bei seinen beiden ganz grossen Romanen, deren Abfassung sich jedesmal über mehrere Jahre erstreckte, niemals bis zum Ende nur Künstler blieb: „Krieg und Frieden" ist bekanntlich auch, und zum Schlusse leider fast ausschliesslich, das Lehrbuch einer — etwas seltsamen Geschichtsphilosophie und Kriegskunst, „Anna Karenina" aber enthält eine ganze Anleitung für einen praktischen Landwirt, der nicht aufhören will, Mensch zu bleiben.

So folgt denn auch auf „Krieg und Frieden" eine erneute pädagogische Tätigkeit für Tolstoi. Während er aber noch im Sommer dieses Jahres (1869) an dem letzten Band von „Krieg und Frieden" schreibt, gibt er sich bereits mit Leidenschaft intensiver Lektüre hin, und zwar stösst er auf einen Geist, der für ihn in mancher Beziehung bestimmend ward: Wir meinen Schopenhauer, den Tolstoi nachher in seiner „Beichte" für einen der drei weisesten Männer erklärte — die beiden andern sind der Prediger Salomon und Sokrates —, deren Urteil über die Nichtigkeit der Welt ihm von da an „als das gilt, was die tiefsten Denker über die Welt gedacht haben". Ende August dieses Jahres schreibt Tolstoi an seinen Freund Feth: „Wissen Sie, was für mich dieser Sommer bedeutete? Ein einziges Entzücken an Schopenhauer, und eine Reihe geistiger Genüsse, wie ich sie noch niemals erfuhr. Ich verschrieb mir alle seine Werke und las und lese (auch Kant habe ich durchgelesen). Und sicherlich hat nicht ein Student in seinem Kurs soviel gelernt und so vieles erkannt, wie ich in diesem Sommer. Ich weiss nicht, ob ich jemals anderer Meinung sein werde, jetzt aber bin ich überzeugt davon, dass Schopenhauer der genialste aller Menschen war. . . . Das ist die ganze Welt in unwahrscheinlicher, und unwahrscheinlich klarer und schö-

ner Widerspiegelung. Ich begann ihn bereits zu übersetzen. . . . Wenn ich ihn lese, ist es mir unverständlich, auf welche Weise sein Name so unbekannt bleiben konnte. Dafür gibt es nur eine Erklärung, und das ist dieselbe, die er selber so oft anführt: dass nämlich ausser Idioten eigentlich fast niemand auf der Welt lebt." Interessant ist es auch, aus diesem Briefe zu ersehen, dass Tolstoi wirklich Kant gelesen hat. Man muss freilich annehmen, dass das in sehr oberflächlicher Weise geschehen ist, wobei bekanntlich Kant dem Leser gar nichts gibt. Auch zweifle ich durchaus daran, dass Tolstoi soweit das Deutsche verstanden hat, um Kants wahrhaft entsetzlichen Stil zu verstehen, der ja auch für uns Deutsche äusserst schwer verständlich ist: Wenigstens lässt Tolstoi noch in „Krieg und Frieden", an dem er ja damals gerade schrieb, zwei in russischem Dienste stehende preussische Generäle ein mehr wie seltsames Deutsch sprechen. Da Tolstoi aber gerade vorher noch auf das schlechte Französisch dieser Herren hingewiesen hatte, so hätte er sie doch sicherlich ihre Muttersprache richtig sprechen lassen, wenn er sie selber besser gekannt hätte!

Uebrigens hätte gerade Kant Tolstoi den Ausweg zeigen können aus seinen geistigen Nöten, die sich, wie es namentlich in seiner „Beichte" erschütternd zum Ausdruck kommt, so seltsam mit seinen seelischen Nöten verbanden, dass er schliesslich zu deren Befriedigung seinem Geiste Gewalt antat.

Davor hätte Kant ihn bewahren können. Er hätte ihm klar gemacht, dass er, Tolstoi, mit geistigen Mitteln etwas erstrebte, demgegenüber sie versagen müssen: „Die Welt unseres erlebten Sollens bleibt ewig unzugänglich unserer logischen Erkenntnis, sie verliert aber darum nichts an ihrer Wirklichkeit, sie ist vielmehr das Wirklichste von allem, was wir erleben!"

Hätte sich Tolstoi so von Kant belehren lassen, dann hätte er nicht vergeblich von der Wissenschaft das verlangt, was sie

ihrem eigentlichen Wesen nach niemals zu geben vermag: letzte Werte für unsere Lebensführung.

Tolstoi hätte dann die Wissenschaft und damit einen wesentlichen Inhalt unserer Kulturbewegung ruhig anerkennen können, und das hätte ihn dann bewahrt vor jenen Ehrfurchtslosigkeiten, durch die er soviel an dem Vertrauen einbüsst, das seiner Aufrichtigkeit gebührt: Tolstoi hätte sich dann kühn und ausschliesslich stellen können auf das, worin eigentlich seine Kraft lag, auf sein sittliches Erlebnis schlechthin, — statt bei von vornherein aussichtslosen Versuchen, seelische Dinge auf geistige Weise zu beweisen, in einem unhaltbaren Lehrsystem eine Zufluchtstätte zu finden für alles Unbekämpfte, Allzumenschliche in sich.

Die Gründe übrigens, weshalb Schopenhauer so übermächtig auf Tolstoi einwirkte, liegen, so scheint mir, auf der Hand: Tolstois überfeine persönliche und moralische Reizbarkeit musste in dieser Welt, die sich nicht reguliert in Rücksicht auf unsere Empfindlichkeiten, ohne Unterlass aufs tiefste verletzt werden. Dabei hatte aber eine gütige Vorsehung Tolstoi einen so überaus lebhaften Geist und einen so übermächtig kraftvollen Tätigkeitsdrang verliehen, dass er nur in den kurzen Zwischenzeiten der Ermüdung dazu kam, sich darauf zu besinnen, dass er von der Welt verletzt sei. Auch stand solcher Erkenntnis Tolstois stets lebendiges Gewissen im Wege, das ihn in dieser Welt immer vor allem eine Aufgabe und zwar eine nie restlos erfüllbare Aufgabe erleben liess. So konnte er sich eigentlich gar nicht verwundet vorkommen durch diese Welt, weil er nie aufhörte, sich schuldig zu fühlen vor ihr. Tolstoi war demnach so beschaffen: seine Veranlagung war eine so glückliche, und sein ganzes Wesen ein so gesundes, dass er überhaupt niemals Pessimist werden konnte: denn wir mögen den Pessimismus drehen und wenden wie wir wollen, wir finden in ihm als letzten Untergrund überhaupt gar nichts anderes als Ab-

sage von jeder zielbewussten Tätigkeit, als Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, und das sind Dinge, die für Tolstoi ein für allemal nicht in Betracht kommen. Tolstois Pessimismus bestand denn auch immer nur darin, dass er aus Handlungen und Anschauungen anderer, mit denen er nicht einverstanden sein konnte, ohne weiteres auf schlechte Beweggründe schloss und solche bewiesen glaubte.

Dagegen war es bei einer ganz auf Tätigkeit eingestellten und dabei so überaus empfindlichen Natur, wie sie Tolstoi eignete, wohl zu befürchten, dass, wenn er einmal überarbeitet sei, und die Wunden, die ihm das Leben immer von neuem schlug, nicht mehr über der Tat zu vergessen imstande wäre, dass ihm dann die ganze Welt erscheinen würde nur unter dem Gesichtspunkt der Leiden, die sie verursacht. Solcher Ermüdungspessimismus bedeutet für Menschen wie Tolstoi eine ständige Gefahr. Wer aber nur einigermassen eine Vorstellung hegt von dem, was der schaffende Menschengeist zu leisten imstande ist, der muss nur staunen darüber, dass Tolstoi nach einer Leistung, wie sie die sechs Bücher „Krieg und Frieden" darstellen, nicht tatsächlich zusammenbrach. Tolstoi hat dabei bloss drei Jahre Erholung gebraucht, und dazu noch in angestrengtester Arbeit auf nichtkünstlerischem (pädagogischem) Gebiete, um in weiteren drei Jahren einen fast ebenso grossen Wurf zu tun in „Anna Karenina". Wenn wir dann knapp nach Vollendung von „Anna Karenina" in der „Beichte" erfahren, dass Tolstoi damals mit Selbstmordgedanken umging, so begreifen wir sehr wohl, dass diese Krise ihre unmittelbare Veranlassung hatte in furchtbarer geistiger Uebermüdung. Durch diese ist freilich nichts Neues in Tolstois Geist gekommen (wie denn auch tatsächlich die „Beichte" auf einem geraden Wege der Entwicklung liegt, die sich bis auf die Erlebnisse des Knaben Tolstoi zurückführen lässt), wohl aber konnte damals die Harmonie seiner Seele zerrissen werden, und eine Seite von ihr, die

verwundbare, die leidende, die Oberhand gewinnen. Doch dadurch, dass Tolstoi sich aus dieser sozusagen ein Segel bereitete zu neuer Fahrt, indem er auch aus seinem Leiden eine Tätigkeit ableitete für sich, rettete er sich vor Selbstmord und Verzweiflung. Freilich nur, indem er sich für immer jenen ungehemmten Blick in alle Unendlichkeiten versagte, den ihm sein unvergleichliches Künstlertum eröffnet hatte in den Zeiten seiner Vollkraft, wo er, wesensverwandt dem schaffenden Gott, in rein geistiger Hinsicht himmelhoch stand über dem späteren Propheten.

Die plötzlich hervorbrechende Vorliebe Tolstois für Schopenhauer erscheint mir hier als ein unverkennbares Symptom. Freilich dürfen wir auch nicht übersehen, dass Schopenhauer der Philosoph jener fünfziger Jahre war, denen, wie wir immer wieder betonen müssen, Tolstoi seine geistige Prägung verdankt. Es ist dabei durchaus kein Zufall, dass Schopenhauer, der seine Hauptwerke ein Menschenalter vor jener Reaktionszeit geschrieben hatte, damals erst, in den weltschmerzlich angehauchten Zeiten des politischen Katzenjammers, zum Ruhme gelangte. Zudem entsprechen die knappen, lapidaren, immer geistvollen, aber, bei Licht besehen, der Ueberfülle des Lebens stets Gewalt antuenden Erklärungen, die Schopenhauer für alle Erscheinungen des Lebens bereit hält, in hohem Masse der Geistesrichtung des einseitig an den exakten Naturwissenschaften geschulten Denkers — und ein solcher war Tolstoi durchaus.

Es sei noch darauf hinzuweisen, dass sich der Einfluss Schopenhauers auf das allerletzte Buch von „Krieg und Frieden", das Tolstoi gerade damals schrieb, als er sich für Schopenhauer begeisterte, in ärgerlicher Weise bemerkbar macht. Bekanntlich schildert Tolstoi seine unsterbliche Natascha zum Schlusse des Romanes als eine völlig in Mann und Kindern aufgehende, ihr Aeusseres sowie alle geistigen Interessen ver-

nachlässigende Gattin und Mutter, und er fügt hinzu, es erweise sich hier, dass Nataschas ganze blühende Poesie vor der Ehe nur Sehnsucht gewesen sei nach Mann und Kind. Mit dieser Bemerkung, die nur zu verstehen ist als äusserst unangebrachte Verbeugung vor dem neuen Lehrer, fällt Tolstoi nicht nur aus der Schilderung heraus — er tritt gleichsam unvermittelt und ungeschickt vor die Rampe — er verleumdet auch vor allem hier eine seiner köstlichsten Schöpfungen. Solche Fälle sind nun äusserst selten bei Tolstoi: trotzdem er das Gegenteil behauptet, ist er als Künstler weit widerstandsfähiger gegen fremde Beeinflussung, wie als Denker. (Ueberhaupt sind im allerletzten Buch von „Krieg und Frieden" deutliche Ermüdungserscheinungen wahrzunehmen, wozu ich auch, ganz abgesehen von den sich immer breiter machenden und offen gesagt doch wenig wertvollen geschichtsphilosophischen Exkursen vor allem auch den Umstand rechne, dass Tolstoi ganz zum Schlusse seinen wundervollen Pierre, bis dahin der Urtyp einer zwar täppischen, doch köstlichen Offenherzigkeit, zu einem eitlen liberalen Schwätzer werden lässt, wobei wir ihm übrigens den Glauben verweigern: So sehr steht das im Widerspruch zu dem Bilde von Pierre, das sich in uns auf Grund alles Vorhergegangenen in eindeutiger Klarheit offenbarte.)

Wie übermüdet und angegriffen Tolstoi damals war, als er seinen Roman beendete und Schopenhauer las, erhellt auch folgendes Schreiben an seine Gattin (Tolstoi war ins Pensasche Gouvernement gereist, um dort ein Gut zu kaufen, was, wie er einmal sagt, „für ihn der beste Vorwand sei, Land und Leute kennen zu lernen"): „Was ist Dir und den Kindern? Ist nicht vielleicht etwas vorgefallen? Die letzten zwei Tage schon quäle ich mich in Unruhe. Vorgestern übernachtete ich in Arsamas, und da geschah mit mir etwas ganz Ungewöhnliches: es war zwei Uhr in der Nacht. Ich war furchtbar müde, wollte schlafen und nichts tat mir weh. Plötzlich aber überkam

mich eine solche Schwermut, solche Furcht und solches Entsetzen, wie ich niemals erfahren habe. Die Einzelheiten werde ich Dir später einmal erzählen. Ich habe aber eine ähnliche quälende Empfindung niemals erlebt und möchte, dass Gott sie niemandem zu erleben gebe. Ich sprang auf und befahl zu packen; während man packte, schlief ich ein und erwachte völlig genesen. Gestern, während der Fahrt, wiederholte sich das Gefühl, aber in bei weitem schwächerer Form, auch war ich vorbereitet und gab ihm nicht nach, um so mehr, als es weit schwächer auftrat. Heute fühle ich mich gesund und heiter, soweit ich das sein kann ohne Familie. Auf dieser Reise fühlte ich zum ersten Male, bis zu welchem Grade ich verwachsen bin mit Dir und den Kindern. Ich kann allein bleiben in ständiger Arbeit wie in Moskau; wenn ich aber wie jetzt ohne Beschäftigung bin, fühle ich entschieden, dass ich gar nicht allein sein kann."

Zweites Kapitel

„Krieg und Frieden" (1864—1869)

I

„Krieg und Frieden", einer der grossartigsten Romane der Weltliteratur, ein Nationalroman, wie ihn ausser Russland wohl nur noch Italien in Manzonis „Verlobten" besitzt, kann nicht ein historischer Roman im üblichen Sinne genannt werden. Es ist aber fraglich, ob ein solcher, d. h. ein künstlerisches Wiedererstehenlassen einer ganz bestimmten Zeitepoche, überhaupt möglich ist. Wer sich aus Dokumenten der Menschen Seelenleben während vergangener Zeiten rekonstruieren will, wird wohl nie über philologischen Kleinkram herauskommen: Es wird da immer das geistige Band fehlen. Denn wir

wissen nicht und werden niemals wissen, wie der Geist der Zeiten war, die wir nicht selber miterlebten. Mithin scheint der historische Roman, wenn es sich nicht, wie gewöhnlich, lediglich um eine Maskerade handeln soll, nur in dem Sinne möglich, dass der erwählte geschichtliche Hintergrund erschöpft wird in Hinsicht auf das auf ihm verwirklichte, elementare, jederzeit wieder erlebbare Menschenschicksal, und der Dichter sich demnach nur zu fragen braucht, wie sich die Menschen von heute in entsprechender Lage verhalten würden. Nur in solcher Auffassung hat der geschichtliche Roman Daseinsberechtigung: nur dann kann er uns wirklich interessieren: denn wir suchen ja in der Dichtung immer nur den Menschen, wie wir ihn in uns selber erleben und ihn immer bewusster erleben möchten — und gar nichts anderes. Der geschichtliche Hintergrund kann nur gelten als Gelegenheit zu nur auf ihm möglichen Antworten der Menschenseele. Nur soweit kommt geschichtliches und kulturgeschichtliches Detail für den historischen Roman in Betracht. Darüber hinaus suchen wir uns Aufklärung bei der Fachwissenschaft. Einen geschichtlichen Roman in diesem einzig möglichen Sinne stellt „Krieg und Frieden" dar: und wie mir scheint in seiner Vollendung: Der Dichter hat ein typisches geschichtliches Vorkommnis gewählt (wie er es zudem selber im Kampfe um Sebastopol erlebt hatte, als dessen dichterisches Nacherleben wir „Krieg und Frieden" wohl ansprechen müssen): Die Gefahr und die Erhebung seines Vaterlandes (1812). Und es ist wohl nicht möglich, die Antwort der Menschenseele auf ein solches Geschehnis tiefgehender und eindringlicher zu umschreiben, als es hier geschieht. Grade darum aber erleben wir — in jedem der sechs Bücher dieses Romanes — allen geschichtlichen Unrichtigkeiten zum Trotze — wenn auch vielleicht nicht die Napoleonischen Kriege, so doch fast auf jeder Seite etwas vom Wehen der Weltgeschichte, vom Walten der Ewigkeit und von

des Menschen ergreifender Machtlosigkeit, aus deren Erkenntnis die ewigen Gedanken geboren werden und die unsterblichen Kunstwerke.

Der Künstler ergänzt unser zufälliges Schicksal, indem er uns solche Erlebnisse nachzuerleben zwingt, die ihm als die wichtigsten erscheinen in Hinsicht auf das Gedeihen des Menschen, wie er ihn haben will. Hier lässt er uns die ganz grossen Prüfungen im Geiste überstehen: jene Augenblicke im Leben, wo wir unsere Weisungen unmittelbar aus der Hand des Höchsten erhalten, wo der Einzelwille einmündet im Walten der Gottheit. Auge im Auge mit dem gewaltigen Schicksale unseres Vaterlandes, des grössten Ausschnittes aus der gesamten Menschheit, von dem wir noch eine inhaltserfüllte Vorstellung haben — begreifen wir erst, dass wir uns von jeher eins fühlten mit unseresgleichen, dass zur Anteilnahme an ihnen allen ein erweitertes Ich in uns lebt, dass es unserem eigentlichen Wesen näher steht als unser Alltagsich, und dass es seine eigenen Wünsche und Forderungen erheben kann. Unvermutet erleben wir uns da erhoben über unsere engere Persönlichkeit, deren Kleinlichkeit und Selbstsucht uns längst schon überlästig ward, — aber wir wissen dann auch, dass die Zeit der Ruhe vorüber ist für uns auf immer, dass wir von nun an bereit sein müssen, jeden Augenblick uns selber zu opfern den Forderungen unseres grösseren Ichs, — und doch liess erst sein Innewerden uns das Leben unendlich wertvoll erkennen. Wie dieses erweiterte Ich sich allmählich durchringt in den einzelnen Gestalten der Dichtung, darauf ist, mühelos den geschichtlichen Vorgängen sich anpassend, der Aufbau dieses Romanes gegründet. Seine Komposition beruht auf einem restlos durchgeführten Parallelgehen der mit zwingender Unabweisbarkeit und eiserner Folgerichtigkeit sich abspielenden geschichtlichen Ereignisse und der ebenso notwendigen und unaufhaltsamen, aber gleichwohl von uns als freie Tat empfundenen, fortschreitenden

Seelenerweiterung derer, die leben, leiden, lieben und handeln auf dem Hintergrunde dieser Zeitereignisse:

Erst erscheint alles grau in grau: Wir werden in eine hoffnungslos oberflächliche, in frivoler Kleinlichkeit befangene Aristokratengesellschaft geführt. Im Hintergrunde erhebt sich bereits hier und da flüchtig Napoleons Riesengestalt wie ein Memento! Dann tauchen markantere Persönlichkeiten auf, Menschen, deren Seele weiter will — und bleiben noch halb im Dunkel. Der Krieg fährt dazwischen mit seinem Todesernst (1805). Noch einmal bricht er ab: Noch sind die Menschen nicht gläubig, noch sind sie nicht schuldig genug. Das Leben geht weiter mit seinen kleinlichen Bestrebungen und ewigen Gefühlen. Alles verengt sich: die bisherigen Helden offenbaren bereits ihre Engen — sie alle scheinen auf einem Punkte angelangt, wo sie weder vorwärts, noch rückwärts können — da naht das grosse Verhängnis: Napoleons Einfall, Moskaus Einnahme und des russischen Volkes Erhebung: — alle werden da vorübergehend aufgerüttelt, einzelne vernichtet, andere gefestigt für immer: zurückgeführt zur Quelle ihres selbstlosen Seins: zu ihrem Volke!

2

Schon durch die Wahl dieses Vorwurfs entgeht Tolstoi hier der grössten Klippe, die seinem Künstlertum droht: Seinem leidigen Hang zu überwuchernder Seelenergründung. Jede Selbstbesinnung, jedes noch so tiefgehende sich in sich selber Versenken erscheint hier nur als die natürliche Antwort auf das Schicksal: vor so gewaltigem und dabei mit allen Landsleuten geteiltem Hintergrunde sucht der Mensch ganz von selber tiefer in seiner Seele zu lesen wie sonst auf dem glatten Alltagspfade: ganz von selber stellt er sich da vor die letzten grossen Fragen: „Mit welchen Gaben und Schwächen schuf mich der

Ewige? Zu welchen Aufgaben stellte er mich hin in diese Wunderwelt, wo alles da ist, alles in Ueberfülle sich findet ausser dem Alltag?“ Und welche Antworten der Einzelne sich hier auch geben mag, der Zusammenhang des Ganzen wird damit nicht mehr zerstört, vielmehr immer noch inniger geknüpft. Jede persönliche Seelenergründung ist ja hier nur ein Hinweis auf den gewaltigen geschichtlichen Hintergrund, ein ausmalendes Moment, das der einmal geweckten Seelenstimmung immer neuen Inhalt gibt. Weil aber hier Tolstoi seinem natürlichen Hange, Seelentiefen zu ergründen und letzten Seelenwünschen nachzugehen ungehemmt zu folgen vermag, ohne fürchten zu müssen sein Werk zu zerreissen, darum gibt auch diese Dichtung — und jedem wahren Kunstwerk eignet es, weit über sich selber hinauszuweisen — eine in blühendes Leben eingehüllte Anleitung zur Gewissenprüfung, zum Ueberwinden der Selbstsucht und zum Wacherhalten langer Hoffnungen auf dem Wege zur Selbstvervollkommnung.

Diese Menschen, deren Seele wir hier gleichsam mitgleitend erleben mit dem Schicksale ihres Vaterlandes, in ständiger Gefahr für sich selber und für alles das, was einem jeden von ihnen über die eigene Person hinaus lieb und teuer ist, diese Menschen bekehren sich ja nicht plötzlich zur Menschenliebe — (solche Fälle sind überhaupt selten und eigentlich nur die Folgen von Begegnungen mit Heiligen). Sie schreiten vielmehr auf langen Wegen zum Lichte: über Irrtümer und immer neue Niederlagen! Und grade darum wird diese Dichtung dem, der vor ihr alle Widerstände aufgibt in sich, zu einer Prüfung auf letzte Wünsche und letzte Werte. Auch dem Dichter ward sie dazu: Wir sehen ihn wachsen mit seinem Werke. Wir erleben es, wie der Patriot, der Liebende, der Gatte, der Vater seine höchsten Ziele findet in seinem Volke — und durch es in der ganzen Menschheit!

Und dabei fällt ein strahlender Glanz auch auf alle reue-

losen Freuden, die Gott uns gab: Frühling, Jugend, Liebe, Todesmut und Selbstüberwindung leuchten auf über der leidenden Menschheit! Wir stehen staunend vor unerschöpflichem Reichtum und tragen dann, ein jeder von uns mit vollen Händen, Besitztum für immer nach Hause. Tolstois Seele besass eben damals noch Saiten für alles, was Menschenherzen erhebt, und was sie erbeben lässt in ihrer letzten Tiefe!

3

Dennoch ist Tolstoi auch hier kein Homer, kein Firdusi, kein Shakespeare, die alle in göttlicher Unparteilichkeit ihre Sonne leuchten lassen über Gerechte und Ungerechte. Ist aber ein Epiker in diesem Sinne heute noch möglich? Wir, die wir doch zu ganz anderer Anteilnahme gezwungen, unser Lieben und Hassen verteilen müssen auf die ganze von Menschen bewohnte Erde, sind wir überhaupt noch imstande, uns selber soweit zurückzuziehen vor dieser Welt? Immerhin scheint solches in höherem Masse möglich, als es hier geschieht: Denn es gibt unter den Gestalten dieser Dichtung auch solche, die der Dichter offenbar nicht liebt — und das sind weniger die Böswilligen (für die hat er sogar eine gewisse Vorliebe, sie müssen nur keck und todesmutig sein), als vielmehr die Unaufrichtigen und die Selbstsüchtigen. Zu ihnen ist der Dichter ungerecht. Die Weltleute z. B., die er uns vorführt — und sie nehmen vielleicht mehr Raum in Anspruch, als man es wünschte —, dürfte er nicht bloss so weit schildern, als sie lächerlich sind, andern Unrecht tun und sich selber betrügen. Er müsste sie, wie die, die er liebt, tiefer zu ergründen suchen, als sie sich selber begreifen, so, wie sie sein möchten, wenn sie sich selber verständen. Dass er das aber nicht tut, muss hier um so peinlicher auffallen, als er das, was er hier an den nichtgeliebten seiner Gestalten schildert, ganz überzeugend gibt und darum vernich-

tend wirkt durch das, was er verschweigt: Gleich als ob Leichtsinn, Selbstsucht und Laster Erscheinungen an sich und nicht ebenso unentwirrbar verknüpft wären mit dem kreisenden All wie Tugend, Liebe, Gewissenhaftigkeit und Opfermut, für die der Dichter so ergreifende Worte findet. Er steht aber auch hier mit seinem ganzen Lieben und Hassen vor uns, unfähig, aus sich selber herauszugehen, und es bedeutet nur einen unerhörten Glücksfall, dass dieses sein Ich, das er selbst dann nicht zu verlassen vermag, wenn dichterischer Wahnsinn ihn umfängt, so ganz unendlich reich ist, und dass ihm die Gabe ward, die, die er liebt, uns nacherleben zu lassen in ihrer Ganzheit, wie sie hervorgingen aus der Hand des Schöpfers, mit allen unausdenkbaren Möglichkeiten, die jedes Lebendige in sich trägt. Tolstoi liebt dabei eigentlich nur seine Russen — und zwingt uns sie zu lieben mit ganzer Seele. Und er weiss, dass man sie lieben muss, weil man ihnen nur dann gerecht zu werden vermag: Denn mehr wie bei jedem anderen Volke, oder wenigstens sichtbarer wie bei irgendeinem, gehen beim russischen Laster und Tugenden aus einer und derselben Wurzel hervor: Wie ein Stück Ton in der Hand des Ewigen ist des Russen Seele: Sie lässt sich vom Schicksal formen zu allem, was es aus ihr formen will. Dem leisesten Drucke gibt sie nach — wenn sie dabei nur ausweichen kann der Verantwortung für andere, in der sie unvermeidliche Sünde wittert, und der Gewalttat, die sie verabscheut!

Bei alledem darf diese Dichtung nicht ein Tendenzroman genannt werden. In der Kunst entscheidet schliesslich doch nur das Können, und Tolstoi kann hier noch alles, was er will. „Krieg und Frieden“ ist dabei eine durchaus moralische Dichtung, deren sich der bekehrte Tolstoi sehr zu Unrecht schämte: Die frivolen Weltleute haben ihre Bestrafung schon hier. Sie werden als tief unglücklich geschildert. Auch verschweigt uns der Dichter keineswegs die Schwächen derjenigen seiner Ge-

stalten, die er liebt: sie ergeben sich nur so überzeugend aus ihren Tugenden, dass wir sie nötig haben, die Schwächen dieser Menschen, um sie selber nacherleben zu können gerade in ihrer Vorbildlichkeit.

Nur an dem gemeinen Manne, dem eigentlichen Helden dieses Romanes, vermag Tolstoi nichts Unliebenswertes wahrzunehmen: ihn glaubt er restlos zu begreifen, weil er ihn restlos begreifen will. Und das macht Tolstoi dem einfachen Manne gegenüber zu einem ganz grossen Epiker, der in geweihten Augenblicken selbst an Homer heranreicht (den er immer geliebt hat), und an Shakespeare (den er stets kritisch nahm).

4

Ueber die eigentliche Technik dieses Romanes liessen sich Bände schreiben. Wir müssen uns hier mit wenigen Andeutungen begnügen. Trotz aller auseinanderfliessenden Breite und trotzdem, dass Tolstoi sich hier nicht damit begnügt, Dichter zu sein, vielmehr sehr weitschweifige geschichtsphilosophische und strategische Betrachtungen einfliessen lässt, eignet diesem Romane, selbst im üblichen Sinne, eine ausserordentlich kunstvolle und im ganzen durchaus gelungene Komposition. Es werden da die Geschicke der Angehörigen zweier aristokratischer Familien untereinander und mit den Schicksalen einiger weniger aussenstehender Personen in scheinbar ungezwungenster Weise so verflochten, dass jede einzelne der bis ins feinste ausgeführten Persönlichkeiten sich ganz folgerichtig ihrer Umgebung einreiht, innerhalb ihrer sich natürlich entfaltet, hier ihre Auswahl trifft, in Lieben und Hassen, und man sich dabei gar nicht vorzustellen vermag, dass diese Personen überhaupt in andere Beziehung zueinander treten könnten: Das ganze Gewirr von Lieben, Hassen, Beleidigen, Beschützen, Verlieben, Verloben, Entloben, Heiraten und Sichscheidenlassen offen-

bart sich bei näherem Zusehen als ein wohlgefügter, ewigen Gesetzen unterworfener Kosmos, über dem unsichtbar ordnend die Hand des Künstlers schwebt. (Und dabei wissen wir aus Tolstois Briefen, dass ihm das Auswählenmüssen aus Tausenden von Möglichkeiten bei jeder einzelnen dieser Personen unendliche Mühe bereitet hat.) Trotzdem aber die hier Auftretenden ausnahmslos die Einheit des sie alle umfassenden Zusammenhanges in sich tragen: Jede einzelne Persönlichkeit ist nur möglich bei ihrer Herkunft, bei ihrer Erziehung, in ihrer Umgebung, verkörpert dennoch eine jede von ihnen ein ganz besonderes, so nie wiederkehrendes Sichabfindenmüssen mit den elementaren Bedingungen des Menschendaseins und gibt somit auch jedesmal einen ganz besonderen Ausblick in das Unendliche.

Wenn das Ahnen unbegrenzter Beziehungen in allem, was ist, den Künstler ausmacht, wenn ihm die Gabe eignet, die Einzeldinge so eingeordnet zu erschauen im Alleinen, dass ein jedes für sich da ist und doch nur sein kann im Zusammenhang mit allen andern, so war hier Tolstoi in höchstem Masse Künstler, und so bedeutet der spätere Moralist einen Rückschritt für ihn.

Seherisch gestaltend, überragt hier Tolstoi alles, was er jemals lehrend und vorlebend zu geben vermochte. Wie aber dieses Kunstwerk, als Ganzes genommen, an Millionen und Millionen unsichtbaren Fäden eingehängt erscheint in das ewige Werden und Vergehen im All, so sind auch die Beziehungen der einzelnen Gestalten untereinander einfach unübersehbar. Und dabei verschmelzen hier Sachschilderung und Seelenergründung nahtlos in eins. Der innere Zusammenhang kann hier nur verglichen werden mit dem in den Meisterwerken der Malerei. Wie etwa bei Leibls „Frauen in der Kirche“ die Falten der bauschigen Gewänder zu den Schnörkeln des Barockgestühls und zu den Runzeln der durchgearbeiteten Ge-

sichter in unübersehbaren Beziehungen sich vereinigen, so ist auch hier jede Einzelheit (Seelendeutung oder Sachbeschreibung) in sich abgeschlossen und gehört doch nur, wenn sie überhaupt einem Ganzen eingefügt werden soll, in eben dieses Ganze hinein. Dabei führt uns der Dichter, ohne dass wir dessen recht gewahr werden, rastlos von Dingen zu Personen und umgekehrt, wie er es gerade braucht, und ohne uns je herauszureissen aus jener ganz besonderen Stimmung, deren er für die Aufnahme seines Werkes in unserer Seele bedarf. Und diese Stimmung bereitet sich in uns vor, sobald wir nur den Roman zu lesen beginnen, und wird, allmählich in die Tiefe des Unterbewusstseins eindringend, mehr und mehr unsern Bewusstseinsraum beherrschend. Und dabei bleiben wir doch — wie vor der Natur — ganz wir selber: wir empfinden uns nur lebhafter als uns selber wie sonst, weil wir tätig sind, nachschaffend in unserer Weise. Je mehr Tolstoi uns ja gibt, um so mehr lässt er uns wählen und ahnen: Noch begrenzt er nirgendswo das Unendliche vor uns, wie späterhin als Moralist — er baut vielmehr nur Brücken und Wege in es hinein, und so, dass wir selber weiterbauen müssen an ihnen, immer näher heran an das ewige Geheimnis, das uns der Dichter gönnt in seiner ganzen Unerfassbarkeit, weil unsere Seele es nicht zu entbehren vermag, und sie sich nur wohl fühlt im Vertrauen auf eine unendliche, unerschöpfliche Schöpfung. Eine begreifliche Welt wäre eine endliche Welt für uns: Wir ständen dann da und wüssten nichts mehr anzufangen mit unserer Seele. Der Dichter zerstreut unsere Furcht vor der Welt Begreifbarkeit und vor ihrem Endlichsein: Er gibt unserm Traum von ihrem Unendlichsein neue Nahrung, und das ist die eigentliche Wohltat, die uns Sterblichen werden kann.

Was Wunder, wenn Tolstois grosse Kunst ihn bisweilen rasend macht, und er dann das wagt, wobei jeder andere scheitern müsste: So, wenn er plötzlich den Schleier zerreisst,

der den Schöpfer scheidet von seinen Geschöpfen (und wir empfinden sie als Unerschaffene, als Selbergewordene, und wir wollen gar nicht erinnert werden, dass sie einen Schöpfer haben), und der Dichter vor uns hintritt als nüchterner Erklärer des Weltengeschehens, und dabei er, den wir eben noch wie einen unsichtbaren Gott verehrten, Menschliches zeigt, stark Menschliches, und lange Seiten hindurch, ein unerbittlicher Schulmeister, uns festhält bei seinen Belehrungen — um sich dann plötzlich wieder emporzuschwingen, die Schleier sinken zu lassen vor uns — und wir bewundern ihn wieder ganz ebenso als geheimnisvollen Genius. Einer solchen Künstlerschaft scheint eben alles gestattet: Immer wieder nach langatmigen und oft ein wenig zweifelhaften geschichtlichen und strategischen Auseinandersetzungen glauben wir, der Roman verlaufe im Sande — da stösst der Dichter auf etwas, was seine Teilnahme erweckt — und schon der leiseste Abglanz einer Menschenseele zieht ihn in seinen Bann —, und aufs neue blühend steigt das volle Leben empor vor unseren bewundernden Blicken!

Ein seelisch überreich veranlagter, dabei restlos aufrichtiger und instinktiv gewissenhafter Mensch setzt sich hier mit den grossen Schicksalen seines Vaterlandes auseinander. Und da dieser Mensch ein ganz unzerstörbarer Künstler ist und somit zugleich ein geborener Anwalt des Grenzenlosen und ein natürlicher Feind jedes Chaos, wird das Schicksal seines Vaterlandes unter seinen Händen zu dem Schicksal der ganzen Menschheit, und er bietet es uns dabei nachgestaltet in harmonischer Fülle, so dass in uns hinfort keine Angst mehr aufzukommen vermag, wir könnten uns verlieren an ihm, und wir dabei froh werden eines stets erneuerten Ausblicks in das Unendliche!

Wir sehen den Dichter schreiten und wachsen und schreiten und wachsen mit ihm!

5

Ein kleines Hindernis tritt uns da in den Weg. Dieser Roman ist eines der chauvinistischsten Bücher, die je geschrieben wurden, und sicherlich das chauvinistischste Buch, das der Weltliteratur angehört (und das spricht für seine Grösse: dass es der Weltliteratur zugezählt werden muss, trotzdem man es gar nicht anders als erzchauvinistisch bezeichnen kann). Bloss in Russland ist es möglich und auch üblich, diesem Romane geschichtliche Unparteilichkeit nachzusagen. Das ist indes ein Märchen: Tolstoi stellt hier die offenbarsten geschichtlichen Tatsachen vielfach geradezu auf den Kopf. Er merkt das nicht, weil ihm gewisse historische Zusammenhänge von vorneherein unerschütterlich feststehen: So ist er gar nicht davon abzubringen, dass gegen Russland die Völker des Westens gezogen seien — während es sich doch nur um gezwungen gestellte Kontingente von Napoleon unterjochter westeuropäischer Völker handelte. Napoleon ist aber nun einmal für Tolstoi der „westeuropäische Held"! Das russische Volk, so meint er, lehne überhaupt grosse Menschen ab (ein Ausspruch, der weit charakteristischer ist für den, der ihn tat, wie für das russische Volk). Tolstoi nennt dabei nicht nur Napoleon „das nichtigste Werkzeug der Geschichte", er schildert ihn auch als solches und legt ihm dabei Reden, Handlungen und Beweggründe unter, die nirgends überliefert wurden: Tolstoi verleumdet mit einem Worte Napoleon in einer Weise, dass, wenn wir seine Dichtung für die geschichtliche Wahrheit hinnehmen würden, es uns tatsächlich unbegreiflich erscheinen müsste, dass dieser Mensch die Welt erobern konnte, — wenn nicht Westeuropa damals nur von Trotteln bevölkert gewesen, und Napoleon überhaupt erst in Russland Männern begegnet wäre! Das ist aber auch durchaus Tolstois Ueberzeugung: Nach ihm hat Russland ganz Westeuropa befreit und nur deshalb West-

europa befreien können, weil das russische Volk stolzer, und sein Fürst vornehmer gesinnt war! (Das sagt Tolstoi von demselben Alexander I., der dem König von Preussen sein feierlich am Altare gegebenes Wort brach!) Und wie Tolstoi — er selber erzählt das irgendwo — seinen Dorfschülern die Freiheitskriege (1813—15) so darzustellen weiss, dass die Kinder den anwesenden deutschen Lehrer bedrohen und beschimpfen, so bringt er es in diesem Romane fertig, zu behaupten, die Deutschen seien damals in ihrem Sklavensinne so weit gegangen, dass sie den Tag von Jena und Auerstädt zum Feiertag erhoben! Dabei weiss natürlich Tolstoi ganz genau, dass die Deutschen damals etwa vierzig verschiedenen Staaten angehörten, von denen die Mehrzahl von Napoleon zum Rheinbund mit der Spitze gegen Preussen zusammengeschlossen waren, und dass in dem Falle, von dem er hier berichtet, nicht das deutsche Volk, vielmehr nur einige wenige der Fürsten des Rheinbundes den jämmerlichen Vorschlag machten, die Niederlage des ihnen persönlich verhassten Preussens zu feiern! Das alles konnte Tolstoi nicht nichtwissen! (Hier haben wir einen der Fälle jenes absichtlichen Verschweigens, das uns einen gewissen Teil der russischen Publizistik so ausserordentlich unsympathisch macht!) Aber Tolstoi hasst die Deutschen, daran ist in diesem Romane keinen Augenblick zu zweifeln. Sie müssen immer und überall hinter den Russen zurückstehen. Er will dabei gar nicht wahrhaben, dass Napoleons Ueberlegenheit über die damaligen Deutschen auch eine moralische war: Napoleon war eben, trotz allem, der Erbe der grossen Revolution, seine Soldaten freie Bürger im Vergleich zu den despotisch regierten und wirtschaftlich geknechteten damaligen Deutschen und Oesterreichern. Man frage sich doch einmal unbefangen: Wofür hätten sich denn die preussischen Soldaten von 1806 zu siegen bemühen sollen? Um in die alte Knechtschaft zurückzukehren? Und trotzdem, — wie haben sich dieselben Preussen

geschlagen, als es erst einmal galt, Frau und Kind zu verteidigen gegen fremde Brutalität! Tolstoi hätte besser getan, einen Vergleich anzustellen zwischen den in Hunger und Entbehrungen gross gewordenen schlesischen Webern, deren abgezehrte, knochige Körper das Schlachtfeld an der Katzbach bedeckten, und jenen russischen Adligen, über deren Opferwilligkeit er den Zaren Tränen vergiessen lässt, weil sie sich tatsächlich bereit erklärt hatten, auf je tausend Leibeigene ganze zehn Mann Soldaten ins Feld zu stellen!

Doch wir wollen hier nicht ins Einzelne gehen, wir wollen nur konstatieren — und alle Bewunderung für die grosse Kunst Tolstois soll uns nicht davon abhalten, die Wahrheit zu sagen, dass noch nie ein grosser Künstler sich ungerechter verhielt zu den Angehörigen fremder Nationen, wie der Dichter von „Krieg und Frieden": In diesem Roman kommt überhaupt kein Ausländer ungetadelt oder unverhöhnt davon. (Wo schlechterdings nichts zu tadeln bleibt, wie bei dem trefflichen Schweizer Gouverneur des jungen Fürsten Bolkonsky, da wird uns wenigstens mitgeteilt — Beweise erhalten wir nicht — er sei „beschränkt" gewesen.) Und doch sollten Urteile über ein ganzes Volk, sofern sie Tadelnswertes zum Inhalt haben, längst schon als gegen die gute Sitte verstossend anerkannt sein. Gegen den Geist verstossen sie auf jeden Fall.

Nicht richten wollen wir dabei mit Tolstois Parteilichkeit. Sie sei nur erwähnt: Dafür, dass er unter den Russen einige wenige Taugenichtse vorführt, herrscht auf ihrer Seite eine ganz unvergleichliche Ueberlegenheit in moralischer, gesellschaftlicher, militärischer Hinsicht, in Hinsicht auf Bildung, Verstand, kurzum in allem und jedem. Staunen muss man aber darüber, mit welcher Kaltblütigkeit nichtrussische historische Persönlichkeiten, z. B. die in der russischen Armee damals dienenden preussischen Generäle verleumdet werden. (Man muss diesen Ausdruck hier gebrauchen, denn Tolstoi hält sich

durchaus nicht an geschichtliche Ueberlieferungen, er erdichtet vielmehr Aeusserungen und Beweggründe.) Man wundert sich nach „Krieg und Frieden“ nicht mehr über die kühnsten Behauptungen des späteren Moralisten Tolstoi.

Napoleon, überhaupt den französischen Eindringlingen gegenüber ist Tolstois Haltung voller Rachsucht: er vermag auch nicht das kleinste Sympathische oder Entschuldigende an ihnen wahrzunehmen — was, nebenbei bemerkt, einen bedenklichen Mangel an Edelmut verrät. (So hat Tolstoi auch nicht begriffen, dass, wenn Napoleon auch von sehr grossen Deutschen — ich nenne nur Goethe und Beethoven — bewundert ward, dass darin sich durchaus kein Knechtsinn äusserte, vielmehr genau das Gegenteil: Eine geistige Freiheit, die es möglich macht, die Grösse eines Menschen anzuerkennen, trotzdem dieser Mensch sich gegen die Nation, d. h. gegen das erweiterte Ich des ihn Bewundernden vergangen hat.)

Wir wollen dabei gar nicht einmal behaupten, dass hier Tolstois fast grundsätzliches Herabsetzen aller Nicht-Russen durchaus in der Absicht geschieht, die eigene Nation zu erhöhen, er lässt sich da wohl ganz einfach gehen — und offenbart dabei seine nichtkünstlerische, allzumenschliche Person. Wir wollen freilich nicht verschweigen, dass dieser Roman, der von jedem russischen Schulbuben und jedem russischen Schulmädchen bereits im Alter von elf bis zwölf Jahren gelesen wird, gerade nicht dazu angetan ist, die heranwachsende russische Jugend zu lehren, dem Nicht-Russen mit Gerechtigkeit oder wenigstens ohne Voreingenommenheit zu begegnen: Tolstoi trägt somit durchaus einen Teil der Schuld an den auch in Deutschland gar nicht seltenen Verhöhnungen deutschen Wesens durch dort lernenshalber sich aufhaltende Russen! Aeusserst bedauerliche Vorfälle sind das, die das ausgezeichnete russische Volk schwer verkennen lassen! Auf die mutmasslichen Gründe des russischen Deutschenhasses habe

ich bereits an anderer Stelle hingewiesen. Wir dürfen hier nicht Tolstois damalige intime Freundschaft mit dem beruflichen Deutschenfeind Katkoff vergessen, in dessen Zeitschrift „Der russische Bote“ „Krieg und Frieden“ zum ersten Male veröffentlicht ward. Auch Tolstois Deutschenhass äussert sich oft in diesem Romane geradezu komisch: Nicht nur schlechtes Französisch lässt er seine in der russischen Armee dienenden deutschen Offiziere sprechen, er lässt ihnen nicht einmal die Kenntnis ihrer Muttersprache. Wenigstens legt er am Abend vor der Schlacht von Borodino zwei deutschen Offizieren eine im russischen Original mit deutschen Worten wiedergegebene Unterhaltung in den Mund, die, an sich idiotisch, in einer Sprache vor sich geht, die alles andere als Deutsch ist. In wie gehässiger Weise sich Tolstoi überhaupt im Verlaufe des ganzen Romanes über die Deutschen auslässt, darüber könnte man eine wahre Blumenlese veranstalten. Ich verzichte darauf, ich wähle nur die ersten besten Beispiele, die mir gerade in den Kopf kommen, z. B.: Selbst die reizende Natascha ruft aus, als man an sie das Ansinnen stellt, ihrer eigenen Rettung willen, verwundete russische Offiziere im Stiche zu lassen: „Wir sind doch keine Deutschen!“ Ja, auch da, wo Verdienste der Deutschen anerkannt werden müssen, wie z. B., dass die in russischen Diensten stehenden preussischen Generäle die russische Armee doch ohne nennenswerte Verluste bis Borodino führten, auch hierfür lässt Tolstoi seinen Fürsten Andrei die höhnischste Auslegung geben, die man nur ausdenken kann: „Der beste Lakai meines Vaters ist auch ein Deutscher gewesen, sie erraten eben besser als alle anderen die Wünsche ihrer Herren!“ Sogar die verhassten Franzosen lässt Tolstoi die Deutschen beschimpfen: sie seien dummes Vieh! Wenn dann auf dem Rückzug aus Moskau ein Soldat geprügelt wird, so ist das natürlich ein Deutscher! Und mit wie raffinierter Bosheit wird der Balte Berg (er steht als Offizier in russischen

Diensten) karikiert: Ausser kleinlichster Berechnung ist auch gar nichts an ihm: Selbst bei der Flucht der Familie seiner Frau aus dem von Napoleon bedrängten Moskau sucht er noch von seinem Schwiegervater Geld herauszupressen, um sein Mobiliar zu vergrössern!! Wenn ferner ein in russischen Diensten stehender preussischer General russischen Patriotismus zeigt, so muss das natürlich Heuchelei sein: Die Deutschen können ja immer und überall nur ihren eigenen Vorteil im Auge haben! Bennigsens Vorschlag, Moskau zu schützen, ist natürlich nur aus Intrige gegen Kutusoff hervorgegangen! Den Beweis bleibt Tolstoi uns schuldig. Er spricht also eine Verleumdung aus. Zudem ist seine Behauptung im höchsten Grade unwahrscheinlich: Jeder in Russland lebende Ausländer, ich selber hatte während des mandschurischen Krieges dutzendweise dazu Gelegenheit, wird einen oft mehr wie russischen Patriotismus wahrgenommen haben grade bei russischen Deutschen, die dabei durchaus kein persönliches Interesse daran hatten, Patriotismus zu zeigen. Die Russen wollen aber leider nicht wahrhaben, dass die Wurzeln der deutschen Treue Dankbarkeit und Selbstachtung sind. Freilich, die russische Regierung hat in der Revolutionszeit die Loyalität der russischen Deutschen wohl zu würdigen gewusst. Nach der Revolution freilich, als der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, da war das etwas ganz anderes . . .

Wir Deutsche haben nun der Russen, auch des grossen Russen Tolstoi, Lob durchaus nicht nötig, wir bedauern nur die uns in Russland auf Schritt und Tritt begegnende und von Tolstoi in „Krieg und Frieden“ geradezu sanktionierte Verleumdung deutschen Wesens, weil es so auch dem russischen Volke fast unmöglich gemacht wird, das von uns zu lernen, was sie mit grossem Nutzen von uns lernen könnten! Und das ist doch recht, recht viel anderes noch als unsere stets so bereitwillig von russischer Seite gepriesene „Genauigkeit“! Ich betone es

dabei nochmals, dass auch wir von Russland sehr viel zu lernen haben — ich schreibe dies Buch ja nur, um darauf hinzuweisen. — Bis jetzt aber wird es uns leider recht erschwert, bei Russland in die Lehre zu gehen: Bedingung ist immer noch, dass wir erst einmal ruhig zuhören, wie man alles, was uns teuer ist, verhöhnt und verlacht, ohne es begriffen zu haben. Und selbst der grosse Tolstoi tut das uns gegenüber. Was uns indes keineswegs abhalten soll, uns in Dankbarkeit seiner wundervollen Dichtungen zu erfreuen (sie sind in keinem Lande der Welt annähernd so verbreitet wie in Deutschland) und lächelnd darüber hinwegzulesen, wenn er unsere Vorväter verdächtigt und unser Wesen in gehässigster Weise verkennt. Es bleibt so noch übergenug des Vortrefflichen in „Krieg und Frieden". Wir deuteten auf das Hässliche an dieser Dichtung hin, damit uns nach seiner Kenntnisnahme nichts mehr davon abhalte, uns rückhaltlos in Dankbarkeit ihren Schönheiten hinzugeben! Bleiben wir Deutsche nur dabei, die Russen nicht nachzuahmen in ihrer Voreingenommenheit gegen uns und von ihnen zu lernen, gleich als ob sie uns liebten. Und es bleibt da genug zu lernen: Keine in irgendwelcher Eigenart geeinte Menschenmehrheit lebt in der Welt, ohne Schätze zu sammeln an Menschenerfahrungen, die nur sie, kraft ihrer ganz besonderen Veranlagung, zu sammeln vermochte, die aber allen Menschen nützlich sein können und auf die Dauer unentbehrlich werden. Und das gilt ganz besonders von einem so begabten Volk wie dem russischen!

Die Gerechtigkeit verlangt von uns, dass wir den Wurzeln von Tolstois Chauvinismus näher auf den Grund zu gehen versuchen. Wir dürfen dabei zunächst nicht ausser acht lassen den erst zehn Jahre vor Abfassung dieses Romanes von Tolstoi mitgemachten Krimkrieg (dessen eigentlichen seelischen Niederschlag „Krieg und Frieden" darstellt), um Tolstois Hass wenigstens gegen Oesterreich und Frankreich zu begreifen:

Oesterreich — und es ist für Tolstoi nur ein anderes Wort für Deutschland — hatte sich damals eines unerhörten Undanks Russland gegenüber schuldig gemacht, das ihm wenige Jahre vorher in der ungarischen Revolution beigesprungen war. (Freilich, was kann das damals absolutistisch regierte österreichische Volk dafür!) Die Franzosen aber hatten vor Sewastopol tausenden und abertausenden braven russischen Soldaten den Tod gegeben. (Freilich, was kann das französische Volk dafür!) Unser Gefühl, im besonderen der Hass, ist aber nun einmal nicht logisch, auch bei einem Genie wie Tolstoi: es wendet sich an die erste beste, meist falsche Adresse, und es neigt zu möglichst weiten Verallgemeinerungen, weil es durchaus etwas Greifbares braucht, um sich entladen zu können!

Und dann — und das wohl vor allem — man muss auch an alles Elend des russischen Volkes denken, an alle Schmach der kaum überwundenen Leibeigenschaft und der staatlichen Misswirtschaft, die Russland zum Gespött gemacht hatte für ganz Westeuropa (und man unterscheidet dort leider noch immer nicht genügend zwischen der russischen Regierung und dem russischen Volke), um die Verzweiflung zu begreifen, in der befangen Tolstoi damals kämpfte: um den Ruhm seines Vaterlandes vor der ganzen Welt (vor jenem Westeuropa, das er so zu verachten glaubte — wenn sein Westeuropäerhass nicht vielleicht nur eine vorweggenommene Antwort bedeutete auf von dort her — wie er vermutete — seinem Vaterlande entgegengebrachte Verachtung). Im Grunde muss ja Tolstoi ebenso erstaunt gewesen sein, wie wir, darüber, dass unmittelbar nach der wundervollen Volkserhebung von 1812 die innerpolitisch schmachvollste Zeit für Russland anbrechen konnte, jenes Regiment eines Arakschejeff und dann eines Nikolai I. mit allen furchtbaren Niedertrachten! Und in der Tat muss die Liebe zum russischen Volke eine ganz besonders schmerzliche genannt werden: Sie muss auf sehr starker innerer Ueberzeugung

sich gründen, denn sie wird in Russland selber ständig vor schwerste Prüfungen gestellt. Ich weiss das aus eigener Erfahrung: Während mich persönlicher Umgang mit Liebe zum einfachen russischen Volke erfüllte, und ich in ihm mancherlei menschlich Vorbildliches anerkannte, musste ich gleichzeitig in fast jeder russischen Zeitung von abscheulichsten Brutalitäten lesen, die eben dieses selbe Volk beging, und musste ich ständig mit ansehen, wie russische Beamte — doch auch Volk — aus Leichtsinn und frivoler Selbstsucht das schmählichste Unrecht taten der Masse. Ja, vergessen wir das nicht: Es wird einem schwer gemacht, in Russland zu lieben! Und noch schwerer wird es einem gemacht, nicht zu hassen in Russland. Das müssen wir vor Augen haben, wenn wir das Schmerzliche in Tolstois Patriotismus begreifen, und alle die Ungerechtigkeiten wenigstens erklärlich finden wollen, zu denen ihn seine Vaterlandsliebe hinriss! Er hatte die hohen Werte in seinem Volke erkannt, er hatte seines Volkes Tugenden erlebt dem Tode gegenüber auf zahllosen Schlachtfeldern. Er glaubte sein Volk an der Spitze aller Nationen schreitend, und er wollte es an ihrer Spitze sehen, und dabei sah er es zum Spott gemacht für die ganze Welt! Das alles liess ihn nicht abrüsten in seiner Liebe zu seinem Volke. Um sie zu rechtfertigen — nicht vor sich selber: Da war sie Erlebnis schlechthin — nein, vor allem vor der nichtrussischen Welt, dazu brauchte Tolstoi weite Hintergründe. Er brauchte dazu andere Völker, die, seinem Volke nachstehend, es erst im rechten Glanze erschauen liessen. Das waren natürlich zunächst des russischen Volkes Nachbarn, wir Deutsche! Er sah in uns die Folie zu seines Vaterlandes Grösse! Nur soweit interessierten wir ihn, als wir dazu dienen konnten. Alles andere übersah er an uns. Zürnen wir ihm darum nicht: er sündigte an uns aus Liebe — wenn auch nicht aus Liebe zu uns. So wie er uns aber sah — verkannt und missverstanden — waren wir seiner Liebe ein Trost. So haben wir

ihm wenigstens einen kleinen Teil unserer Dankesschuld abgetragen!

Denn wenn auch Tolstoi hier uns Westeuropäern als Nationalangehörigen bitter Unrecht tut, so bleiben wir darum doch als Empfänger seiner Dichtung, als Menschen, seine ewigen Schuldner: Es ist ja gar nicht möglich, mit Worten zu umschreiben die Lebensfülle, die dieses Menschheitsbuch in sich schliesst, und alle die blitzartigen Ausblicke in die Unendlichkeit auch nur bei Namen zu nennen, die dem Ganzen Licht und Wärme verleihen. Das Leben eines ganzen Volkes in Kampfesmut und in Todesgefahr verdichtet sich hier zu greifbaren Zügen: Wir ahnen die Massenseele und erschauern vor dem Zwang, der ausgeht von ihr auf das einzelne Menschenkind. Der eigentliche Held des Romanes ist ja das russische Volk als Ganzes genommen und in solcher Tiefe zu erfassen versucht, wohin keine sozialen Trennungen mehr reichen. Ob es solche Tiefen in einem Volke gibt? Zweifellos! In seinem religiösen Dasein! Russland war ein Sklavenvolk, als Napoleon über es herfiel. Arme Leibeigene haben damals ihr Vaterland gerettet — mit der Aussicht, zurückzukehren in die alten Fesseln. Ihr aufopferndes Heldentum ist bloss verständlich, wenn sie ausserhalb ihres körperlichen Daseins ein Leben in Freiheit führten! So bedeutet denn dieser Roman ein einziges Hohe Lied auf die Kraft religiösen Empfindens, ein Vorspiel zur „Auferstehung": Tolstoi fühlt sich hier ganz als Angehöriger eines grossen Volkes. Er sucht es zu ergründen und findet seine Grösse in seinem Gottesglauben.

Durch die Liebe zu seinem Volke ward Tolstoi zurückgeführt zu Gott.

Hier tat er den ersten Schritt: „Krieg und Frieden" stellt die Verherrlichung des russischen Volkes dar, wie es sah und wollte ein glühender Patriot, der den Blick gerichtet hielt auf das,

was den Menschen an sich liebens- und verehrungswürdig erhält.

6

Augenscheinlich leitete den Dichter dieses Romanes zunächst keine andere Absicht, — wenn man bei einem Kunstwerk überhaupt von Absichten reden darf, — als die, dem russischen Volke ein wahrhaftiges Bild seiner grossen Vergangenheit zu geben. Freilich war Tolstoi wohl von vorneherein überzeugt davon, dass dies Bild zum Ruhme für sein Volk ausfallen werde. Nun vermochte aber der leidenschaftliche Mensch Tolstoi sich selber auch nicht auszuschalten vor dem gewaltigen Geschichtsgemälde, das er hier entrollte. Und wir wissen bereits, dass er nur durch das Medium der Liebe ein hellseherischer, grosser Künstler ward. Mehr wie für andere Dichter war für Tolstoi Dichten Selbstverrat! Welchen furchtbaren Schwankungen muss aber dieses Dichters Seele ausgesetzt gewesen sein! So verteidigt er aus Liebe zu seinen russischen Bauern deren abscheuliche Roheiten den fliehenden, halberfrorenen Franzosen gegenüber, indem er behauptet, der russische Bauer habe die am Wege zurückgebliebenen Franzosen ebenso unbewusst erschlagen, wie die Hunde einen toll gewordenen Hund zerbeissen (nebenbei gesagt, ein abscheulich roher und geschmackloser Vergleich!). Dabei gibt er aber selber zu, dass die russischen Bauern damals glaubten, den Franzosen gegenüber sei überhaupt alles erlaubt. Unmittelbar danach vergleicht er die Haltung des russischen Heeres den fliehenden Franzosen gegenüber mit der eines Bauern, der das Vieh auf den Kopf schlägt, wenn es seinen Acker zertritt! Bei diesem abstossenden Vergleich verharrend, meint er weiter, die russische Armee habe den fliehenden Franzosen gegenüber wirken müssen wie die Knute auf das Hornvieh: „Und der erfahrene Treiber weiss,

dass es am vorteilhaftesten ist, die Knute erhoben zu halten und mit ihr zu drohen!“

So wilde Instinkte erwachen in diesem Dichter, wenn er sich die Feinde seines Vaterlandes vergegenwärtigt! Dabei hat derselbe Tolstoi, der hier in seinem Feindeshass Christentum, Menschlichkeit und guten Geschmack vergisst, wenige Seiten vorher gelegentlich des Märtyrertodes des einfachen Soldaten Platon Karatajeff die ergreifendsten Worte gefunden für christliche Ergebenheit, Mitleid und Feindesliebe!

So schwankte dieses grossen Künstlers bis zur Fassungslosigkeit erschütterte Seele hin und her vor den Gestalten, die er selber zum Lichte gerufen hatte aus dem Urgrund seines Seins: von daher, wo sein Lieben und Hassen zu allertiefst verankert lag.

Tolstoi irrt sich eben hier, wie sein Leben lang, über seine eigentlichen letzten Beweggründe: Er glaubt aufrichtig, nur der Wahrheit nachzustreben und sucht dabei in allem, was er erforscht, und in allem, was er erfährt, nur neue Gründe dafür, das zu lieben, was er liebt, und das, was er hasst, mit noch mehr Recht zu hassen. Und das gelingt ihm mühelos: Denn was er auch immer anfasst nimmt harmonische Gestalt an unter seinen Händen, ordnet sich restlos ein der Seele, die es zum Lichte gerufen. Wenn irgendwer, so beweist Tolstoi, dass der geborene Dichter die Wahrheit nicht suchen soll ausserhalb seiner Dichtung: Ihm kommen Wahrheiten und die allertiefsten, die Sterblichen sich offenbaren, aus dem Betrachten der Menschengeschicke, die er selber gestaltete, aus dem Munde der Personen, die erst er in ein Leben rief, unabhängig von ihres Schöpfers Dasein. Wo hingegen der Dichter um den nackten Gedanken ringt, jenseits der vollen Wirklichkeit, in der er sich ihm allein zu offenbaren vermag, da kommt er nie heraus aus seinem Lieben und Hassen, da jagt er, ohne es selber zu ahnen, nur den letzten Wünschen seiner Seele nach. So auch Tolstoi:

Wenn er in redlich ermüdenden und wenig eigenartigen Kapiteln seines Riesenromanes eine, wie er meint, völlig neue Geschichtsphilosophie uns auseinandersetzt (und dabei doch nur unter dem Hinweis auf das alles irdische Geschehen beherrschende Gesetz von Ursache und Wirkung eine fatalistische Weltauffassung lehrt), so will er damit nicht nur beweisen, dass Moskaus Ueberwinder, Napoleon, das „nichtigste Werkzeug der Geschichte" gewesen sei, er will so auch ganz augenscheinlich zum eigentlichen Helden von 1812 das ganze russische Volk erheben, die vielen Namenlosen, mit deren Ruhm er allein einverstanden sein kann.

Dabei entgeht es ihm freilich, dass die Annahme eines ausserpersönlich sich abspielenden, rein fatalistischen Geschichtsgeschehens ihn jeder Möglichkeit beraubt, in der Tugend des russischen Bauern ein Verdienst anzusprechen: Die ist dann genau so ein unvermeidliches Fatum, wie Napoleons vermeintliche Dummheit! Auf solch verfängliche Fragen kommt indes Tolstoi weder hier, noch später. Ueberhaupt ist diese seine Geschichtsphilosophie nur ein spätgeborenes Kind jenes naturwissenschaftlichen Aberglaubens, der seine Bildungsjahre beherrschte — eine Art versteckten metaphysischen Materialismus: Die Ideen bewegen sich da ohne die dazugehörigen Menschen. Wir haben mithin hier denselben Untergrund, den wir bei Tolstois wenige Jahre zurückliegenden pädagogischen Theorien nachweisen konnten. Diese ganze Geschichtsphilosophie ist dabei äusserst charakteristisch auch für den späteren Propheten Tolstoi, der als Denker nichts gelernt und nichts vergessen hat seit seiner ersten Pädagogenzeit, der bis ans Ende seiner Tage mit dem Temperamente, nicht mit dem Kopfe dachte. Tolstois Geschichtsphilosophie entspringt wie gesagt offenbar nur seinen letzten Wünschen: Er will, dass aller Ruhm an seines Vaterlandes und mithin an ganz Europas Rettung nur dem einfachen russischen Bauern zukomme. (Des-

halb muss — ausser seinem Tun — alles rein mechanisch vor sich gehen.) Aus dem gleichen Wunsche erklären sich auch Tolstois von erprobten Fachleuten (ich nenne einen so wenig verdächtigen Zeugen wie den verstorbenen General Dragomiroff, einen der volkstümlichsten russischen Heerführer) durchaus bestrittene strategische Anschauungen: Auch auf dem Schlachtfelde ist ja nach Tolstoi alles Zufall, ausser dem Geiste der Soldaten: Der erfahrene Feldherr — Tolstoi macht den alten Kutusoff (wie von fachmännischer Seite behauptet wird durchaus mit Unrecht) zum Verwirklicher seiner strategischen Anschauungen — weiss das ganz genau und beschränkt sich darauf, nicht im Wege zu sein. Ein vorher ausgearbeiteter Schlachtenplan ist „deutsche Pedanterie, Selbstbetrug und völlig nutzlos“. So haben nach Tolstoi die Russen bei Borodino wie auf jedem anderen russischen ebenen Felde gestanden. Von einer Ausnützung bestimmter Terrainverhältnisse sei überhaupt nicht die Rede gewesen und hätte auch gar nicht die Rede sein können! Was Tolstoi damit will, scheint uns ohne weiteres klar: Der Ruhm, ihr Vaterland mit befreit zu haben, soll auch den russischen Offizieren genommen werden; dieser Ruhm kommt einzig und allein dem gemeinen Mann zu. Freilich möchten wir gerne erfahren, wie denn der Heldenmut und die posenlose Todesbereitschaft des einfachen Soldaten eine Armee davor bewahren kann, in Grund und Boden geschossen zu werden, wenn sie von unfähigen Führern ungedeckt den Kugeln der Feinde ausgesetzt wird!

Alle diese seltsame Strategie und noch seltsamere Geschichtsphilosophie, durch die dieses Meisterwerk so schwer in seiner Einheit geschädigt ist — verfehlt dabei letzten Endes durchaus ihren Zweck: Der Ruhm des einfachen russischen Soldaten, den uns Tolstoi so überzeugend dargelegt hat, wird darum nicht grösser — mir scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein — wenn sein Gegner für eine Nichtigkeit und seine Führer für

Nullen erklärt werden. Tolstois Uebereifer trübt hier seinen klaren Blick.

7

Ganz das gleiche gilt da, wo Tolstoi die Ueberlegenheit des russischen Charakters über den westeuropäischen mit nüchternen Worten dartun will, nachdem er sie schon so überzeugend nachgewiesen hat dadurch, dass er seine Russen mit einer Liebe schildert, die ihn geradezu hellseherisch macht für die Kehrseite ihrer Untugenden, während seine Westeuropäer überhaupt nur da aufhören, Automaten zu sein, wo sie anfangen einfältig und niederträchtig zu werden. Tolstoi genügt das aber offenbar noch nicht. An mehreren Stellen unterbricht er die Erzählung, um die Vorzüge der russischen Seele einfach bei Namen zu nennen. Dafür sind wir ihm unendlich dankbar, denn er lässt uns so vieles verstehen, was wir nur geahnt hatten im russischen Volkscharakter, niemals aber auszusprechen gewagt hätten ohne die Autorisierung dieses Grössten aller Russen. Indes muss es uns Tolstoi freistellen, ob wir gerade Vorzüge in alle dem erblicken, was er uns da als russische Eigenheiten vorbringt. Zunächst betont Tolstoi — und wie mir scheint mit vollstem Rechte — das Bedürfnis des Russen nach Opfern und Leiden, so oft ihm allgemeine Leiden kund werden. Ich erinnere hier an alles das, was ich bereits anführte über die freiheitliche Bewegung in Russland und über der Russen angeborenes Künstlertum. Für letzteres gibt uns Tolstoi eine neue Bestätigung, und zugleich entwirft er eine treffende Selbstcharakteristik, wenn er weiterhin spricht von jenem „unbestimmten, ausschliesslich russischen Gefühle der Verachtung gegenüber allem, was bedingt (überliefert), künstlich und rein menschlichen Ursprungs ist, und was der Mehrzahl der Menschen als das höchste Gut erscheint“! Wenn wir hier ins einzelne gehen, so müssen wir zunächst nochmals darauf hinwei-

sen, dass die Verachtung als Abwehrmittel das Bestreben verrät, sich zu verteidigen auf jeden Fall, auch auf Kosten anderer: Denn die Frage, ob der Verachtete leiden kann, wird ja gar nicht erhoben, mithin auch nicht verneint. Ferner offenbart sich darin, dass man etwas verachtet, weil es von allen anerkannt wird als höchstes Gut, nicht bloss grundsätzliche Ehrfurchtlosigkeit vor dem, was andern heilig ist, es wird zudem der Wille ausgesprochen, etwas abzulehnen, bevor man noch über es nachgedacht hat, einfach aus gefühlsmässigem Widerstande gegen es. Und das ist ein Beginnen, das ebenso zum Leiden hinführt wie zum leiden machen! Schliesslich erscheint uns aber die von Tolstoi als Nationalcharaktereigenschaft bezeichnete Abneigung gegen alles Künstliche als die Quelle der grossen Aufrichtigkeit des Russen. Wir zweifeln an ihr nur deshalb bisweilen, weil der Russe sich gern wechselnden Launen hingibt und uns darum oft als ein anderer erscheint, wenn wir zum zweitenmal vor ihn hintreten. Seine Aufrichtigkeit macht dabei einen wesentlichen Zug seiner vorwiegend künstlerischen Begabung aus.

Auf sie ist auch wohl die russische Abneigung zurückzuführen „gegen alles das, was der Mehrzahl aller Menschen als höchstes Heil erscheint": Es liegt wohl eine Art Gefühlsermüdung in dem Widerwillen vor dem, was in aller Munde ist. Freilich ist das nicht ohne Gefahr: Man geht so oft achtlos vorüber an dem, was uns von grösstem Werte sein könnte (so geht es übrigens uns Westeuropäern vielfach mit rein sittlichen Begriffen, wie Freiheit, Volkswohl, Sozialreform. Hier nun hat in vielen Fällen gerade der Russe, dem diese Dinge neu waren, uns erst den ganzen Reichtum dieser Begriffe verstehen gelehrt — und darin liegt wohl auch einer der Gründe für den so grossen Reiz, der vom russischen Schrifttum auf uns ausgeht). Unstreitig gehört aber zum Leben auch der Mut zur Banalität da, wo sich in ihr Wahrheit und Gerechtigkeit bergen kön-

nen, und man wird dabei die Erfahrung machen, dass die Wahrheit und die Gerechtigkeit auch in dem Falle, wo ihr Gebot an sich banal erscheint, durch die Einzigartigkeit der jedesmaligen Lebensumstände, innerhalb deren sie verwirklicht sein sollen, sich jedesmal als neu und durchaus einzigartig offenbaren! Sehr wahrscheinlich erscheinen uns die Dinge überhaupt nur dann banal, wenn wir sie oberflächlich betrachten. (Das Wort banal gibt wohl letzten Endes von gar nichts anderem Kunde als von der Kurzsichtigkeit dessen, der es ausspricht.)

Unendliche Nachsicht seinem Volk gegenüber verrät es schliesslich, wenn Tolstoi auch den oft grenzenlosen Leichtsinn des Russen zurückführt auf seine Abneigung vor dem, was von allen andern als höchstes Gut anerkannt werde: Tolstoi spricht da von einem „seltsamen und bezaubernden Gefühl, das über uns komme, wenn wir plötzlich zur Einsicht gelangten, dass auch Reichtum, Macht, Liebe, kurz alles das, was mit solchem Eifer die Menschen erstreben und hüten, dass das alles, wenn es überhaupt etwas wert ist, nur wert ist um des Genusses wegen, mit dem man es von sich werfen kann“! Tolstoi charakterisiert dieses Gefühl als dasjenige, „demzufolge der Rekrut seinen letzten Kreuzer vertrinkt, und der Betrunkene Spiegel und Fensterscheiben einschlägt, ohne jeden sichtbaren Grund und trotzdem er weiss, dass das ihm sein letztes Geld kosten werde“. Es sei dies jenes Gefühl, „demzufolge der Mensch unsinnige (in gewöhnlichem Sinne unsinnige) Dinge ausführend, gleichsam seine persönliche Macht und Kraft erprobe, indem er das Inkrafttreten eines höchsten, jenseits der menschlichen Bedingungen stehenden Gerichtes über sein Leben herausfordere“. (In dem allem kann sehr viel Wahres sein: Russland ist vielleicht tatsächlich der Hamlet Europas, der immer stehen muss vor der Frage nach Sein oder Nichtsein: Ich ahne da einige grosse hoffnungsreiche Zusammenhänge.) Mir persönlich ist der russische Leichtsinn stets als tatsächliche Ueberlegenheit erschienen,

die ich auf seine grössere Erdennähe zurückführe: Den Russen umgeben freiere Horizonte als uns, unendliche Flächen, und die Himmelswolken fliegen über ihm her ungehemmt von einem Meere zum andern. Da nimmt man denn mancherlei nicht gar so ernst, da fühlt man sich vielleicht mehr verwandt den Winden, der Sonne, der Mutter Erde und hängt nicht gar so sehr an irdischem Tand!

Bei Tolstoi selber war die Abneigung gegen das, was den meisten andern als höchstes Heil erscheint, so ausgesprochen, dass, wenn dieser Zug sich nicht überall im russischen Leben offenbarte, uns der Argwohn kommen müsste, Tolstoi dichte hier seinem ganzen Volke seinen eigenen Charakter an. Bei ihm wurzelt aber dieser Hang wohl vor allem in seinem instinktiven ganz elementaren Ehrgeiz, demzufolge er sich überall an der Spitze wissen musste und nichts anzuerkennen vermochte, was nicht er selber irgendwie mitgeschaffen hatte. Bei diesem elementaren Ehrgeiz hätte Tolstoi gar nichts anderes verehren können als sein ganzes Volk, d. h. keinen Einzelnen. Indes stammt wohl Tolstois Liebe zu seinem Volke, die ihn zu dieser so nachsichtigen Charakteristik veranlasste, keineswegs daher, dass sie ihn der Anerkennung grosser Einzelpersönlichkeiten überhob, zu der er sich nicht verstehen konnte. Tolstois Liebe zu seinem Volke ist einfach elementar: Seine angeborene Menschenliebe, die bei seiner so grossen Reizbarkeit und seinem überfeinen moralischen Urteil der Einzelerscheinung gegenüber immer wieder Hemmungen und Hindernisse erleben musste, lebt sich voll und ganz aus in seinem ganzen Volke, von dem er sich aus dem Bedürfnis seiner nur in der Liebe Ruhe findenden Seele heraus eine Vorstellung gemacht hatte, in der lediglich Raum war für das, was er an hohen Tugenden erkannt hatte in ihm — wohlgemerkt erkannt hatte: Tolstoi tut auch in seiner Liebe seinem Wirklichkeitssinn nicht Gewalt an: oder doch nur im — vielleicht vorschnellen —

Verallgemeinern von tatsächlich Erlebtem. Es wird dabei vielfach ausser acht gelassen und ist doch charakteristisch für jede wahre Liebe: Tolstoi übersieht durchweg die Schwächen seines Volkes, die so offen zutage liegen, und die er als ehemaliger Seelenbesitzer nur allzu gut kennen musste. Tolstoi findet aber bloss an einer einzigen Stelle (in Anna Karenina) eine kleine, schnell vergessene Klage über die Unzuverlässigkeit und den Leichtsinn des russischen Landarbeiters, wofür er übrigens sogleich eine sympathische Auslegung bereit hat. Und auch später, als Sozialprophet, sieht Tolstoi Fehler und Laster bloss bei dem städtischen Proletarier — da ist er freilich empörend ungerecht. Der Bauer dagegen steht ihm nach wie vor über jeder Kritik.

8

Der Bauer und der Soldat sind aber ein und dasselbe für Tolstoi — seit den Tagen von Sewastopol. „Krieg und Frieden" ist d a s Hohe Lied auf den russischen Soldaten. Wie Achilles glücklich gepriesen wird, weil er einen Homer zum Kündiger seines Ruhms fand, so sind die russischen Soldaten zu beneiden, weil sie einmal einen grossen Dichter zum Offizier hatten. Keine andere Armee ward je so verherrlicht, und keine Verherrlichung einer Armee ist jemals aufrichtiger gewesen und einwandsfreier begründet worden. Der bereits erwähnte General Dragomiroff hält Tolstois Schilderung des Soldatengeistes, vornehmlich während und nach der Schlacht, für so vortrefflich gelungen, dass er wünscht, jeder Besucher einer Kriegsakademie möge diesen Roman lesen. In der Schlachtenschilderung steht wohl Tolstoi überhaupt unerreicht da. Sein von ihm anerkanntes Vorbild (Stendhal: in seiner Schlacht bei Waterloo in der „Karthause von Parma") ist hier weit in den Schatten gestellt: So vermochte den Geist des kämpfenden Soldaten zu deuten nur ein nie dagewesener Ver-

steher der ganz normalen, der ganz gesunden Seele, als den sich Tolstoi in seinem ganzen Schrifttum offenbart. Zugegeben sei freilich, dass zu solcher Schilderung der russische Soldat wohl mehr Veranlassung gibt wie der Soldat anderer Nationen, dass er sie jedenfalls ausserordentlich erleichtert bei seiner grossen Natürlichkeit und Offenheit. Es ist noch keine soziale Erbitterung im russischen Soldaten, wie sie in Westeuropa das menschliche Verhältnis zwischen Offizier und Gemeinen oft beeinträchtigt. Es ist in Russland immer noch — wenigstens war es so bis zur Revolution — das allernatürlichste: Der Ausländer wundert sich über die Familiarität im Umgange des Gemeinen mit seinem Offizier, und mehr noch darüber, dass ganz offenbar die Autorität des russischen Offiziers darunter nicht leidet.

Dabei ist die Frische und gute Laune der russischen Soldaten in „Krieg und Frieden“ um so erstaunlicher, als sie doch ausschliesslich Leibeigene waren! Und das macht den russischen Befreiungskampf auch so rätselhaft interessant und gibt unserer Bewunderung des damaligen russischen Soldaten immer neue Nahrung, zumal wenn wir uns darauf besinnen, dass doch letzten Endes gerade das freiere Bürgergefühl die Ueberlegenheit des französischen Soldaten in den napoleonischen Kriegen über den zwar nicht leibeigenen, aber doch unter furchtbarem politischen und sozialen Druck stehenden deutschen oder österreichischen Soldaten ausmachte. Aber der arme russische Leibeigene, wofür kämpfte er denn eigentlich so heldenhaft? Freilich hatte man ihm damals, als der Feind ins Land brach, die Freiheit versprochen — und ihm später das Wort nicht gehalten. Aber die Russen waren auch schon 1805 und 1807 prächtige Soldaten! Die Willigkeit und Opferbereitschaft muss also doch wohl im Volkscharakter liegen: Ständiger Umgang mit der grossen Natur, Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Lebens, die Hunger und Entbehrungen für das Normale hält, das alles mag hier mitspielen. Es erklärt aber nicht alles: Der

einfache Russe erlebt ganz offenbar ein Reich, wo Herr und Knecht gleich sind. Und in diesem Reiche ist er eigentlich zu Hause. (Daher ist es denn auch zur Zeit der Leibeigenschaft oft genug vorgekommen — Tolstoi erwähnt solche Fälle auch in „Krieg und Frieden“ — dass der Leibeigene es als Beleidigung auffasst, geradezu als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit ihm, wenn sein Seelenbesitzer ihm die Freiheit geben wollte. Auf denselben Beweggrund führe ich auch jene gar nicht seltenen Fälle zurück, dass ein russischer Arbeiter eine vorgeschlagene Erhöhung seines Arbeitslohnes lächelnd ablehnt! Man missverstehe mich hier nicht, ich stelle damit keineswegs in Abrede, dass die Arbeitslöhne in Russland noch durchaus unzureichende sind, und dass eben dadurch ganze Scharen des Volkes infolge von Unterernährung im Entwicklungsalter und Abstammung von bereits durch Unterernährung geschwächten Eltern zur Unsittlichkeit und zum Verbrechen gezwungen werden — wir kennen ja deren Ursprung in körperlicher Entartung —, bei aller ursprünglichen Vortrefflichkeit dieses Volkes! Darin liegt aber gerade der Irrtum in der russischen Sittlichkeit und in derjenigen Tolstois, der sie in vielem zum vollendeten Ausdruck bringt, dass der gläubige Russe an die Allmacht des guten Willens glaubt, dass er nicht einsehen will, dass der Einzelne auch seinem selbstlosesten Willen Widerstand entgegensetzen muss, wenn durch ihn Wehrlose betroffen würden, oder über solche verfügt wird, die man noch gar nicht um ihre Einwilligung fragen konnte. Das ist denn auch der Haupteinwand gegen Tolstois vielumstrittene, von ihm selber durch sein praktisches Wirken ständig widerlegte Hauptlehre vom Nichtwiderstandleisten gegen das Uebel! Ein Versuch damit, wie ihn Tolstoi immer wieder vorschlägt, wäre nur auf Kosten unserer schutzlosen Frauen und Kinder durchzuführen, die dann auf Gnade und Ungnade den Mördern und Uebeltätern ausgesetzt wären, von denen Tolstoi behauptet, sie würden

niemandem etwas Uebles tun, wenn man ihnen freiwillig sein Hab und Gut überliesse. Gleich als ob die Habsucht, oder sagen wir sogar die Not allein die Ursache des Verbrechens wäre! Gleich als ob gerade die Roheitsverbrechen, die Vergewaltigungen von Frauen und Kindern, die Lustmorde usw. nicht aus ganz anderen Gründen hervorgingen, nämlich gerade aus körperlicher Degeneration!)

9

Nur sein religiöser Glaube gab dem armen russischen Leibeigenen die Kraft, den hereinbrechenden, übermächtigen Feind zu überwinden. Das zeigt uns der Dichter bei Borodino. Wir begreifen da vollauf, dass dem Schlachtenbummler Pierre die Feierlichkeit und Bedeutung der zu erwartenden Schlacht erst zum Bewusstsein kam, als er die Landwehrleute beim Graben der Schanzen erblickte: Bärtige Bauern in seltsam plumpen Stiefeln und grobgefertigten Hemden, mit schweisstriefendem, gebräuntem Hals und sonnverbrannter Brust. Ein Heiligenbild wird an ihnen vorübergetragen: Alle laufen sie entblössten Hauptes nach und neigen sich immer wieder bis zur Erde. Bevor es dann zur Schlacht kommt, ziehen die Landwehrleute saubere weisse Hemden an, wie es der einfache Russe zu tun pflegt, wenn er ans Sterben geht. In dem allem ist keine Spur von Pose, nichts von Pathos. Alles steht da in vollem Einklange zum harten Arbeitsleben dieser Braven. Und was dann in seinem ganzen weiteren Leben der Schlachtenbummler Pierre von Heldentum noch erleben wird, er weiss im voraus, es reicht nicht heran an die Grösse von „ihnen“ (und das sind für Pierre sein Leben lang die Landwehrleute von Borodino, wie für Tolstoi die einfachen russischen Soldaten im belagerten Sewastopol).

Diesen namenlosen Helden setzte Tolstoi ein unvergängli-

ches Denkmal in der Gestalt des Platon Karatajeff (vielleicht Tolstois künstlerisch vollendetste, zweifellos seine ergreifendste Schöpfung). Der Dichter hat in ihm augenscheinlich den russischen Bauern schildern wollen, wie er ihn haben wollte und wie er ihn im Leben bestätigt fand. Darüber hinaus wächst Platon Karatajeff unter des Dichters Händen zum Sinnbild alles dessen heran, was Erhabenes lebt in der russischen Seele, wie Tolstoi sie will, wie sie ihm sein Leben lang zum unerreichten Vorbild dient: Denn wie Pierre an Platon Karatajeff zu einer ganz neuen Weltanschauung gesundet, so fand auch Tolstoi nach allem suchenden Tasten seiner Jugendjahre sich selber in seinem eigentlichen Wollen erst wieder, als er im Kaukasus und dann im belagerten Sewastopol im gemeinen russischen Soldaten die Verkörperung aller der hohen Tugenden erlebt hatte, die als verschwommenes Idealbild bisher nur ein Dämmerdasein geführt hatten in seiner Seele.

Pierre gerät im verlassenen Moskau in französische Gefangenschaft und trifft dort einen einfachen russischen Soldaten, Platon Karatajeff. Der hatte zur Zeit, als die Franzosen in Moskau einzogen, krank im Militärhospital gelegen und wird nun als Kriegsgefangener behandelt. Wie nun dieser einfache Soldat den verwöhnten Aristokraten Pierre, dessen überlegene Bildung er sogleich herausfühlt, und der er sich stets anzupassen strebt, einfach menschlich tröstet, weil er ihn unglücklich sieht, das ist unvergleichlich wiedergegeben. Hier sind wir am Urquell der Güte und auch der Dichtung. Platon Karatajeff blieb von nun an für immer in der Seele Pierres die stärkste und teuerste Erinnerung.

Wenn Karatajeff sich zum nächtlichen Schlaf niederlegte, pflegte er nur zu beten: „Lege mich hin, Herr, wie ein Steinchen und erhebe mich wie einen ‚Kalatsch‘ (ein sehr beliebtes Weissbrot in Russland)“. Und in der Tat, er brauchte sich nur hinzulegen, um sogleich einzuschlafen, und er brauchte er-

wachend sich nur zu strecken, um sich unverzüglich an irgendeine Arbeit zu machen, so wie die Kinder gleich zu spielen beginnen, wenn sie aufgestanden sind. Er verstand alles zu tun, nicht sehr gut zwar, aber auch nicht gerade schlecht. Er briet, kochte, nähte, hobelte und bastelte Schuhe. Er war immer beschäftigt, und erlaubte sich nur in der Nacht Gespräche zu führen und Lieder zu singen, was er sehr liebte. „Er sang seine Lieder nicht so wie die Liedersänger, die wissen, dass man ihnen zuhört; er sang vielmehr, wie die Vögel singen, augenscheinlich deshalb, weil diese Töne von sich zu geben ihm eine eben solche Notwendigkeit war, wie die Glieder zu strecken und sich Bewegung zu machen. Diese Töne waren immer fein, zart, fast weiblich und traurig. Und Platons Gesicht war sehr ernst, wenn er sang.“ Als er in Gefangenschaft geraten war und sich den Bart hatte wachsen lassen, hatte er augenscheinlich auch alles ihm Aufgezwungene, seinem eigentlichen Wesen Fremde im Soldatentum von sich geworfen und sich unwillkürlich zurückversetzt in seine frühere Zeit, als er noch Bauer war und ganz im Volke aufging. Er sprach ungern von seinen Soldatenjahren, beklagte sich freilich nie und pflegte öfters zu betonen, dass er während seiner ganzen Dienstzeit nicht einmal geprügelt worden sei. Meist erzählte er aus seinem Bauernleben und wählte dabei nicht „jene, wenn auch zutreffenden, so doch meist unanständigen Sprichworte, wie die Soldaten sie lieben, vielmehr jene Volkssprichworte, die unbedeutend scheinen, wenn man sie für sich allein ausspricht, und dabei die Bedeutung tiefer Weisheit erlangen, wenn sie an richtiger Stelle angeführt werden“. Oft sagte er genau das Gegenteil von dem, was er kurz vorher behauptet hatte, und dieses und jenes war dabei durchaus richtig. Er sprach gut und liebte es, seine Rede auszuschmücken mit Sprichwörtern, die er wohl selber meist erfand. Der Hauptreiz in seinen Reden bestand aber darin, dass in seinem Munde die einfachsten Ereignisse, oft solche,

die Pierre übersehen hatte, den Charakter feierlicher Wohlgestalt annahmen. Anhänglichkeiten, Freundschaften, Liebe, wie Pierre sie verstand, kannte Karatajeff nicht. Er liebte aber alle, mit denen das Leben ihn vereinte, und lebte liebevoll mit ihnen, vor allem mit den Menschen — nicht mit irgendeinem unbekannten Menschen, vielmehr mit den Menschen, die er vor Augen hatte. Er liebte sein Hündchen, seine Kameraden, die Franzosen, er liebte auch Pierre, der sein Nachbar war, aber Pierre fühlte, dass ungeachtet aller Freundlichkeit zu ihm, durch die Karatajeff unwillkürlich dem geistigen Wesen Pierres gerecht ward, er nicht eine Minute Kummer gelitten hätte, wenn sie voneinander hätten Abschied nehmen müssen. Platon Karatajeff war für alle anderen Gefangenen der allergewöhnlichste Soldat, für Pierre aber blieb er für immer, wie er ihm erschienen war in der ersten Nacht seiner Gefangenschaft: die reinste und ewige Verkörperung des Geistes der Einfachheit und Gerechtigkeit. Wenn Pierre erstaunt über den Sinn eines Gedankens, den Karatajeff gerade ausgesprochen hatte, ihn bat, das zu wiederholen, was er eine Minute vorher gesagt hatte, so vermochte Karatajeff das nicht. Er verstand nicht und man konnte ihm auch nicht begreiflich machen die Bedeutung der Worte, wenn sie einzeln aus der Rede genommen waren: „Jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen war die Offenbarung eines ihm selber unbekannten Wirksamen, das sein Leben darstellte. Sein Leben aber, wie er selber auf es hinblickte, hatte keinen Sinn als Einzelleben; es hatte Sinn nur als Teilchen eines Ganzen, das er beständig fühlte. Seine Worte und Handlungen flossen aus ihm ebenso gleichmässig, notwendig und unmittelbar hervor, wie der Duft von der Blüte ausgeschieden wird, und er vermochte weder den Wert, noch die Bedeutung einer einzeln genommenen Handlung oder eines einzelnen Wortes zu begreifen!“

Solchen Einblick in die Seele des einfachen russischen Vol-

kes konnte Tolstoi bloss erlangt haben durch seine Schüler. Das geht weit hinaus über alles das, was der Soldat dem Offizier Tolstoi zu offenbaren vermocht hätte. Wir erkennen dabei hier unschwer die Massstäbe der Sittlichkeit, denen Tolstoi zwanzig Jahre später als Prophet die ganze Gesellschaft unterwerfen wollte. (Wäre nur Tolstoi in seinen prophetischen Schriften dem Geiste Platon Karatajeffs treu geblieben!)

Wie er gelebt hatte, so starb auch Karatajeff: Beim Rückzuge der Franzosen aus Moskau wurden die gefangenen Russen mitgetrieben. Wer nicht weiter kann, ward einfach erschossen. Karatajeff war dabei wiederum von seinem Fieber befallen worden. Eines Tages nahm Pierre eine Aufregung unter den eskortierenden Franzosen wahr. Er drehte sich um und erblickte Platon Karatajeff in seinem kurzen Soldatenpelzchen an eine Birke gelehnt auf der Erde sitzend, und der Ausdruck seines Gesichtes war stille Feierlichkeit:

„Karatajeff blickte auf Pierre mit seinen guten, runden Augen, die jetzt mit Tränen erfüllt waren, und rief ihn augenscheinlich zu sich, wollte ihm irgend etwas sagen. Pierre aber hatte viel zu sehr Furcht für sich selber. Er tat, als ob er Platon Karatajeffs Blick gar nicht sähe und ging rasch vorüber. Als die Gefangenen sich wiederum in Bewegung setzten, schaute sich Pierre noch einmal um. Karatajeff sass am Rande des Weges bei einer Birke, und zwei Franzosen sprachen irgend etwas über ihn. Pierre sah sich nicht weiter um. Er schritt hinkend voran. Von hinten her, von dem Platze aus, wo Karatajeff sass, ward ein Schuss vernommen. Pierre hörte deutlich diesen Schuss, aber in dem Augenblicke, als er ihn vernahm, entsann er sich, dass er noch nicht seine Aufzählung der Uebergänge beendet hatte, die noch bis Smolensk blieben. Und er begann zu zählen. Zwei französische Soldaten, von denen der eine sein noch rauchendes Gewehr in der Hand hielt, liefen an Pierre vorüber. Sie waren beide bleich, und ihre Gesichter —

der eine von ihnen blickte flüchtig auf Pierre — zeigten den gleichen Ausdruck, den Pierre einst an jenem jungen französischen Soldaten wahrgenommen hatte, der mitzuwirken bestimmt war an der Hinrichtung gefangener Russen. Keiner der Soldaten sah sich um, aber ein strenger Ausdruck lag auf ihren Gesichtern."

So starb Platon Karatajeff.

10

In ihm sah Tolstoi den russischen Bauern, der als Soldat „russischer Mensch" geblieben war. Freilich vermögen wir uns nicht gut vorzustellen, dass dieser Platon in der Schlacht auch Feinde hätte töten können, und gar nicht können wir uns vorstellen, dass Platon mitgewirkt hätte an allen jenen Scheusslichkeiten, die von russischen Freizüglern und Bauern späterhin verübt wurden an den fliehenden, halb erfrorenen und halb verhungerten Franzosen. Tolstoi fühlt das wohl. Er sieht aber bereits im Kriege etwas, was der menschlichen Natur an sich widerstrebt. Freilich sind die Russen in diesem Kriege gerechtfertigt: Sie verteidigen ihr Vaterland, Haus und Hof, Frau und Kind (der spätere Prophet Tolstoi empfiehlt freilich seinen Landsleuten, den etwa in Russland einfallenden Feind mit offenen Armen aufzunehmen). So vermag denn auch hier Tolstoi mit gutem Gewissen dem Kriege ins Auge zu schauen und auf die grossen Tugenden hinzuweisen, die er im Menschen auslöst trotz aller seiner Greuel. Und Tolstoi hat ihnen Ausdruck verliehen wie keiner vor ihm. Um aber dabei im Augenblicke des höchsten kriegerischen Enthusiasmus der Gefahr des Offiziersstandpunktes zu entgehen — der Tolstoi noch in den Sewastopoler Erzählungen unterlegen war — gibt er die Schlacht bei Borodino, den Höhepunkt der ganzen Kriegsschilderung, so wieder, wie sie sich in der Seele eines Schlach-

tenbummlers widerspiegelt, d. h. nicht vom Standpunkte eines an der Schlacht Beteiligten. Das gibt dann dem Ganzen bei aller Unmittelbarkeit ein grosses Freisein von militärischer Befangenheit. Der Schwerpunkt der ganzen Schilderung ist damit schon von vorneherein auf das rein menschliche Erlebnis eingestellt.

Dabei beweist der unübertroffene Individualpsychologe Tolstoi in der Wiedergabe der grossen Schlacht eine hervorragende Fähigkeit, auch in der Seele der Massen zu lesen. Vergleichen wir beispielsweise seine Schlacht bei Borodino mit Zolas Schlacht bei Sedan im „Zusammenbruch“ (und bekanntlich zeigt Zola ausserordentliche Qualitäten gerade in der Schilderung von Massenbewegungen), so möchten wir Tolstois Ueberlegenheit vielleicht vor allem darin ansprechen, dass er nicht wie Zola fast ausschliesslich mit malerischen Mitteln operiert und auch nicht mit jenen Häufungen, durch die Zola einen beabsichtigten Eindruck gleichsam immer fester zu hämmern sucht in der Seele des Lesers. Bei Tolstoi liegt der Zusammenhalt des Ganzen viel tiefer. Rein malerische Mittel verwendet er mit grösster Sparsamkeit, freilich auch jedesmal mit überlegenem Geschmack. Vornehmlich arbeitet er hier mit seinem ganz besonderen Ausdrucksmittel, das wir nicht anders umschreiben können, als dass es Tolstoi gestattet, den sich bewegenden Menschen immer und überall zu unterscheiden von jedem anderen, das sich bewegt (und der Mensch verliert nun einmal nie und nirgends seine Seele, und die ist in ewiger Veränderung begriffen). Das ist vielleicht überhaupt das eigentliche Geheimnis der Tolstoischen Kunst, das bloss beim Namen genannt, nicht weiter seinem Wesen nach ergründet zu werden vermag. Man möchte ferner sagen, es ist alles gearbeitet auf den Gegensatz von Licht und Schatten hin. Man möchte aber dabei im besonderen noch bei Tolstois Schatten denken an den Schatten Rembrandts oder Carrières: an einen Schatten, in dem

alle Farben des Prismas sich vereinigen zu jenem seltsamen Halbdunkel, dem die Fähigkeit zukommt, uns als grösstes Geheimnis erkennen zu lassen, was wir sonst hinnehmen als etwas Selbstverständliches: Die Anwesenheit der Seele in einem Körper!

Dabei erreicht Tolstoi mit den kleinsten Mitteln oft die allergrösste Wirkung. So wüsste ich nicht, wie man eindringlicher den Ernst des Krieges zum Bewusstsein bringen könnte, als durch die kleine, scheinbar unbedeutende Szene (zu Beginn der Schlacht von Borodino), wo ein gar nicht einmal bei Namen genannter, eben aus dem Kadettenhause entlassener blutjunger Offizier eine Batterie kommandiert: Mit Feuereifer, mit ganz schülerhafter Pedanterie und in der unbeherrschten Freude darüber, dass er seine Sache so gut versteht. Die Soldaten folgen denn auch dem knabenhaften Führer mit gutmütiger, wohlwollender, freundlicher Bereitwilligkeit. Da setzt sich plötzlich der junge Offizier zu Boden, blickt erstaunt um sich und spricht kein Wort mehr. Der älteste Unteroffizier übernimmt das Kommando. Die Batterie feuert wie bisher. Keiner gibt mehr acht auf den, der vorher alle angeführt hatte. Der sitzt an einen Baum gelehnt mit sonderbaren Augen und schweigt. — Solcher Züge gibt es zahllose. Sie alle zusammen erfüllen unsere Vorstellung von Krieg und Schlacht mit einem so bis ins einzelne gehenden Inhalt, dass wir die Ueberzeugung gewinnen, nichts könnte uns mehr in Staunen setzen, ja, nichts könnte uns eigentlich mehr erschrecken, wenn uns das Schicksal Krieg und Schlachten miterleben lassen sollte!

Und dann, als die Schlacht zu Ende ist, und wir so erschüttert sind von der Majestät des Erlebten, dass wir meinen, für nichts rein Persönliches mehr Interesse zu haben, da erhebt uns Tolstoi zu noch höheren Höhen: Ueber das gewaltige Schicksal, das die Menschen zwingt, einander zu verstümmeln und zu morden, stellt er die Menschenliebe und zeigt uns, dass sie ge-

waltiger noch sein kann als das Schicksal, unüberwindlich wie der Tod! So nach der Schlacht von Borodino, als der zum Tode verwundete Fürst André ins Feldlazarett gebracht wird, und er in einem furchtbar stöhnenden Offizier, dem eben ein zerschossenes Bein abgenommen wird, seinen Todfeind erkennt, den Verführer der über alles geliebten Braut.

Erst kam der Stöhnende dem Fürsten nur bekannt vor. Er besann sich, wo er ihn eigentlich gesehen habe, und ganz allmählich begriff er dann, wen er vor sich hatte. Da überkam ihn ein Mitleid, wie er es nie vorher gekannt hatte: „Der Fürst André vermochte sich nicht mehr zu halten und weinte zärtliche, liebevolle Tränen: über die Menschen weinte er, über sich selber, über ihre Irrungen und über die seinigen: Mitleid, Liebe zu den Brüdern, zu den Liebenden, Liebe zu denen, die uns hassen, Liebe zu den Feinden, ja, jene Liebe, die Gott auf Erden einst predigte, die mich die Schwester lehrte, und die ich nicht verstand — das ist es, weshalb es mir leid ward um das Leben, das ist das, was mir geblieben ist im Leben — wenn ich am Leben bliebe. Jetzt aber ist es schon zu spät dazu!"

Aehnliche Steigerung erfahren wir zu Beginn des Romanes, unmittelbar nach der Schlacht bei Austerlitz. Hier wird das kosmische Moment ausgespielt gegenüber der Majestät des Krieges: Derselbe Fürst André — noch am Abend vor der Schlacht war er ganz erfüllt von stolzen Ehrgeizträumen — wird von einer Kugel getroffen:

„Was ist das? Ich falle, ich wanke," dachte er und fiel auf den Rücken. Ueber ihm war schon nichts mehr als der Himmel — der hohe Himmel, der nicht klar war, aber dessenungeachtet unermesslich hoch, mit grauen Wolken, die über ihn hinglitten. „Wie still, ruhig und friedlich ist das, ganz und gar nicht so, wie mit ergrimmtem und erschrecktem Gesichte jener Franzose mit dem Artilleristen rang — ganz und gar nicht so

gleiten die Wolken dahin über den hohen, unendlichen Himmel. Wie habe ich denn nur vorher den tiefen Himmel nicht gesehen! Und wie bin ich glücklich, dass ich ihn endlich erblicke. Ja, alles ist Lüge, alles ist Betrug ausser diesem unendlichen Himmel: Nichts, nichts gibt es ausser ihm, ja, und auch er selber ist nicht da. Nichts ist da ausser Stille und Ruhe. Und Gott sei Dank dafür!"

Napoleon reitet vorüber mit seinem Stabe, Napoleon, bisher Andrés Ideal, hält an und redet den Verwundeten freundlich an — aber das alles kommt dem so unbedeutend vor, so kläglich nichtssagend verglichen mit dem hohen unendlichen Himmel, den er eben jetzt erst entdeckt hatte über sich!

Durch solche Gegenüberstellungen bekommt der Krieg erst seinen grossen Hintergrund, wir verlieren uns nicht mehr vor ihm in zagendem Kleinmut, wir finden auch ihm gegenüber uns selber wieder, das Unendliche in der eigenen Brust, und ahnen unsere Unüberwindlichkeit.

Und dabei wird uns gar nichts geschenkt von der unheimlichen Grösse jener geheimnisvollen Macht, die sich im Kriegsgeiste offenbart als über den Menschen schwebendes Verhängnis:

Die gefangenen Russen werden aufgestellt, um mit den Franzosen zugleich Moskau zu verlassen. Pierre schaut zu, und es fällt ihm auf, wie dieselben Franzosen, die vorher so freundlich und zuvorkommend zu ihm waren, nun auf einmal wie umgewandelt erscheinen. „Das ist ‚Es' wiederum," sagte sich Pierre, und ihm lief ein Schauer über den Rücken. In dem veränderten Gesichtsausdruck des Korporals, im Klange seiner Stimme, im wilden und betäubenden Wirbel der Trommel erkannte Pierre jene geheimnisvolle, teilnahmlose Macht, welche die Menschen zwingt, wider ihren Willen ihresgleichen zu morden, jene Macht, deren Wirkung er erschaut hatte, als er jener Hinrichtung beiwohnte. Furcht zu hegen vor ihr, vor

ihr fliehen wollen, sich mit Bitten oder Ermahnungen an die Menschen zu wenden, die ihr zum Werkzeug dienen, war nutzlos. Das wusste jetzt Pierre. Man musste nur warten und dulden.“

Und auch das Märchen von der absoluten Tapferkeit des Kriegers muss schwinden vor Tolstois Seherblick:

„Früher, wenn Rostoff ins Gefecht ging, fürchtete er sich; jetzt aber empfand er nicht das geringste Gefühl der Angst. Und nicht deshalb fürchtete er sich nicht mehr, weil er sich gewöhnt hatte ans Feuer (an die Gefahr kann man sich nicht gewöhnen), vielmehr deshalb, weil er gelernt hatte, seine Seele zu lenken, auch im Angesichte der Gefahr. Er hatte sich daran gewöhnt, wenn er ins Gefecht ging, an alles mögliche zu denken, ausser an das, was, so sollte man meinen, interessanter war, als alles andere — an die bevorstehende Gefahr. Wie sehr er sich aber Mühe gegeben, und wie er sich auch der Feigheit bezichtigt hatte: die erste Zeit seines Dienstes hatte er das nicht erreichen können; mit den Jahren aber war es jetzt ganz von selber gekommen. Er ritt neben Iljin zwischen den Birken hin, indem er bald Blätter von den Zweigen riss, die ihm gerade unter die Hand kamen, bald mit dem Fusse die Flanke seines Pferdes berührte, bald, ohne sich umzuwenden, die ausgerauchte Pfeife dem hinter ihm reitenden Husaren reichte, mit so ruhigem und sorglosem Gesichte, als ob er spazieren ritte. Es tat ihm leid, auf das erregte Gesicht Iljins zu blicken, der viel und unruhig sprach; er kannte aber aus Erfahrung jenen qualvollen Zustand der Erwartung von Furcht und Tod, in dem sich der Kornett befand, und er wusste auch, dass nichts, ausser der Zeit, ihm helfen konnte!“

Dafür erhält aber die Seele des kämpfenden Kriegers, die uns bisher in dem Nebel eines romantischen Hurrapatriotismus verborgen geblieben war, mit einem Male Leben und Inhalt:

(Die beiden feindlichen Heere stehen sich gegenüber, unmit-

telbar vor Beginn der Schlacht bei Austerlitz): „Der Feind hörte auf zu schiessen, und um so klarer fühlte man jene strenge, drohende, nicht zu betretende und gar nicht zu fassende Linie, die zwei feindliche Heere trennt. Ein Schritt über diese Linie hinaus — sie erinnert an die Linie, die das Leben trennt vom Tode — und die Ungewissheit des Leidens und der Tod! Und was ist denn eigentlich dort! Wer ist denn dort! Dort, hinter diesem Felde, hinter diesem Baum und hinter jenem Dach, das im Sonnenschein erglänzt? Niemand weiss es, niemand will es wissen. Es ist furchtbar, die Linie zu überschreiten, und doch drängt es einen jeden dazu. Und man weiss auch, dass früher oder später man sie überschreiten muss, diese Linie, und dass man dann schon erfahren wird, was dort ist, auf jener Seite der Linie, ganz ebenso wie man einst erfahren wird, was dort ist, auf jener Seite des Todes. Und dabei ist man selber kräftig und gesund, heiter, angeregt und umgeben von ebensolchen gesunden und aufgeregt lebhaften Männern. Wenn nun auch nicht ein jeder so denkt, so empfindet so doch ein jeder, der im Angesichte des Feindes steht, und dies Gefühl gibt einen besonderen Glanz und eine gewisse freudige Schärfe den Eindrücken von allem, was in solchen Augenblicken sich zuträgt!"

Und schliesslich: Wer vor Tolstoi schilderte die furchtbare Erschlaffung nach dem Kampfe, das Wiederaufwachen des Menschen im ermatteten Krieger, des Menschen, der hellsichtig ward durch die Todesgefahr und den Anblick tausendfältiger Leiden — hellsichtig für das, was er eigentlich im Kampfe tut:

„Ueber dem weiten Felde, das vordem so heiter erschienen war im Aufblitzen der Bajonette und im lichten Schleier, der über der Morgensonne lag, stand jetzt der Nebel der Feuchtigkeit und des Rauches, und roch es seltsam sauer nach Pulver und Blut. Die Wolken ballten sich zusammen, und ein

leichter Regen begann niederzutröpfeln auf die Toten und auf die Verwundeten, auf die Erschreckten und Ermüdeten, und auf die Menschen, die zu zweifeln begannen. Gleichsam als spräche der Regen zu ihnen: ‚Genug, genug! Ihr Leute, hört doch auf, besinnt euch doch! Was tut ihr denn?‘

Diese gequälten Menschen, die den ganzen Tag über Speise und Ausruhen hatten entbehren müssen auf dieser und jener Seite, begann in gleicher Weise der Zweifel zu beschleichen, ob es ihnen auch wohl noch zukomme, einander zu vernichten. Und auf allen Gesichtern war ein Schrecken zu lesen, und in jeder Seele erhob sich in gleicher Weise die Frage: ‚Weshalb, für wen soll ich denn töten und getötet werden? Tötet ihr, wenn ihr das wollt, macht ihr überhaupt, was ihr wollt! Ich aber will nicht mehr!‘ Dieser Gedanke reifte gegen Abend in gleicher Weise in der Seele eines jeden . . . Jeden Augenblick hätten alle diese Menschen in Entsetzen geraten können über das, was sie taten. Jeden Augenblick wären sie imstande gewesen, alles von sich zu werfen und aufs Geratewohl davonzulaufen.

Obgleich aber schon gegen Ende der Schlacht alle diese Menschen das ganze Entsetzliche ihres Tuns fühlten, und wenn sie auch froh gewesen wären, aufzuhören damit, so fuhr doch eine unfassbare, geheimnisvolle Macht fort, sie zu lenken, und die in Pulverdampf und Blut watenden schweissbedeckten Artilleristen — von je dreien war nur ein Mann geblieben — wenn sie auch strauchelten und keuchten vor Müdigkeit, so schleppten sie doch immer neue Geschosse heran und luden, richteten, legten die Zündschnur an, und die Geschosse flogen ebenso rasch, ebenso grausam wie vorher von beiden Seiten und zerschmetterten Menschenleiber, und weiter vollzog sich die furchtbare Schlacht, — nicht nach dem Willen der Menschen vollzog sie sich, vielmehr nach dem Willen dessen, der die Menschen lenkt und alle Welten!“

Soviel über „Krieg und Frieden“ als d e n Kriegsroman der Weltliteratur.

II

Dies Buch ist aber viel mehr. Es ist ein Buch vom Schicksal des Menschen. Jene elementare Lebensbejahung, jenes stille, begeisterte Einverstandensein mit dem Schöpfer, aus dem allein die ganz grosse Kunst geboren wird — und es handelt sich hier im einzelnen um Gipfel der Wortkunst — lässt Tolstoi hier die natürlichen Freuden des Menschenlebens in einer Tiefe und Unmittelbarkeit zum Ausdruck bringen, die für immer beglückendsten Inhalt verleiht unserer Vorstellung von dem, was dem Sterblichen beschieden ist an Freude und Licht auf dieser Erde. Tolstoi erweist sich hier als der mächtigste Bekämpfer jenes Misstrauens gegen Gesundheit und Normalität, das heute am Marke unserer feingeistigen Schichten zehrt. Tolstoi hat hier endgültig das peinliche Märchen zerstört von der notwendigen Blindheit und Seelenroheit des ganz gesunden Menschen.

Alles unaussprechbare Glück, das ein junger, an Leib und Seele gesunder Mensch zu empfinden vermag allein dadurch, dass er lebt, offenbart uns Tolstoi in seiner Natascha (für uns überhaupt die Perle seiner Schöpfungen): Ein junges Mädchen, das ganz Natur ist, und ganz Natur sein darf, um vollkommen zu sein und als Wohltat selbst da noch empfunden zu werden, wo sie sich in natürlicher Selbstsucht gibt und Dienste für sich beansprucht. Wer Natascha erblickt, ist ihr schon dankbar dafür, dass sie da ist: Sie gibt ihm dadurch, dass sie ist, eine freudenvollere Vorstellung von der Welt, voller Glükkesmöglichkeiten. Freilich: bloss die russische Leibeigenschaft konnte solch köstliches Geschöpf zeitigen: Ein solches Wesen ist nur da denkbar, wo alles, was das Herz eines jungen Menschenkindes sich nur zu wünschen vermag, erfüllt wird, ohne dass dieses Menschenkind selber die Opfer ahnt, die für

es gebracht werden: So zartfühlend werden sie dargebracht, diese Opfer, und in so demütiger Dankbarkeit dafür, dass sie angenommen werden, und dass sie das Glück und Wohlsein eines so lieblichen Wesens ermöglichen. (Wir möchten natürlich nicht die Leibeigenschaft neu eingeführt wünschen, um wieder hoffen zu können auf eine Natascha. Freuen wir uns, dass diese Wunderblüte, die nur auf solchem Sumpfe sich erschliessen konnte, Verewigung fand, bevor noch der Sumpf trocken gelegt und allmählich zu guter Erde ward, auf der vielleicht nur noch liebliche Feldblumen erblühen werden.)

Natascha ist nicht im engen Sinne moralisch, sie steht aber über aller Moral, weil sie Natur ist: Vor ihr braucht der Dichter nicht mehr zu fürchten, das Natürliche mit dem Guten zu verwechseln. In Natascha hat er den Einklang beider vollzogen. Wir erinnern an die Szene, wie Natascha die Mutter abends in ihrem Bette aufsucht, und vor allem an Nataschas ersten Ball: „Sie war“, so schildert sie der Dichter dort, und damit hat er wohl ihren normalen Zustand gedeutet, „auf jener höchsten Stufe des Glückes, wo der Mensch völlig gut und edel wird und nicht mehr glaubt an die Möglichkeit des Uebels, des Unglücks und des Kummers!“ Die blutjunge Natascha verliebt sich in den ernsten Fürsten André, und auch er liebt sie mit dem ganzen tiefen erprobten Ernste seiner stolzen Natur. Erst aber soll, so bestimmt der Bräutigam, ein Jahr Trennung ihre Liebe auf die Probe stellen. So lange soll Natascha frei sein, zu wählen, während er selber sich für gebunden hält. Das war falsch. André kennt Natascha nicht, ihre Mutter kennt sie besser: Sie wusste, dass etwas zu viel in Natascha sei. Natascha verzehrt sich denn auch in Sehnsucht nach dem fernen Geliebten und empfindet dabei natürlichen Verdruss darüber, dass ihr ein so schönes, nie wiederkehrendes Jahr ihrer Jugend (es war ihr achtzehntes Lebensjahr) ungenützt verloren gehen solle. Die Trennungszeit ist fast überstanden, da er-

fährt Natascha beim ersten Besuche in der Familie des Bräutigams von dessen verschrobenem alten Vater eine derartig beleidigende Behandlung, dass sie aufs tiefste erschüttert bleibt. Und gerade als sie sich in diesem Seelenzustande befindet, tritt ihr ein professioneller Verführer gegenüber, ein bildschöner, als Don Juan bekannter Petersburger Gardeoffizier. Die Verführungsszene — sie spielt in einer Theaterloge — ist meisterhaft : „Indem er (der Verführer Anatol) so sprach, wandte er seine lachenden Augen nicht einen Augenblick von ihrem Gesichte, von ihrem Hals und von ihren entblössten Armen. Natascha wusste, es war ihr zweifellos, dass er sie entzückend fand. Ihr war das angenehm, doch aus irgendwelchem Grunde ward es ihr eng und schwer in seiner Gegenwart. Wenn sie nicht auf ihn hinblickte, fühlte sie, dass er auf ihre Schultern sah, und unwillkürlich fing sie seinen Blick auf. Er sollte ihr schon lieber in die Augen schauen! Wenn sie ihm aber in die Augen blickte, fühlte sie mit Entsetzen, dass zwischen ihm und ihr jene Schranke der Schamhaftigkeit nicht mehr war, die sie sonst stets empfand im Umgang mit Männern. Sie fühlte sich, ohne zu wissen, wie das kam, schon nach fünf Minuten schrecklich nahe diesem Menschen. Wenn sie sich von ihm abwandte, fürchtete sie, er möchte sie an ihrem entblössten Arme fassen und sie auf den Hals küssen. Sie sprachen dabei die allereinfachsten Dinge, und sie fühlte, dass sie einander so nahe waren, wie sie niemals einem Manne gewesen war . . . In einer der Minuten peinlichen Schweigens, während Anatol mit seinen hervorquellenden Augen ruhig und unaufhörlich auf sie hinblickte, fragte ihn Natascha, um das Schweigen zu brechen, wie ihm Moskau gefalle. Natascha fragte das und errötete. Es schien ihr beständig, sie tue etwas Ungehöriges, wenn sie mit ihm spreche . . . Sie verstand nicht, was er sagte, und er selber verstand das wohl ebensowenig, sie fühlte aber, dass in seinen Worten etwas Unziemliches lag. Sie wusste nicht, was zu sagen

und wandte sich ab, gleich als ob sie nicht gehört hätte, was er gesagt hatte. Kaum hatte sie sich aber abgewandt, so dachte sie auch schon daran, dass er dort stehe, hinter ihr, so nahe von ihr. Was macht er jetzt? Ist er verwirrt? Ist er erzürnt? Muss ich das nicht wieder gutmachen? fragte sie sich. Sie konnte sich nicht enthalten, sich umzuschauen. Sie blickte ihm gerade in die Augen, und seine Nähe, seine Sicherheit und die gutmütige Zärtlichkeit seines Lächelns besiegte sie. Sie lachte ganz ebenso wie er und blickte ihm gerade in die Augen. Und wiederum fühlte sie mit Entsetzen, dass zwischen ihm und ihr keine Schranke mehr war!“

Die Schwester Anatols kommt den Verführungsplänen ihres Bruders entgegen. Der Offizier überfällt die ahnungslose Natascha und küsst sie, bevor sie noch Widerstand findet. Und nun glaubt sich Natascha verloren und willigt ein, sich entführen zu lassen. Dem Bräutigam schreibt sie einen Abschiedsbrief. Der Entführungsplan wird indes verraten, und Natascha von nun an wie die letzte aller Verbrecherinnen behandelt. Sie selber kommt sich durchaus so vor. Sie verfällt in ein eigenartiges Siechtum. Kein Arzt vermag ihr zu helfen. Endlich siegt ihre gesunde Natur. Ganz allmählich erwacht in ihr die alte Lebenslust. Völlig findet sie sich wieder, als sie beichtet: Mit grosser Aufmerksamkeit folgt sie dem Gottesdienste und bemüht sich, alles zu verstehen, was der Priester spricht. „Wenn sie seine Worte verstand, so vereinigte sie ihre persönlichen Gefühle in allen ihren feinsten Abtönungen mit seinem Gebete.“ Wenn sie des Priesters Worte nicht verstand, so war es ihr noch süsser, zu denken, dass das Verlangen, alles zu verstehen, Hochmut sei, dass man nicht alles verstehen könne, dass man nur glauben und sich Gott anheimgeben solle, der in diesem Augenblicke — sie fühlte es wohl — ihre Seele lenkte. Sie bekreuzigte sich, verneigte sich, und wenn ihr der Sinn der Priesterworte entging, so bat sie nur Gott, indem sie Schauder

empfand vor dem Hässlichen, das in ihrer Vergangenheit lag, ihr alles, alles zu verzeihen und ihr gnädig zu sein. Die Gebete, denen sie sich vor allem hingab, waren Gebete der Reue. Als sie dann nach Hause zurückkehrte, erhob sich in ihrer Seele mit einem Male die freudige Gewissheit, dass sie sich völlig von ihren Fehlern zu befreien und ein neues, reines und glückliches Leben zu führen imstande sei. Von nun an beginnt Natascha ihre Vergangenheit ruhig zu überdenken. Sie findet ihren Gleichmut wieder, sie begreift wohl auch, dass man ihr eine Schuld eingeredet hat, die ihr völlig ferne lag. Es kommt ihr dabei zum Bewusstsein, dass sie nie jemand anderen geliebt habe als ihren Bräutigam, und von nun an hegt sie nur den einen Wunsch, ihr Unrecht an ihm wieder gutzumachen. Als dann die ganze Familie aus dem von den Franzosen bedrohten Moskau floh, erfährt Natascha auf einer der ersten Nachtstationen, dass in demselben Hause, wo sie nächtigte, der verwundete Fürst André untergebracht ist. Barfuss schleicht sie sich zu ihm hin. André lag schlaflos in tiefen Gedanken, die allmählich in Phantasien übergingen. Da erscheint ihm plötzlich ein bleiches Gesicht mit leuchtenden Augen und dringt eine leise flüsternde Stimme ihm ans Ohr. André nimmt alle Kraft zusammen, um zu erkennen, was hier vorgeht. Dabei verliert er die Besinnung. Als er erwacht, sieht er vor sich auf Knien seine Natascha, dieselbe Natascha, die vor allen Menschen auf der Welt er zu lieben sich sehnte in der neuen, reinen, göttlichen Liebe, die sich ihm nunmehr offenbart hatte. Er verstand dabei gleich, dass es die wirkliche, die lebendige Natascha war und wunderte sich auch gar nicht, freute sich nur im stillen, sie zu sehen und sagte: „Das sind Sie! Wie glücklich!" Natascha, mit Mühe die Tränen zurückhaltend, kam mit rascher, vorsichtiger Bewegung auf ihn zu und küsste seine Hand. „Verzeihen Sie mir," sagte sie flüsternd, indem sie den Kopf erhob und auf ihn hinblickte. „Ich liebe Sie," sprach da An-

dré. „Ich liebe dich, ich liebe dich besser als früher!“ sagte er, indem er ihr zu Boden geneigtes Gesicht erhob, um ihr in die Augen zu blicken. Von nun an weicht Natascha nicht mehr von Andrés Schmerzenslager, und als ihn ihr einige Wochen später der Tod entführt, will sie sich völlig ihrem reinen, tiefen Herzenskummer hingeben. Doch das Schicksal gibt ihr nicht Zeit dazu: Ihr jüngster Bruder fällt auf dem Schlachtfelde, und der Kummer darüber bringt die alte Mutter dem Wahnsinn nahe. Nur Nataschas aufopfernde Liebe und Pflege lässt die Mutter allmählich wieder gesunden. Darüber ist aber Natascha selber zu neuem Leben erwacht. Und als sie dann einige Monate später, schon nach der Rückkehr nach dem von den Franzosen geräumten Moskau, des verstorbenen Bräutigams besten Freund, den gutmütigen Pierre, wiedersieht, für den sie von jeher Sympathie gehegt hatte, und als sie aus seinem Munde sein Schicksal während seiner Gefangenschaft, vor allem sein Erlebnis mit Platon Karatajeff erfährt und so erkennt, wie tief auch dieser Pierre eben da wurzelt, wo sie sich selber von jeher zu Hause wusste, im Herzen ihres Volkes, da erwacht — ihr selber unerwartet, aber unwiderstehlich — das Liebesbedürfnis in ihrer überreichen Natur von neuem, und sie findet denn auch ein restloses Eheglück an der Seite ihres Pierre, den sie anbetet und beherrscht. Doch die ganze Kraft der Liebe, die Gott ihr ins Herz gelegt hatte, geht ihr erst auf, als sie eine Schar Kinder ihr eigen nennt. Und wir glauben ihrem Schöpfer, dem grossen Tolstoi, nicht mehr, wir sind vielmehr der Ansicht, dass er sein Lieblingsgeschöpf verleumden will, wenn er sie sich als Frau vernachlässigen lässt und als Ueberweiser dazu bemerkt, alle ihre vermeintliche Poesie sei im Grunde nur Sehnsucht nach Mann und Kind gewesen. Hier spricht nur der Adept Schopenhauers und verleumdet den erhabenen Künstler und das Lieblingskind seiner Muse!

12

Sein eigenes persönliches Erlebnis in der Lebensperiode, die Tolstoi sich im Rahmen seines grossen Romanes zurückrufen wollte, um sie bewusst nachzuerleben, verteilt er hier auf mehrere der Hauptgestalten: auf Rostoff, Pierre und André. Und Tolstoi war reich genug, um sie alle ihr eigenes, höchst persönliches Leben führen zu lassen. Dem jungen Rostoff gibt er seinen frischen Lebensmut, seinen praktischen, wirtschaftlichen Sinn, vielleicht auch einen gewissen, freilich stets beherrschten, indes, wie es scheint, dem Künstler an sich eigenen Leichtsinn. Alles in allem scheint es uns, dass in Rostoff Tolstoi sich als Offizier wiedererleben will, oder vielleicht richtiger: dass er in Rostoff das Idealbild eines Offiziers gibt, wie er es in seiner Militärzeit zu verwirklichen suchte und nicht zu verwirklichen vermochte, da ihn sein überfeiner moralischer Blick und sein nie rastendes Gewissen immer wieder die dem Offizier notwendigen Schranken überspringen liess. Jedenfalls macht Tolstoi Rostoff zum Sprachrohr aller unmittelbaren Eindrücke seiner Offizierszeit, so auch, wie wir sahen, seiner Erfahrung hinsichtlich des persönlichen Mutes.

Immerhin erscheint Rostoff, den Tolstoi im Spiessbürgertum und in der Landwirtschaft endigen lässt, als einen strengen Gutsherrn, der sogar gelegentlich seine Hörigen höchst eigenhändig prügelt, noch schemenhaft gezeichnet, verglichen mit Tolstois beiden Lieblingshelden, dem Fürsten André und Pierre. In André bringt Tolstoi wohl sein völlig bewusstes, masslos ehrgeiziges, doch bei aller Herrsucht rastlos nach Selbstvervollkommnung strebendes, tief sittliches Ich zum Ausdruck, das er sonst im Fürsten Nechludoff zu deuten pflegte. (Tolstoi selber nennt André in einem seiner Briefe eine dürftige Natur, einen trockenen Menschen, und das bestärkt uns bei Tolstois ausgesprochener Vorliebe zur Selbstverleumdung in

der Annahme, dass wir es in André mit einer der Selbstgestaltungen des Künstlers zu tun haben.) In Pierre dagegen gibt Tolstoi sein intuitives Ich, das in seinem dunkeln Drange, bei allen Irrtümern und Abwegen sich immer und überall seines richtigen Weges bewusst bleibt. Beide, André und Pierre, endigen in der Liebe: Dem einzigen Ruhepunkt, den es gibt für die Seele des Menschen — auch für die des ehrgeizigen — wenn der nur aufrichtig bleibt, wenn er es nur verschmäht, sich selber zu betrügen. Dabei gibt der damalige Tolstoi ganz offenbar seinem intuitiven Ich, dem Pierre, den Vorzug und führt ihn zum Siege, ja, er lässt ihn in allem seinem Irren und Fehlen durchaus liebenswert bleiben (— freilich um ihm schliesslich im höchst überflüssigen Epilog des Romanes, wie es scheint, aus lauter Hass gegen die damaligen Liberalen, eine lächerliche politische Eitelkeit anzudichten, die uns undenkbar scheint bei einem Pierre, nachdem der Platon Karatajeff erlebt hatte und so erlebt hatte, wie wir das aus dem Roman erkennen. Augenscheinlich wurden aber Tolstoi bisweilen im Laufe der Zeit, und er dichtete doch jahrelang an seinen Riesenromanen, auch seine Lieblingsgestalten langweilig, und dann verleumdet er sie aus Aerger darüber, bei ihnen verweilen zu müssen. Nur so erkläre ich mir die seltsame Umgestaltung Pierres am Schlusse des Ganzen. Ein gleiches Schicksal erfährt übrigens auch die reizende Sonja, ein im Rostoffschen Hause erzogenes Waisenkind, die, eine stille Märtyrerin, ihr Lebensglück ihren Wohltätern aus Dankbarkeit zum Opfer bringt, — der junge Rostoff bricht ihr sein Wort, — die alles still duldet und niemals ihre Pflichten vergisst — und von der wir dann schliesslich am Ende des Romanes erfahren, sie sei im Grunde nur ein hohles, langweiliges Geschöpf!).

13

Pierre, der natürliche Sohn eines Grossen aus der katharina-

ischen Zeit, wächst ohne Liebe heran, ist aber gut und grossmütig von Hause aus, nur unerfahren und innerlich unfertig, dabei unaufhörlich mit sich selber im besten Sinne beschäftigt, daher zerstreut und verlegen, doch ohne sich das irgendwie übelzunehmen. Als er, allen Intrigen zum Trotz, der legitime Erbe seines Vaters wird, gibt er aus Gutmütigkeit allen möglichen Wünschen nach, die an ihn herantreten, lässt er sich verheiraten, um einen Teil seines Vermögens bringen, macht er die oberflächlichste Geselligkeit, Bankette und Orgien mit, nur um nichts absagen zu müssen. Bei alledem lebt er sein eigentliches Leben abseits von dem, was er treibt, nur in seinen Gedanken. Er ist grenzenlos gutmütig. Wenn indes sein äusserst scharfes moralisches Gefühl verletzt wird, wird er wütend wie ein Tier — und beweist dann, dass jede Menschenfurcht ihm fremd ist, und seine Schüchternheit und Verlegenheit sich viel tiefer gründen: In der Scham vor sich selber und in seiner Ratlosigkeit vor den Menschen, die er schonen möchte, und die er sich dabei verschlossen weiss.

Pierre lebt äusserlich wie alle andern Mitglieder seines aristokratischen Kreises, lediglich seinen Vergnügungen. Die stille Arbeit an seiner sittlichen Person schreitet dabei unaufhaltsam weiter. Einmal scheint sich ihm ein Ausweg zu bieten aus allen Wirrnissen: Pierre wird mit einem der Führer des damals in Russland emporblühenden Freimaurertums bekannt. Mit Feuereifer widmet er sich der Loge, merkt indes bald, dass die allermeisten Logenbrüder ihre persönlichen Interessen über die der Loge stellen. Pierre fällt wiederum in das haltlose, genusssüchtige Leben seines Kreises zurück, vermag aber nun nicht mehr die innere Stimme in sich zu betäuben und verfällt schliesslich tiefer Schwermut. Vor allem lässt ihn die Lüge nicht los, die er über allem lastend erkannt hatte. „Die ganz allgemeine, von allen anerkannte Lüge, wie sehr er an sie gewöhnt war, erstaunte ihn jedesmal wie etwas völlig Neues:

Ich begreife diese Lüge und Verwirrung, dachte er. Wie aber soll ich den andern das alles erzählen, was ich verstehe? Ich habe es versucht und immer gefunden, dass auch sie in der Tiefe ihrer Seele durchaus das Gleiche verstehen wie ich, und dass sie sich nur Mühe geben, es nicht zu sehen. Das muss ihnen also so nötig sein! Ich aber? Wo soll ich mich hinwenden? Wohl war Pierre imstande, die Möglichkeit zum Guten und zur Gerechtigkeit einzusehen und an sie zu glauben, er begriff indes auch viel zu sehr das Uebel und die Lüge im Leben, als dass er imstande gewesen wäre, ernsthaft Anteil zu nehmen an ihm. Jedes Arbeitsgebiet stand in seinen Augen irgendwie in Beziehung zum Uebel und zum Betrug. Was er auch zu tun versuchte, woran er sich auch machte, das Uebel und die Lüge stiessen ihn immer wieder zurück und versperrten ihm alle Wege zur Tätigkeit. Und dabei musste man doch leben, und musste man doch beschäftigt sein! Es war zu furchtbar, seine Tage hinzubringen unter dem Drucke dieser unentschiedenen Lebensfragen!“ (Tolstoi schneidet hier Fragen an, die er keineswegs in diesem Romane löst. Wir wissen indes, dass Tolstoi niemals eine ungelöste Frage verlässt, ohne auf sie irgendwie zurückzukommen. Die Antwort auf diese Fragen hier gibt zwanzig Jahre später die „Beichte“.) Pierre liest viel und wahllos, soweit ihm die ewigen Gastmähler, Klubsitzungen und Orgien Zeit lassen. Dabei droht ihm der Wein zur Gewohnheit zu werden: Nur wenn er etwas getrunken hatte, schienen ihm die Lebensfragen, die ihn immer bedrohten, leicht lösbar, er fand dann nur keine Zeit zu ihrer Lösung. Dabei blieb er im Grunde seines Herzens edel, vornehm und weichherzig. So erweist er sich auch Natascha gegenüber, als die nach ihrer Entlobung und missglückten Entführung wie eine Geächtete behandelt wird: Pierre sucht sie auf, um ihr mitzuteilen, dass ihr Verführer Anatol bereits heimlich verheiratet ist: „Ich bitte Sie um eines,“ sagt er dann

zu ihr, und ein nie gekanntes Mitleid übermannt ihn: „Halten Sie mich für einen Freund, und wenn Ihnen Hilfe nötig ist oder Rat, oder wenn Sie einfach das Bedürfnis verspüren, Ihre Seele irgendwem zu erschliessen, dann denken Sie an mich!" Pierre nahm ihre Hand und küsste sie. „Ich werde glücklich sein, wenn ich in der Lage sein werde," stotterte er. „Sprechen Sie nicht so mit mir, ich bin das gar nicht wert!" schrie Natascha fast und wollte das Zimmer verlassen. Pierre aber hielt sie an der Hand zurück. Er wusste, dass er jetzt irgend etwas sagen musste. Als er es aber gesagt hatte, wunderte er sich selber über seine Worte: „Hören Sie doch auf! Hören Sie auf!" sprach er. „Das ganze Leben liegt ja noch vor Ihnen!" „Für mich, nein, für mich ist alles vorüber!" entgegnete sie in Scham und Selbsterniedrigung. „Alles vorüber?" wiederholte Pierre. „Wenn ich nicht der wäre, der ich bin, wenn ich vielmehr der schönste, gescheiteste und beste Mann auf der Welt und dazu frei wäre, so würde ich in dieser Minute vor Ihnen auf die Knie fallen und Ihre Hand und Ihre Liebe erbitten!"

Pierre ist eigentlich auf einem toten Punkt angelangt — er kann nicht vor und nicht zurück — als die Franzosen in sein Vaterland einbrechen. Und da findet er sich selber. Er genest an seinem Volke. Zunächst auf dem Schlachtfelde von Borodino. Da sieht er „sie", die Landwehrleute, und das ist ein Eindruck für ihn für immer. Als Pierre am Abend nach der Schlacht, nachdem er selber mit knapper Not dem Tode entronnen war, sein Nachtlager aufsuchte, vermag er nicht einzuschlafen. Die Scham vor „ihnen" liess ihn nicht los. Seltsame Gedanken schwirren ihm durch den Kopf. Er hört eine Stimme, die sagt ihm: „Das Schwerste im Leben ist, die Freiheit des Menschen unterzuordnen den Geboten Gottes. Die Einfachheit, das ist die Ergebenheit in Gott. Vor ihm aber wirst du nicht davonlaufen! ‚Sie' aber, ‚sie' sind einfach, ‚sie' reden nicht, ‚sie' handeln nur . . ." Pierre denkt an die Todesfurcht,

die er auf dem Schlachtfelde empfunden hatte, und es kommt ihm der Gedanke: „Nichts kann der Mensch beherrschen, solange er den Tod fürchtet. Wer ihn aber nicht fürchtet, dem gehört alles . . . Ein Soldat sein, denkt Pierre weiter, einfach ein Soldat, einzugehen mit meinem ganzen Wesen in das gemeinschaftliche Leben der Kameraden, das in mir aufzunehmen, was ‚sie‘ zu solchen macht! Wie aber soll ich von mir werfen all das Ueberflüssige, das Teuflische, alle Last meines äusseren Menschen!“ Von diesem Tage an ist Pierres ganzes Leben vor neue Aufgaben gestellt. Er sieht endlich einen Ausweg aus seinen Seelennöten, und er sieht ihn beim einfachen Volk. So zu sein, wie „sie“, das ist nunmehr sein höchstes Streben. Als dann alle das von den Franzosen bedrohte Moskau verlassen, verlässt er nur sein Haus, um ganz unter dem Volke zu leben, um sich endgültig zu befreien von den Forderungen, die sein äusseres Leben an ihn stellte, und denen er kein Interesse mehr entgegenbrachte. Er dachte dabei immer nur an seine Nichtigkeit und Verlogenheit und verglich sie mit der Gerechtigkeit, Einfachheit und Kraft von „ihnen“. Er wollte „ihnen“ aber ebenbürtig werden und keine Angst mehr für sich selber kennen. Nach einer Reihe einfach heroischer Taten, die Pierre im brennenden Moskau vollführt, gerät er in französische Gefangenschaft, wird zum Tode verurteilt, aber vom Richtplatze weg, nachdem er der Hinrichtung von sechs seiner Mitgefangenen beigewohnt hatte, in die Gefangenschaft geführt. Hier lernt er Platon Karatajeff kennen — und zudem erlebt er hier zum ersten Male in seinem Leben die nackte Lebensnot: „Da erschien ihm denn die Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse — gute Speisen, Reinlichkeit, Freiheit, jetzt, wo er alles dies entbehren musste, als ein vollkommenes Glück, und die Wahl der Beschäftigung, d. h. also das Leben, das eigentliche Leben, schien ihm jetzt, als diese Wahl so beschränkt war, eine so leichte Sache, dass er völlig vergass, dass

doch gerade der Ueberfluss an Bequemlichkeiten im Leben das ganze Glück an der Befriedigung der elementaren Bedürfnisse vernichtet, und dass die allzugrosse Freiheit in der Wahl der Beschäftigung, die Freiheit, die ihm in seinem Leben seine Bildung, sein Reichtum und seine Stellung in der Welt gab, dass gerade diese Freiheit die Wahl der Beschäftigung so überaus schwierig machte und sogar das Bedürfnis nach Tätigkeit und die Möglichkeit zu ihr vernichtete!" Aber daran dachte Pierre eben nicht. Ihm gingen neue Lebenswerte auf in der einfachen Befriedigung elementarster menschlicher Bedürfnisse. Ja, als auf dem Rückzuge der Franzosen aus Moskau die russischen Gefangenen mitmarschieren mussten, und Platon Karatajeff dabei erschossen wird, weil er nicht weiter kann, da dreht sich Pierre nicht einmal nach ihm um: So völlig ist er eingenommen von seinen persönlichen nackten Lebenssorgen. Da gewöhnt er sich alles fruchtlose Spintisieren ab. Und gerade jetzt kommen ihm ganz von selber völlig neue und erlösende Gedanken: „Pierre erfuhr, nicht mit dem Verstande, vielmehr mit seinem ganzen Wesen, dass der Mensch geschaffen ward zum Glück, dass das Glück in ihm selber ist, in der Befriedigung der natürlichen menschlichen Bedürfnisse, und dass alles Unglück nicht vom Mangel herrührt, vielmehr vom Ueberfluss. Er erkannte weiter, dass auf der Welt eigentlich nichts furchtbar ist. Er erkannte, dass ebenso, wie es auf dieser Erde keine Lage gibt, in der der Mensch restlos glücklich und völlig frei ist, es auch keine Lage gibt für den Menschen, in der er völlig unglücklich und unfrei wäre. Pierre erkannte, dass eine Schranke gesetzt ist auch für die Freiheit, und dass diese Schranke stets sehr nahe ist!" (Diese neue Lebensbewertung macht aus Pierre geradezu einen antiken Philosophen: Erkennt er doch mit Dankbarkeit an, dass die Läuse, die seinen Körper verzehren, ihm auch wiederum Wärme gewähren!)

Als dann Pierre, aus der Gefangenschaft befreit, lange Mo-

nate hindurch krank liegt, kommt die innere Umwandlung in ihm völlig zum Durchbruch: „Früher vermochte er in nichts das grosse Unerreichbare und Unendliche wahrzunehmen. Er fühlte nur, dass es irgendwo sein müsse und suchte nach ihm unaufhörlich. In allem Nahen, Verständlichen aber sah er nur ein Beschränktes, Kleinliches, Irdisches, Sinnloses. So rüstete er sich denn aus mit einem geistigen Fernrohr und blickte damit unaufhaltsam ins Weite, dahin, wo dies Kleinliche, Irdische, sich verlierend in nebeligen Fernen, ihm gross und unendlich vorkam — nur deshalb, weil es nicht deutlich zu sehen war. So erschien Pierre das europäische Leben, die Politik, das Freimaurertum, die Philosophie, die Philanthropie. Aber auch damals schon, in solchen Augenblicken, in denen er sich schwach fühlte, wenn dann sein Geist in jene Welt drang, erschaute er auch dort dasselbe Kleinliche, Irdische, Unsinnige! Jetzt aber hatte er gelernt, das Grosse, Ewige und Unendliche in allem zu sehen, und deshalb war es nur natürlich, dass, um es zu sehen, um sich an seiner Anschauung zu ergötzen, er endlich das Fernrohr ganz beiseite legte, in das er bisher geblickt hatte über die Köpfe der Menschen hinweg, und er freudig um sich herum wahrnahm das in ewiger Veränderung begriffene, ewig grosse, unfassbare und unendliche Leben. Und je näher er zusah, um so mehr ward er ruhig und glücklich. Die vordem furchtbare Frage, die alle seine geistigen Hilfsbauten zerstört hatte, die Frage: Wozu denn? war jetzt nicht mehr furchtbar für ihn: Jetzt war auf die Frage: Wozu? in seiner Seele immer die einfache Antwort bereit: ‚Deshalb, weil es einen Gott gibt, den Gott, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte des Menschen fällt!‘“ Dabei verliert Pierre nichts von seiner früheren Zerstreutheit, denn nach wie vor geht sein eigentliches Leben in der Tiefe vor sich: in der Welt seiner Gedanken und seines Gewissens. Während aber vorher der zerstreute Blick, mit dem er verständnislos den ansah, der ihn angesprochen hatte, etwas

Peinliches hatte, etwas Qualvolles, weil er seelische Schmerzen verriet, ein Sichabringen mit ungelösten Fragen, so war jetzt Pierres zerstreuter Blick, mit dem er auf den hinschaute, der zu ihm sprach, freundlich. Es spielte dabei ein Lächeln um seinen Mund, und in seinen Augen leuchtete die Teilnahme an den Menschen. Es war, als ob er über alles das hinaus, was man ihn fragte, an den Menschen, der gerade vor ihm stand, seinerseits die Frage richtete: „Bist du denn auch ebenso zufrieden mit dem Leben, wie ich es bin?“ Und weil die Menschen, die vor ihm standen, diese Frage aus seinem Blick lasen, darum war es ihnen angenehm in Pierres Gegenwart. In solchem Seelenzustande erfährt Pierre den Tod seiner Frau, die er niemals geliebt hatte, und die ihm immer nur unfreundlich begegnet war — und er steht völlig auf der Höhe: Dieser Tod erschüttert ihn am tiefsten. Pierre weiss jetzt, dass, wenn zwei Menschen in Streit miteinander geraten, dass dann immer alle beide schuldig sind. Und die eigene Schuld scheint ihm plötzlich furchtbar gross einem Menschen gegenüber, der nicht mehr da ist, und der starb ohne Trost und ohne Frieden.

Aber erst als Pierre die Gegenliebe der immer von ihm aus innerer Wahl geliebten Natascha erfährt — in ihr ist ja die Seele seines Volkes verkörpert: Sie ist „sie“, — da erst versteht er alles, was man im Leben verstehen muss, weil er glücklich ist. Früher hatte er bei den Menschen erst persönliche Gründe erwartet, die er ihre Verdienste nannte, um sie lieben zu können: Jetzt aber erfüllte die Liebe sein ganzes Herz, und indem er die Menschen grundlos liebte, fand er eine zweifellose Veranlassung, um derentwegen es sich lohnte, zu leben!

14

Pierre war in allen seinen Irrungen doch nie völlig unglücklich, ja meist viel glücklicher, als er sich selber wähnte, weil

er niemals die Fähigkeit verlor, zu lieben, und er bloss auf menschliches Leiden zu stossen brauchte, um zu begreifen, dass er selber Mensch war. Ganz anders der Fürst André: Eine überspannte Selbstachtung — wohl zurückzuführen auf eine drakonische Erziehung von seiten eines tyrannischen Vaters und den frühen Tod der Mutter, die solchen Einfluss hätte mildern können — lenkt diesen von Hause aus tief empfindenden Menschen auf den Pfad des Ehrgeizes. Freilich nicht eines hohlen, eng persönlichen Ehrgeizes: André will Auszeichnung und Ruhm nicht erlangen, um bewundert zu werden von den Menschen, vielmehr um die Möglichkeit zu haben, zu wirken für sie. Er glaubt allen Ernstes in dem Ruf seines Ehrgeizes die Stimme der Menschenliebe zu erkennen. Dabei lässt ihn seine übergrosse seelische Verwundbarkeit und sein äusserst feines ästhetisches und moralisches Empfinden im persönlichen Umgang Schutz suchen in kalter Zurückhaltung, und das und seine ernste Lebensführung hält die Herzen vor ihm verschlossen. Und er selber verliert so mehr und mehr das Verständnis für die Menschen: Seine natürliche, lebensfrohe, grundgutmütige, höchstens etwas oberflächliche junge Frau quält er, ohne es zu wollen und ohne es zu bemerken, zu Tode: behandelt sie, die ihn leidenschaftlich liebt und ebenso fürchtet, mit beleidigendstem Hochmut und offener Verachtung, ohne sich dessen jemals bewusst zu werden, und obgleich er sie in seiner Art liebt. Andrés Ehrgeiztraum bricht zusammen, als er, schwer verwundet, unter dem weiten Himmel von Austerlitz liegt und sein bisheriges Ideal, Napoleon, misst an dem Unendlichen über sich. Nunmehr hätte die Liebe erwachen können in André, und es scheint, er war auf dem Wege zu ihr: Sobald es ihm nur seine Wunde gestattet, eilt er nach Hause — und findet die Gattin in den letzten Zügen. Und nun fasst ihn die Reue so an der Seele, dass er in tiefste Schwermut verfällt: Unfähig, die Welt anders zu betrachten, als durch das Prisma der eige-

nen Verwundbarkeit, macht André die ganze Welt verantwortlich auch für das Leiden, das er selber andern zugefügt hatte, und das er nun nie mehr gutzumachen vermochte, weil die, die er vor allem hatte leiden gemacht, die Welt verlassen hatte für immer. Das hindert ihn freilich nicht, sich mit ganzer Energie der Schicksalserleichterung seiner Leibeigenen hinzugeben. Freilich behauptet er, man tue den Leibeigenen Unrecht, wenn man ihnen moralische Bedürfnisse geben wolle: Man beraube sie damit des einzigen für sie möglichen Glückes: des rein körperlichen. Man muss dem Fürsten André hier unbedingt recht geben: Es bedeutete immer eine, wenn auch oft unbewusste Heuchelei von seiten des Seelenbesitzers, wenn er seine Leibeigenen irgendwie zu beglücken strebte, solange er sie als Leibeigene hielt. Vielleicht hätte André, wenn er länger gelebt hätte, aus dieser seiner Erkenntnis den einfachen Schluss gezogen — und das hätte vielleicht seinem Weltschmerz ein Ende bereitet — er müsse seine Leibeigenen entlassen und ihnen das von ihnen bisher im Frondienst bearbeitete Land als ihr Eigentum übergeben. Aber selbst Pierre kommt ja nicht auf diesen so naheliegenden Gedanken! Er gibt Riesensummen aus, um seinen Hörigen Schulen und Krankenhäuser zu erbauen, wird dabei aber nur von seinen schlauen Verwaltern betrogen und von den Leibeigenen selber missverstanden, die natürlich nicht begreifen können, dass man ihnen Bildung und Gesundheit geben will — nicht aber die Freiheit und auch nicht die Möglichkeit, ihr Brot sich selber zu erwerben durch freie Arbeit. Und die Leibeigenen haben tausendmal recht gegenüber Pierres Beglückungsversuchen. André sieht das auch alles ein und macht Pierre auf seinen Irrtum aufmerksam — aber gerade solcher Scharfsinn musste bei Andrés innerer Unfähigkeit zum sozialen Opfer, das ihm allein den Ausweg gewiesen hätte aus allen seinen Seelennöten, die tiefe Schwermut in ihm nur noch verstärken. — Schliesslich erwacht dennoch

mit zunehmender Genesung der alte Tätigkeitsdrang in ihm. Er begibt sich nach Petersburg und nimmt eifrigen Anteil an den damals in fieberhafter Hast unter Speranskys Einfluss betriebenen — und nachträglich so kläglich im Sande verlaufenen — Reformbestrebungen. Hier in Petersburg lernt André Natascha kennen und lieben. Neue Lebensmöglichkeiten eröffnen sich ihm. Er fühlt, wie er unter dem Einfluss dieses lebenswarmen, natürlich edlen Geschöpfes selber einfach und natürlich wird. Er hofft darauf, alles Schroffe, Stolze, alles Sichselbernievergessenkönnen los zu werden, endlich ein liebender Mensch zu werden unter Menschen. Vorderhand reist er ins Ausland, um sich völlig von seinen Wunden zu erholen und auch, um Natascha Zeit zu geben, ihre Liebe zu ihm zu prüfen. Währenddessen geht ihm Natascha verloren — und nun erwachen die alten Dämonen des Stolzes in ihm furchtbarer denn je: Denn auch der Ehrgeiz ist gestorben in seiner Seele. Seine tiefinnere Verzweiflung verbirgt er vor den Menschen unter Kälte zu sich selber und zu allen andern. Er hält sein persönliches Leben für gescheitert. Er schaut sich vergeblich um nach neuen Lebenswerten und hält sich nur aufrecht durch sein strenges Pflichtgefühl — da bricht der Feind ins Land. André tritt von neuem in die Armee ein und ist so wenigstens ausgefüllt, wenn auch ohne jeden Enthusiasmus: Er hatte ja unter dem weiten Himmel von Austerlitz aus Ewigkeitshöhen auf den Krieg zu schauen gelernt. André spricht (am Vorabend der Schlacht von Borodino) gegen den Krieg Worte aus, wie sie zwanzig Jahre später der bekehrte Tolstoi nicht schonungsloser finden konnte: Der Krieg ist für André die allerhässlichste Sache im Leben. Freilich dabei die Lieblingsbeschäftigung müssiger und leichtsinniger Menschen. Das Ziel des Krieges ist Mord, sein Mittel Spionage, Verrat und Antrieb zu solchem. Dabei herrschen offener Raub und Diebstahl im Kriege. Was man Kriegslist nennt, ist nur Betrug und Lüge. Die Sitten des Krie-

gerstandes kennzeichnen sich durch Fehlen jeglicher Freiheit, man nennt das Disziplin, durch Müssiggang, Roheit, Grausamkeit, Ausschweifung und Trunksucht. Und dessenungeachtet ist der Kriegerstand der allergeachtetste: Alle Kaiser, ausser dem Kaiser von China, tragen Uniform, und wer am meisten Menschen mordet, der erhält die grösste Belohnung! So erscheint der Krieg dem Fürsten André.

Er selber nimmt an ihm nur deshalb teil, weil es sich um die Rettung seines Vaterlandes handelt und dann auch aus Wut über die Zerstörung seines Stammgutes durch die Franzosen und über den Tod seines Vaters, den der Schlag traf, als man ihn überreden wollte, vor dem heranziehenden Feinde zu fliehen.

Am Abend der Schlacht von Borodino überblickt André noch einmal sein ganzes bisheriges Leben und vermag in ihm nichts zu finden als Bitternis. Noch immer erschaut er die Welt durch das Prisma seiner verratenen Liebe, und fühlt sich beleidigt, verwundet, vergewaltigt — und erweist sich unfähig, sich selber mitschuldig zu erkennen an seinem Unglück. Er bleibt ausschliesslich darauf bedacht, sich zu bewahren vor beschämendem Mitleid mit sich selber, und darum hat er nur kalten Hohn für alles das, was den Menschen sonst wert und teuer ist. Als dann die Schlacht beginnt, vergisst André sich selber und sein Unglück. In ihm lebt nur noch die Sorge um die ihm anvertrauten Soldaten. Eine Granate streckt ihn nieder. Als er unter furchtbaren Schmerzen im Lazarett zur Besinnung kommt und neben sich in einem stöhnenden, zum Tode Verwundeten den Verführer seiner Braut erkennt — da erst erfasst die Liebe, die grosse, fraglose Menschenliebe, die er zeitlebens vergeblich gesucht hatte, sein Herz mit Uebergewalt, und von nun an bis an seinen Tod verlässt sie ihn nicht mehr. Auch als er sich dann auf jener Nachtstation, wo Natascha ihn wiederfinden sollte, in furchtbaren Schmerzen quält, auch da

denkt er immer noch an jenes Erwachen der Liebe in ihm: „Ja, die Liebe, aber nicht die Liebe, die um irgend etwas liebt, für irgend etwas oder wegen irgend etwas, vielmehr die Liebe, die ich zum ersten Male erfuhr, als ich, zum Tode verwundet, meinen Todfeind erblickte und mich Liebe erfasste zu ihm. Da erst erlebte ich das Gefühl der Liebe, die das eigentliche Wesen der Seele bedeutet, und die des besonderen Gegenstandes gar nicht bedarf. Ich fühle auch jetzt noch dies selige Gefühl — den Nächsten zu lieben, seinen Feind zu lieben, alle zu lieben — Gott zu lieben in allen seinen Offenbarungen!

Einen teueren Menschen kann man lieben mit menschlicher Liebe, aber nur den Feind vermag man zu lieben in göttlicher Liebe! Und darum habe ich auch eine solche Freude empfunden, als ich fühlte, dass ich diesen Menschen liebe. Wenn man mit menschlicher Liebe liebt, kann man von der Liebe übergehen zum Hass, die göttliche Liebe kann sich aber niemals mehr ändern. Nichts, auch nicht der Tod, nichts kann sie zerstören. Sie ist ja das Wesen der Seele!“

Und als dann der Tod an André herantritt, findet er ihn vorbereitet für die Ewigkeit: André wusste, dass er starb. Er fühlte es. Er fühlte, dass er schon zu einem Teile tot war. Er erlebte mit Bewusstsein, wie er immer ferner rückte allem Irdischen, und wie ihm das Dasein so seltsam freudig und leicht ward. Ohne jede Unruhe erwartete er denn auch was ihm bevorstand: Jenes Drohende, Ewige, Unbekannte und Ferne, das im Verlaufe seines ganzen Lebens vor seiner Seele gestanden hatte, war jetzt für ihn etwas Nahes, fast etwas, das er verstehen konnte, etwas ihm zu Erfühlendes fast. Als er damals, nach seiner Verwundung, sein Bewusstsein wiedererlangt hatte, und sich in seiner Seele augenblicklich — wie befreit von dem sie zurückhaltenden Drucke des Lebens — die Blüte der ewigen, freien, von dieser Welt nicht abhängigen Liebe erschlossen hatte, da schon fürchtete er nicht mehr den Tod und

dachte gar nicht mehr an ihn. Je mehr er sich aber dann nach seiner Verwundung in den Stunden seiner leiderfüllten Einsamkeit, die er meist im Halbbewusstsein zubrachte, hineindachte in das neue, sich ihm eben jetzt erst offenbarende Wesen der ewigen Liebe, um so mehr entfernte er sich, ohne das selber zu empfinden, von der irdischen Liebe . . . „Alles, alle zu lieben, immer sich zu opfern für die Liebe, das bedeutet, niemanden zu lieben — das bedeutet: nicht zu leben dieses Erdenleben." Und je mehr er in sich aufnahm dieses Urelement der Liebe, um so mehr sagte er sich vom Leben los, und um so vollkommener überwand er jene furchtbare Schranke, die (jenseits der Liebe) zwischen dem Leben und dem Tode steht. . . . „Die Liebe aber steht dem Tode im Wege. Die Liebe ist das Leben. Alles, alles, was ich verstehe, verstehe ich nur deshalb, weil ich liebe! Alles ist, alles lebt nur deshalb, weil ich liebe: Nur durch die Liebe ist Zusammenhang in allem. Die Liebe ist Gott und zu sterben — das heisst nur, einem Teilchen der Liebe zurückzukehren zu der Liebe alleinem und ewigem Quell!" Das sind die Gedanken, die des sterbenden Andrés Seele bewegen und seinen Abschied von dieser Erde zu einer Verklärung gestalten. Seine letzten Tage und Stunden verliefen einfach und wie sich's gehört: Tiefer und tiefer, allmählich und ganz ruhig, rückte er von den Seinen ab, irgendwohin, — und sie wussten, dass es so sein muss, und dass das so gut ist. Er beichtete, nahm das Abendmahl, verabschiedete sich von allen. Als man ihm den Sohn zuführte, küsste und segnete er ihn und sein erlöschender Blick schien zu fragen, was man noch weiter von ihm verlange . . .

15

Es sind zwei verschiedene Wege, auf denen Pierre und André der Ewigkeit entgegenwandern. Pierre setzt den Uebeln

des Lebens kaum einen Widerstand entgegen und schützt auch kaum sein Inneres vor ihnen. So kommt er über lange Wirrnisse zur Einfachheit und zur Demut. Beide findet er in aller Reinheit und durch Heldentum verklärt bei seinem Volke und gesundet an ihm zur Liebe zu allen Menschen. André setzt der Welt von vorneherein sein Ich entgegen. Er weiss es in seiner Verwundbarkeit der Welt preisgegeben und schützt sich vor ihr, indem er der Welt seinen Willen aufzuzwingen trachtet. Dabei verliert er aber den Massstab für die Menschen, die man nur lieben kann, wenn man sie in ihrer ursprünglichen Hilflosigkeit erschaut und in ihrer unzerstörbaren Unschuld.

André quält die Gattin, ohne es zu ahnen und sein ganzes Schicksal setzt er auf die eine Karte des Ehrgeizes. Der Traum bricht zusammen, als André in der Austerlitzer Schlacht die Majestät des Menschenleidens erfährt und die Höhe und Unnahbarkeit des Himmels über allem Erdentum. André will zur Liebe zurück und findet die Gattin tot. Seine Reue hält ihn der Erkenntnis seines Irrtums fern: Er fühlt sich schuldig und kann sich darum nicht irrend erkennen. Je mehr er sich aber vom eigenen Schicksal beleidigt empfindet, um so mehr erwacht seine Menschenliebe. Zunächst noch immer auf das Grosse, Unpersönliche gerichtet. André gibt sich von neuem dem Dienste des Vaterlandes hin. Da begegnet ihm die Liebe in der Schönheit reinem Gewande, und er ahnt in sich die Möglichkeit zu einfacher, alles umspannender Liebe zu allem, zum Vergessen der eigenen Verwundbarkeit und allen unfruchtbaren Ehrgeizes. André steht zwei Schritte weit von der Erlösung. Da verliert er Natascha, und seine masslose Enttäuschung ruft alle eben erst verscheuchten Gespenster seiner Selbstsucht wieder herbei, einer uninteressierten Selbstsucht, die nur ein krankes Vergnügen darin findet, auch alle andern leidend zu sehen. Da trifft André zum zweiten Male das todbringende Geschoss. In furchtbarem körperlichen Leiden erkennt seine edle

Seele erst die ganze Tiefe ihrer Menschenliebe: Jetzt empfindet er keine Scham mehr, sich selber zu bemitleiden. Und damit ist auch kein Hemmnis mehr in seiner Seele gegen die grosse, die fraglose Menschenliebe. Sie nimmt er mit in die Ewigkeit!

Tolstoi selber ist auf beiden Wegen geschritten. In seiner Jugend war er mehr Pierre, in seinen Wanderjahren und in der ersten Zeit seiner Ehe mehr André. Damals, als er den Roman schrieb, ging er wiederum Pierres Wege über Platon Karatajeff hinaus. Freilich ist Tolstoi diesen Weg niemals zu Ende geschritten: Er kam nie zur bedingungslosen Liebe zum Menschen. Er setzte immer Verdienste voraus. Vielleicht empfand er sie, die fraglose Menschenliebe, wir wissen das nicht: in seinen Schriften ist er ein peinlicher Hasser geblieben bis zuletzt. Ihm fehlte die Demut, die Pierre in der Gefangenschaft lernte, und deren Wesen André aufging, als er dem Tode entgegenlebte.

Andrés Pfad — der grössere und weitere von beiden — wäre für Tolstoi Erlösung geworden: Der Weg vom Kosmischen zum Menschlichen. Vielleicht wäre ihn Tolstoi gegangen: Denn das eng Soziale findet sich noch nicht in der „Beichte“, es scheint erst durch doktrinär-sozialistische Einflüsse in Tolstois Weltanschauung hineingekommen zu sein. So aber kam wiederum die grosse Schuld über seine Seele, vor der er, ein Knabe fast, hinausgeflohen war in die weite Welt — und verengte sein Menschentum. Um mit ihr fertig werden zu können, meinte er die Herzenstüre verschliessen zu müssen und brachte sie dann nie mehr recht auf. Fand er aber auch nicht als Lehrer und Prophet die grosse, die fraglose Menschenliebe, die uns allein zu erlösen vermag, so hat er ihr doch als Künstler und Mensch ergreifendsten, gewaltigsten Ausdruck geliehen und durch sein Wort in so unwiderstehlicher Weise das Ewige nahe gebracht unserm Herzen (das es ahnt, ohne

den Mut zu finden zu ihm), dass wir seine ewigen Schuldner wurden, und uns kein Recht mehr bleibt, die Irrtümer seiner bewussten, mit dem widerspenstigen Weltall um ihren Frieden ringenden Seele zu verurteilen — wenn wir sie auch bei Namen nennen müssen.

16

In göttlich verschwenderischer Fülle, weite Völker- und Menschengeschicke vor uns ausbreitend, lehrt uns der Künstler hier den Ausweg aus allen irdischen Wirren in restloser Hingabe an Gott, der uns unseresgleichen fraglos zu lieben gebietet. Und der Dichter zeigt uns dabei, dass die Liebe auch die höchste Erleuchtung ist, die uns Irdischen werden kann, über alle Dinge des Himmels und der Erde.

Aber nicht das allein tat der Künstler — den hier die Gottheit selber an der Hand zu führen scheint. Er zeigt uns auch, wie das, was wir tun hier auf Erden, im Lichte der Ewigkeit aussieht. Und das gelingt ihm einfach dadurch, dass er das Menschliche anschaut als ein Mensch, der alle Masken von sich warf (die wir andern unentbehrlich finden, um uns behaupten zu können vor unseresgleichen und vor dem Unendlichen), und der nun die Seele frei hat für die Eindrücke der Menschentat. Und da erscheint uns auf einmal auch vieles von dem furchtbar und unbegreiflich, was wir sonst in tausend Masken schreitend natürlich und einfach zu finden glauben. Ich denke hier vor allem an die furchtbarste aller menschlichen Wahnvorstellungen: an das angemasste Recht des Menschen über das Leben von seinesgleichen, wie es heute noch in der Todesstrafe seinen gesetzlichen Ausdruck findet. Tolstoi ist als Prophet nicht ganz berechtigt, gegen sie zu predigen, weil er der menschlichen Gesellschaft die hässlichsten Beweggründe unterschiebt und so selber den Hass mitentfacht, der lechzt nach den Bluttaten der sozialen Revolution. Als Künstler hingegen kommt

Tolstoi das fraglose Recht zu, hier zu richten, und er hat es in unvergleichlicher Weise getan: Wir weisen hin auf die Schilderung der Hinrichtung gefangener Russen. Das alles ist mit Ewigkeitsaugen gesehen. Wer das liest, den überkommt vielleicht zum ersten Male der heilsame Zweifel daran, ob wirklich alles recht ist, was wir in Ordnung finden auf dieser Erde, und wenn es auch die Rechtfertigung durch das Gesetz erfahren hat. So lehrt und ermahnt uns der Dichter, nie und nirgends da, wo es sich um das Verhalten zu unseresgleichen handelt, einen anderen Richter anzuerkennen über uns, als den, den wir in uns selber tragen, und der zu uns spricht in dem Sollen, das wir erleben, wenn wir alles Fürchten und alles Aengsten für die eigene Person weit von uns geworfen haben. Der Dichter weist uns einen erweiterten Weg zur Freiheit!

17

Damit wollen wir Abschied nehmen von diesem Meisterwerke. Wir vermochten freilich nur eine geringe Vorstellung zu erwecken von der unfassbaren Lebensfülle, die es in sich birgt. Unsere Zeilen sollen aber auch zu gar nichts anderem dienen, als anzuregen zu wiederholtem Sichvertiefen in diese Dichtung. Es wird reichlich belohnt, da jedesmal neue Schönheiten hervortauchen aus ihr und uns neue Seiten in der eigenen Seele deuten. Er macht uns erst unseres Reichtums bewusst, der Dichter, indem er uns zwingt, Antwort zu geben auf Schicksale, die nicht die unsrigen sind, und doch die unsrigen sein könnten. Wir erleben ein tausendfaches Leben an seiner Hand. Es gibt keinen Alltag mehr für uns, wenn er uns göttlich beschenkt entlässt: Was uns bisher Alltag schien, darin erkennen wir jetzt nie wiederkehrende Möglichkeiten zu dem, was über alles wertvoll ist. Etwas vom Wunder verlässt uns nie mehr. Und dabei ward uns offenbar, dass es kein Wunder

gibt auf Erden ausser der Liebe, dass sie aber Wunder zu schaffen vermag überall, und dass in dem, was in uns zu lieben imstande ist, wir die Gewissheit in uns tragen, verwandt zu sein allen Unendlichkeiten, die der Himmel birgt und die fernsten Welten!

Drittes Kapitel

Die Zeit vor der zweiten grossen Schaffensperiode (1870—73)

Im Herbst des Jahres 1870 hatte Tolstoi nach fünfjähriger angestrengtester Arbeit seinen gigantischen Roman „Krieg und Frieden" endlich vollendet. Wie bereits bemerkt, lastete dies Werk im letzten Jahre schon stark auf dem Dichter, und suchte er sich auf jede Weise von diesem Druck freizumachen. Endgültige Befreiung sollte Tolstoi aber erst erneute Beschäftigung mit der Schule bringen. Vorerst ruhte er aus. Das heisst auf seine Weise: Er wendet sich einem Gebiete zu, auf dem er noch niemals tätig war: dem Drama. Im Winter 1869/70 vertieft er sich in die Hauptdramatiker und denkt nach über das Wesen des Dramas. Zeitungen und Zeitschriften liest er gar nicht mehr — sie pflegten ihn, wie jeden am Schicksal der Menschheit interessierten Menschen, nur immer schmerzlich aufzuregen — und er fand sich wohl dabei, ganz ebenso wie einst Goethe, der bekanntlich gleichfalls, freilich erst in seinen letzten Lebensjahren, das Zeitungslesen aufgab, und wohl aus denselben Gründen wie Tolstoi. Ausser Molière, Goethe, Puschkin und Gogol liest Tolstoi vor allem Shakespeare (auf den er dann mehr wie zwanzig Jahre später ausführlich zurückkommen sollte, freilich von anderem Standpunkte aus als jetzt, wo er über die Technik des Dramas Aufklärung suchte). Auch Euripides und Sophokles will Tolstoi eingehend studieren, und

hofft dies später in der Muttersprache zu tun. Dabei glaubt Tolstoi mancherlei Neues in Hinsicht auf das Drama gefunden zu haben, er meint indes, wohl jedermann glaube Neues zu finden an einem Gegenstand, wenn er sich bis zu vierzig Jahren überhaupt keinerlei Vorstellung von ihm geschaffen habe und nun plötzlich mit vierzigjähriger Klarheit auf ihn hinblicke. Leider wissen wir nichts Näheres von Tolstois damaligen Eindrücken. Die Ergebnisse seiner Beschäftigung mit dem Drama werden erst viel später, nach mehr wie zwanzig Jahren zutage treten: Da werden wir in Tolstoi — vornehmlich in der „Macht der Finsternis" — einen vollendeten Dramatiker finden, während wir in seinem Buche über Shakespeare eine (teilweise wörtliche) Wiederholung dessen antreffen werden, was einst Rousseau über Molière schrieb: Ein Moralist wird einen Dichter schelten wollen darum, dass der seine Sonne leuchten liess über Gerechte und Ungerechte, dass ihm niemand der Geringste war, und dass er sich vermass über dem irdischen Richter zu stehen.

Bei alledem macht sich aber doch starke Uebermüdung geltend: Tolstoi bringt einen Teil des Winters damit zu, dass er Schlittschuh oder Schneeschuh läuft, Karten spielt und ganze Tage auf dem Bett liegt, „wobei die Personen eines Dramas oder einer Komödie ganz von selber zu handeln beginnen". (Uebrigens hatte Tolstoi bereits im ersten Jahre seiner Ehe [1863] ein Lustspiel geschrieben und es selber zu Ostrowsky nach Moskau gebracht. Die Aufführung unterblieb aber aus unbekannten Gründen.) Auch in diesem Winter schrieb Tolstoi einige Szenen zu einem Drama aus der Zeit Peters des Grossen, das niemals vollendet ward. Tolstoi kränkelte damals öfters: Er klagt über Brustschmerzen, hat bisweilen Fieber und schliesslich bildet sich ein Augenleiden bei ihm aus, dessentwegen er nach Moskau zum Spezialisten fahren will, und das ihm besonders qualvoll wird, da er damals — und das war

wohl die unmittelbare Folge vorhergehender Ueberanstrengung — stark an Schlaflosigkeit litt. Auch in der Familie gab es diesen Winter mancherlei Krankheit. Der Frühling machte aber allen diesen Unbilden ein Ende. Tolstoi zieht selber zur Feldarbeit aus, und wenn er „mit Beil und Spaten in Schweiss gebadet heimkehrt, ist er tausend Meilen weit von aller Literatur". Seine künstlerische Begeisterungsfähigkeit bleibt freilich die gleiche: Feth hatte ihm ein Gedicht geschickt: „Schon als er es für sich allein gelesen habe," berichtet Tolstoi, „habe es ihn in der Nase eigentümlich gejuckt. Als er es dann seiner Frau habe vorlesen wollen, sei er dazu ausserstande gewesen vor Tränen. Es sei ihm nun unangenehm, zu denken, dass nach dem Eindruck, den dies Gedicht in ihm auslöste, es gedruckt sein werde und verständnislose Leute an ihm herummäkeln werden!"

In diesem Frühling (1870) ist Tolstoi auch eine Woche lang Geschworener gewesen, und das war ihm „sehr, sehr interessant" und wohl einer der Eindrücke, die sich in ihm verdichteten zur späteren vernichtenden Kritik der weltlichen Gerichtsbarkeit. An dem nunmehr ausbrechenden deutsch-französischen Krieg soll Tolstoi (nach Birjukoff — ich fand darüber keine andere Quelle —) lebhaft Anteil genommen haben, und zwar soll seine Sympathie durchaus auf seiten der Franzosen gewesen sein, von deren Sieg er fest überzeugt war. Wenn aber Birjukoff hierzu meint, Tolstois Hass gegen den preussischen Militarismus habe sich bereits hier geltend gemacht, so dürfte das kaum stimmen: Tolstoi wird sicherlich begriffen haben, dass es sich bei dem Kampfe des damaligen Preussen durchaus nicht um einen Ausfluss von Militarismus, vielmehr einfach um die Daseinsbehauptung eines kleinen Staatswesens handelte. Meiner Ansicht nach ist für diese Stellungnahme Tolstois im deutsch-französischen Kriege seine oft bewiesene Abneigung gegen alles Deutsche als Erklärung ausreichend.

Tolstois persönliche Bekanntschaft mit dem Deutschenfeind Katkoff mag hier auch mitspielen: In Katkoffs Journal „Moskauer Nachrichten" ist ja auch der Roman „Krieg und Frieden" erschienen, der, wie wir bereits gesehen haben, voll ist von gehässigen Ausfällen gegen Deutschland. Indes wird sich Tolstoi schwerlich von Katkoff haben sehr beeinflussen lassen. Die Abneigung gegen alles Deutsche lag früh schon in ihm. Er dokumentiert sich damit nur als echter Russe.

Im Herbst des Jahres 1870 gibt sich Tolstoi mit der ihm eigenen hastigen Energie dem Studium der griechischen Sprache hin. Ursprünglich hatte er wohl bloss vor, selber seine Söhne zum Gymnasium vorzubereiten. Bald aber riss ihn der Gegenstand mit sich fort, und Tolstoi widmete sich Tag und Nacht mit solchem Eifer diesem Studium, dass er bereits nach drei Monaten imstande war, Xenophon vom Blatte zu übersetzen, und ihm zu Homer „nur noch ein wenig Uebung und ein besonderes Lexikon fehlt". Tolstoi ist sehr glücklich, „dass Gott diese Torheit ihm schenkte". „Denn", so schreibt er seinem Freunde Feth, „erstens macht es mir Spass, zweitens habe ich mich davon überzeugt, dass von allem wahrhaft Schönen und einfach Schönen, das das menschliche Wort erzeugte, ich bis jetzt gar nichts wusste, so wenig wie alle andern. Auch sie haben davon bloss gehört, verstehen es aber nicht — drittens deshalb, weil ich dabei nicht zum Schreiben komme und schon niemals mehr wortreiches Gewäsch schreiben werde. Ich bekenne mich hier durchaus schuldig, werde es aber bei Gott nicht wieder tun! Erklären Sie mir nur um Gottes willen, weshalb niemand die Fabeln des Aesop kennt und nicht einmal den trefflichen Xenophon . . . Dieser Teufel von Homer gar singt und schreit aus voller Brust, und niemals kommt ihm auch nur der Gedanke, dass jemand ihm zuhören könnte! Sie können jetzt triumphieren: Ohne Kenntnis der griechischen Sprache gibt es keine Bildung!" (Wie fern sind wir hier jenem

oberflächlichen Spott über die klassische Bildung, dem sich Tolstoi zehn Jahre vorher in seinem pädagogischen Journal hingegeben hatte.)

Wie sein Schwager erzählt, hat Tolstoi sich späterhin von einem Moskauer Professor im Uebersetzen aus dem Griechischen unmittelbar vom Blatte prüfen lassen, wobei in drei Fällen der Professor Tolstois Anschauungen habe als richtiger anerkennen müssen als die seinigen. Dies sei hier schon angeführt, damit es nicht gar zu seltsam erscheint, wenn zehn Jahre später Tolstoi (in „Worin besteht mein Glaube?“) behaupten wird, er habe zum ersten Male an gewissen Stellen den Urtext des Evangeliums richtig verstanden, während sämtliche Reformatoren, um den Lüsten ihrer Landesherren zu schmeicheln, gewisse Stellen des Evangeliums absichtlich falsch übersetzt hätten (und dabei vergisst denn Tolstoi, der als Erster nach achtzehnhundert Jahren die Lehre des Erlösers verstanden zu haben glaubt, dessen Hauptgebot: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“).

Dieses leidenschaftliche Studium des Griechischen war natürlich nicht dazu angetan, Tolstoi die so notwendige Erholung finden zu lassen. Im Frühjahre (1871) erkrankte er, wie es scheint, an einer ausgesprochenen Uebermüdungskrankheit, ähnlich der, die sechs Jahre später nach Beendigung von „Anna Karenina“ seiner Krise vorausging. (Die Krise selber war wohl, nach ihrer körperlichen Seite betrachtet, eine geistige Abspannung solchen Grades, dass Tolstoi zugrunde gegangen wäre an ihr, wenn ihm nicht völlig neue Lebensanreize aufgegangen wären.) Tolstoi fühlt Kräfteabnahme, nichts interessiert ihn mehr, nach nichts hegt er Verlangen, ausser nach Ruhe. So überredet ihn denn die Gattin, seinen längst gehegten Plan auszuführen, zur Kumiskur in die Steppe zu fahren, was ihm neun Jahre vorher so gut getan hatte, und wobei ihn das primitive Leben der Baschkiren und der russischen Kolo-

nisten so überaus interessiert hatte. Tolstoi nimmt von Moskau aus wiederum seinen jungen Schwager (er war damals etwa fünfzehn Jahre alt) mit sich und fährt bis Nischnj mit der Bahn, von dort zwei Tage und zwei Nächte mit dem Dampfer. Hier ist Tolstoi, wie stets, voller Interesse für alle und für alles: Mit sämtlichen Passagieren, auch mit den mürrischsten und verstocktesten knüpft er Bekanntschaft an und befreundet sich derart mit den Matrosen, dass er, bei ihnen auf dem Deck im Freien liegend, die Nächte zubringt.

Von Samara geht die Fahrt hundertzwanzig Werst weit ins Land hinein. In Karabisch empfängt man Tolstoi wie einen alten Bekannten. Er wohnt in einem geräumigen Zelte, das einem Mulla gehört, dessen eigenes Zelt sich nebenan befindet. Ein solches „Kotscheffka" genanntes Zelt besteht aus einem hölzernen Gestell, das die Form einer plattgedrückten Halbkugel zeigt, mit Filzdecken bedeckt ist und eine buntbemalte Tür hat. Ein Tisch mit einem Stuhl macht das Hauptmobiliar aus. In einer Ecke steht das Bett — der Schwager schläft auf dem Boden — in der anderen das Büfett, in der dritten hängen die Kleider, in der vierten befindet sich endlich die Handbibliothek und der Schreibtisch. Dazwischen laufen die Hühner herum und legen ihre Eier, wo es ihnen gerade passt. Dann liegt noch Hafer dort für die Pferde, und der treue Hund findet auch noch seinen Platz.

Anfangs fühlte sich Tolstoi noch recht unwohl: Jeden Abend befällt ihn eine fieberartige, rein körperliche Melancholie: Es kommt ihm dann so vor, „als ob die Seele sich vom Körper trennen wollte". „Der Sehnsucht nach Dir", so schreibt er der Gattin, „gestatte ich gar nicht, ihr Haupt zu erheben. Ich denke niemals an Dich und an die Kinder. Und nur deshalb erlaube ich mir nicht, an Euch zu denken, weil ich jede Minute an Euch zu denken bereit bin. Würde ich mich aber einmal nur dem hingeben, so würde ich sogleich abreisen . . .

Die Hauptsache ist Schwäche und Traurigkeit: Ich möchte mich bedauern lassen wie ein kleines Kind und vor Rührung über mich selber weinen . . ."

Die folgende, gleichfalls an die Gattin gerichtete und für Tolstois reiches Lebensgefühl kennzeichnende Beschreibung seines damaligen Zustandes lässt wohl kaum einen Zweifel darüber aufkommen, dass es sich hier tatsächlich um geistige Abspannung handelt, wie sie ja mehr als genügend begründet war: „Am schmerzlichsten empfinde ich es jetzt," so heisst es dort, „dass ich meines Unwohlseins wegen kaum ein Zehntel dessen empfinde, was zu empfinden ich sonst fähig bin. Keine geistigen und vor allem keine poetischen Genüsse gibt es für mich! Auf alles blicke ich hin wie ein Toter. Und deswegen konnte ich doch gerade soviele Menschen nicht ausstehen! Jetzt aber sehe ich selber nur, was da ist: Zwar verstehe ich, was ich sehe, und mache mir Vorstellungen davon, aber ich sehe nicht durch die Erscheinung mit Liebe hindurch wie früher. Wenn aber schon einmal über mich so etwas kommt wie poetische Stimmung, so ist es die allersäuerlichste, weinerlichste: Ich möchte dann flennen!"

Tolstois spannkräftige Natur überwindet auch diese Abspannung in kurzer Zeit: Bald schon beginnt alles von neuem ihn zu interessieren: Die Baschkiren, „von denen es nach Herodot riecht", und die russischen Bauern. Tolstoi wandert in den Dorfansiedelungen umher und findet sie besonders anziehend wegen der Güte und Einfachheit des Volkes.

Schon um halb sechs Uhr des Morgens steht Tolstoi auf, um mitanzusehen, wie Herden Tausender von Pferden mit ihren Füllen in immer wechselnden Gruppen von den Höhen herabkommen. Dann trinkt er seinen Kumis und geht ins Dorf, die übrigen Kurgäste zu begrüssen, von denen er in den Briefen an die Gattin treffliche Schilderungen entwirft. (Ein Rest von sozialem Hochmut macht sich da freilich einmal bemerkbar,

wenn er u. a. erzählt: „Es ist da noch ein Bruder mit seiner Schwester, ruhige Leute, und da sie dem Kaufmannsstande angehören, ist es so, als wenn sie gar nicht da wären.“ Die Herren Agrarier wollen eben auch heute noch nicht begreifen, dass sie selber doch im Grunde gar nichts anderes sind als Getreidehändler!)

Das Mittagessen besteht dann aus Hammelfleisch — die Kumiskur erlaubt nichts als Fleisch und Eier — „das wir aus einer hölzernen Schüssel mit den Fingern essen“. (Das muss dem peinlich sauberen Aristokraten Tolstoi wenigstens anfangs recht sauer gefallen sein. Zehn Jahre später erklärte er freilich, die Sauberkeit sei nur eine Erfindung der Reichen, zu dem Zwecke gemacht, damit sie die Armen verachten könnten.) Tolstoi hat übrigens hier, wie überall, wo er erschien, in die ganze Gesellschaft Leben gebracht. Sogar ein alter Seminarprofessor musste mit ihm über die Kordel springen. Alle Kurgäste drängten sich um ihn — er ward eben überall, wo er nur hinkam, ohne es zu wollen und ohne es zu merken, der Mittelpunkt des Kreises.

Dazwischen werden von den Kurgästen Ausflüge in die Baschkirendörfer unternommen. Man versorgt sich mit Jagdgewehren und Geschenken. Unterwegs jagt man auf Wildenten an den zahllosen Seen. Ueberall werden die Reisenden mit unbeschreiblicher Gastfreundschaft aufgenommen: „Der Wirt“, so berichtet Tolstoi der Gattin, „schlachtet sogleich einen fetten Fettschwanzhammel, stellt eine grosse Kufe Kumis auf, breitet dann Teppiche und Kissen auf den Boden, weist seinen Gästen Plätze an und lässt sie nicht eher los, bis sie seinen Hammel gegessen und seinen Kumis ausgetrunken haben. Mit eigener Hand gibt er den Gästen zu trinken, und mit eigener Hand, ohne Gabel, legt er den Gästen Hammelfleisch und Fett in den Mund — und man darf ihn nicht beleidigen!“ Nicht alle Gäste konnten das freilich ertragen. Einer

von Tolstois Reisegenossen übergibt sich schliesslich auf den Teppich und bittet später tränenden Auges die Reisegefährten, doch nur nicht wieder bei gastfreundlichen Baschkiren einzukehren. Tolstoi selber kannte damals noch nicht alle patriarchalischen Gebräuche. So bewunderte er einmal, bei einem Baschkiren zu Gaste weilend, eine Stute, die sich aus der Herde abgesondert hatte. Als er dann später Abschied nahm, fand er diese Stute als Geschenk an seinem Wagen angebunden.

Schon nach wenigen Wochen beginnt Tolstoi sich wiederum ausserordentlich wohl zu fühlen. „Wie es sich bei der Kumiskur so gehört, bin ich von früh bis spät betrunken, schwitze und finde Vergnügen daran," schreibt er dem Freunde Feth. Wenn er (Tolstoi) nicht Sehnsucht nach seiner Familie hätte, würde er sich völlig glücklich fühlen. Er lese dabei mit Vorliebe hier seinen Herodot, „der mit Genauigkeit und grosser Treue dieselben milchtrinkenden Skythen beschreibt, bei denen ich hier weile".

Auch den Jahrmarkt im nahegelegenen Busuluk besuchte Tolstoi mit seinem Schwager — diesmal nehmen sie aber ihren Kumis selber mit in den üblichen Säcken aus Füllenhaut. Auf dem Jahrmarkte waren ausser russischen Bauern auch uralische Kosaken, Baschkiren und Kirgisen vertreten. Tolstoi ging von einem zum andern und liess sich mit allen in Unterhaltungen ein, auch mit den Betrunkenen. Als ihn aber ein selig trunkenes Bäuerlein umarmen will, wirft er ihm einen strengen Blick zu, so dass das enttäuschte Bäuerlein die Arme sinken lässt und ganz demütig meint: „Nein, lieber nicht!" (Ich finde das übrigens pedantisch: Da blickt der spätere Asket oder der noch nicht überwundene Graf heraus: Weshalb denn eigentlich das gutherzige Bäuerlein enttäuschen, das doch so wenig Freuden kennt, und auf den selbst der Alkohol so freundlich wirkt?)

Nach sechswöchentlicher Abwesenheit kehrt Tolstoi nach Hause zurück. Auf der Rückfahrt kauft er in Moskau ein Gut

im samarischen Gouvernement, „um Anlass zu haben, jedes Jahr dahin zurückzukommen“, was auch in der Folge geschah. Mit frischen Kräften wendet sich nunmehr dieser unermüdliche Arbeiter dem Werke zu, das ihm, wie wir wissen, lange schon am Herzen lag: Tolstoi wollte ein Lesebuch herausgeben für die russische Volksschule. Er schreibt von früh bis spät. Die Gattin kopiert eifrig. So geht die Arbeit rüstig voran. Der Plan war dabei ein sehr umfassender: „Das ABC-Buch allein kann Arbeit geben für hundert Jahre,“ heisst es in einem Briefe. „Es erfordert die Kenntnis der griechischen, indischen und arabischen Literatur. Nötig sind auch alle Naturwissenschaften, Astronomie und Physik, und allein die Arbeit an der Sprache ist eine furchtbare.“ Ausser eigenen Erzählungen brachte Tolstoi hier auch Uebertragungen anderer Dichter, ferner studierte er die verschiedenen Varianten der sogenannten Bylinen (es sind das rhapsodienartige, altrussische Ueberlieferungen, die Märchen und Heldensagen zum Inhalt haben) und übertrug mehrere davon in einfache und immer sehr poetische Sprache. Endlich verfasste Tolstoi auch noch für sein ABC-Buch eine ganze Reihe populär-wissenschaftlicher Erzählungen und stellte dazu selber vielfach Versuche an, die er dann mit bewundernswerter Klarheit beschreibt. Bei alledem durchforschte er ganze Berge von Lehrbüchern und führte zudem eifrigste Korrespondenz mit Spezialisten der einzelnen Fächer. Er begeistert sich dabei im besonderen für Astronomie und beobachtet nächtelang den gestirnten Himmel. Sein Hauptinteresse nahm indes die Arithmetik in Anspruch. Hier war er unaufhörlich darauf bedacht, neue, vereinfachte Erklärungen der verschiedenen Rechnungsarten auszudenken.

Schliesslich verlangte es Tolstoi noch danach, alle seine Ergebnisse auch praktisch zu erproben, und so richtete er denn gleich zu Beginn des neuen Jahres (1872) in den unteren Räumen seines Wohnhauses wiederum eine Probeschule ein, in der

dreissig bis fünfunddreissig Dorfkinder von ihm selber und von fast sämtlichen Mitgliedern seiner Familie unterrichtet wurden. Ja, sogar die ältesten Kinder, die damals erst sieben und acht Jahre alt waren, halfen dabei mit. Die Schüler wurden in Gruppen von acht bis zehn eingeteilt, und lernten mit grossem Eifer. Dabei brachten sie ihrer kleinen siebenjährigen Lehrerin Tanja allerlei kleine Geschenke mit: zierliche Körbchen aus Bast, Vögelchen aus Brot usw. und schleppten sie nach dem Unterricht auf ihren Schultern herum.

In dieser rastlosen Tätigkeit inmitten seiner ebenso tätigen Familie fühlte sich Tolstoi ausserordentlich wohl. Er entschuldigt seine Briefschulden damit, dass glückliche Menschen keine Geschichte haben. Dabei klingt aus allen Schreiben jener Epoche Freude und Stolz über sein Werk: „Meine stolzen Gedanken über mein ABC-Buch sind folgende:" so heisst es da irgendwo — „Nur nach diesem Buche werden zwei Generationen russischer Kinder, von denen des Zaren zu denen des Aermsten herab, lesen lernen und ihre ersten dichterischen Eindrücke empfangen. Und darum werde ich ruhig sterben können, wenn ich dies ABC-Buch geschrieben habe."

Tolstoi kann sich kein schöneres Leben wünschen, als er es jetzt eben führt: „Als ich jung war," heisst es in einem der Briefe dieser Zeit, „und auf solche grauhaarige, zahnlose Greise sah, wie ich einer bin, war ich fest überzeugt davon, dass, wenn es ein wahrhaft interessantes geistiges Leben und geistige Bewegung gibt, man solche bei den jungen Leuten suchen müsse, dass aber die Greise vertrocknet seien wie Reliquien, inwendig und auswendig. Jetzt aber sehe ich: je weiter voraus, desto grösser und steiler sind die Stufen, und unversehens kommt man zu Fall . . ." Immer mehr Arbeit sieht Tolstoi vor sich: Wenn man ihm vor zwanzig Jahren gesagt hätte: „Denke dir eine Arbeit aus für dreiundzwanzig Jahre!" so hätte er beim besten Willen nicht einmal eine solche für drei

Jahre auszudenken vermocht. Wenn man ihm aber jetzt sage, er werde in zehn Personen hundert Jahre leben, so würden alle seine zehn Ichs nicht einmal das tun können, was unumgänglich notwendig sei!

Wiederum an anderer Stelle scherzt Tolstoi, in seinem Leben seien zwar grosser geistiger Freuden, soviel er überhaupt zu ertragen vermöge, der dicke Untergrund bestehe aber in grossen dummen Freuden als da sind: Bauernkinder Lesen und Schreiben zu lehren, ein junges Pferd einzufahren, sich zu freuen über ein neueingerichtetes Zimmer, die zukünftigen Einnahmen eines neugekauften Gutes auszurechnen, eine gutbearbeitete Aesopsche Fabel, eine vierhändig mit der Nichte heruntergetrommelte Symphonie, schöne Kälber, ein Bullenkalb usw. usw. „Meine grosse Freude, das ist ausser meiner Arbeit, die Familie, der es furchtbar gut geht (der arme Tolstoi hat hier, wie wir gleich sehen werden, verrufen). Alle Kinder leben, sind gesund und, wie ich fest überzeugt bin, auch klug und unverdorben . . ." Das Erleben alles dieses normalen Glückes hat wohl erst Tolstois früh erwachter Neigung zur Gesellschaftskritik und zu sozialem Schwarzsehen Inhalt und Massstab gegeben: So ist er ganz verzweifelt, als sein Liebling, seine Nichte Warja (die älteste Tochter seiner Schwester Marie) sich verlobt: Er habe, so meint er nachher, zum ersten Male das Gefühl des grausamen Vaters in der Komödie erlebt. Obwohl an dem jungen Manne eigentlich nichts Schlechtes sei, würde er ihn getötet haben, wenn er ihm auf der Jagd allein begegnet wäre. „Ich habe ihnen mit meiner finsteren Miene ihr kindisches sogenanntes Glück gründlich verleidet. Aber ich kann nun einmal nicht anders! Gott bewahre mich davor, so lange zu leben, bis meine Töchter heiraten. Dies Gefühl des Opferbringens, des Hinschlachtens auf dem Altar einer furchtbaren und zynischen Gottheit!" Tolstoi scheint dabei hier nicht ausschliesslich das ihm wohlbekannte Vorleben der

Bräutigame seiner Kreise im Auge zu haben, vielmehr das Gesellschaftsganze, in das eine junge Frau dort eintritt. Wenigstens berichtet er um dieselbe Zeit, er sei aus Moskau zurückgekehrt mit einem solchen Widerwillen gegen allen diesen Müssiggang, diesen Luxus, diese unehrlich erworbenen Mittel (bei Männern und Frauen), gegen diese sittliche Verderbnis, die in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen sei, gegen jene Haltlosigkeit in den gesellschaftlichen Grundsätzen, dass er nur mit Schrecken an die Zukunft denke, wenn seine Töchter herangewachsen sein werden. Solche Anfälle sozialen Schwarzsehens lassen wiederum auf ein tief erregtes, religiöses Leben schliessen. Und dafür zeugen auch Tolstois Briefe und Tagebücher: Wie alle wahrhaft Glücklichen verlässt auch ihn nicht der Gedanke an den Tod.

„Ueber Nirwana ist gar nicht zu lachen und noch weniger sich zu ereifern!" schreibt er dem Freunde Feth. „Uns allen (wenigstens mir), ich fühle es, ist Nirwana viel interessanter als das Leben. Ich gestehe aber ein, dass, soviel ich auch nachdenke über Nirwana, ich nie etwas anderes denke, als dass es eben Nirwana ist, das heisst das Nichts. Ich stehe nur für eines ein — für religiöse Ehrfurcht, für religiösen Schauer vor diesem Nirwana! Wichtiger ist nichts für uns auf Erden!"

Dabei ist Tolstois Ehrfurcht vor der Kirche noch unerschüttert: „Ich kam neulich zu meinem Bruder" — so berichtet er dem Getreuen — „Bei ihm war ein kleines Kind gestorben, und man beerdigte es. Es kamen die Popen. Da stand der kleine rosa Sarg, und alles ging zu, wie es sich gehörte. Mein Bruder und ich gestanden einander, dass wir fast Widerwillen hegten gegen die religiösen Zeremonien. Später aber dachte ich: Nun, was würde denn der Bruder tun, um endlich den verwesenden Leichnam des Kindes hinauszutragen aus seinem Hause? Wie ist es überhaupt geziemlich, diese Angelegenheit zu Ende zu führen? Man kann es nicht besser, mir

fällt wenigstens nichts Besseres ein, als mit Totenmesse, Weihrauch usw." Tolstoi meint weiterhin, wenn er die Bedeutung, die Wichtigkeit, die Feierlichkeit und den religiösen Schauer vor diesem im Leben eines jeden Menschen wichtigsten Augenblick ausdrücken wollte, vermöge er sich nichts vorzustellen, was ziemlicher wäre für alle Altersstufen als eben die religiösen Zeremonien. Auf ihn selber wirkten die hier gesprochenen Worte mit ganz dem gleichen metaphysischen Entzücken, das er empfinde, wenn er an Nirwana denke. Die Religion sei schon dadurch erhaben, dass sie so viele Jahrhunderte hindurch so vielen Millionen Menschen diesen Dienst erwiesen habe, den allerwichtigsten, den in dieser Welt ein Mensch dem andern erweisen könne. Wie könnte sie, die Kirche, streng logisch sein bei solcher Aufgabe!

Wenn man, nebenbei bemerkt, das hier Gesagte vergleicht mit Tolstois späteren, jedes Mass, und sagen wir es nur ganz offen, jeden Anstand vermissen lassenden Angriffen auf die Kirche, so kann man gar nicht anders, als bei dem Propheten Tolstoi eine Einengung des seelischen Gesichtsfeldes (als Folge übermächtiger Erregungen) zu konstatieren, wobei ich freilich nicht leugnen will, dass Tolstoi erst als Prophet scharfsichtig ward auf einem Gebiete, dem sozialen. Alles in allem genommen ging ihm aber zweifellos in seiner religiösen Krise unendlich viel von seiner gesunden Selbstkritik verloren. Damals, in der Zeit, von der wir hier handeln (Winter des Jahres 1872) bewies Tolstoi noch ein ausserordentliches Mass von Selbsterkenntnis, wie wir auch aus folgender Briefstelle erkennen: „Ich bin Egoist in meiner geistigen Tätigkeit, d. h. es scheint mir, meine Gedanken müssten immer allen interessant sein, und ich bin geneigt, sie allen aufzudrängen. Meine Person hingegen halte ich für etwas sehr Geringes und nicht einmal interessant für mich selber, geschweige denn für jemand anderen!" Mir scheint es, Tolstoi hat sich hier trefflich selber

gedeutet. Dem widerspricht es auch gar nicht, dass er persönliche Kränkungen auch damals noch sehr heftig aufnahm, wovon gleich die Rede sein wird. Tolstoi hat eben nun einmal — das muss immer wieder betont werden — sein eigenes Schicksal niemals von dem der ganzen Menschheit trennen können: Er sah in allem, was ihm persönlich widerfuhr, etwas, was allen Menschen begegnen könnte. Und dann sollten wir auch niemals vergessen, dass wer über eine so feine Reizbarkeit verfügt, dass er in Aufregung geraten kann darüber, wenn solchen Unrecht geschieht, die ihn persönlich gar nichts angehen — und Tolstoi besass diese Fähigkeit in höchstem Grade, und darin erblicke ich das glücklichste Moment in seiner Veranlagung — dass solche Menschen natürlich ungemein verletzbar sein müssen. Es handelt sich da in weitem Umfange vorerst um reine physische Reaktion: solche Menschen lassen zuweilen oft in hohem Masse die instinktive Grossmut vermissen, nachträglich aber, überhaupt wenn ihnen Zeit bleibt zu überlegen, sind gerade diese Menschen, und vielleicht sie viel mehr als alle anderen, selbst der letzten und höchsten Grossmut fähig! In der ersten, unmittelbaren Reaktion auf einen Angriff auf ihre Person kommt noch zuviel von der eigenen rein körperlichen Persönlichkeit hinein. Das wird später aber als solches anerkannt: Die eigene Person trat vielleicht hier nur zunächst als Ersatz ein für das inhaltserfüllte Allgemeininteresse, das solche Menschen instinktiv verletzt begreifen in der Beleidigung, die ihnen persönlich wird. Freilich gibt es begnadete Naturen, die mit höchster persönlicher Erregbarkeit absolutes Freisein von persönlicher Empfindlichkeit vereinigen. Turgenjeff behauptet solches von Bjelinsky und stellt ihm damit vielleicht das höchste Lob aus, das der Mensch dem Menschen auszustellen vermag. Aber Bjelinsky hat sicherlich andern geschehenes Unrecht nicht so intensiv empfunden wie Tolstoi, und auch der edle Wladimir Solowieff hat wohl auch nicht annähernd so tief das

soziale Elend begriffen wie Tolstoi. Freilich ist es eine sehr grosse Frage, ob Solowieff dann, ob überhaupt ein Mensch dann, wenn er soziales Elend gleich tief empfinden würde wie Tolstoi es erlebte, jene Harmonie hätte erreichen können, die uns ihn so teuer macht als ein Pfand darauf, dass Russland sich doch noch mit Westeuropa vereinigen kann in einem Streben nach dem Höchsten, was Menschen zu erreichen imstande sind!

Im Februar (1873) ist dann die Arbeit am ABC-Buch so weit vorgerückt, dass bereits mit der Drucklegung begonnen werden kann, während am Manuskript noch weiter gearbeitet wird. Nunmehr beschäftigt Tolstoi ausschliesslich die Arbeit an der Sprache seines Lehrbuchs: „Es muss da alles schön, ganz einfach und, was die Hauptsache ist, klar sein!" Hier, auf dem Gebiete seiner Sprache, fühlt sich Tolstoi durchaus bei sich zu Hause. Da merkt man schon gar nichts mehr von jenem unvermeidlichen Hin- und Herschwanken des gewissenhaften Dilettanten, das Tolstois pädagogische Schriften so ungeniessbar macht. Und hier, auf dem Gebiete der Sprache, ist Tolstoi tatsächlich der geniale Neuerer. Freilich, wie stets, von einer Leidenschaftlichkeit, die ihn nicht zurückschrecken lässt vor den übertriebensten Paradoxen, und die fast immer in der Doktrin endigt. Während aber Tolstoi seine Doktrinen, sobald sie religiös-sittlicher Natur sind, durchaus auch zur Tat zu machen suchte — und so nie aus Gewissensbeunruhigung herauskam — hat er als Künstler immer und überall über seiner Doktrin gestanden. Auch über seiner Sprachdoktrin: Tolstoi erklärte ja damals schon, dass man in einer vollendet verständlichen und einfachen Sprache überhaupt nichts Schlechtes schreiben könne: Alles Unsittliche werde sich dann so abscheulich ausnehmen, dass man es gleich von sich weisen werde. Alles Nicht-Durchdachte werde dann als Lüge und alle sogenannte Popularwissenschaft so dumm und flach erscheinen,

dass man sie ablehnen werde! (Als ob die Beschreibung naturwissenschaftlicher Experimente in seinem ABC-Buch etwas anderes sei als Popularisierung der Wissenschaft? Daran liegt es also nicht.)

Die beste Zensur, so meint Tolstoi weiter, sei die der Hausknechte, der Kutscher und der Küchenmädchen! Wenn dieses Publikum nicht verstehe und nicht nachzuerzählen wisse, was man ihm vorliest, so tauge eben die Sprache nichts. Freilich blieben bei solcher Zensur in der Küche oft von zehn Bogen nur zehn Zeilen übrig, was indes bloss als Gewinn zu betrachten sei.

Freuen wir uns, dass Tolstoi niemals — oder doch nur in seinen ganz kleinen Volkserzählungen — sich dieser Zensur unterworfen hat, und dass ihn sein grosser künstlerischer Instinkt zu jenem genialen Sprachkünstler gemacht hat, dessen Sprachbehandlung schlechthin vorbildlich geworden ist. (Diese Seite der Tolstoischen Tätigkeit, und es ist wahrlich nicht die geringste, vielleicht sogar die am meisten den Zeiten widerstehende, wird wohl noch einmal von Berufenen ausführlich behandelt werden müssen: Es wäre dabei nicht bloss für den Fachmann und für den Philologen zu lernen!)

Seine Sätze sind (da, wo er für den Druck schreibt; in Briefen und Tagebüchern lässt er sich ausserordentlich gehen) so klar durchdacht und so sehr dem Gedanken entsprechend gegliedert, dass der entsprechende deutsche Satz unmittelbar, im Gerippe wenigstens, in unserer Vorstellung ersteht, wenn wir den russischen Satz lesen.

Um die Zeit, als Tolstoi „Krieg und Frieden" schrieb, bedeutete für ihn Puschkin den Höhepunkt russischer Sprachkunst. Lermontoff schien ihm nicht mehr in dem Masse die Volkssprache zu beherrschen, und als letzten, der die überhaupt gekannt habe, bezeichnete Tolstoi damals Gogol. Die Arbeit am ABC-Buch stimmt ihn dann noch radikaler: Jetzt

spottet er selbst über Puschkin. Er will bloss noch vom Volke selber lernen.

„Die Sprache, in der das Volk spricht", meint er irgendwo, „und in der Töne vorhanden sind zum Ausdruck für alles das, was der Dichter überhaupt zu sagen vermag — diese Sprache ist mir über alles lieb! Diese Sprache ist ausserdem — und das ist wohl die Hauptsache — auch das beste, dichterische ‚Regulativ': Man soll es nur einmal versuchen, etwas Ueberladenes, Ueberflüssiges, Krankhaftes zu sagen — die Sprache wiederholt es einfach nicht. Freilich in unserer knochenlosen Literatursprache kann man alles ausdrücken, alles wird wenigstens so etwas Aehnliches wie Literatur!" Tolstoi gibt dann in diesem Zusammenhange noch folgendes, äusserst bemerkenswertes Bekenntnis dessen, was er eigentlich am Volke liebt: „Die Volkstümlichkeit der Panslawisten und die wirkliche Volkstümlichkeit sind einander so unähnliche Dinge, wie der Schwefeläther und der Weltenäther, die Quelle des Lichts und der Wärme. Ich hasse alle diese . . . Landkommunen und slawische Brüderschaften, die von irgendwem ausgedacht wurden. Ich liebe einfach das Bestimmte, Klare, Schöne und Gemässigte und finde das alles im Liede, in der Sprache und im Leben des Volkes — und das Umgekehrte bei uns!"

Im April dieses Jahres (1872) hat dann Tolstoi bereits die Riesenarbeit seines ABC-Buches so gut wie beendigt. Um ihm möglichste Verbreitung und allseitige Beurteilung zu sichern, will er es auf der pädagogischen Ausstellung auslegen, die am 30. Mai 1872 in Moskau eröffnet werden sollte. Indes verzögerte sich — hauptsächlich wohl der vielen eingelegten Tabellen wegen — die Drucklegung der Arbeit derart, dass bei Eröffnung der Ausstellung erst sieben Bogen fertig vorlagen. Zudem fühlte sich Tolstoi bereits stark ermüdet und überträgt darum die Aufsicht der nunmehr in Petersburg vor sich gehenden Drucklegung seines ABC-Buches seinem neuen Freunde

Strachoff, den er dabei in einer fortlaufenden Korrespondenz bis ins einzelnste unterstützt. Erst durch die Arbeit am ABC-Buche hatte sich Tolstoi völlig befreit von der Nachwirkung seines grossen Romanes und vor allem von dem Einfluss, der ihm am schädlichsten dünkte, „von dem Stolz, von den Lobeserhebungen"! Bereits jetzt, im Frühjahre 1872, beschäftigte Tolstoi unentwegt der Plan zu einer neuen Arbeit, „wie er solche noch niemals ausgedacht habe". Und er macht sich denn auch an diese Arbeit — gemeint ist „Anna Karenina" — „mit Freude, Zagen und Zweifeln gleichwie das erste Mal, als ich zur Feder griff". Vorderhand aber liess ihn das Geschick seines ABC-Buches nicht so recht zur Ruhe kommen. Er erwartete keinen rechten Erfolg von dieser Schrift, wiewohl er sehr wenig Mängel in ihr zu erkennen glaubt und überzeugt ist, dass sein ABC-Buch einen gewaltigen Fortschritt bedeute gegenüber allen bisherigen Unterrichtsbüchern. Dabei fürchtet er wiederum, dass das Publikum „beissen werde": Er befinde sich, so schreibt er Strachoff, in der Lage eines Arztes, der sorgsam in süssen Pillen das heilsame Rizinus verbirgt, und nur das eine wünscht, niemand möchte ausplappern, dass das Arznei ist, damit der Patient es herunterschluckt, ohne zu denken, was darinnen ist — und es wirkt bereits! Endlich, im Mai 1872, bekennt Tolstoi, seine geistige und seelische Arbeit am ABC-Buch sei beendet, er könne sich nur noch nicht an eine andere Arbeit machen, bevor das ABC-Buch glücklich gedruckt sei, und das quäle ihn sehr. Diese Qual dauert dann noch weit in den Herbst hinein. Im Juni (1872) begibt sich dann Tolstoi, diesmal ohne Familie, nach seiner geliebten Steppe. Indes lassen ihn die Sorgen um die Drucklegung des ABC-Buches und die ständige Korrespondenz darüber mit Strachoff zu keiner rechten Ruhe kommen. Er ordnet lediglich auf seinem neuerworbenen Gute die zur Aufnahme seiner Familie notwendigen Bauten an, trifft noch die Vorbereitungen

zum ersten Bepflügen des Bodens und ist Ende Juli bereits wieder zu Hause. Dort erfuhr er von einer Angelegenheit, die ihn, ähnlich wie die Haussuchung im Jahre 1862, in eine namenlose Wut versetzte. Wiederum schüttet er seiner Babuschka sein Herz aus. Wir geben seine diesbezüglichen Schreiben wörtlich übersetzt im Auszuge, weil sie einen ganz verblüffenden Einblick gewähren in Tolstois damaligen Seelenzustand. Im ersten Briefe wird der Vorfall so berichtet: „Ein junger Stier tötete in Jasnaja Poljana einen Hirten, und ich stehe nun unter Arrest — ich darf mein Haus nicht verlassen (alles dies nach der Willkür eines Knaben, den man Untersuchungsrichter nennt), und dieser Tage soll ich angeklagt werden und mich vor Gericht verteidigen — vor wem? Es ist mir furchtbar, zu denken, furchtbar, mich zu erinnern an alle die Niedertrachten, die man mir antut und noch antun wird.

Mit grauem Bart, mit sechs Kindern, mit dem Bewusstsein eines nützlichen und arbeitsamen Lebens, mit der festen Ueberzeugung, dass ich nicht schuldig sein kann, mit der Verachtung, die ich nicht nicht zu empfinden vermag gegenüber den neuen Gerichten, soviel ich ihrer auch gesehen habe, mit dem einen Wunsche, dass man mich nur in Ruhe lassen möge, wie ich selber alle in Ruhe lasse, ist es mir einfach unerträglich, in Russland zu leben, in der ständigen Furcht, dass jeder Knabe, dem mein Gesicht nicht gefällt, mich zwingen kann, auf der Anklagebank zu sitzen — und dann im Gefängnisse zu schmachten! Ich will aber aufhören, mich zu ärgern. Die ganze Geschichte werden Sie im Drucke lesen. Ich würde vor Aerger sterben, wenn ich mir nicht Luft machen kann, möge man mich dann auch noch dafür richten, dass ich die Wahrheit sagte! . . . Wenn ich nicht sterben werde vor Aerger und Kummer im Gefängnis, wohin sie mich wahrscheinlich schicken werden (ich überzeugte mich, dass sie mich hassen), so bin ich entschlossen, nach England überzusiedeln auf immer, oder wenigstens

auf so lange, bis die Freiheit und Würde jedes Menschen auch bei uns garantiert sein wird. Meine Frau blickt darauf mit Vergnügen — sie liebt das Englische. Für die Kinder wird das nützlich sein. Mittel habe ich bereits. (Ich kann, wenn ich alles verkaufe, zweimalhunderttausend Rubel flüssig machen), ich selber, wie widerlich mir auch das europäische Leben ist, hoffe, dass ich dort aufhören werde, zornig zu sein und imstande sein werde, die wenigen Lebensjahre, die mir noch bleiben, ruhig zuzubringen in der Arbeit über dem, was ich noch schreiben muss . . . Wann wir reisen werden, kann ich nicht sagen, weil man mich schikanieren kann, soviel es ihnen nur beliebt. Sie können sich gar nicht vorstellen, was das bedeutet! Man sagt, die Gesetze gewährten Sicherheit. Bei uns ist das Gegenteil der Fall. Ich habe mein ganzes Leben eingestellt auf grösstmöglichste Sicherheit: Ich begnüge mich mit wenigem, suche und wünsche nichts ausser Ruhe, ich werde geliebt und geachtet vom Volk, sogar die Diebe machen einen Umweg um mein Haus, und ich geniesse auch völlige Sicherheit — nur nicht von seiten der Gesetze!

Schwerer zu ertragen als alles andere ist dabei für mich — mein Zorn. Ich liebe es so, zu lieben, jetzt aber kann ich nicht nicht zornig sein. Ich bete das Vaterunser und den siebenunddreissigsten Psalm und auf einen Augenblick beruhigt mich besonders das Vaterunser — und dann kocht es von neuem in mir, und ich vermag nichts zu denken, nichts zu tun! Ich habe meine Arbeit aufgegeben, und so dumm ist doch mein Verlangen, mich zu rächen, da doch niemand da ist, an dem ich mich rächen könnte! . . . Nur jetzt, wo ich bereits begonnen habe, mich zur Abreise zu rüsten und fest dazu entschlossen bin, ward ich ruhiger und hoffe bald, mich selber wiederzufinden!"

Aber die Geschichte geht weiter, und wird jetzt echt russisch: Tolstoi war um dieselbe Zeit, wo dieser Vorfall sich zutrug, zum Geschworenen ernannt worden. Er frug beim Ge-

richtspräsidenten an, ob er zur Verhandlung kommen solle: Der Gerichtspräsident antwortete, Tolstoi habe durchaus das Recht, zu Hause zu bleiben.

Trotzdem verurteilte das Gericht Tolstoi zu zweihundertfünfundzwanzig Rubel Strafe und verlangt, er solle erscheinen, oder er werde in Anklagezustand versetzt. Tolstoi erscheint denn auch schliesslich mit dem Brief des Präsidenten in der Hand und „gibt den Herren die Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen"!

Die ganze Angelegenheit kommt aber rasch in Ordnung. Schon wenige Tage nach seinem ersten Briefe schreibt Tolstoi seiner Babuschka: „Verzeihen Sie, dass ich Sie beunruhigt habe. Ich bin aber nicht schuldig. Ich habe mich in diesem Monat so gequält, wie noch niemals im Leben, und in meinem männlichen Egoismus wollte ich, dass alle sich ein wenig mit mir q u ä l t e n. Soeben erhielt ich einen Brief vom Gerichtspräsidenten. Er schreibt, dass alles schmähliche Unrecht, das man mir antat, auf Irrtum beruhe, und dass man mich nunmehr in Ruhe lassen werde!" Tolstois Aerger erlischt aber längst nicht auf einmal: Er findet es viel zu billig, dass mit dieser einen Erklärung aller Verdruss, der ihm bereitet worden war, einfach abgetan sein solle. Erst eine heftige Erkrankung seiner Frau (es drohte ihr Brustentzündung: Sie nährte ihr Kind selber) bringt Tolstoi zur Besinnung: Er erkennt, „dass kein Mensch das Recht habe, über sein Leben und besonders über seine Familie zu verfügen", und sein Zorn und die Beleidigung, die ihm wurde, erscheinen ihm auf einmal (und mit Recht) unendlich kleinlich!

Wenn wir versuchen, hier unbefangen zu urteilen, so müssen wir zugeben, dass an und für sich in dieser Angelegenheit — bis auf den Fall mit dem Geschworenengericht — völlig dem Gesetze gemäss verfahren wurde, und dass im besonderen das Vorgehen des russischen Gerichts, jedesmal die letzte höchste

Instanz (hier den Gutsbesitzer) für alles verantwortlich zu machen, was innerhalb seines Machtbereiches vor sich geht (es ist das ganz so im Fabrikbetriebe: Noch unlängst ward der Direktor der Moskauer Gasgesellschaft wegen des Unfalles eines seiner Arbeiter zu Gefängnisstrafe verurteilt), in Russland durchaus berechtigt, ja sogar notwendig ist bei dem fabelhaften Leichtsinn, mit dem dort im allgemeinen mit Gesundheit und Leben der Dienenden und Arbeitenden umgegangen wird. Tolstoi war aber wohl von Hause aus im Bewusstsein seiner überaus gewissenhaften Persönlichkeit und auch — das darf nicht vergessen werden — verwöhnt als Angehöriger der höchsten Aristokratie, unfähig, sich irgendwo so behandeln zu lassen wie alle andern: So fühlt sich Tolstoi persönlich verletzt da, wo er hätte froh sein sollen, dass endlich einmal geordnete Verhältnisse in Russland herrschen, und nicht mehr, wie zur Leibeigenschaftszeit, niemand darnach fragt, wenn ein erzürnter Seelenbesitzer einen armen Leibeigenen zu Tode quälen liess!

Zu solcher Sachlichkeit den staatlichen Einrichtungen gegenüber erwies sich indes Tolstoi sein Leben lang unfähig, und das ist echt russisch: Der Russe, der nie aufhört, über die Gewalttätigkeit und Bevormundungssucht seiner Regierung zu schimpfen und zu jammern, nimmt selber oft nicht die geringste Rücksicht auf seinesgleichen, oder besser gesagt, er will solche, wenn er sie übt, durchaus von seinem persönlichen Ermessen abhängig wissen (er will nicht wahrhaben, dass doch tatsächlich jeder Zwang da aufhört, wo man einverstanden sein kann mit dem, was man tun muss). So lebt denn der Russe allzu oft in der naiven Hoffnung — und wenn er gebildet ist, so glaubt er sie durch Rousseau vor aller Welt sanktioniert — dass, wenn jeder nur das tut, was ihm gefällt, wenn niemand auf andere irgendeine Rücksicht zu nehmen brauche, die ihm Mühe macht, oder die er einfach nicht will, dass es dann allen am besten er-

gehe. Man betrachte sich doch einmal Eisenbahnwaggons, Badehäuser, überhaupt alle öffentlichen Einrichtungen in Russland: Es ist da, als ob jeder denke: Nach mir möge die Sündflut kommen! Nun war Tolstoi freilich stets ein sehr gewissenhafter Mensch. Da er sich aber dadurch eben von der Menge so verschieden wusste, hätte er gerade die Gleichheit aller vor dem Gesetze mit Freuden begrüssen müssen, statt in den Fehler der Masse zu verfallen und alles das abzuurteilen, was seine persönliche Bewegungsfreiheit irgendwie behindert, ohne überhaupt zu untersuchen, ob solche Einrichtung im allgemeinen nicht notwendig oder wenigstens nützlich sein kann.

Augenscheinlich muss die Babuschka Tolstoi ähnliches vorgehalten haben: Denn sein nächster Brief an sie ist einfach grob. Dazu gibt er hier noch eine einwandfreie Widerlegung der Lehre, die später das A und O seines Systems werden sollte, und der dabei sein ganzes prophetisches Wirken an sich auf Schritt und Tritt widersprach: Der Lehre vom Nicht-Widerstand-Leisten gegen das Uebel. Dieses Schreiben ist überhaupt wohl deshalb so wertvoll, weil sich hier Tolstoi augenscheinlich völlig gehen lässt. Es heisst da wörtlich: „Mit dem Verstande die Lage eines anderen Menschen zu begreifen, geht nicht an, und das habe ich auch gar nicht erwartet. Man kann aber mit dem Herzen verstehen, und das habe ich tatsächlich von Ihnen erwartet und mich getäuscht. Ich fand und finde, dass, wenn man in ein Ameisennest geraten ist, man weggehen soll, um nicht schreien und sich zur Wehr setzen zu müssen. Sie aber finden das nicht und sagen, man müsse sich ermannen, nicht Egoist, vielmehr Christ sein. Ermannen kann man sich da, wo ein Feind vorhanden ist, wo Gefahr vorliegt, dort aber, wo der Kampf der Lüge und Verstellung wütet, da darf man sich meiner Meinung nach nicht fügen . . . Um nach Christenart alles aufzunehmen, was von Gott gesandt ist, muss man sich vor allem als sich selber fühlen. Während uns aber Amei-

sen stechen, kann man an nichts anderes denken, als daran, sich von ihnen zu befreien. Unmöglich ist es mir, als von Gott gesandte Prüfung das Jucken aufzufassen, das an unserm ganzen Körper hervorgerufen wird von Insekten, die an uns kleben!

Die ganze Sache liegt darin — nicht wie der Verstand, vielmehr wie das Herz auf den Menschen hinblickt (sei es ein Kind oder sei es ein Greis), der, in einen Ameisenhaufen geraten, sich seiner Haut wehrt. Vielen wird das lächerlich erscheinen, andern dumm, wieder andern erbärmlich und beleidigend. Ich verstehe auch, dass man viele Leute, die ‚erhaben verfeinert' sind, ruhig durchprügeln kann, und sie sehen sich dabei bloss um, ob das auch niemand gesehen hat, und werden noch freundlicher zu uns als früher — und solche Leute braucht man nicht zu bemitleiden. Auch verstehe ich, dass für andere Menschen, die alles dem Beobachten ihrer Würde zum Opfer bringen, auch die kleinste Erniedrigung geradezu ein physisches Leiden bedeutet, und solche Leute darf man bemitleiden. Die ganze Sache ist die, dass Sie nicht verstanden haben, dass der Zorn, den ich erlebte, und unter dem ich litt, durchaus nicht das Ergebnis meiner Willkür ist, vielmehr eine ebenso zweifellose Folge dessen bedeutet, was ich erfuhr, wie die Geschwulst und der Schmerz nach dem Stich der Biene! Das Einzige, was Sie nicht aussprechen, ich aber mir selber sage, ist: weshalb ich Ihnen eigentlich geschrieben habe. Wenn ich daran denke, dass ich Ihnen schrieb mit dem Hintergedanken (der mir jetzt völlig klar ist), dass Sie das, was sich mit mir zutrug, in der Sphäre, wo Sie leben, zur Kenntnis bringen werden — so erröte ich vor Scham, und das besonders, wenn ich an Ihre Antwort denke! Sehr bedaure ich, dass ich Sie überhaupt beunruhigt habe, und werde das wahrscheinlich nicht wieder tun. Mehr aber als jemals bleibe ich bei meiner Meinung, dass das Beste, was ein Mensch tun kann, der sich selber achtet, darin besteht, davonzulaufen vor diesem abscheu-

lichen Meer von selbstzufriedener Niedertracht, verworfenem Müssiggang und Lüge, Lüge, Lüge, welches von allen Seiten das winzige Inselchen eines ehrenhaften und arbeitsamen Lebens umgibt, das ich mir erbaut habe, und nach England auszuwandern, weil nur dort die Freiheit der Persönlichkeit garantiert ist — garantiert zu jedem Missbrauch und aber auch für unabhängiges, stilles Leben."

Freilich hat Tolstoi diesen Brief bereits bereut, als er ihn eben abgeschickt hatte. Er entschuldigt sich denn auch in seinem nächsten Schreiben an die Babuschka: „Ein wenig zu meiner Rechtfertigung will ich Ihnen noch sagen, dass ich in der letzten Zeit nach Beendigung meines ABC-Buches jene grosse Arbeit zu schreiben begann, ich liebe nicht, sie Roman zu nennen, an die ich schon so lange denke. Wenn aber diese ‚Verrücktheit' uns zu befallen beginnt, wie Puschkin so hübsch sagt, wird man besonders empfindlich gegenüber der Roheit des Lebens: Stellen Sie sich einen Menschen vor, der in völliger Stille und Dunkelheit hinhorcht auf heimliches Raunen, und der gespannt hinblickt auf die Lichtstrahlen, die die Finsternis durchdringen, und dem man nun plötzlich gerade vor seiner Nase ein übelriechendes bengalisches Licht losbrennt und auf falschen Hörnern einen Marsch vorbläst. Das ist sicherlich sehr qualvoll! Jetzt lausche und spähe ich wieder in Stille und Dunkelheit, und wenn ich doch nur ein Zehntel beschreiben könnte von dem, was ich da sehe und höre! Das ist ein grosses Entzücken! So, jetzt habe ich es mir vom Halse geschrieben . . ."

Uebrigens lässt sich Tolstoi auch in einem Briefe an Strachoff über diese Stiergeschichte in den schärfsten Ausdrücken und mit derselben Einseitigkeit aus: Er habe jetzt erst erfahren, so heisst es da, unter welchem Damoklesschwert wir alle leben. Er sei körperlich krank geworden, könne sich aber bereits wiederum in Bosheit ergötzen an jener Fülle von Unanständigkeit, die wir Leben nennen. Er habe auch einen Artikel angefangen

über diese Angelegenheit, ihn aber liegen lassen, da es schmählich sei, sich zu erzürnen über eine augenscheinlich bewusste und selbstzufrieden dumme und lächerliche Sache wie das sogenannte Gerichtswesen.

Wie auf jeden echten Künstler wirkten auf Tolstoi rein persönliche Eindrücke so ausserordentlich heftig ein, um dann ebenso rasch wieder vergessen zu werden. Es scheint, dass wer der Menschheit etwas zu sagen hat, dass der seine persönlichen Angelegenheiten sozusagen konzentriert erlebt: unter grösstmöglichster Vermeidung jedes unproduktiven Zeitverlustes. Dabei kommt es dann freilich zu Explosionen, die uns unbegreiflich scheinen.

Schon im Oktober (1872) schreibt Tolstoi seinem Freunde Feth, er fühle sich völlig glücklich: Ein wenig Jagd und Wirtschaftssorgen, dann das Leben in sich und mit der Familie und nur das. Wohl um die Babuschka zu versöhnen, gibt er ihr, gleichfalls im Oktober 1872, in einem ausführlichen Briefe Charakteristiken jedes einzelnen seiner sechs Kinder: unter anderem berichtet er da von dem einen Söhnchen, er stecke nicht an, wenn er lache, wenn er aber weine, koste es dem Vater Ueberwindung, nicht mit ihm zu weinen. Von einem andern Söhnchen heisst es dagegen, wenn er weine, so sei er zugleich zornig und unangenehm, wenn er dagegen lache, müssten alle mit ihm lachen. Besonders ausführlich ist die Charakteristik der achtjährigen Tanja: ihr ausgesprochener Gedanke sei jetzt schon, Kinder zu haben, auch wisse sie stets, was jedem der Brüder das grösste Vergnügen bereite. Dabei sei sie nicht eigentlich klug, d. h. sie liebe nicht, mit dem Verstande zu arbeiten. Der Mechanismus ihres Kopfes sei aber ausgezeichnet.

Als übrigens die Babuschka in der Antwort auf oben angeführten Brief die Befürchtung aussprach, es möchte der Stier zwischen ihnen eine Spur zurückgelassen haben, meint Tolstoi: „Keine einzige Spur, ausser Reue!“ Er versichert nunmehr,

allen Tadel der Babuschka wohl zu verstehen — leider sind uns ihre Briefe in dieser Angelegenheit nicht erhalten — und er fühle auch, dass das alles nötig gewesen sei zu seiner Demütigung.

Tatsächlich ist Tolstoi schon meilenweit von der Stiergeschichte: in neuen Gedanken und in neuen Arbeiten. Freilich ging die Schulangelegenheit noch immer nebenher. So waren im Oktober (1872) zwölf Volksschullehrer auf eine Woche nach Jasnaja Poljana gekommen. Tolstoi führte ihnen seine Lehrmethode an Kindern vor, die noch keinen Unterricht genossen hatten. Wenig später wendet er sich an die Redaktion der „Moskauer Nachrichten" in einem offenen Briefe, in dem er seine Lehrmethode verteidigte. (Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.) Doch bereits im November (1872) finden wir ihn wiederum vergraben in Büchern, Karten und Handschriften. Abends, wenn die Kinder schlafen, liest er dann der Gattin Auszüge vor und entwickelt dabei gewaltige Pläne, bald in heller Begeisterung, bald in dumpfer Verzweiflung. Es handelt sich hier um einen gross angelegten Roman aus der Zeit Peters des Grossen. Tolstoi findet, dies sei die wahre Epoche für einen Künstler: Wo man auch hinsehe, überall lägen Aufgaben und Rätsel vor, deren Lösung nur vermittelst der Poesie möglich sei. Der ganze Knoten des russischen Lebens sei dort, in Peters Zeit, zu suchen. Uebrigens hat Tolstoi von vornherein Zweifel gehegt, ob er diesen Roman auch wirklich ausführen werde. Seine Vorbereitungen dauerten ihm selber zu lange. Zwar, so meint er, seien alle Personen bereits angezogen, geputzt und auf ihren Platz gesetzt — sie atmeten aber noch nicht — und sie sollten nie zum Atmen kommen. Tolstoi bekannte sich bald darauf ausserstande, sich diese Epoche lebhaft in seiner Phantasie vorzustellen, weil, wie er sagt, er da ständigen Schwierigkeiten begegne in seinem Nichtwissen von Kleinigkeiten im alltäglichen Leben und in

dessen minutiösesten Einrichtungen, und das bremse seine Phantasie. Dieser Künstler ging eben nur von fertig erschauten Bildern aus in seinem Schaffen, und da, wo es sich um Weltgeschichte handelte als Hintergrund für sein Werk, vermochte er in seinem Phantasiebilde nichts zu dulden, was er nicht als zweifellos richtig erkannt hatte, ein Zug von künstlerischer Gewissenhaftigkeit, der jedenfalls weit über rein künstlerische Endzwecke in Tolstois intuitivem Schaffen hinweist.

Im November (1872) besucht dann Tolstoi in Petersburg auf einige Tage seinen Freund Strachoff, mit dem er bisher nur eine äusserst intime Korrespondenz geführt hatte. Als späterhin Strachoff Tolstoi sein philosophisches Buch „Die Welt als Ganzes" einsandte, schreibt der ihm u. a.: „Der Mensch unterscheidet sich von der übrigen Welt in meinen Augen durchaus nicht durch seinen Geist, von dem ich mir keine Vorstellung zu machen verstehe, vielmehr dadurch, dass er über sich selber urteilt, wenn er vom Menschen spricht, und dass er nicht über sich selber urteilt, wenn er von Dingen redet. Ueber sich selber urteilen, besser gesagt, sich selber zum Gegenstand haben, das nenne ich Bewusstsein!" Aus dieser Zeit, Ende des Jahres (1872), stammt auch folgender, sehr schöner Brief an Strachoff, den ich deshalb wörtlich wiedergebe, weil er ein getreues Abbild gibt von Tolstois damaliger Stellung zur Religion:

„Sie schreiben, jederlei Kompromiss mit dem Verstande sei Ihnen zuwider. Mir auch. Sie schreiben weiter, für den Gläubigen sei jeder Unsinn gut, wenn er nur nach Frömmigkeit rieche. (Ich hätte dazu bemerkt, wenn er nur durchdrungen ist von Glaube, Liebe, Hoffnung.) Sie, die Gläubigen, fühlten sich inmitten aller Unsinnigkeiten wie der Fisch im Wasser, ihnen sei das Klare und Bestimmte zuwider. Und mir ganz ebenso . . . Der Verstand sagt mir gar nichts und kann mir gar nichts antworten auf die drei Fragen, denen man leicht

Ausdruck geben kann in dem Einen: Was bin ich eigentlich? Antworten auf diese Fragen gibt mir in der Tiefe meines Bewusstseins ein gewisses Gefühl. Die Antworten, die mir dieses Gefühl gibt, sind dunkel, unklar und nicht wiederzugeben mit Worten (dem Werkzeuge des Verstandes); ich habe aber nicht allein Antwort gesucht und suche nicht allein Antwort auf diese Fragen. Die ganze lebende Menschheit in jeder einzelnen Seele war gequält von ganz denselben Fragen und empfing ganz dieselben dunklen Antworten in ihrer Seele. Milliarden gleichbedeutender dunkler Antworten gaben Bestimmtheit diesen Antworten. Diese Antworten sind — die Religion. Wenn man mit dem Verstande auf sie hinblickt, sind diese Antworten sinnlos, sinnlos bereits in Hinsicht auf das eine, dass sie in Worten ihren Ausdruck finden. Dennoch antworten sie allein auf die Fragen des Herzens. Als Ausdruck, als Form sind sie sinnlos, als Antwort indes sind sie allein wahrhaftig. Ich blicke, so gut ich zu schauen vermag, auf die Form hin — der Inhalt entschlüpft mir. Ich blicke mit beiden Augen auf den Inhalt — die Form geht mich nichts weiter an.

Ich suche ganz im allgemeinen Antwort auf Fragen ihrem Wesen nach im Namen des Verstandes und verlange, dass sie ihren Ausdruck finden in Worten, dem Werkzeuge des Verstandes. Weshalb wundere ich mich dann aber, dass die Form meiner Antworten hier den Verstand nicht befriedigt? Sie werden sagen: Deshalb gerade kann es auch keine Antworten geben. Nein! Sie werden das nicht sagen, weil Sie wissen, dass es Antworten gibt, dass nur von diesen Antworten leben und lebten alle Menschen, und dass auch Sie selber nur von ihnen leben. Zu sagen, dass es diese Antworten nicht geben könne — ist ebenso, als wenn man sagen wollte, nachdem man über das Eis gegangen ist, dass die Flüsse nicht zufrieren können, weil durch die Kälte die Körper sich zusammenziehen, nicht aber sich ausdehnen. Zu sagen, diese Antworten seien sinnlos — ist

ebenso, als wenn ich sagen wollte, dass ich irgend etwas in ihnen nicht zu begreifen vermag. Und auch Sie können das nicht begreifen, wie es mir scheint, und das aus dem Grunde: Die Antworten werden erfragt nicht auf Fragen des Verstandes, vielmehr auf andere Fragen. Ich nenne sie die Fragen des Herzens.

Auf diese Fragen antworten die Menschen, solange das Menschengeschlecht lebt, nicht mit Worten, dem Werkzeuge des Verstandes, d. h. nicht mit einem Teile der Offenbarungen des Lebens, vielmehr mit dem ganzen Leben, mit Handlungen, von denen das Wort nur ein Teil ist. Alle die Glaubenssätze, zu denen ich mich bekenne und Sie und das ganze Volk, sind gegründet nicht auf Worten und Ueberlegungen, vielmehr auf einer Reihe von Handlungen, auf den Lebensführungen der Menschen, die unmittelbar wie ein Gähnen aufeinander einwirkten, angefangen vom Leben Abrahams, Moses, Christus, der Heiligen Väter, ihren Lebensführungen und sogar ihren äusseren Handlungen — ihren Kniebeugungen, ihrem Fasten, ihrer Beobachtung der Tage usw. Aus der ganzen Masse zahlloser Handlungen dieser Menschen haben sich aus irgendwelchem Grunde ganz bestimmte Handlungen ausgesondert, und sie bilden — eine vollständige Ueberlieferung, die zur einzigen Antwort dient auf die Fragen des Herzens.

Deshalb liegt für mich in dieser Ueberlieferung nicht nur nichts Sinnloses, mir ist es sogar völlig unverständlich, wie man diese Offenbarungen nachprüfen sollte nach dem Massstabe des Vernünftigen und Unvernünftigen. Die einzige Nachprüfung, der ich diese Ueberlieferungen unterwerfe und immer unterwerfen werde, ist, ob die Antworten, die sie gibt, übereinstimmen mit der dunklen, rein persönlichen Antwort, die vorgezeichnet ist bei mir in der Tiefe meines Bewusstseins (die, von der ich weiter oben sprach). Und wenn mir darum diese Ueberlieferung sagt, ich solle wenigstens einmal im Jahre

Wein trinken, den man das Blut des Herrn nennt, so führe ich das aus, indem ich diesen Akt in meiner Weise verstehe oder überhaupt nicht begreife. In ihm ist aber nichts Derartiges, was meinem dunkeln Bewusstsein widerspräche. Ebenso werde ich zu bestimmten Tagen Kohl und an anderen Tagen Fleisch essen. Wenn mir aber die Ueberlieferung (entstellt durch den Kampf ihrer eigentlichen Bedeutung mit verschiedenen Auslegungen) sagt: Wir wollen darum beten, dass wir möglichst viel Türken niedermachen, oder wenn sie mir sogar nur sagt, dass der, der nicht glaubt, dass dieses das wirkliche Blut ist usw. usw., dann richte ich mich nicht nach der Auslegung, vielmehr nach meiner zwar dunkeln, aber zweifellosen Stimme des Herzens und sage, dass diese Ueberlieferung lügenhaft ist. So schwimme ich ganz so wie der Fisch im Wasser in Sinnlosigkeiten, und füge mich nur dann nicht, wenn mir die Ueberlieferung von ihr ausgedachte Handlungen vorschreibt, die nicht übereinstimmen mit der ursprünglichen Sinnlosigkeit des dunkeln Bewusstseins, das in meinem Herzen liegt . . . Es ist mir peinlich, das alles zu sagen. Ich spreche aber nur das aus, was ich fühle. Ich bin so überzeugt in dem, was ich sage, und diese Ueberzeugung ist so erfreulich für mich, dass ich nicht für mich ihre Beurteilung wünsche, vielmehr für Sie. Ich wünschte, Sie möchten gleichfalls jene Ruhe und jene geistige Freiheit empfinden, die ich empfinde. Ich weiss dabei, dass sogar die Wege, auf denen man die rein formalen mathematischen Wahrheiten erreicht, für jeden Verstand besondere sind. Um so mehr müssen die Wege jedesmal eigenartige sein, die zu den metaphysischen Wahrheiten führen, mir ist das aber so klar (wie ein Zauberkunststück, das man uns aufgeklärt hat), dass ich nicht zu verstehen vermag, worin für andere dieses Zauberkunststück noch unverständlich sein kann. Ich weiss auch, dass, wenn ich nach Moskau fahren muss, nach Norden, und mich in Tula auf die Eisenbahn setze, dass dies durchaus nicht zur allge-

meinen Regel dienen kann für alle Menschen, die sich an verschiedenen Enden der Welt befinden und nach Moskau kommen wollen, um so mehr für Sie, weil ich weiss, dass Sie viel Gepäck mit sich haben (Ihr Wissen und Ihre geleisteten Arbeiten), ich aber habe keinerlei Gepäck bei mir. Ich kann Sie aber nur versichern, dass ich nirgends anderswohin zu reisen wünschen kann, und dass es in Moskau sehr schön ist."

Dieses Schreiben erinnert geradezu an Pascal, den übrigens Tolstoi damals sehr verehrte. Ich glaube nicht, dass es möglich ist, in weitherzigerer und einwandsfreierer Weise den Standpunkt des Kirchlich-Gläubigen zu umschreiben, als es hier geschieht. Tolstoi richtet damit im voraus seine spätere Kritik der dogmatischen Kirche, und wir ahnen mit Schauern, welche furchtbare Erschütterung vor sich gegangen sein muss in der Seele dieses aufrichtig Gott suchenden Mannes, bevor er in seinen theoretischen — vor allem in seinen kirchen-kritischen Schriften derartig vom Pfade der Ehrfurcht, der Vernunft, ja des gesunden Menschenverstandes weichen konnte! Man vergleiche doch nur obige Bemerkung über das Abendmahl mit der unbegreiflichen Verhöhnung dieses Sakramentes in der „Auferstehung"! Wiederum möchten wir ausrufen: „Welch edler Geist ist hier zerstört!"

Viertes Kapitel

Die zweite grosse Schaffensperiode (1873—78)

In den ersten Monaten des Jahres 1873 gab Tolstoi endgültig das Studium der Epoche Peters des Grossen auf. Ausser dem bereits erwähnten Hemmnis, das Tolstoi hier in der mangelhaften Ueberlieferung erlebte, kamen ihm auch noch mora-

lische Bedenken. Die Persönlichkeit Peters ward ihm unsympathisch. Er fand in ihm nichts Grosses mehr — und das ist bei Tolstois geringem Verständnis für Wesen und Bedeutung des Staates nicht weiter wunderlich. Auch konnte Tolstoi nicht über Peters unsittliches Leben hinwegkommen. Hinzukam, dass er sich — er spricht das offen aus — als Abkömmling der Bojaren beleidigt fühlte durch Peters Feindschaft gegen diese Kaste. Tolstoi behauptet — und dieser panslawistisch anmutende Ausspruch ist charakteristisch für ihn — Peter habe sich deshalb von den Bojaren entfernt und mit Europäern umgeben, weil er unter ersteren keine Genossen seines ausschweifenden Lebens finden konnte! Eine wahrhaft erstaunliche Bemerkung, da doch die politischen Gründe für diese Stellung Peters auf der Hand liegen: Man braucht bloss an die Ereignisse seiner Jugendzeit zu denken! Und was die vermeintlichen Tugenden der Bojaren anbetrifft, so liesse sich da ausserordentlich viel sagen! In dieser Bemerkung offenbart aber Tolstoi, so scheint es uns, die letzte Quelle seiner Antipathie gegen Peter den Grossen, und die liegt ganz augenscheinlich in seiner Abneigung gegen Westeuropas Kultur, deren gewaltsame Einführung in Russland doch Peters eigentliche Tat bedeutet. Tolstoi aber wollte von jeher, wenn auch vornehmlich auf geistig-sittlichem Gebiet, das Werk Peters nicht nur rückgängig machen, er wollte es gleichsam umkehren: Er wollte Russland völlig auf sich selber stellen — es sollte unabhängig sein von Westeuropa und eine Leuchte für die ganze Kulturwelt: Indes hätte für Tolstois Abneigung gegen Peter den Grossen die eine Tatsache genügt, dass Peter seinen Sohn ermorden liess, was für Tolstoi um so grössere Bedeutung hatte, als — wie bereits erwähnt — ein Vorfahre von ihm dabei eine sehr hässliche Rolle gespielt hatte. — Tolstoi hat sich dann noch vertieft in die russischen Kulturverhältnisse während der Regierungszeit der Kaiserinnen nach Peter, ohne indes zu einer

künstlerischen Anregung gelangen zu können. Es war wohl überhaupt Selbstbetrug auf seiten Tolstois, wenn er sich gerade für den geschichtlichen Roman berufen glaubte — wo ihm doch seinem innersten Wesen nach geschichtliche Weltanschauung fern lag, und zudem jedes Rücksichtnehmenmüssen auf geschichtliche Tatsachen als ein Zwang empfunden werden musste von seiner Seele, die immer unmittelbar hinzielte auf das, was ihr am wichtigsten erschien. Wir haben bereits weiter oben ausgeführt, dass der Meisterroman „Krieg und Frieden" dieser Annahme nicht widerspricht: Hier gab gerade der Stoff Tolstoi die Gelegenheit, sich selber zu geben in einer Weite, die er, wenn er diesen Stoff nicht gestaltet hätte, vielleicht gar nicht in sich geahnt hätte, und das liegt daran, dass der geschichtliche Hintergrund von „Krieg und Frieden" vom Dichter zu einem typischen Menschheitsschicksal ausgeweitet ward. Darin liegt auch der Wert dieses Romanes. Das rein Geschichtliche in ihm ist uns gleichgültig. Es fällt uns sogar gegenüber den ungeheuren Vorzügen dieser Dichtung weiter gar nicht auf, dass Tolstoi hier den geschichtlichen Tatsachen in weitem Masse Gewalt antut.

Schliesslich war der Dichter des Herumwühlens in alten Papieren und vergangenen Zeiten satt. — Er hatte wohl auch begriffen, dass das, was wir den Geist der Zeiten nennen, im Grunde nur unser eigener Geist ist, und so wandte er sich mit seiner künstlerischen Vollkraft der Gegenwart zu, der Epoche, in der er selber wurzelte mit allen seinen Interessen und seinem ganzen hingebenden Arbeitsdrang für sein Volk. Wir kennen dabei Tolstoi bereits genügend, um im voraus zu wissen, dass, wenn er einen Roman aus der Gegenwart schreibt, es sich für ihn von vornherein nur darum handeln kann, sich selber Rechenschaft abzulegen über sich selber, sich noch einmal alle Begleitumstände eines eben durchlebten Zeitabschnittes wachzurufen, um sich dann bewusst handeln zu sehen in ihnen. Das

war bei Tolstoi nicht anders möglich: Sein immer waches Gewissen rief ihn unaufhörlich, und auch in der Begeisterung des Kunstschaffens ward er unmittelbar geleitet von ihm. Im März des Jahres 1873 begann er dann seinen zweiten grossen Roman „Anna Karenina". Der Handlung liegt ein Erlebnis zugrunde, das Tolstoi seinerzeit tief erschüttert hatte, wenn es auch ein in Russland nicht eben seltenes Vorkommnis darstellt: Eine Gutsnachbarin und gute Bekannte von Tolstoi — nennen wir sie Anna Stepanowna — war derartig eifersüchtig auf die Gouvernanten, die in ihrem Hause dienten, dass schliesslich ihr Gatte sich aufs heftigste erzürnte, worauf Anna Stepanowna ihn verliess und nach Tula übersiedelte. Drei Tage war sie verschwunden. Schliesslich erschien sie gegen Abend auf der dem Gute nächst gelegenen Eisenbahnstation und sandte von dort aus einen Boten mit einem Brief an ihren Mann. Der Brief ward nicht angenommen, und als der Bote zur Station zurückkehrte, hatte sich eben Anna Stepanowna unter einen Zug geworfen und war zermalmt worden. Der Brief an ihren Gatten enthielt bloss die Worte: „Sie sind mein Mörder! Seien Sie glücklich mit ihr, wenn ein Mörder glücklich sein kann! Wenn Sie mich sehen wollen, so können Sie meinen Körper sehen auf den Schienen der Station . . . . .!"

Auf Tolstoi hatte dies Erlebnis einen solchen Eindruck gemacht, dass er sogar die unverzeihliche Geschmacklosigkeit beging, bei der Sektion der Selbstmörderin zugegen zu sein. So entstand die Fabel von „Anna Karenina". In das Schicksal der Heldin verflochten erscheinen die Erlebnisse von Kitty und Levin. Und in letzterem gab dann Tolstoi eine grosse Abrechnung seiner Bräutigams- und Ehemannszeit bis in die ersten Stadien seiner Bekehrung hinein. Lange quälte er sich um den Anfang seiner Dichtung. Zufällig fiel ihm ein Band Novellen von Puschkin in die Hand, aus denen sein ältester Sohn der alten Tante vorlas. Eine dieser Novellen beginnt mit den Wor-

ten: „Die Gäste fuhren nach Hause". „Seht, so muss man eine Erzählung beginnen!" rief da Tolstoi, „Puschkin ist unser aller Lehrer, er führt den Leser gleich zum Interesse an der Handlung selber. Ein anderer hätte damit angefangen, die Gäste und die Gastzimmer zu beschreiben, während Puschkin gleich zur Sache schreitet!" Einer der Anwesenden meinte, in gleicher Weise solle doch auch Tolstoi seinen Roman beginnen. Der Dichter kehrte sogleich in sein Zimmer zurück und schrieb den Anfang von „Anna Karenina" mit den Worten: „Alles ging drüber und drunter im Hause der Oblonsky." Freilich hat er nachher den Satz vorausgestellt: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich. Jede unglückliche Familie ist aber unglücklich in ihrer Art."

Von nun an ging die Arbeit mit Riesenschritten voran. Noch kurz vordem lesen wir in Tolstois Briefen: „Die Arbeit geht schlecht," oder: „Die Arbeit rückt kaum von der Stelle," wobei fast stets der Zusatz folgt: „Gott sei Dank habe ich aber sonst, wofür ich leben kann!" Tolstoi spricht hier ganz naiv eines der Geheimnisse seines glücklichen Schaffens aus. Für ihn war die Dichtung nie Lebensinhalt: Das wirkliche Leben, das tief und gross und in rastloser Tätigkeit durchlebte Leben blieb immer die Hauptsache für ihn. Seiner nachträglichen Aufhellung diente die Dichtung, wobei Tolstoi sein eigenes Schicksal unversehens erweiterte zum typischen Menschenlos, und es ihm so erst wichtig genug erschien, seiner Deutung etwas zu opfern von seiner Lebenszeit, die er sonst restlos hingab der Erfüllung seiner Pflichten! Während aber Tolstoi sein vergangenes Leben dichterisch wiedergestaltete, verlor sein gegenwärtiges Dasein für ihn in nichts an seiner heiligen Bedeutung. Und so drang immer wieder das eben erst Erlebte erhellend ein in die Schatten des Vergangenen, und ein Schein von Verklärung fiel so auch auf des Dichters Schaffenszeit. Je schonungsloser dabei das Schicksal den Dichter anfasste, je grausamer es seine empfind-

same Seele zu schmerzvollen Antworten zwang und ihr immer wieder neue Leiden aufnötigte, um so machtvoller schreitet der Dichter voran in seiner Welt: „Anna Karenina“ ist in der in Hinsicht auf Schwere und Umfang des Romanes verblüffend kurzen Zeit von weniger als vier Jahren entstanden, und das war dabei noch eine Zeit fast ununterbrochener Schicksalsschläge für Tolstoi: Immer wieder reckte der Tod seine Riesengestalt vor ihm auf! Aber der Dichter war gefasst auf ihn. Als im Mai dieses Jahres (1873) seine geliebte Schwägerin Tanja ihr Kind verlor, schreibt er ihr: „Lies, bitte, den 130. Psalm, lerne ihn auswendig und sage ihn Dir jeden Tag her. Ja, nur die Religion vermag zu trösten, und ich bin überzeugt, dass Du jetzt zum ersten Male die Bedeutung der Religion begriffen hast, und um Gottes willen vergiss nur nicht, bemühe Dich nicht zu vergessen, alle schweren Augenblicke, die Du eben durchlebtest, lebe vielmehr immer nur mit ihnen! Der Tod ist für Dich furchtbar, wie Du einst sagtest, ich erinnere mich daran. Aber im Tode eines nahestehenden Wesens, besonders eines so liebreizenden Wesens wie ein Kind, liegt auch wiederum ein erstaunlicher, wenn auch unbewusster Reiz. Weshalb musste dieses Kind leben und sterben? Das ist ein furchtbares Geheimnis. Und für mich gibt es da nur eine Erklärung: es ist ihm besser so. Wie gewöhnlich diese Worte auch klingen, sie sind immer wieder neu und tief, wenn man sie wirklich begreift. Auch uns ist es besser so, und wir müssen, was wir tun, besser machen nach solchem Kummer. Ich bin hindurchgegangen durch das. Du wirst es ertragen, wie es sich gehört, vor allem ohne Murren, vielmehr in dem Gedanken, dass wir nicht verstehen können, wer wir sind, und wozu wir leben, und dass wir uns nur fügen müssen.“

Zunächst wartet auf den Dichter ein ganzes hungerndes Volk. Anfang Juni war die Familie nach dem neuerworbenen Gut im Samaraschen Gouvernement übergesiedelt. Sie lebten

dort völlig zurückgezogen, ausschliesslich ihrer Erholung. Vor allem war Tolstoi selber erholungsbedürftig. Das hinderte ihn nicht, wie immer, mit Interesse das Volk um ihn herum zu beobachten. Dabei kam er zur Ueberzeugung, dass die vorausgegangene Missernte bei der äusserst dichten Bevölkerung zu einer furchtbaren Hungersnot führen müsse. Seine Gattin, hier wie überall völlig aufgehend in den vornehmen Interessen ihres Mannes, veranlasste ihn, Aufnahmen zu machen über die Zahl der Bauernhöfe, der Esser in einem jeden und der jedesmal vorhandenen Getreidevorräte. Diese Untersuchung erwies denn, dass auf jede Seele so wenig Brot kam, dass eine furchtbare Hungersnot unvermeidlich erschien. Auf Grund dieses Materials schrieb Tolstoi seinen bekannten „Aufruf zur Unterstützung der von der Missernte Betroffenen im Samaraschen Gouvernement", der, datiert vom 26. Juni 1873, im „Moskauer Boten" erschien. Leider können wir nur einzelne Sätze daraus anführen, und tun das, um einen Begriff zu geben von jener eindringlichen ehrlichen Nüchternheit, mit der Tolstoi in solchen Dingen vorging: „Schon im Jahre 1871", so führt er dort aus, „war Missernte im Samaraschen Gouvernement. Die reichen Bauern, die damals starke Aussaat gemacht hatten, erhielten gerade genug zum Leben. Die bisher auskömmlich Lebenden unter den Bauern waren gezwungen ihre Aussaat zu verringern und gerieten in Not. Vorher nicht eben Mangel leidende Bauern mussten einen Teil ihres Viehes verkaufen. Bereits vorher ärmlich lebende Bauern gerieten aber in Schulden, und es traten Bettler auf, was bisher nicht dagewesen war. Das zweite Missernteјahr (1872) zwang dann die bisher auskömmlich lebenden Bauern, ihre Aussaat wiederum zu verringern und alles irgendwie entbehrliche Vieh zu verkaufen, so dass der Preis von Pferden und Hornvieh auf die Hälfte des früheren fiel. Die vorher eben nicht gerade notleidenden Bauern mussten bereits ihr unentbehrliches Vieh verkaufen und gerieten in

Schulden. Die bereits vorher notleidenden Bauern aber wurden Tagelöhner und unterhielten sich nur noch vom Arbeitslohn und den Unterstützungen, die man an sie austeilte. Die Zahl der Bettler nahm zu.

Das jetzige Jahr (1873), nicht mehr ein Misserntejahr, vielmehr ein Hungerjahr, muss die vorher reichen Bauern in bittre Not geraten lassen und neun Zehntel der Bevölkerung zu Hunger und Bettel treiben! Dabei hängt kaum in irgendeinem anderen Orte Russlands Wohlstand oder Armut des Volkes so unmittelbar von der Ernte ab, wie im Samaraschen Gouvernement: Jeder Verdienst der Bauern entstammt hier ausschliesslich der Landarbeit!"

Der Erfolg dieser Veröffentlichung war ein gewaltiger. Man hatte in der russischen Gesellschaft keine Ahnung gehabt von dem bevorstehenden Uebel, und die Gaben flossen reichlich an die Redaktion des „Moskauer Boten". Freilich sah man von seiten der Regierung nicht gerade mit freundlichen Blicken auf diese ganze Angelegenheit: Und das mit guten Gründen: die Verwaltung des Gouvernements erschien ja in Tolstois Berichten in wenig günstigem Lichte. Tolstoi hatte indes diesen Widerstand vorausgesehen. Es gelang ihm, ihn zu brechen, dadurch, dass er durch seine Babuschka, die, wie bereits erwähnt, die kaiserlichen Kinder erzog, die Kaiserin veranlasste, als erste zu zeichnen. Da musste denn der Widerspruch der Behörden schweigen. In dem Briefe, mit dem sich Tolstoi damals an die Babuschka wandte, heisst es unter anderem: „Ich liebe es nicht, anderen Rührseliges zu schreiben, ich lebe aber bereits fünfundvierzig Jahre auf dieser Welt und habe weder etwas Aehnliches gesehen, noch überhaupt für möglich gehalten! Und wenn ich mir lebhaft vorstelle, was erst im Winter sein wird, so stehen mir die Haare zu Berge. Soeben — dieser Brief war schon geschrieben — erfahren wir, dass ein junger Schnitter an der Cholera erkrankt ist. Dabei ist nichts zu essen da

ausser schlechtem Schwarzbrot. Und wenn dies nicht bei uns sich ereignet hätte, so müsste der Cholerakranke wahrscheinlich schon aus Mangel an geeigneter Nahrung für seinen erkrankten Magen zugrunde gehen. Ganz besonders erschütternd und mitleiderweckend wirkt solches aber auf den, der jene Geduld und Bescheidenheit im Leiden des einfachen Russen kennt — seine Ruhe und Gefügigkeit: Gibt es nichts zu essen, nun dann braucht man sich auch nicht zu beklagen. Stirbt man — so ist das eben Gottes Wille!" Zum Schlusse dieses Schreibens spricht dann Tolstoi eines jener gewaltigen Worte, die wir uns alle tief ins Herz graben sollten: „Wenn einfache, tüchtige, körperlich und seelisch gesunde Menschen einfach durch Entbehrung leiden, so geht einem das durch Mark und Bein. Wenn man auf ihre Leiden hinblickt, so schämt man sich, und es tut einem weh, dass man Mensch ist!" — — —

Auf Tolstois Aufruf hin bildeten sich im ganzen Lande Hilfskomitees, vor allem in den grossen Städten: Moskau, Petersburg, Kasan, Riga usw. Fast zwei Millionen Rubel gingen in barem Gelde ein und an Getreide über 20 000 Pud (1 Pud gleich 16,4 Kilogramm). Tolstoi kann, als er im nächsten Jahre im Samaraschen Gouvernement weilt, der Babuschka mitteilen, dass diese schnelle Hilfe ein furchtbares Unglück verhindert hat, „und wenn es auch natürlich bei der Austeilung nicht ganz ohne Sünden abgegangen ist, so ist doch im allgemeinen die Hilfe eine tatsächliche, und im grossen und ganzen auch eine vernünftige gewesen".

Im Herbste (1873) kehrt dann die Familie nach Jasnaja Poljana zurück, und es beginnt wiederum eine tüchtige Arbeitszeit für alle Familienmitglieder. Tolstois grosser Roman schreitet rüstig voran. Da pocht der Tod an seines Hauses Pforte, der Tod, dem er eben erst soviele Opfer entrissen hatte. Am 9. November erkrankt das eineinhalbjährige Söhnchen Peter — wie es scheint an Halsbräune — und nach zwei Ta-

gen stirbt der immer heitere, kräftige Knabe „so leise, als ob er eingeschlafen wäre, und er war im Tode ebenso rundlich und lächelnd wie im Leben!". Es war dies der erste Trauerfall in der Familie seit elf Jahren. Tolstoi meint zwar in einem Briefe an Feth, wenn schon eines von den acht Familienmitgliedern sterben musste, so sei dieser Tod wohl noch am leichtesten zu ertragen, aber „das Herz und besonders das Mutterherz — diese wunderbar höchste Offenbarung der Gottheit auf Erden — urteilt nicht, und die Gattin ist tief im Gram!". (Diese schöne Würdigung der Mutterliebe wirkt um so ergreifender, wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, dass dem späteren Tolstoi, dem Propheten und Doktrinär, die Mutterliebe immer ein Dorn im Auge war, weil sie so ganz und gar nicht in sein System passt, wie überhaupt in kein System, weil sie eben grenzenlos ist wie der Himmel und wie das Meer. Tolstoi nennt später die Mutterliebe eine „tierische Furcht". Er hat leider damals nichts mehr anzufangen gewusst mit dem, was ohne Ende ist, nachdem er sich selber freiwillig beschränkt hatte vor dem Unendlichen, um glauben zu können an das endliche Heil aller.) Sofie Andrejewna ist aufs tiefste erschüttert. Sie schreibt ihrer Schwägerin einen Brief, der sich getrost an innerer Wahrheit und Kraft des Ausdrucks dem Besten an die Seite stellen kann, was der geniale Gatte geschrieben hat. Das sind einfach reine Worte des Herzens, so selbstverständlich und so ohne jeden Gedanken an einen Eindruck, den sie hervorrufen könnten, wie etwa ein antikes Grabmal. Sie schreibt: „Das arme Kind litt, so scheint es, wenig, schlief viel während seiner letzten Krankheit, und es war nichts Schreckliches an ihm wahrzunehmen, weder Krämpfe noch sichtbare Qualen, und auch dafür sei Gott gedankt. Und auch das sogar erachte ich noch als Gnade, dass der Kleinste starb und nicht einer von den älteren. Ich kann Ihnen aber nicht sagen, wie schwer bei alledem der Verlust ist. Sie haben Schlimmeres erfahren und verstehen den

ganzen Schmerz, wenn sich von unserem Leben ein Teilchen loslöst, das durch nichts mehr zu ersetzen ist. Zehn Tage sind bereits vergangen, und ich gehe immer noch umher wie eine Verlorene. Immer noch erwarte ich zu vernehmen, wie rasche kleine Schritte zu mir hinlaufen, und wie ein Stimmchen schon von weitem mich anruft. Keines meiner Kinder war so anhänglich an mich, und keines strahlte von solcher Heiterkeit und Güte. In allen traurigen Stunden, in allen Augenblicken der Ermüdung nach dem Unterricht der Kinder nahm ich dies Kind zu mir und erheiterte mich an ihm, wie ich mich noch an keinem der anderen Kinder erheitert hatte. Und jetzt ist alles geblieben wie sonst. Es schwand nur die ganze Freude, die ganze Heiterkeit des Lebens. Alles geht seinen Gang wie vordem, und nur für mich allein erlosch das Freudenlicht in unserem Hause — das Licht, das mir der heitere, liebevolle, kleine, gute Peter entzündete, und mit dem er meine kummervollsten Stunden aufhellte."

Tolstoi selber findet in aller Trauer neben der emsigen Arbeit an seinem grossen Roman „eine der schönsten und freudigsten Beschäftigungen" darin, seine Kinder in Mathematik und im Griechischen zu unterrichten.

So fliesst der Winter ruhig dahin. Zu Beginn des neuen Jahres (1874) kann Tolstoi bereits den ersten Teil seines Romanes in die Redaktion des „Russischen Boten" nach Moskau bringen. Der Druck erfolgt aber erst im Januar des nächsten Jahres, wie es scheint wegen der eingreifenden Korrekturen, die Tolstoi in der Regel an seinen Druckbogen vorzunehmen pflegte, und die einen ständigen Neusatz nötig machten. (Mir sind einige seiner Druckbogen zu Gesicht gekommen, und ich habe mich staunend gefragt, wie der Setzer überhaupt damit fertig werden konnte.) Bei dieser Anwesenheit in Moskau ver-

teidigt übrigens auch Tolstoi am 15. Januar 1874 in einer Sitzung des Komitees für Elementarunterricht seine Unterrichtsmethode gegenüber der bisher üblichen. Der Sitzungssaal war überfüllt, was hier eine grosse Seltenheit bedeutet. Tolstoi ging dabei weit über sein Thema hinaus: er verurteilte — wir kennen bereits seine Theorien — das ganze jetzige Volksschulwesen deshalb, weil es dem Volke eine von vornherein feststehende Richtung der Entwicklung aufnötige. Er hielt für den Volksunterricht ausschliesslich die russische Sprache und die Arithmetik geeignet, der Unterricht in Geschichte und Naturgeschichte verderbe dagegen nur die gesunden Begriffe im Volke. Die auf Tolstois Vortrag folgende Diskussion verlief natürlich ergebnislos. Schliesslich erklärte sich Tolstoi bereit, seine Methode praktisch vorzuführen. Das geschah am 7. Januar in der Schule der Ganjeschinschen Fabrik in Gegenwart von Komiteemitgliedern und Publikum. Man beschloss darauf, den Versuch im grossen Massstabe durchzuführen, es wurden dafür zwei Schulen eingerichtet, und in der einen nach der alten, in der anderen nach der neuen Methode unterrichtet, sieben Wochen lang. Bei der Prüfung waren aber die Urteile so verschieden, dass das Komitee die Frage offenstehen lassen musste. Tolstoi hat dann noch in einer ganzen Reihe von Briefen und Artikeln seine Methode verteidigt, worauf wir an besonderer Stelle zurückkommen werden.

Im März dieses Jahres (1874) kommt wiederum Trauer über Tolstois Haus: Der jüngste, erst zehn Monate alte Sohn, den die Mutter selber genährt hatte, starb nach dreiwöchiger Krankheit an Kopfwassersucht. Auch diesmal leidet Tolstoi eigentlich mehr an dem Leiden seiner Gattin. Die schreibt ihrer Schwester über den neuerlichen Verlust: „Jetzt, Tanja, bin ich wieder frei, aber wie schwer mir die Freiheit fällt, wie verloren und unnütz ich mir vorkomme, das kannst Du Dir gar nicht vorstellen! Diesen Knaben liebte ich für zwei: für den verstor-

benen Petja und für ihn selber. Mit welcher Liebe, mit welchem Eifer habe ich seiner gewartet, ihn geputzt und mich über ihn gefreut, und seine Erziehung leitete ich gewissenhafter als die aller anderen. Mir schien es aber oft, dass er nicht leben wird — ich sagte mir immer: ‚Nein! Auch dieser Sohn ist nicht für das Leben bestimmt!' "

Seiner Babuschka meldet Tolstoi diesen zweiten Todesfall mit den Worten: „Auf mich wirkt der Tod niemals schmerzlich (ich habe das erfahren beim Tode meines geliebten Bruders). Wenn aber der Tod eines geliebten Wesens uns nicht dem eigenen Tode vertrauter macht, uns nicht am Leben enttäuscht, so dass wir aufhören es zu lieben und von ihm Gutes zu erwarten, so müssen solche Verluste wohl unerträglich sein. Wenn man sich aber dieser Annäherung an das eigene Ende mit Bewusstsein hingibt, so ist der Tod geliebter Wesen nicht schmerzlich, vielmehr nur wichtig, bedeutungsvoll und schön. Ich glaube, auf alle wirkt der Tod so ein. Als ich meinen kleinen Petja begrub, habe ich mich z. B. zum erstenmal darum bekümmert, wo man mich einst hinlegen soll."

Diese Trauerfälle schliessen die Familie immer enger aneinander. Tolstoi wird es immer schwerer, vom Hause wegzugehen, es scheint ihm, als werfe er die Tage, die er ausser Hause zubringe, aus seinem Leben hinaus. Und je weniger es der Seinigen werden, desto mehr zieht es ihn zu ihnen hin, desto mehr glaubt er sich ihnen unentbehrlich! Dabei ist das ganze Haus so beschäftigt, dass man nie Zeit genug findet. Die Kinder und ihre Erziehung nehmen die Eltern völlig in Anspruch. Es geht aber gut voran.

Tolstoi ist es „bei aller Mühe, die er sich gibt, unmöglich, nicht stolz zu sein auf seine Kinder"! Sein Roman entfremdet ihn dabei durchaus nicht der Familie. Er erlebt ihn vielmehr nur in ihrem Kreise. Und das ist gar nicht anders möglich bei einer Dichtung, die wie „Anna Karenina" eine einzige Ge-

wissensprüfung zum Inhalt hat. Tolstoi ist denn auch, was seinen Roman anbetrifft, „so gleichgültig dem äusseren Erfolg gegenüber, wie wohl kaum je ein Schriftsteller war". Ausser der Familie, die allem vorangeht, sind es vornehmlich wieder die Schulangelegenheiten, die, als eine lebendige Sache, Tolstoi unendlich wichtiger vorkommen, als sein Roman — das heisst solange er nicht über ihm am Schreibtisch sitzt. Im Frühjahr (1874) wird Tolstoi wiederum ein Söhnchen geboren, Nikolai getauft, aber in Erinnerung an den kleinen Verstorbenen Peter genannt, und der Neugeborene erinnert auch in allem an den Verstorbenen. Dadurch kommt wieder etwas Freude in die Familie. Doch steht bereits ein neuer Trauerfall vor der Tür: Im Juni (1874) stirbt die alte Tante Jergolski. „Sie starb am Alter," berichtet Tolstoi. „Sie verlöschte allmählich und hatte schon drei Jahre vor ihrem Tode eigentlich aufgehört Anteil zu nehmen an dem, was um sie herum vorging." Tolstoi, der sie immer sehr geliebt hatte, konnte sie in diesem Zustande der letzten drei Jahre gar nicht ohne Qual sehen und vermied ihren Anblick. „Jetzt aber, seit sie tot ist", schreibt er der Babuschka, „(und sie starb langsam, ihr Tod war wie ein Gebären), ist mein Gefühl zu ihr zurückgekehrt und mit stärkerer Kraft denn je. Sie war ein wunderbares Geschöpf. Als wir sie gestern durch das Dorf trugen, hielt man uns bei jedem Hofe an: der Bauer oder seine Frau gingen dann zum Popen, gaben Geld und baten eine Totenmesse für sie zu lesen und verabschiedeten sich dann von der Toten. Und ich wusste, dass jeder solche Aufenthalt eine Erinnerung war an viele gute Taten, welche die Verstorbene getan hatte. Sie hat fünfzig Jahre dort gelebt und niemandem nicht nur nichts Böses, nein, nicht einmal etwas Unangenehmes angetan. Und doch fürchtete sie den Tod. Sie sprach nicht davon, aber ich fühlte es. Ich lebte mit ihr mein ganzes Leben, und es ist mir jetzt fast unheimlich ohne sie!" Auch seinem Freunde Feth erzählt Tolstoi

von dem Tode der Tante und meint, trotzdem sie langsam starb, und er Zeit gehabt habe, sich an ihren Tod zu gewöhnen, sei doch für ihn ihr Tod, wie übrigens stets der Tod eines nahen und teuren Menschen, ein ganz neues, einzigartiges und in unerwarteter Weise erschütterndes Ereignis gewesen.

Im Anfang des Sommers (1874) gibt Tolstoi die Arbeit an seinem Roman zunächst auf. Er missfällt ihm plötzlich, und Tolstoi will ihn sogar ganz liegen lassen. Seine auf das volle Leben gerichtete Natur verlangte nach praktischer Tätigkeit: er baut mehrere Volksschulen, ist Mitarbeiter an pädagogischen Zeitschriften und kämpft mit dem Ministerium für Volksaufklärung, „in dem furchtbare Dummheiten gemacht werden".

Dabei schreibt der nie Rastende seinem Freunde Feth: „Die wundervolle Sommerwärme und alle die Beeren brachten mich in meinen Lieblingszustand geistigen Müssigganges, und es bleibt eben noch genug geistiges Leben in mir, um mich meiner Freunde zu erinnern und an sie zu denken." Ende Juli (1874) fährt Tolstoi mit seinem ältesten Sohne Sergei nach dem Samaraschen Gute, um nach der Wirtschaft zu sehen, mehr vielleicht, um sich zu vergewissern, dass das Volk die schweren Zeiten gut überstanden hat. Tatsächlich war die Ernte eine ordentliche, und begann das Volk sich zu erholen. Tolstoi selber hatte bisher auf seinem Gute dort ebenfalls nur Missernten erlebt und die für ihn durchaus nicht geringe Summe von 20 000 Rubel dabei verloren. Nunmehr bemerkt er zu seiner Ueberraschung, dass diesmal überall gute Ernten gewesen sind ausser auf seinem Gute. Er habe, so scherzt er, seinen Augen nicht getraut und sei sich beleidigt und wie unschuldig in die Ecke gestellt vorgekommen. Dann habe er sich aber besonnen und es durchaus in der Ordnung gefunden, dass er als Entgelt für das Glück, das ihm darin zuteil ward, dass er anderen helfen durfte, nunmehr selber habe leiden müssen!

Nach Hause zurückgekehrt findet Tolstoi neue Sorgen. Es

handelt sich um die Erziehung der immer grösser werdenden Kinder: „Sie wachsen und wachsen," so heisst es in einem Briefe, „ohne irgend jemand zu fragen, noch auf Erlaubnis zu warten. In die Stadt überzusiedeln, das heisst mein und ihr ganzes Leben zu verderben unter dem Vorwande ihrer Erziehung, das will ich erst, wenn es gar nicht mehr anders geht. Der älteste Knabe ist jetzt elf Jahre, das älteste Mädchen zehn Jahre alt. Von ihrer Geburt an ging alles ruhig, gleichmässig. In diesem Jahre haben sich aber plötzlich neue Bedürfnisse geltend gemacht, und die ganze Erziehungssache ist in eine neue Epoche eingetreten. Vor allem das Mädchen zeigt das deutlich." „Was habe ich nicht alles für sie überdacht und durchfühlt!" schliesst Tolstoi resigniert dieses Schreiben, „wieviele Anstrengungen hat das gekostet! Und wofür? Dafür, dass im besten Falle nicht sehr schlechte und dumme Menschen aus ihnen werden!"

Tolstoi will selber die Kinder in Mathematik und alten Sprachen unterrichten und sucht gleichzeitig einen Gouverneur und eine Gouvernante. Die Nationalität ist ihm gleichgültig, die Betreffenden sollen nur Europäer und Christen sein, auch genüge es ihm, wenn sie nur die eigene Sprache richtig verstehen. Vor allem kommt es Tolstoi an „auf hohe Sittlichkeit, soviel als möglich erhöhte seelische Stimmung und auf Fehlen jeglicher Pedanterie und Heuchelei". Tolstoi ist sogar bereit, selber zu diesem Zwecke ins Ausland zu fahren, wenn er nur nicht mit den Kindern in die Stadt ziehen muss: Als er das letzte Mal in Moskau gewesen sei, sei er mit einem solchen Vorrat von Verachtung und Widerwillen zurückgekehrt, dass er sich lange nicht zu beruhigen vermocht habe. „Und dabei möchte man doch, dass unsere heranwachsenden Kinder ebenso ernst auf das Leben schauen sollen, wie wir es tun, aber wie schwer wird das, sobald es sich darum handelt, die Kinder einzuführen in grössere Kreise!"

Abgesehen von der Familie und der Landwirtschaft nimmt im Herbste dieses Jahres (1874) vor allem wieder die Schule Tolstoi derart in Anspruch, dass er diesmal nicht einmal zur geliebten Jagd kommt. Er fasste damals einen neuen Schulplan. Er hatte in einigen seiner Schüler, als sie bereits den Kurs beendigt hatten, noch einen solchen Wissenshunger und ein solches Verlangen nach Weiterbildung wahrgenommen, dass er dem nachkommen zu müssen glaubte und, zusammen mit seinem Schwager Stepan Andrejewitsch Bers, diesen Kindern noch weiteren Unterricht erteilte. Zunächst freilich nur in Algebra.

Die Sache ging dabei so vorzüglich, dass Tolstoi auf den Gedanken kam, eine Hochschule für das Volk zu errichten: „aber eine solche, dass der Eintritt in sie und das Studium in ihr keinerlei Veränderung in den Lebensbedingungen der Schüler zur Voraussetzung macht". Tolstoi war eben überzeugt, dass hier ein tatsächliches Bedürfnis vorliege: Die gebildeten russischen Kreise haben sich ausserstande erwiesen, so meint er, dem einfachen Volke die Bildung zu geben, die ihm nötig ist, weil sie das Heil des Volkes in Fortschritt und Zivilisation suchen. Man müsse deshalb die Lehrer für die Volksschule aus der Mitte des Volkes selber erwählen und den zukünftigen Volksschullehrer in der Umgebung halten, in der alle Bauern leben, damit die erhöhte Bildung keine anderen erhöhten Bedürfnisse in ihm entwickle ausser solchen seelischer Art! „Lass es nur eine Universität in Fusslappen werden!" scherzt Tolstoi, als er sich an die Ausarbeitung des Planes machte. Zunächst sollte nur Mathematik und eine fremde Sprache gelehrt werden. Noch aber fehlten die Mittel zur Ausführung dieses Planes. Da erfuhr Tolstoi von dem ihm befreundeten Gouvernements-Adelsmarschall Samarin, der grossen Anteil nahm an diesem Plane, dass in der Landschaftskasse eine Summe von 30 000 Rubel sich befinde, die für Volksbildung ausgeworfen

sei, bis jetzt aber noch keine Verwendung gefunden habe. Samarin schlug Tolstoi vor, im Landschaftsausschuss den Antrag zu stellen, dass diese Summe zur Gründung eines Lehrerseminars in Tolstois Sinne verwendet werde. Dafür musste aber Tolstoi erst Mitglied des Landschaftsausschusses werden — und seit den üblen Erfahrungen seiner Vermittlerzeit empfand er einen Widerwillen gegen jede öffentliche Tätigkeit. Trotzdem liess er sich zum Kandidaten aufstellen, kam auch durch und ward sogleich zum Mitglied der Schulkommission ernannt. Er brachte denn auch bei der nächsten Gelegenheit seinen Plan vor mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, die ihm stets eignete, wenn sein Herz bei der vertretenen Sache war, — und nur dann pflegte er vor das Publikum zu treten. Es schien, als ob die Versammlung hingerissen sei von dem Feuer des kühnen Neuerers — da stand ein Greis auf und führte aus, es seien in diesem Jahre hundert Jahre verflossen, seit das Gouvernement Tula von Katharina II. errichtet wurde. Da zudem gerade jetzt in ganz Russland für ein Denkmal der grossen Kaiserin gesammelt werde, so halte er es für weit mehr angebracht, dass die in Rede stehende Summe zum Zeichen der dankbaren Erinnerung für die dem Tulaer Gouvernement erwiesenen Wohltaten zum Denkmal für die grosse Kaiserin und Wohltäterin gespendet werde.

Dieser Antrag ging durch. Tolstoi zog sich nunmehr von der Versammlung zurück, um sich — keineswegs entmutigt durch diesen Misserfolg — völlig seiner Schultätigkeit hinzugeben. Der Roman blieb vorerst liegen. Dabei wurden Tolstoi fortgesetzt die verlockendsten literarischen Anerbietungen gemacht: 10 000 Rubel sollte er im voraus erhalten, 500 Rubel für den Druckbogen. Das alles blieb unbeachtet. Tolstois Feuerseele war ganz dabei, „das Licht der Bildung" in die Seelen seines Volkes zu tragen: er hatte an seinem ersten ABC-Buch starke Mängel entdeckt; vor allem war es zu um-

fangreich und zu teuer. So arbeitete er es denn jetzt in unglaublich kurzer Zeit entsprechend um. Der eigentliche Unterrichtsteil ward wesentlich gekürzt: Tolstoi brachte es sogar über sich, die ihm so teure Arithmetik, in der er zudem durchaus Originelles geleistet zu haben glaubte, völlig auszuschalten. Das Lesematerial ward nach einzelnen Stufen der erlangten Fertigkeit eingeteilt, und in kleinen Bändchen zum Preise von acht bis zehn Kopeken herausgegeben: vier Bändchen in russischer, vier in slowenischer Sprache (der Kirchensprache). Dieses neue ABC-Buch ist nun, trotzdem ihm die Sanktion des Ministeriums für Volksaufklärung versagt blieb, bereits 1908 in fünfundzwanzig Auflagen und in eineinhalb Millionen Exemplaren verbreitet gewesen. Da aber auf dem russischen Lande jedes Exemplar von mehreren Kindern benutzt wird, so muss man wohl annehmen, dass aus diesen ganz vortrefflichen Büchelchen mehreren Millionen russischer Kinder Belehrung und Freude ward. Dieses ABC-Buch ist allein schon ein Leben wert.

Ueber diese Zeit rastloser pädagogischer Tätigkeit berichtet ein wundervoller Brief an die Babuschka: Er sei, so bemerkt Tolstoi scherzend, bei allem, was er tue, von vornherein überzeugt, dass von der Höhe der Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf ihn herabblickten, und die ganze Welt zugrunde gehen müsse, wenn er in seinem Werke einhalte. Freilich sitze in seiner Brust ein kleines Teufelchen und zwinkere mit den Augen und höhne: alles, was er tue, sei doch nur ein Stampfen im Wasser! „Ich aber halte dem Teufel den Mund zu, und Sie sollten das gleiche tun. Im übrigen, sobald unser Werk nur der lebendigen Menschenseele gilt, und wir die lieben können, für die wir wirken, dann überzeugt uns schon nicht mehr unser Teufelchen, dass die Liebe — dummes Zeug ist. Ich bin jetzt“, so heisst es zum Schlusse dieses Schreibens, „von der theoretischen Pädagogik ganz übergesprungen in die einer-

seits rein praktische, anderseits allerabstrakteste Sache von der Welt: die Schulangelegenheiten in unserem Bezirke. Wiederum, wie vor vierzehn Jahren, gewann ich diese tausend Kinder lieb, mit denen ich da zu tun habe. Ich frage sie alle, weshalb wir dem Volke Bildung geben wollen, und es gibt darauf verschiedene Antworten. Sagen Sie mir gelegentlich die Ihre. Die meine ist die: Ich überlege gar nicht: Wenn ich aber in die Schule eintrete und diesen Haufen abgerissener, schmutziger, unterernährter Kinder erblicke mit ihren hellen Augen und ihrem so häufigen Engelsausdruck, so befällt mich eine Unruhe, ein Entsetzen, wie ich es wohl erfahren würde beim Anblick ertrinkender Kinder: O mein Gott! wie soll man sie nur aus dem Wasser ziehen und wen zuerst, wen später? Und es ertrinkt dort auch tatsächlich das Allerwichtigste, gerade das Geistige, das so überzeugend in die Augen fällt bei den Kindern!"

Um wieviel müssten wir Tolstoi um Verzeihung bitten für so herrliche Worte! Wir alle haben diesen Schauer empfunden, den Schauer vor göttlichen Möglichkeiten, die auch wir zu Wirklichkeiten machen könnten, und die wir ungenützt eingehen lassen in das grosse Vielleicht. Aber wir wollten uns diesen Schauer nicht eingestehen, nicht deshalb, weil er uns vor ein Aufgebenmüssen unserer liebsten Gewohnheiten stellen würde — dies Opfer würden wir vielleicht bringen und haben es vielleicht schon gebracht — nein! deshalb vor allem wollen wir uns diesen Schauer nicht eingestehen, weil wir dann in Ratlosigkeit ständen und nicht wüssten, was wir tun sollen, und in furchtbaren Zweifeln, ob es einen Gott gibt, wo doch solches Edelgut achtlos am Wege verkommen muss! So decken wir uns denn die Augen zu und verschwiegen uns selber unserer Seele Schauer. Aber er weicht nicht von uns. Und in den grossen Fermaten des Lebens, wenn der Alltagslärm uns nicht mehr zu betäuben vermag — wenn einer der Kolosse vor unse-

rer Seele sich aufreckt: die Liebe oder der Tod: dann mischt sich in unser Grausen vor dem Unendlichen auch jener Schauer, dem wir entrinnen wollten, und erfüllt uns mit unendlichem Bedauern. Und wir begreifen: Gerade das, was unser Herz zerreisst, und was wir meiden, wenn wir es einmal herzzerreissend nannten, gerade das war es ja, was uns am nächsten brachte dem Ewigen in uns! Wir aber hatten Angst vor ihm und flohen vor ihm in den Alltag!

Hier hat sich nun ein Mann, und ein Mann von Genie, dem grossen Schauer entgegengestellt und ihm Ausdruck verliehen in ewigen Worten. Dieser Mann ist dann niemals mehr dem Herzzerreissenden aus dem Wege gegangen, Auge in Auge mit ihm hat er sein Leben verbracht. Da aber sein Herz zu weich war, das Herzzerreissende zu ertragen — und wessen Herz hätte das vermocht? — so formte sein Herz die Welt für ihn um, und er sah sie nur noch so, wie er ihrer bedurfte, um Heil erhoffen zu können für alle — und ward aus Liebe zum Menschen zu einem Verkleinerer der Welt und zu einem Verkenner des Menschen. Wir aber blicken auf diesen trotzigen Helden und fragen uns bang: ist nicht das Leiden der Menschen heute bereits so gewaltig geworden, dass auch unser Geist sich verwirren müsste, wenn wir unentwegt auf es hinblicken würden, wie dieser Mann es tat!

Tolstois Tätigkeit an der Schule geht gut voran. Er ist sich bewusst, einer guten Sache zu dienen, und seine Erfolge kommen rascher, als er sie erwartete. Bei alledem bleibt sein Roman liegen bis Ende dieses Jahres (1874). Er bekennt es offen: „Ich kann mich nicht losreissen von den lebendigen Menschen, um mich mit vorgestellten zu beschäftigen!"

Die ersten Monate des folgenden Jahres (1875) sind dann mit der Herausgabe des neuen ABC-Buches ausgefüllt. Gleichzeitig erscheint in den ersten vier Heften des „Russischen Boten" der erste Teil der „Anna Karenina". Der Erfolg ist gross und freut Tolstoi: „Ich habe das gar nicht erwartet," schreibt er Strachoff, „und wundere mich, dass etwas so Gewöhnliches und Nichtiges gefällt!" (So spricht Tolstoi von seiner „Anna Karenina"! Für ihn hatte augenscheinlich das Werk nur Wert im Entstehen. Das fertige Werk war für ihn abgetan.) „Noch mehr wundere ich mich aber darüber, dass ich nunmehr, trotzdem ich mich doch überzeugt habe, dass so etwas Nichtiges gefällt, dennoch nicht anfange, so über die Schulter hinweg zu schreiben, was mir gerade einfällt, vielmehr fortfahre, eine ganz gewisse, mir selber hinterher unverständliche Auswahl zu treffen!" Einen Schlüssel zu dieser Auswahl, die natürlich tief im Geheiligten, Intuitiven des Künstlers vor sich geht, gibt Tolstoi in demselben Schreiben, indem er meint (und hier stehen wir unmittelbar vor einem der tiefsten Zusammenhänge zwischen dem Moralischen und dem Künstlerischen in Tolstoi), wie banal es auch klinge, bei allem, was das Leben angeht, und ganz besonders in der Kunst, sei vornehmlich eine negative Eigenschaft nötig: nicht zu lügen: „Im Leben ist die Lüge ekelhaft, aber sie vernichtet doch nicht das Leben durch ihre Hässlichkeit, vielmehr rinnt unter ihr die Wahrheit des Lebens ruhig weiter, weil immer wieder irgend jemand etwas wünscht, immer wieder durch irgend etwas Schmerz und Freude hervorgerufen wird in einer Menschenbrust, — in der Kunst hingegen wird durch die Lüge jeder Zusammenhang unter den Erscheinungen zerstört, alles zerfällt gleichsam zu Staub!"

In „Anna Karenina" nun wie in sämtlichen Werken Tolstois, aber vielleicht mehr noch wie in den früheren, ist alles geradezu getaucht in innere Wahrheit. Das macht den geheimnisvollen Reiz dieser Dichtung: der Dichter schildert nur

was er, wenn er es nicht selber erlebte, wie das meiste, was er hier vorbringt, doch erleben könnte, und dann geradeso erleben müsste, wie er es wiedergibt. Er hegt mit einem Wort eine heilige Scheu davor, den Leser auch da anzulügen, wo niemand auf der ganzen Welt imstande wäre, solches nachzuweisen, und nur sein eigenes Innere ihm sagen könnte: „Du hast gelogen, du hast das nicht so erlebt, nicht so erleben können, wie du es hier schilderst. Und du hattest wohl einen Zweck, es anders wiederzugeben, als du es erleben würdest. Damit betrügst du aber den Leser, denn er glaubt doch, dass du ihm nur dein Erlebnis geben willst!"

Im Sommer (1875) begibt sich dann die ganze Familie Tolstoi wiederum in die Samarasche Steppe. Alle fühlen das grosse Bedürfnis, sich zu erholen. Und es ward diesmal ein heiterer glücklicher Aufenthalt, wobei wohl auch die Freude mitgewirkt haben mag über die glücklich verhinderte Hungersnot. Um dem Volke ein Vergnügen zu bereiten, veranstaltete Tolstoi ein Wettrennen und lud alle Umwohnenden ein. Es kamen einige tausend Gäste: Baschkiren, Kirgisen, uralische Kosaken und russische Bauern. Sie alle lieben sehr das Wettrennen. Ein Rennplatz von fünf Werst Länge war an ebener Stelle ausgemessen und umgepflügt worden. Zur Bewirtung der Gäste wurden eine ganze Menge Hammel und sogar ein Pferd geschlachtet. Die Baschkiren brachten übrigens ihre Hammel selber mit, nebst ihren Zelten, ihrem Kumis und ihren Kesseln. Die umliegende Steppe war mit Zelten bedeckt und von einer buntfarbigen Menge belebt. Auf einer kleinen Erhebung waren Teppiche ausgebreitet, und dort sassen im Kreise mit untergeschlagenen Beinen die Baschkiren. In der Mitte des Kreises füllte ein jugendlicher Baschkire aus einem grossen Sack aus Füllenhaut den Kumis in eine Holztasse und bot sie der Reihe nach den Sitzenden dar. Dazu wurden Lieder gesungen und auf der Rohrpfeife gespielt, was freilich dem Euro-

päerohr traurig und klagend klingen soll. Auch führten die Baschkiren ihre Tänze auf, und es fanden Ringkämpfe statt, worin die Steppenbewohner eine ausserordentliche Geschicklichkeit besitzen. Beim Wettrennen wurden fünfundzwanzig Werst in neununddreissig Minuten durchlaufen (eine ausserordentlich grosse Schnelligkeit, wenn man die näheren Verhältnisse berücksichtigt). Von den zweiundzwanzig Pferden, die liefen, kamen vier ans Ziel. Der erste Preis war ein ausländisches Gewehr und ein Chalat (schlafrockähnliches Festgewand), der zweite Preis eine silberne Uhr mit dem Bildnis des Kaisers und ein Chalat usw. Dabei wurden in zwei Tagen fünfzehn Hämmel verzehrt und unglaubliche Mengen Kumis getrunken. Alle Gäste waren sehr heiter. Die vier Frauen des Baschkirenhäuptlings besuchten, in verhängtem Wagen, um nicht von Männern gesehen zu werden, die Gattin des Gastgebers. Bei aller Heiterkeit und Lebendigkeit ging aber alles mit ausserordentlichem Anstand und in grosser Ordnung zu. Polizei war zur grossen Freude Tolstois überhaupt nicht anwesend. Nach zwei Tagen dankten die Gäste aufrichtig und lebhaft dem Gastgeber und fuhren zufrieden nach Hause.

Tolstoi soll es hier, wie überall, verstanden haben, in die Gesellschaft Leben zu bringen, ohne irgendwelche Unordnung aufkommen zu lassen. Er fühlte sich überhaupt hier in seinem Elemente: „Weshalb mich das Schicksal hierher geführt hat, weiss ich nicht," schreibt er seinem Freunde Feth, „das aber weiss ich, dass ich Reden im englischen Parlament gehört habe (und das gilt doch wohl für eine sehr wichtige Sache), und dass das mich ausserordentlich gelangweilt hat und mir nichtig vorkam, dass ich aber hier, wo Fliegen, Schmutz und Baschkirenbauern sind, mit gespannter Hochachtung, ja mit Ehrfurcht, hinblicke und hinhöre auf alles und fühle, dass das alles sehr wichtig ist!"

Tolstois elementarer Sinn für das Wahre, Echte musste ihn

hinführen zu einer Vorliebe für das Primitive, ganz Einfache, weil ja da, wo das menschliche Zusammenleben höhere Formen annimmt, das Unechte, das Erheuchelte, die gedankenlose Nachahmung unvermeidlich ist: der einzelne Mensch erweist sich da nur selten mehr imstande, auch nur das seinem innersten Wesen nach zu begreifen und es bejahend zu üben oder mit Kritik abzulehnen, was den notwendigen Rahmen seines gesellschaftlichen Daseins bildet. Aus dieser, immer deutlicher hervortretenden Vorliebe Tolstois für das Primitive erklärt es sich auch, dass Tolstoi in seiner Kulturverneinung unbedenklich den Gedankenfehler seines geliebten Rousseau nachmacht: weil nämlich die sogenannte Kultur nicht alle Selbstsucht auszurotten vermochte (weil sie nicht imstande war, alle Gefühlsbedürfnisse zu befriedigen, die sie selber erst geweckt hatte), erklärt Tolstoi sie schuldig an der Selbstsucht überhaupt und vergisst dabei die furchtbaren Uebel, die erst die Kultur unmöglich gemacht hat. Und er vergisst das, während er sich dabei selber von dem natürlichen Menschen ein Bild macht nach solchen Begriffen, die ihm erst die Kultur zu geben vermochte.

Im übrigen wusste Tolstoi damals im Samaraschen noch durchaus das geschichtliche Schauspiel zu würdigen, das sich dort vor seinen Augen vollzog: der Kampf des Nomaden mit dem Ackerbautreibenden: „Man muss", so heisst es in einem Briefe, „die ganze Bedeutung dieses Kampfes verstehen, um sich davon zu überzeugen, dass die Zerstörer der öffentlichen Ordnung wie Parasiten an einem gesunden Eichbaum sind, und der Eichbaum bekümmert sich gar nicht um sie. Das ist nicht einmal Rauch, vielmehr nur der Schatten, der vor einem Rauch herläuft."

Welche tiefe seelische Erschütterung musste doch vorausgegangen sein in Tolstoi, bevor er selber bei der Utopie endigte, die er hier noch so scharfsichtig durchschaute!

Die Familie Tolstoi fuhr dann noch wie alljährlich zum

Petrowskischen Jahrmarkt nach dem nahegelegenen Busuluk. In dem dortigen Kloster lebte ein Einsiedler in einer Erdhöhle. Der zeigte ihnen seinen Wohnraum, den Sarg, in dem er schlief, und das grosse Holzkruzifix, vor dem er zu beten pflegte. Dann führte er seine Gäste in den Klostergarten und sass mit ihnen unter einem Apfelbaum, den er vor vierzig Jahren selber gepflanzt hatte. Tolstoi gefiel die Ehrfurcht, die das Volk diesem Einsiedler entgegenbrachte, „der des Volkes natürliches Bedürfnis befriedigt, indem er das Beispiel eines reinen Lebens gab, das nicht von dieser Welt ist". Im August (1875) kehrt Tolstoi mit den Seinen nach Jasnaja Poljana zurück. Zunächst beschäftigen ihn Wirtschaftssorgen: „Die Ernte war nur mittelmässig, die Arbeitslöhne dabei aber so hoch, dass ich kaum das eine Ende an das andere fügte." Nachdem der Dichter, wie er Feth schreibt, zwei volle Monate lang „weder seine Finger mit Tinte noch sein Herz mit Gedanken" befleckt hatte, macht er sich wieder an seine „langweilige und vulgäre" Anna Karenina „mit dem einen Verlangen, sich möglichst bald Musse zu schaffen für andere Beschäftigungen, zwar nicht pädagogische, die er wohl liebe, die ihm aber zuviel Zeit nähmen". Man könnte bei solchen Bemerkungen um die Ausführung des Romanes fürchten, wenn wir nicht wüssten, dass er eine einzige Gewissensprüfung darstellt, und dass zu solcher Tolstoi jederzeit seinem innersten Wesen nach bereit, ja geradezu gezwungen war. Erhob er sich freilich von seinem Arbeitstisch, und sah er dann auf das blühende Leben um sich herum, so fühlte er, wie er mit allen Fasern seines Herzens verknüpft war mit dem Leben selber, das interessant ward, wo er es immer anfasste. Und dann mochte ihm wohl jedes Schwärzen von Papier, wenn es auch geschwärzt ward mit unsterblichen Gedanken, unverzeihlich erscheinen.

Im November (1875) erkrankte Sofie Andrejewna ernstlich: sie hatte sich von ihren Kindern Keuchhusten angesteckt

und befand sich dabei im letzten Stadium der Schwangerschaft. Sie gebar denn auch vor der Zeit eine Tochter, die nur wenige Stunden lebte, „und die wir", wie Tolstoi berichtet, „erst viel später beklagten, als die Mutter endlich ausser Gefahr war". Kaum war die Gattin genesen, so erkrankte Tolstois Tante und einstiger Vormund Pelagea Iljinitschna Juschkoff, bis dahin eine frische, rüstige Greisin, die erst im gleichen Jahre aus dem Tulaschen Frauenkloster zu Tolstois übergesiedelt war. Sie starb unter schrecklichen Qualen. Der Tod der mehr als Achtzigjährigen wirkte auf Tolstoi so, wie noch kein Tod vorher: „Es war mir leid, sie zu verlieren," schreibt er seiner Babuschka, „sie war ja die letzte Erinnerung an die nunmehr ausgestorbene Generation meines Vaters und meiner Mutter, auch tat mir ihr Leiden weh. Es war aber in diesem Tode noch etwas ganz anderes, was ich Ihnen nicht zu beschreiben vermag und ein anderes Mal erzählen werde. Noch vergeht keine Stunde (Tolstoi schreibt das ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Tante), wo ich nicht an sie denke. Wie gut habt Ihr Gläubigen es, uns ist es viel schwerer!"

Durch alle diese fortgesetzten Trauerfälle ward der ernste Sinn des Dichters immer wieder auf die letzten grossen Fragen gerichtet. Die religiöse Krise bereitet sich langsam vor und wird eingeleitet durch den grossen Roman, an dem Tolstoi in allen Sorgen und Aufregungen rüstig weiter arbeitet, wenn er sich auch darüber lustig macht: „Meine Anna", heisst es in einem Brief an Feth, „ist mir zuwider geworden wie ein bitterer Rettich. Ich quäle mich mit ihr wie mit einem Zögling, der sich schlechten Charakters erwies. Aber sagt mir nur nichts Schlechtes von ihr, oder wenn schon, dann mit Schonung: denn ich habe sie gleichwohl an Kindesstatt angenommen!"

Tolstoi, den bereits religiöse Fragen tief bewegten, will und

darf sich jetzt mit nichts anderem abgeben als mit der Vollendung seines Romanes. Er fühlt indes, dass ihn „der zur Beschäftigung mit einer so nichtigen Sache erforderliche Ernst mehr und mehr verlasse". Zwischendurch hat er Pascal gelesen und glaubt ihn eben erst entdeckt zu haben. Er freue sich darauf, schreibt er der Babuschka, im Sommer die religionsphilosophische Arbeit fortzusetzen, die er bereits begonnen habe, nicht für den Druck, nur für sich selber. Wir müssen annehmen, dass es sich hier bereits um einen Entwurf zur „Beichte" handelt, da über andere Arbeiten ähnlichen Inhaltes aus dieser Zeit nichts bekannt geworden ist. Zudem endigt ja, wie wir wissen, „Anna Karenina" mit der religiösen Umwandlung Levins, in der Tolstoi durchaus die erste Stufe der eigenen Bekehrung schildert. Augenscheinlich hat er nun den damals entstandenen Entwurf seiner „Beichte" einem Sewastopoler Kameraden, dem Fürsten U. vorgelesen, als dieser ihn in den ersten Tagen des neuen Jahres (1876) besuchte. Tolstoi berichtet darüber, er habe u. a. dem Freunde gegenüber geäussert, dass ihm von jeher nichts so zuwider gewesen sei und ihn auch nichts derartig der Religion entfremdet habe, als wenn man ihn bekehren wollte, indem man ihm die Religion zu erklären versuchte. Je mehr man ihm aber erklärt habe, um so dunkler sei ihm alles geworden.

Das hat auf den Freund Eindruck gemacht. Er schreibt Tolstoi, Gott habe ihn (den Schreibenden) wohl hiermit strafen wollen für seinen Stolz, und er werde niemals mehr Tolstoi irgend etwas entgegnen oder erklären. Er bitte ihn aber, ihm trotzdem von seinem Seelenzustand zu berichten. Das tat auch Tolstoi nach der Begegnung mit einem gemeinsamen Bekannten, der ihn durch die Aufrichtigkeit und das Feuer seines Glaubens in Erstaunen gesetzt habe: „Niemand hat mir jemals schöner vom Glauben gesprochen als B.. Er ist nicht zu widerlegen, weil er nichts beweisen will. Er sagt nur, dass er glaubt,

und man fühlt, dass er glücklicher ist als die, die keinen Glauben haben, man fühlt vor allem, dass man dieses Glück des Glaubens nicht durch die Anstrengungen des Gedankens zu erwerben vermag, vielmehr nur geschenkt erhalten kann durch ein Wunder!" So schrieb Tolstoi seinem Freunde, dem Fürsten U. In seiner Zerstreutheit legte er aber diesen Brief in ein an die Babuschka adressiertes Kuvert. Als er den Irrtum bemerkt, beeilt er sich, die Babuschka aufzuklären und bittet sie — nicht eben sehr taktvoll — nur nicht ihrerseits ihn bekehren zu wollen: denn er wisse, dass, je mehr er denken werde, er desto weniger werde glauben können, und dass, wenn er zum Glauben hingelange, das nur durch ein Wunder geschehen werde. Er denke schon so unaufhörlich nach und so ernst, als es sich gezieme, über die Bedeutung des Lebens und des Todes, und er ersehne mit allen Kräften seiner Seele die Lösung der ihn quälenden Fragen. Dabei sei es ihm zwar zweifellos, dass er diese Lösung nicht in der Philosophie finden werde, ebenso unmöglich erscheine es ihm aber, dass er je in kirchlichem Sinne gläubig werden könnte.

Die Babuschka kann natürlich den Verdacht übermässigen Bekehrungseifers nicht auf sich sitzen lassen und verteidigt sich. Tolstoi beteuert nunmehr, er habe sie nicht kränken, vielmehr nur ihre Aufmerksamkeit auf eine Frage richten wollen, die ihm jetzt sehr, sehr wichtig vorkomme, und in Hinsicht auf die er von jeher von ihr Hülfe erwartet habe. Es habe ihn zudem sehr getröstet, dass auch sie der Meinung sei, dass augenblickliche Bekehrungen kaum jemals vorkommen, dass man vielmehr durch Mühen und Qualen hindurchschreiten müsse zum Lichte: „Mir ist das freudig zu glauben, denn ich habe mich viel gequält und gemüht, und in meiner Seele Tiefe weiss ich, dass diese Mühe und diese Qual das allerbeste ist von dem, was ich überhaupt auf dieser Erde treibe. Und dieses Mühen muss seinen Lohn erhalten: wenn nicht in der Beruhigung

durch den Glauben, so ist doch die Erkenntnis dieser Mühe an sich schon Belohnung!“ (Bis hierher dürfte jeder religiös Gesinnte Tolstoi von Herzen beistimmen. Er kann aber leider nie bei der Demut verweilen: Kaum hat er irgendwo seine eigene Ohnmacht eingestanden, so muss er sich auch schon seines Gegensatzes zu anderen bewusst werden, und das heisst bei ihm immer einer Ueberlegenheit: so auch hier. Er fährt fort:) „Die Theorie der Gnade dagegen, die sich herablässt auf einen Menschen im ‚Englischen Klub‘ oder in einer Versammlung von Aktionären, ist mir immer nicht nur dumm, vielmehr geradezu unsittlich erschienen!“ Mit diesem Bekenntnis spricht Tolstoi das aus, was seinem religiösen Erlebnis von jeher den grössten Widerstand entgegensetzte, und wodurch er auch als Religionsstifter scheitern musste: ihm fehlte die Demut. Er glaubte an die Fähigkeit des Menschen, aus eigener Kraft das Gute soweit verwirklichen zu können, als kein physisches Hemmnis dem entgegensteht. Das konnte Tolstoi aber bloss glauben, wenn er sich in Hinsicht auf sein eigenes Tun die Augen zuhielt (und das gelang ihm restlos: als geborener Künstler erlebte er sich selber stets mehr in seinen Absichten, als in seinen Wirkungen) und die Menschen für selber schuldig an ihrem Tun erklärte (was einen äusserst hohen Kaufpreis bedeutet). So hat denn auch Tolstoi später das Christentum auf fünf einfache Verhaltungsmassregeln eingeschränkt, „die kinderleicht zu befolgen seien“. Natürlich war damit der Geist aus dem Christentum ausgetrieben: der Gläubige war ja so der Notwendigkeit des Denkens überhoben! Dafür war aber die Ungerechtigkeit zum Grundsatz erhoben: denn der gute Wille musste ja dann allmächtig sein — wir aber sehen genau das Gegenteil! Und damit war auch die Liebe aus dem Christentum hinauskomplimentiert: Denn wenn überall Unrecht geschieht, und nur die Menschen selber — ihr fehlender guter Wille — schuld daran tragen, wie kann man dann die Menschen lieben? Und so war

auch wiederum dem Hochmut Tür und Tor geöffnet: denn wenn wirklich den Menschen nur der gute Wille fehlt, so liegen ja ihre Seelen vor mir offen, wenn sie sündigen: ich darf sie also schelten und muss es! Damit aber, mit dem Mangel an Demut, mit dem Verwerfen der Gnade, scheitert der religiöse Reformer Tolstoi: Denn der gute Wille ist nun einmal nicht allmächtig auf dieser Welt. Wir sehen ja keine zwei Schritt weit vor uns, und des Nächsten Seele bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln! Das allermeiste Böse unter den Menschen geschieht denn auch keineswegs aus bösem Willen, vielmehr vor allem aus Gedankenlosigkeit, und zum grossen Teile deshalb, weil wir aus Ehrfurcht vor Eltern und Lehrern abgehalten werden, unser persönliches Verhalten auch da vorurteilslos zu kritisieren, wo wir in Uebereinstimmung handeln mit Eltern und Erziehern! Und sehr, sehr viele Menschen werden auch einfach durch Abstammung von kranken Eltern, durch körperliche und geistige Verwahrlosung im Entwicklungsalter zu bösem Tun gezwungen.

Aus dem Frühjahr dieses Jahres (1876) stammt noch folgendes an die Babuschka gerichtetes Glaubensbekenntnis: „Sie sagen, ich wüsste nicht, an was ich glaube. Es ist seltsam und furchtbar zu sagen: an nichts von dem, was Sie Ihre Religion lehrt — und dabei hasse und verachte ich nicht nur den Unglauben, ich sehe auch gar keine Möglichkeit, zu leben ohne Glauben und noch weniger zu sterben ohne ihn. Auch ich baue mir ganz allmählich meine Glaubenssätze zurecht, und sie sind alle, wenn auch feststehend für mich, so doch im allgemeinen unbestimmt und wenig tröstlich. Wenn der Verstand fragt, antworten sie gut. Wenn aber das Herz weh tut, und um Antwort bettelt, dann gibt es keinen Halt und auch keinen Trost für mich. Ich befinde mich mit den Forderungen meines Verstandes und den Antworten, die vom Christenglauben gegeben werden, in der Lage zweier Hände, die sich schliessen

wollen und immer wieder mit den Fingern aneinander stossen! Ich wünschte es und je mehr ich mich bemühe, um so schlechter geht es, und dabei weiss ich, dass es möglich ist, dass das eine geschaffen ward für das andere!" Hier haben wir wohl deutlich ein Vorspiel zur Bekehrung!

In diesem Frühjahr (1876) ist Tolstoi auch öfters unwohl — im April drei Wochen lang fast völlig arbeitsunfähig. Gedanken an den Tod verlassen ihn nicht. Er möchte, so schreibt er einem Freunde, bei seinem Tode Menschen um sich haben, die in diesem Leben über des Lebens Grenzen hinausblicken, Leute, die ungeachtet eines gesunden Verhältnisses zum Leben immer am äussersten Abgrunde des Lebens stehen, und das Leben nur deshalb klar vor sich schauen, weil sie den Blick gerichtet halten auf das grenzenlose Unbekannte — auf Nirwana: „Und der Blick auf Nirwana schärft das Auge wie nichts anderes!" Auch bekennt sich Tolstoi in dieser Zeit mehrfach zur Anschauung Schopenhauers, dass Mitleid und Liebe ein und dasselbe sei (und das ist ein bedenklicher Irrtum, der den Liebenden nicht aus der Ueberhebung herauskommen lässt, der wenigstens die Demut in der Liebe ausschliesst). Die Nichtigkeit des Lebens erfüllt ihn jetzt oft, es treten deutlich bereits die Leitmotive der „Beichte" auf.

Doch schon im Mai füllt sich Tolstois Haus wiederum mit froher Jugend: seine Nichte Warja kommt mit zwei Kindern zu Besuch und seine Schwägerin Tanja mit vier Kindern. Dabei kränkelt Sofie Andrejewna unaufhörlich. Tolstoi selber schwankt noch in Stimmung und Gesundheit: Bald fühlt er sich „als ein Gott, dem nichts verborgen ist, bald kommt er sich ‚dümmer' vor als ein Pferd"! Dabei geht die Arbeit an „Anna Karenina" rüstig weiter, bis jene Sommerstimmung über Tolstoi kommt: da findet er, wie gewöhnlich, alles schlecht, was er geschrieben hat, die Korrekturen liegen unberührt, und es scheint ihm, als müsse er alles ganz von neuem

schreiben. Er bedauert, „etwas so Neues" geschrieben zu haben. Lobende Kritiken, die man ihm zusendet, liest er gar nicht: „weil ihm Kritik an sich das langweiligste ist von allem, was auf Erden den Menschen Langweile zu bereiten vermag". Dabei bekennt er sich keineswegs unempfindlich gegen Lob und meint einmal, er müsse, wie Pascal, einen Stachelgürtel tragen und immer fester schnallen, so oft er merke, dass Lob ihn erfreue. Er bittet seinen Freund Strachoff, nur nicht seinen Roman zu loben: „Erweisen Sie mir die aufrichtige Freundschaft: Schreiben Sie mir entweder gar nichts über meinen Roman, oder schreiben Sie mir alles, was an ihm schlecht ist. Und wenn es wahr ist, dass ich abnehme an künstlerischer Kraft, was ich etwas vermute, dann bitte schreiben Sie es mir ganz offen. Widerlich ist unser Schriftstellerberuf — er verdirbt den Menschen. Jeder Schriftsteller trägt seine ganz eigene Atmosphäre von Lobhudlern vorsichtig mit sich herum, und er kann darum keinen Begriff haben von seiner eigentlichen Bedeutung und der Zeit seines Verfalles. Ich möchte mich nun hier nicht verirren und nicht noch weiter verdorben werden. Bitte, helfen Sie mir dabei, und fürchten Sie nur nicht, Sie könnten durch strenges Urteil die Tätigkeit eines Mannes behindern, der Talent hat!"

Als Strachoff trotzdem mit seinem Lobe der „Anna Karenina" nicht zurückhält, nimmt das Tolstoi, dessen Stimmung sich in der Zwischenzeit gehoben hat, gar nicht übel. Er findet vielmehr, dass er mit seinem „jammervollen, deprimierten Briefe" doch eigentlich nur um Lob gebeten habe. Ausserdem wisse ja Strachoff längst, dass er (Tolstoi) unaufhörlich und ohne jeden Uebergang aus Niedergeschlagenheit und Selbsterniedrigung überspringe in masslosen Stolz. Im übrigen schätze er Strachoffs Urteil deshalb so, weil es ein nichtfachmännisches, ein dilettantisches Urteil sei, und Tolstoi meint dann in Hinsicht auf seine Kritiker: „Wenn ich mit Worten hätte das sagen

wollen, was ich in meinem Roman auszudrücken die Absicht hatte, so müsste ich denselben Roman, den ich eben geschrieben habe, von Anfang an noch einmal schreiben!" Im Juli (1876) kommt Strachoff zu Besuch und Tolstoi philosophiert „bis zur Erschlaffung" mit ihm. Ende August fährt er dann, diesmal ohne Familie, nach Samara und Orenburg, „eine wundervolle Reise", von der aus nur ein kleines Billet an seine Frau erhalten ist, das auf den Beginn der Krise schliessen lässt und zugleich Zeugnis ablegt von dem idealen Verhältnis der Gatten zueinander: „Ich weiss", so heisst es dort, „dass es Dir schwer und furchtbar ist. Ich habe gesehen, wie sehr Du Dich bemühst, mir ja nicht im Wege zu sein. Und wenn es möglich wäre, würde ich Dich darum noch mehr lieben! Wenn Dir Gott nur gibt, gesund, energisch und tätig diese Zeit zu überstehen. Der Herr erbarme sich Deiner und meiner . . ."

Zurückgekehrt, kann sich Tolstoi nicht recht zur Aufnahme seines Romanes entschliessen: er liest viel, geht viel spazieren und gibt sich seinen Gedanken hin. Dann nimmt er auch den alten Plan eines Lehrerseminars wieder auf: In dem Flügel, in dem sonst die Gäste gewohnt hatten, werden Klassenzimmer eingerichtet, und Bänke und Tische aufgestellt. Auch engagiert Tolstoi bereits einen Studenten, der eben die Universität beendigt hat. Trotzdem ist aus diesem Seminar nichts geworden. Wir hören wenigstens nichts weiter davon, als dass in einem Briefe, der vom März des folgenden Jahres datiert ist, sich Tolstoi nach einer Persönlichkeit erkundigt, die sich zum Direktor seines Seminars erboten habe.

In diesem Herbste (1876) macht sich die herannahende Krise schon deutlich bemerkbar. Ende Oktober hat Tolstoi sich noch immer nicht zu seiner Arbeit aufraffen können und fährt daher auf einige Tage nach Moskau, hauptsächlich um Nachricht zu erhalten über den eben ausgebrochenen Balkankrieg, der ihn aufs tiefste erregt: „Es ist mir unheimlich," so

schreibt er einem Freunde, „wenn ich an die verwickelten Bedingungen denke, unter denen die Geschichte vor sich geht." Anfang November berichtet er Strachoff, er sei noch immer in geistigem Schlafe befangen und könne absolut nicht erwachen. Er fühle sich krank, kleinmütig und verzweifle an seinen Kräften. „Was mir vom Schicksal bestimmt ist, weiss ich nicht, aber das Leben zu durchleben ohne Achtung vor meinem Geschick, das ist qualvoll, und dabei erlange ich Achtung vor meinem Schicksal nur durch eine ganz bestimmte Art von Tätigkeit. Eben habe ich aber nicht einmal die Kraft zu denken. Entweder wird es ganz schlecht mit mir werden, oder das ist nur der Traum vor einer guten Schaffensperiode!" Vorderhand sollte sich noch einmal die letztere Vermutung bewahrheiten: schon wenige Wochen später kann Tolstoi seinem Freunde Feth vermelden, er habe angefangen zu arbeiten und sei jetzt sehr zufrieden mit seinem Schicksal. Auch Sofie Andrejewna schreibt Anfang Dezember ihrer Schwester: „Die ‚Anna Karenina' schreiben wir jetzt endlich so, wie es sich gehört, das heisst ohne Unterbrechung. Leo ist in angeregter Stimmung und ganz auf sein Werk gerichtet. Er schreibt jeden Tag ein ganzes Kapitel. Ich kopiere angestrengt. Auch unter dem Brief, den ich Dir eben jetzt schreibe, liegen die Bogen eines neuen Kapitels, das Leo gestern vollendet hat." Da Katkoff nicht aufhört, in Briefen und Telegrammen um weitere Kapitel der „Anna Karenina" zu bitten, fährt Tolstoi Ende Dezember nach Moskau.

Bei dieser Gelegenheit meldet er auch seinen Besuch Tschaikowsky an, dessen Kompositionen er von jeher geliebt hatte. Tschaikowsky, ein grenzenloser Verehrer von Tolstois Dichtungen, sah voller Unruhe diesem Besuche entgegen: er fürchtete, der „grosse Seelenversteher" werde mit einem Blicke alle Geheimnisse seiner Seele ergründen, und es werde ihm auch nicht der Kehricht verborgen bleiben, der auf dem Grunde

seiner Seele lagere. Tolstoi aber sah offenbar in Tschaikowsky durchaus keinen Gegenstand psychologischer Beobachtungen: er wollte sich einfach mit ihm über Musik unterhalten. Dabei setzte er den trefflichen Tschaikowsky dadurch in Staunen, „dass er es liebte, Beethovens Kunst zu verneinen und geradezu über sein Genie Zweifel auszusprechen". Tschaikowsky bemerkt hierzu: es sei dies ein Zug, der sonst ganz und gar nicht grossen Männern eigne: Zur Stufe des eigenen Unverständnisses einen von allen anerkannten Genius herabzusetzen, das sei sonst geradezu ein Merkmal beschränkter Geister! Wir wissen indes, dass Tolstoi, der später auch einen anderen Grossen, Shakespeare, so ehrfurchtslos angreifen sollte, einfach die Manie hatte, keine überragende Grösse irgendwo anzuerkennen. Es wird dabei wohl nie zu entscheiden sein, ob hier instinktiver, krankhafter Ehrgeiz Tolstoi antrieb (der, wie es scheint, sich an der Spitze aller Menschen glauben musste, wenn er sich selber achten wollte) oder ob hinwiederum schlechtes Gewissen vor dem Volke und daraus hervorgehender Drang, es in allem und jedem überlegen zu behaupten, Tolstoi zur Leugnung der überragenden Persönlichkeit veranlasste: weil die ihm wie ein Unrecht an dem Volke erschien (vielleicht in dem mehrmals ausgesprochenen, nicht unrichtigen Gedanken, dass wir gar nicht wissen können, wieviele Genies da unten im Volke in Armut und Elend verkommen, noch bevor sie dazu kamen, ihr Wort zu sagen. Das kann uns aber doch natürlich nicht davon abhalten, die Genies, denen das Schicksal erlaubte, das zu geben, was nur sie zu geben imstande waren, anzuerkennen und zu verehren wie Gottesgeschenke).

Tschaikowsky veranlasste übrigens Nikolai Rubinstein, den damaligen Direktor des Moskauer Konservatoriums, für Tolstoi einen Kammermusikabend zu veranstalten. Der nahm einen glänzenden Verlauf. Beim Anhören von Tschaikowskys bekanntem Andante cantabile aus dem D-dur-Quartett brach

Tolstoi in Tränen aus. Während des nachfolgenden Abendessens fühlte er sich ausserordentlich wohl „unter den Priestern der höchsten Kunst“, namentlich Nikolai Rubinstein erregte sein Wohlgefallen. Tolstoi sandte dann an Tschaikowsky eine Sammlung wie es scheint von ihm selber aufgezeichneter Volkslieder mit der Bitte, sie in „Haydn-Mozartschem Geiste zu verarbeiten, nicht aber in der künstlichen Art eines Beethoven, Schumann, Berlioz, die ‚das Unerwartete‘ suchen“. Tschaikowsky fand diese Lieder von einer sehr ungeschickten Hand aufgenommen und in dieser Fassung durchaus unverwendbar!

Der delikate Tschaikowsky war überhaupt enttäuscht durch die persönliche Bekanntschaft mit Tolstoi, vor allem darüber, dass „der Beherrscher seiner Gedanken, ein Wesen, das imstande sei, aus dem tiefsten Innern seiner Seele die reinste und flammendste Begeisterung zu entfesseln, manchmal geradezu gewöhnliche Dinge spreche, und dazu noch solche, die eines Genius unwürdig seien“.

Tschaikowsky mied denn auch von nun an jede Begegnung mit Tolstoi und gesteht sogar ein, dass infolge seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem grossen Dichter seine Lieblinge unter Tolstois Werken für ihn zeitweilig allen Zauber verloren hätten.

Zu Beginn des folgenden Jahres (1877) ist wieder allerlei Unwohlsein in der Familie Tolstois. Da der Gesundheitszustand Sofie Andrejewnas sich durchaus nicht bessert, beschliesst sie nach Petersburg zu dem berühmten Arzt Botkin zu fahren. Tolstoi ist ausserordentlich in Sorge und bittet die Babuschka, sie möchte doch Sorge tragen, dass die Kranke nicht selber erfahre, wenn es tatsächlich schlecht um sie bestellt sein sollte. Botkin fand aber zum Glück nichts Gefährliches, und Sofie Andrejewna kehrte beruhigt nach Hause zurück.

Gleich danach erkrankt Tolstoi selber an einer seiner rätselhaften Unpässlichkeiten. Dann erkrankte auch der älteste Sohn Sergei und zwar nicht unbedenklich: Vater und Sohn erholen sich indes bald. Verdriesslichkeiten bereitete Tolstoi um diese Zeit auch noch die Drucklegung der Schlusskapitel von „Anna Karenina". Es kam hierbei zu dem längst vorauszusehenden Bruch mit Kattkoff: Zwei so zu jedem Nachgeben unfähige Geister konnten auf die Dauer nicht miteinander auskommen. Tolstoi hatte bekanntlich im letzten Kapitel der „Anna Karenina" an jener Stelle, wo er Wronsky als Freiwilligen nach Serbien abreisen lässt, sehr abfällig geurteilt über die ganze Art und Weise, wie die serbische Angelegenheit von der panslawistischen Presse aufgebauscht wurde. U. a. hatte Tolstoi da den trefflichen Vorschlag gemacht — die Chauvinisten aller Nationen sollten ihn recht beherzigen: Es möchten die zum Kriege hetzenden Zeitungsschreiber stets in die vorderste Reihe der Kämpfenden gestellt werden. Das alles hat natürlich den Panslawisten Kattkoff tief gekränkt: er musste sich da persönlich getroffen fühlen. Er bat Tolstoi um Abänderung. Tolstoi schlug rundweg ab. Kattkoff konnte hier aber gar nicht nachgeben, ohne sein ganzes bisheriges Auftreten in der serbischen Angelegenheit Lügen zu strafen. Und so liess denn Tolstoi die Endkapitel seines Romanes bei einem anderen Verlage, im Mai des Jahres 1877, in einer besonderen Broschüre erscheinen.

Der Roman endet, wie bereits erwähnt, mit der Bekehrung Levins-Tolstois. Diese war damals (im Frühjahr 1877) bereits in vollem Gange. Wir finden unter den Briefen aus dieser Zeit folgendes ergreifende Selbstbekenntnis:

„Es ist mir qualvoll und erniedrigend, in völligem Müssiggang zu leben, und widerlich ist es mir, mich damit zu trösten, dass ich mich jetzt erhole und irgendeine neue Eingebung erwarte. Alles das ist niedrig und nichtig. Wenn ich allein da-

stände im Leben, so wäre ich zwar nicht Mönch geworden, wohl aber ein Gottesnarr, das heisst, ich würde nichts mehr wert halten im Leben und niemandem mehr Schaden zufügen!"

Es wäre müssig, solche Erlebnisse ausschliesslich auf geistige Ermüdung zurückzuführen. Was ist damit erklärt? Augenscheinlich handelt es sich hier um tiefste, unabweisbare Seelenbedürfnisse für Tolstoi, um Allerheiligstes für diesen begnadeten Menschen, das zu berühren uns nicht ansteht!

Der Brief, der dies Bekenntnis enthält, endigt — und das ist die Regel überall da, wo Tolstoi Schwäche, Ratlosigkeit oder Ohnmacht eingestanden hat — mit einem kritischen Uebergang zur Wirklichkeit. Es lebte eben ein elementarer Tatendrang in Tolstoi, eine Unfähigkeit, zu schweigen zu dem, was um ihn herum geschah, wenn es ihm Unrecht zu sein schien. Das hat ihn wohl vor allem seine schweren Krisen überstehen lassen.

So heisst es auch hier: „Dieser Tage war ich anwesend, wie der Geistliche meine Kinder im Katechismus unterrichtete. Alles das war ganz abscheulich! Diese klugen Kinder glauben augenscheinlich nicht nur keines von diesen Worten, sie verachten sie vielmehr, wie es mir scheint, so sehr, dass in mir der Wunsch aufkam, zu versuchen, in der Form des Katechismus das zu sagen, was ich glaube. Und ich machte den Versuch. Und der zeigte mir, dass das für mich schwer und fast unmöglich ist. Und darum ist es mir traurig und schwer zumute!"

Stehen wir nicht hier vielleicht vor der unmittelbaren Veranlassung zur „Beichte"?

Auch sonst sind Tolstois Schreiben aus dieser Zeit voll von religiösen Gedanken: „Die richtige Erkenntnis wird durch das Herz gegeben: Das heisst nur durch die Liebe: Wir wissen nur, dass wir lieben, dass wir nichts tun können, als lieben . . ." so heisst es da einmal, und wer wollte die tiefe Wahrheit dieser Worte verkennen? Tolstois Tragik bestand aber

gerade darin, dass er zureichende Gründe seines Verstandes haben wollte für das, dem gegenüber die Gründe des Verstandes versagen, und das nur hingenommen werden kann als inneres Erlebnis, als Gewissheit schlechthin!

Auch ist Tolstois Weltschmerz ausserordentlich rege zu dieser Zeit: „Uebel ist," so meint er, „was vernünftig ist in den Augen der Welt: Mord, Raub, Bestrafung — alles das ist vernünftig, auf logischen Folgerungen begründet, Selbstaufopferung, Liebe ist — Sinnlosigkeit!" (Wiederum jenes unselige Verwechseln von Vernunft mit logischer Selbstsucht!)

Aber noch kann Tolstoi nicht zu einer klaren Stellung zur kirchlichen Religion gelangen: „Für mich ist die Frage der Religion", schreibt er seiner Babuschka, „bereits zwei Jahre lang eine solche Frage, wie für den Ertrinkenden die Frage, woran er sich halten solle, um sich zu retten vor unvermeidlichem Untergang, den er mit seinem ganzen Sein vorausfühlt. Sobald ich aber nur das Brett anfasse, das mich retten soll, so sinke ich mit ihm zusammen, während ich mich allein noch eben zur Not irgendwie an der Oberfläche halte!"

„Lange schon" — heisst es an anderer Stelle — „denke ich ununterbrochen an unsere Hauptaufgabe auf Erden: Die Gottheit zu denken. Man sage nicht, das sei unmöglich, es ist nicht nur möglich, man muss es vielmehr. Zu allen Zeiten haben auch die besten Menschen nur daran gedacht. Können wir nicht so denken wie sie, so müssen wir eben ausfindig machen, wie wir die Gottheit denken müssen . . ."

Während Tolstoi in diesen inneren Kämpfen rang, bricht der Türkenkrieg aus (Kriegserklärung am 13. April 1877.) Tolstoi war von Anfang an mit ganzer Seele dagegen, nimmt aber jetzt lebhaftesten Anteil: „So wenig mich", so bekennt er einem Freunde, „die serbischen Verrücktheiten interessier-

ten, so sehr interessiert mich jetzt der richtige Krieg! In schlechter und in guter Geistesverfassung deckt der Gedanke an den Krieg alle meine anderen Gedanken zu! Nicht so sehr der Krieg selber lässt mich nicht los, als vielmehr die eine Frage, ob wir wirklich unfähig sind, eine Frage, die sich gerade jetzt entscheiden muss, und auch die Frage nach den Ursachen dieser Unfähigkeit, die mir immer klarer werden!"

Tolstoi möchte dabei um alles gerne erfahren, wie eigentlich das Volk über den Krieg denkt, aber er findet meist völlige Gleichgültigkeit. (Ganz das gleiche habe ich zur Zeit des mandschurischen Krieges in Russland erfahren.) Wo er aber Antworten erhält, bringen sie ihn zur Verzweiflung. So wenn ihm einmal gesagt wird: Es wäre den jungen russischen Soldaten wohl erfreulich, sich an den Türkinnen zu erlaben, oder wenn ihm auf seine Bemerkung, es stehe schlecht um die Russen, mit vollem Vertrauen der Name eines bekannten Generals genannt wird. „Entfesselung viehischer Instinkte und blinder Autoritätsglaube", das scheinen Tolstoi die Folgen des Krieges zu sein, und er meint, Russland befinde sich am Rande einer grossen Umwälzung (als ob sich Russland je wo anders befunden habe!).

In allen diesen Sorgen und Zweifeln beschliesst er, sobald er nur die letzten Korrekturen seiner „Anna Karenina" beendigt habe, mit seinem Freunde Strachoff das Kloster Optina Pustynja aufzusuchen. Der Dichter fühlte sich damals, trotz allen gelegentlichen Zweifelns, durchaus als gläubiger Orthodoxer. (Wir wissen aus den Aufzeichnungen seiner Babuschka, dass Tolstoi ihr zu jener Zeit einmal ernste Vorwürfe machte, als er an einem Fastentage Fleischspeisen auf ihrem Tisch fand — die waren dabei für die alte kränkliche Mutter bestimmt. Tolstoi äusserte damals in strengem Ton: Es gehöre sich, die Vorschriften der Kirche zu befolgen, zu der man sich einmal bekannt habe. Das scheint seltsam von seiner Seite,

spricht aber im Grunde nur für den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit der sich Tolstoi nach dem jedesmaligen Standpunkt seiner persönlichen Erkenntnis in seinem Handeln zu richten bestrebt war.) Um so mehr war Tolstoi enttäuscht über das, was er dort im Kloster sah und hörte: Mit dem Vater Ambrosius geriet er in Streit über einen Evangeliumtext, und als Ambrosius erfuhr, dass Strachoff Philosoph sei, suchte er ihn vom Materialismus abzubringen, zu dem Strachoff niemals geneigt hatte. Als dann die beiden Pilger einen ehemaligen Gardeoffizier und nunmehrigen Archimandriten besuchten (gerade dieser Uebergang ist in Russland häufig: fast in jedem Kloster werden einem ehemalige Gardeoffiziere gezeigt: augenscheinlich liegt die Neigung zu solchem jähen Uebergang im eigenartigen Naturell des Russen), schlief der Vater Pimen, der sie begleitet hatte, ruhig auf seinem Stuhle ein, und Tolstoi meinte, Pimen habe das bessere Teil erwählt. Dagegen fand Tolstoi einen aufrichtig religiösen, klugen und gebildeten Menschen in dem Vater Clementi, mit dem er auch längere Gespräche führte.

Als die ersten türkischen Gefangenen nach Tula kamen, besuchte sie Tolstoi des öfteren. Zunächst überzeugte er sich davon, dass ihre Unterkunft und ihre Verpflegung ausreichend waren, dann kümmerte er sich um ihren Seelenzustand. Er fragte, ob auch ein Mullah bei ihnen sei, und ob sie auch den Koran bei sich hätten, und es zeigte sich zu Tolstois Befriedigung, dass jeder türkische Gefangene in seinem Ranzen einen Koran bei sich trug. Die Gefangenen umringten Tolstoi jedesmal, wenn er unter ihnen erschien, und brachten ihm grosses Vertrauen entgegen.

Im Herbste gibt sich Tolstoi nach langer Pause wiederum mit grosser Leidenschaft der Jagd hin (offenbar suchte er sich abzulenken von den Qualen seiner religiösen Unruhe), und er ist dann weiterhin vor allem mit der Erziehung seiner Kinder

beschäftigt. Nebenher geht eifrige Lektüre und, ununterbrochen die Krise vorbereitend, religiöses Nachdenken. Seine „Anna Karenina" hat er schon längst hinter sich: er hatte da viel zu viel von sich selber hineingelegt und durch Gestaltung ein für allemal überwunden, als dass er es nötig gehabt hätte, sich noch besonders von dem Banne dieser Arbeit zu befreien, wie das, wie wir gesehen haben, bei „Krieg und Frieden" in hohem Grade der Fall gewesen war. So finden wir denn Tolstoï schon im Herbste dieses Jahres (1877) eifrig beschäftigt mit den Vorstudien zu einem neuen grossen Roman, der den Dekabristenaufstand zum Hintergrunde haben sollte. Augenscheinlich entsprach das religiöse, mystische Element in dieser revolutionären Bewegung Tolstois damaliger Geistesverfassung. (Das ausgesprochen rationalistische Element in der Doktrin der Dekabristen war, wie wir jetzt wissen, deutschen Ursprungs, es stammte vornehmlich von Pestel.) Es sei hier daran erinnert, dass in dem Katechismus, den die dekabristischen Verschwörer an die Soldaten verteilten, unter anderem geschrieben stand: „Unser Feldherr soll Christus sein!" (wozu Nicolai I. am Rande bemerkte: Welche Gemeinheit!) Uebrigens nahm Tolstoi in diesem Winter zum Lehrer der Mathematik einen früheren Nihilisten in sein Haus, der, aus Russland verbannt, zwei Jahre bei den russischen Kommunisten in Kansas zugebracht hatte, von dort aber schwer enttäuscht zurückgekommen war. Augenscheinlich hat von ihm, der ihn schon damals mit den Hauptführern der äussersten sozialistischen Linken bekannt machte, Tolstoi grosse Anregungen empfangen. Vor allem scheint es, dass erst von hier aus in Tolstois sich eben bildende neue Weltanschauung jenes sozial-asketische Element gekommen ist (von dem wir in Tolstois bisherigen Werken und Wirken keine Spur wahrzunehmen vermochten, während doch sonst, worauf wir an sehr vielen Stellen hinweisen konnten, Tolstois Bekehrung und die ganze Lehre des bekehrten Tolstoi bis ins

einzelste hinein sich bei ihm vorbereitet finden von frühester Jugend an). Tolstoi hat zwar früh schon — er erzählt das in „Anna Karenina" — alle seine persönlichen Ausgaben verglichen mit dem Tageslohn des schwer arbeitenden Landarbeiters, und er ist schon von hier aus zu einer Verdammung jeglichen Luxus gelangt (worunter er von jeher die Gesamtheit der Ausgaben verstand, die nicht unmittelbar nötig sind zur höchsten dauernden Leistungsfähigkeit). Tolstoi rechnete dabei aber immer noch im grossen und ganzen mit dem Rahmen der Lebensgewohnheiten, in die er hineingeboren und hineinerzogen worden war. Dass er nach seiner Bekehrung zum sozialen Asketismus überging, das heisst nur die allerprimitivste Lebensführung anerkennen wollte und selbst die Reinlichkeit für eine Aeusserung sozialen Hochmutes erklärte, dazu kann er den Anlass nur aus den Lehren der damaligen Nihilisten empfangen haben. Es ist gerade in neuerer Zeit öfters hingewiesen worden auf die ausserordentlich grosse Uebereinstimmung in Lehren und Leben bei gewissen Nihilisten der siebziger Jahre mit den Lehren und dem Leben des späteren Propheten Tolstoi (er findet sich fertig erst ums Jahr 1885 herum). Das ist auch durchaus Tatsache. Man kann aber natürlich hierbei gar nicht von Nachahmung sprechen. Tolstoi hat von dort nur das übernommen, was seinem Innern entsprach: Er hat das Uebernommene nacherlebt — und wohl nur darum nicht selber finden können, weil seine aristokratische Abstammung hier seiner Kritik im Wege stand. Die von Tolstoi übernommenen Forderungen des sozialen Asketismus liegen dabei durchaus in seiner ursprünglichen Willensrichtung: Das erkennen wir u. a. ganz deutlich aus jener seltsam gekünstelten Art, wie er diesen Forderungen aus dem Wege geht, wo sie sich eigentlich von selber erheben: ich denke hier vornehmlich an den Aufsatz „über den Fortschritt" in Tolstois pädagogischem Journal. Auch will ich nicht behaupten, dass die Annahme der niederträchtigsten Be-

weggründe bei den Reichen und Mächtigen dieser Welt und das völlige Ausserachtlassen der natürlichen sozialen Eingewöhnung des Menschen in des kritischen Tolstois Schriften aus nihilistischer Quelle stammt: Tolstoi war von jeher geneigt, aus den Handlungen der Menschen auf ihre Motive zu schliessen und dabei die schlechtesten anzunehmen.

Dieses sozial-asketische Moment in Tolstois Prophetenschriften müssen wir aber auch deshalb auf den Einfluss des besagten Revolutionärs zurückführen (im Winter 1877/78), als in jenem Schlusskapitel von „Anna Karenina", in dem die ersten Stadien von Tolstois religiöser Krise derart bis ins einzelnste ausgeführt sind, dass, wie bereits erwähnt, ganze Stellen wörtlich in die „Beichte" übergingen, sich dieses sozial-asketische Moment noch nicht findet, während es in der „Beichte" sich bereits schüchtern bemerkbar macht. Aber gerade die Verschmelzung von Religion und radikalstem Sozialismus macht die Eigentümlichkeit von Tolstois Weltanschauung aus und auch ihre Neuheit und ihre grosse Bedeutung für Russland, wo bekanntlich durch eine Reihe geistiger Missverständnisse die revolutionäre Bewegung gerade im Gegensatz zu ihrer Forderung einer „restlosen Aufopferung für das Volk" eine durchaus materialistisch-atheistische Weltanschauung lehrte. Für Westeuropa bedeutet freilich Verschmelzung von Sozialismus und Religion durchaus keine Neuheit, vielmehr ist nachgewiesenermassen die sozialistische Doktrin überhaupt religiösen Ursprungs, man vergisst das nur deshalb, weil der Sozialismus als Massenforderung erst erhoben ward, nachdem Karl Marx sein, des Sozialismus, Schicksal mit dem des Proletariers vereinigt und dabei mit dem Appell an die gesunde Selbstsucht des Proletariers auskommen zu können geglaubt hatte.

Zweifellos ist eines der grössten Verdienste Tolstois darin anzusprechen, dass er, wenn auch nicht als erster, so doch viel-

leicht machtvoller als andere vor ihm und sicherlich mehr angehört als sie alle, vom religiösen Menschen das soziale Opfer verlangte: als den eigentlichen Beweis für den Ernst seiner sittlichen Ueberzeugung. Bald werden wir andern auch nicht mehr um es herumkommen können (wir sehen das auch heute schon ganz deutlich daran, dass die am geistigen Gedeihen unseres Volkes Interessierten sich mehr und mehr freiwillig der einfachsten persönlichen Lebensführung zuwenden und alle so erübrigten Mittel im allgemeinen Interesse verwenden, wie sie es verstehen). Und gestehen wir es nur: unsere Hoffnung auf einen sozialen Ausgleich ohne die furchtbaren Kulturverluste, die jede Revolution mit sich bringen muss, liegt hier verankert: in dem Glauben, dass wir alle einst begreifen werden, dass menschliches Wohlwollen blind oder selbstbetrügerisch genannt werden muss, wenn der, der sich zu ihm bekennt, nicht auch bereit ist zum sozialen Opfer, das heisst zu einer Lebenshaltung, die nur die dauernde höchste Leistungsfähigkeit zum Massstab hat, und bei der jeder darüber hinausgehende Erwerb unmittelbar den irgendwie Darbenden zufliesst!

Den ganzen Herbst und Winter hindurch bis tief in den Februar (1878) hinein fühlte sich Tolstoi bereits krank an Leib und Seele. Was ihm fehlt, weiss er nicht, er fragt aber auch keinen Arzt mehr um Rat. Er fühlt Kräfteabnahme, liegt auch einmal zwischendurch mehrere Tage zu Bett und kann zu keiner richtigen Erholung gelangen. Am 6. Dezember ward ihm dabei wiederum ein kräftiger Sohn geboren und Andreas genannt. Seine Kinder, an denen er gar keine schlechten Neigungen zu entdecken vermöge, bereiten ihm überhaupt fortgesetzt die grösste Freude (was er gerade um diese Zeit besonders betont, wie um klar zu stellen, dass an seinem zunehmenden Weltschmerz die Familie keine Schuld trage). Im Januar (1878)

ist Tolstoi wiederum in voller Arbeit begriffen: er hat aus Moskau eine Menge Bücher und Handschriften mitgebracht und vertieft sich in die Geschichte der zwanziger Jahre. Es bereitet ihm dabei grossen Genuss, sich diese Zeit bis in alle ihre Einzelheiten hinein vorzustellen. Hier fühlt er sich ganz auf festem Boden stehend, wie er einem Freunde versichert, und es sei ihm seltsam und erfreulich, dass die Zeit, deren er sich selber noch entsinne, die dreissiger Jahre, bereits der Geschichte angehören. Die Arbeit schreite auch voran: Schon beginne das Schwanken in den einzelnen Figuren zu schwinden, und sie alle fänden bereits ihre feste Stellung in der feierlichen Ruhe der Wahrheit und Schönheit!

Er selber komme sich vor dieser Ueberfülle von Material vor wie ein schlechter Koch, der auf dem Markte Massen aller möglichen Lebensmittel erschaut und dabei nur das eine fürchtet, das Mittagsmahl zu verderben. Tolstoi bittet Gott, er möge es ihm gestatten, auch nur ungefähr das zu schaffen, was er schaffen möchte. Sein geplantes Werk sei ihm von ganz ausserordentlicher Wichtigkeit, so versichert er immer und immer wieder. (Augenscheinlich handelt es sich hier in noch höherem Grade wie in seinen bisherigen Werken für Tolstoi darum, ein grosses Bekenntnis abzulegen. Tolstoi war dabei damals wohl noch der gesunden Ueberzeugung, dass die Dichtung die einzige Möglichkeit bietet, die Menschen zu belehren, ohne sich über sie zu erheben, das heisst ohne sie zu erniedrigen, das heisst ohne sie zu beleidigen.)

Tolstoi fährt darum im März 1878 nach Petersburg, wo er zwei ehemalige Dekabristen aufsucht und auch die Erlaubnis erhält, die Peter-Pauls-Festung zu besichtigen (dort waren bekanntlich die Dekabristen gefangen gehalten worden). Dagegen vermochte Tolstoi, trotz seiner hohen Verbindungen, es nicht durchzusetzen, dass man ihm Einsicht gewährte in die wichtigsten Dokumente des Dekabristenprozesses, die im Ge-

heimen Staatsarchiv aufbewahrt werden. Das war bei Tolstois bekannter Gewissenhaftigkeit in Hinsicht auf alles Tatsächliche an dem Stoff, den er künstlerisch zu gestalten trachtete, wohl einer der Hauptgründe, derentwegen der Dekabristenroman unausgeführt blieb. Tolstoi meint dabei, die Besorgnis derer, die ihm den Einblick in das Staatsarchiv verwehrten, sei eine durchaus unbegründete gewesen. Er (Tolstoi) hätte keine Verherrlichung der Revolution geschrieben. Er schmeichle sich vielmehr der Hoffnung, dass, wenn er die „Dekabristen" schreiben werde, schon allein sein Geist, nach dem der ganze Roman dann riechen werde, unerträglich sein werde für die, die auf Menschen schiessen zum Heile der Menschheit! Ein anderer Grund und wohl der ausschlaggebende, weshalb dieser Roman unausgeführt blieb, war, dass religiöse Interessen bereits Tolstois Seele völlig zu erfüllen begannen: Damals in Petersburg (im März 1878) kam es denn auch zwischen ihm und seiner strenggläubigen Babuschka zu einem stürmischen Auftritt: Mit dem ihm eigenen Mangel an Ehrfurcht vor dem, was anderen heilig ist, sucht Tolstoi der im orthodoxen Glauben alt gewordenen Babuschka die Unhaltbarkeit dieses Glaubens klar zu machen, und den Schaden, der durch die Kirche angerichtet werde, „wobei er die Gottheit Christi und die Rettung durch ihn ein für allemal in Abrede stellte" (diese Worte sind dem Bericht der Babuschka entnommen). Als die Babuschka ihm nicht beistimmte, sprang er schliesslich auf und schrie: „Wie können Sie das nicht verstehen! Das ist doch so einfach und kann in zwei Worten ausgedrückt werden: Sehen Sie: In meiner Seele hat sich ein Fenster geöffnet, durch dieses Fenster sehe ich Gott, und weiter ist mir nichts, gar nichts vonnöten!" Tolstoi war sehr erregt über den Widerstand seiner alten Freundin gegen das, was er für das letzte Wort der Wahrheit hielt. Früh am nächsten Morgen erhielt die Babuschka von ihm folgende Zeilen: „Zürnen Sie nicht, dass ich ohne Ab-

schied zu nehmen von Ihnen abreise. Ich kann nicht anders, ich bin zu erregt von unserem gestrigen Streite!"

Dieser seltsame Vorfall legt Zeugnis ab von einer ganz unglaublichen Naivität Tolstois: Er glaubte tatsächlich etwas so Neues, Unwiderlegliches gefunden zu haben, dass selbst eine im Glauben ergraute Anhängerin der Kirche bei der ersten Kunde von seiner Weisheit alles abschwören müsste, woran sie bisher Trost gefunden hatte im Leben. (Das ist überhaupt der grosse Irrtum, besser gesagt, die grosse Unart der meisten Heilverkündiger: Wenn ein naives Gemüt nicht in der Lage ist, gleich einen Gegengrund gegen ihre Lehren anzuführen, so behaupten sie, der Betreffende müsse ihnen zustimmen, wenn er nicht gegen seine bessere Einsicht rede! Sie begreifen aber gar nicht, dass die Ueberzeugungen, auf denen ein Mensch sein ganzes Leben gegründet hat, doch stets in einer so unfassbar tiefen Weise verknüpft sind mit seinen letzten Erlebnissen, dass es dem gegenüber gar nicht in Betracht kommen kann, wenn er momentan auch keinen Gegengrund zu finden vermag gegen eine Behauptung, die dem widerspricht, worauf er bisher sein ganzes Leben gründete.)

Diese Ueberzeugung von der Unwiderleglichkeit seiner Gründe hat Tolstoi tatsächlich besessen. (Wir finden das bereits in seinen pädagogischen Werken: er glaubte da allen Ernstes als Erster gefunden zu haben, worauf es vor allem in der Erziehung und im Unterricht ankommt. Er glaubte tatsächlich alle Erfahrungen der bisherigen Erzieher verachten zu dürfen und in seiner Experimentalschule von Jasnaja Poljana durch den Versuch ergründen zu können, worauf sich eigentlich die Erziehung der Menschen gründen sollte!)

Es fasst uns beinahe ein Grausen, wenn wir einige Jahre später in Tolstois Schrift „Worin besteht mein Glaube" schwarz auf weiss lesen, er wundere sich selber darüber, dass er als Erster nach 1800 Jahren Christi Lehre verstanden habe, das sei

erstaunlich, aber es sei nun einmal so. Augenscheinlich hat nur diese Selbstsicherheit seiner Ueberzeugung Tolstoi vor dem Wahnsinn gerettet (wenn sie auch selber eine gelinde Art von Wahnsinn genannt werden muss): Und das wohl nur deshalb, weil Tolstoi in der Gegenwart, vor allem in der russischen, in der er sich bewegte, noch so viel für die offenbar zweifellosesten, elementarsten, menschlichen Rechte zu kämpfen hatte, dass er weder dazu kam, viel über seine Theorien nachzudenken, noch über die Eigentümlichkeiten seiner moralischen Vorschriften. Woher Tolstois unerschütterliche Gewissheit von der Richtigkeit seiner Ueberzeugungen herstammt bei allen offenkundigen Schwächen in seinem Räsonnement, dafür kann es natürlich nur Vermutungen geben. Ich glaube sein Selbsterhaltungstrieb war hier ausschlaggebend: seine erlebte Gewissheit, dass er noch grosse Aufgaben zu erfüllen habe in diesem Leben, dass noch Scharen Hilfloser und Beleidigter seiner warteten. Und Tolstoi konnte nur leben, wenn er sich auf der Höhe alles Menschlichen glaubte: — und als Erster oder allein auf ihr stehend. Vielleicht hätte er sonst auch gar nicht die Tollkühnheit gehabt, uns in gedichteten Gestalten das Menschheitsschicksal vorzuführen in Riesenromanen. Andererseits muss freilich diese gesegnete Tollkühnheit Tolstois auch wiederum die unselige Selbstsicherheit in seinen Ueberzeugungen bestärkt haben: Tolstoi glaubte sich schliesslich der wirklichen Welt gegenüber ebenso im Rechte wie vor seinen erdichteten Personen. Und nicht nur das: er glaubte auch eben solche Macht ausüben zu können auf die wirklichen Menschen, wie ihm zukam über die von ihm erdichteten Personen, und er glaubte endlich auch diese Macht ebenso wenig missbrauchen zu können wirklichen Menschen gegenüber, als er sie erdichteten gegenüber nie missbraucht zu haben sich bewusst war. Dieses übergrosse Selbstvertrauen ward bestärkt in Tolstoi durch seine privilegierte Stellung, die ihn sein Leben lang bewahrt hatte

vor Erniedrigungen um des lieben Brotes willen, und wohl auch durch den Weltruhm, den der Dichter genoss. So konnte Tolstoi nie zu dem hingelangen, was ihm den Ausgang gewiesen hätte aus allen seinen Zweifeln und Ungewissheiten, zur Demut. Er wäre indes vielleicht zugrunde gegangen an ihr. Er kam aber auch wohl deshalb nicht ganz bis zu ihr hin, weil die furchtbaren Uebel der Wirklichkeit, vor allem der russischen, ihn fraglos recht behalten liessen in seinen Forderungen nach Recht und Menschlichkeit, und er nun meinte auch in allem übrigen recht zu behalten, was er forderte, und das um so mehr, als niemand sonst in Russland den Mut hatte, das furchtbare Unrecht bei Namen zu nennen, was dort am Volke geschieht oder richtiger gesagt, als niemand ausser Tolstoi verschont geblieben wäre vor Kerker, Verbannung und Zwangsarbeit, wenn er das getan hätte.

(Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, dass jene uns immer wieder verblüffende Ueberspannung des Selbstgefühls auch bei solchen Russen, die durchaus keine Tolstois sind, wohl daher stammt, dass der Russe schon sehr früh in die Lage kommt, seiner Regierung gegenüber sich durchaus — und mit unbestreitbarem Recht — im Rechte zu erleben: woraus man vielleicht den Schluss ziehen darf, dass mit je weniger Witz ein Volk regiert wird, um so selbstüberzogener die einzelnen Bürger sein werden.)

Das alles zum Verständnis des Auftrittes zwischen Tolstoi und seiner Babuschka, der uns erkennen lässt, welch grosser Zwiespalt noch klaffte zwischen den Geboten, die Tolstoi als gültig für alle Menschen anerkannte, und den Ausbrüchen eines ungebändigten Temperamentes, zu denen ihn der Eifer für seine Sache immer noch hinzureissen vermochte.

Wir dürfen freilich bei dieser Szene auch nicht vergessen, dass Tolstoi damals um seine seelische Existenz, ja um seine geistige Gesundheit kämpfte. Das alles hing für ihn an jenen

Theorien, denen seine alte Freundin nicht beistimmen konnte. Und wir wissen bereits, dass Tolstoi für alle seine erlebten Gewissheiten auch die Bestätigung seiner Gedanken haben musste, und dass er dann für diese Gedanken Allgemeingültigkeit beanspruchte und durchaus überzeugt war: Nur Beschränktheit oder Interessiertheit an der Unwahrheit könnte sich dagegen wehren, solche anzuerkennen.

Aus Petersburg zurückgekehrt, macht sich Tolstoi wiederum an seinen Dekabristen-Roman. Er kam aber nicht weiter als zu einer zweiten Variante des ersten Kapitels. Die „Dekabristen-Fragmente" — sie sind in Tolstois „Gesammelten Werken" aufgenommen — lassen, trotz mancherlei Schönheiten, kaum ein Bedauern darüber aufkommen, dass sie Fragmente geblieben sind: es ist kein rechter Schwung in alledem. Man fühlt, dass die Seele des Dichters anderswo weilt. Statt die „Dekabristen" zu vollenden, schrieb ja Tolstoi seine „Beichte". Dass, wie behauptet wird, ihn dem Thema der „Dekabristen" die Wahrnehmung des vielen Nichtrussischen in der ganzen Bewegung entfremdet habe, scheint wahrscheinlich. Es hätte aber dessen wohl gar nicht bedurft. Tolstoi war damals schon und auf Jahrzehnte hinaus, gleich als ob er sich in den zwei Romanen seiner Meisterjahre im Dichterischen ausgegeben habe, ganz auf das Religiös-Sittliche eingestellt. Schon beginnt er seine Freunde zu katechisieren, und er wird sie bald einfach links liegen lassen, wenn sie ihm nicht willig folgen. Zunächst freilich versuchte er es noch mit Milde: er meint in einem Schreiben an Feth, wenn man aus ihnen beiden (Feth und ihm) e i n e n Menschen mache, so käme etwas Rechtes zustande: Feth klebe noch viel zu sehr am Irdischen, und es werde ihm einmal schlecht ergehen, wenn ihm das genommen werde, woran sein Herz hängt. Er (Tolstoi) selber sei aber so gleichgültig gegenüber alle dem, was sein persönliches Leben anbetrifft, dass er nahe daran sei, jegliches Interesse am Leben über-

haupt zu verlieren, und er sei dadurch bereits jetzt seiner Umgebung zur Last.

Im Mai dieses Jahres (1878) nimmt Tolstoi nach dreizehnjähriger Unterbrechung sein Tagebuch wieder auf. Es findet sich da gleich im Anfang folgender Eintrag: „Das Zeichen der Wahrhaftigkeit der Kirche ist ihre Einheit. Diese Einheit kann aber nicht dadurch erzielt werden, dass irgend wer alle anderen zu seinem Glauben bekehrt, vielmehr nur dadurch, dass ein jeder, wenn er einem Andersgläubigen begegnet, in sich selber den Ursachen nachdenkt, weshalb er nicht mit ihm übereinstimmen kann, und dann in dem anderen die Grundlage zu ergründen sucht, auf der sie sich einigen könnten!" (Sehr schön! Hätte nur der Prophet Tolstoi so verfahren. Leider sind aber die Vorschriften zur wahren Toleranz, mit denen er anderen gegenüber so wenig geizt, für ihn selber unwirksam geblieben: weil er die Grenze, bis zu der, wie er meint, jeder normal denkende Mensch mit ihm einverstanden sein müsse, so weit zieht, dass da weitester Spielraum bleibt für alles das, was wir Intoleranz nennen.)

Weiterhin bemerkt Tolstoi damals in seinem Tagebuche, er habe im Evangelium gelesen, Christus erkläre alles Zeitliche für Lüge: nur das Ewige sei das Wirkliche, und darum bedeute es geradezu die Zerstörung der Religion, wenn man auf sie hinblicke vom historischen Standpunkt aus. (Es kommt aber natürlich durchaus darauf an, was man darunter versteht, vom historischen Standpunkt aus auf die Religion hinzublikken: die eigentliche Religiosität, das ihr zugrunde liegende Erlebnis — der Abhängigkeit von Gott, des sich verwandten Wesens Fühlens mit ihm, des Willens, seinem Willen gehorsam zu sein — bleibt doch völlig unberührt, ja es kann höchstens an Deutlichkeit in seiner Deutung gewinnen, wenn wir uns darüber klar werden, unter welchen besonderen Umständen das gleiche [bezw. da es ganz gleiche Religionserlebnisse wohl

nicht gibt, das ähnliche] religiöse Erlebnis erlebt ward von denen, die es festlegten in geschichtlich gewordener Symbolisierung: Hier haben wir zudem auch die Möglichkeit, den Irrtum zu erkennen, der unserer Deutung unseres religiösen Erlebnisses anhaften kann, und von dem wir uns befreien müssen, ja, nach dem wir suchen müssen, wenn sich in der Deutung unseres religiösen Erlebnisses Gegensätzlichkeiten offenbaren zu sonstigen innern Erlebnissen.)

Dieser Tagebucheintrag bezieht sich augenscheinlich auf Renans „Leben Jesu", das Tolstoi gerade gelesen hatte: Er wisse nicht, so schreibt er Strachoff, ob er dieses Buch leichtsinnig oder gewissenlos nennen solle (das sind Vorwürfe, die dem späteren Religionskritiker Tolstoi schlecht zu Gesichte stehen), und er nennt es schliesslich — wo ist da die christliche Liebe? — einen „kindischen, gemeinen und niederträchtigen Bubenstreich"!

Wir wissen bereits, dass sich von jeher alles in Tolstoi sträubte gegen die Anerkennung historischer Betrachtungsweise, die er zudem sein Leben lang verwechselte mit dem Bekenntnis zum Fortschritts- bezw. zum Entwicklungsglauben. Nun wird zwar ganz gewiss mit den Worten „Fortschritt" und „Entwicklung" ein furchtbarer Unfug getrieben: sie werden wohl am meisten gebraucht von denen, die ihren Gedanken gerne einen Riegel vorschieben möchten, und denen die Begriffe fehlen, mit denen sie sich ihre geistige Trägheit zu rechtfertigen vermöchten — und ihr liegt in den allermeisten Fällen hilflose, rührende Angst zugrunde vor den unendlichen Möglichkeiten des Gedankens. Tolstoi hat aber niemals einsehen wollen, dass historische Betrachtungsweise an sich der Annahme von Bleibendem, Ewigem nicht nur nicht widerspricht, dass vielmehr gerade diese Annahme die Voraussetzung bleibt für jede geschichtliche Weltanschauung, schon aus dem einen Grunde, damit das Geschichtliche überhaupt einen Inhalt habe: denn es

bringt doch die Aenderung zum Ausdruck von irgend etwas, was demnach selber nicht vorübergehend sein kann, und solches nennen wir eben das Ewige. Wir alle glauben an Ewiges, und erleben es auch in dem, was in uns lebt, und in dem, von dem wir betroffen werden, als letzte Ursache, die wir denken müssen, ohne sie begreifen zu können. Wir vermögen aber das, was in der Erscheinungen Flucht bleibt, bloss zu fassen in wechselnden Gewändern. Und das liegt nicht am Ewigen selber, auch nicht an unserem Erlebnis von ihm, vielmehr einzig und allein an unserer Ausdrucksmöglichkeit: Denn wir können nun einmal das Unsichtbare, das mit Händen nicht zu Greifende, uns und anderen nur verständlich machen durch Vergleich mit den rastlos ihre Erscheinungsform ändernden Dingen der Aussenwelt. Tolstoi will das nicht sehen: er hat nie wahrhaben wollen, dass wir keinen absoluten Menschen kennen, dass ein jeder Mensch zwar gewisse, allen Menschen zukommende Eigenschaften besitzt, dass die aber jedesmal sich offenbaren in einer ganz bestimmten, dem einzigartigen Gewordensein des betreffenden Menschen entspringenden Bedingtheit. Dieser Mangel in Tolstois Denken, in dem wohl auch seine Vorliebe für Rousseau mit gegründet ist, macht sich am peinlichsten bemerkbar, wenn Tolstoi sich auf das Gebiet der Kritik begibt, wo schlechterdings Dogmen nichts zu tun haben — und nur sie bleiben, wenn man das durch den grossen Zusammenhang Bedingte an der Einzelerscheinung in Abrede stellt: die Kritik hat dann notgedrungen keinen anderen Inhalt mehr als die Person des Kritisierenden! Und da endet auch bei Tolstoi alle Kritik, die darum eigentlich bloss biographisches Interesse beanspruchen kann, indes auch sachlich genommen werden muss, weil Tolstoi eben gläubige Jünger findet und somit Verführer werden kann für viele, und weil zudem auch in seinen kritischen Schriften sein überreiches Seeleninventar und die Wandlungen, die sein Seelenwille durchmachte im Kampfe mit dem wider-

spenstigen Gedanken, in erschütternder Weise zum Ausdruck gelangen!

Was nun Renans „Leben Jesu" anbetrifft, so meint Tolstoi, wenn Renan überhaupt eine Idee gehabt habe, so sei es die, dass Christus den Fortschritt und die Entwicklung nicht gekannt habe (!). Renan kritisiere Christus von der Höhe dieses Standpunktes aus! „Der Fortschritt ist aber für mich", so fährt Tolstoi fort, „nichts anderes als der Logarithmus der Zeit (?), das heisst nichts: er konstatiert nur die Tatsache, dass wir in der Zeit leben. Und nun wird plötzlich dies zum Richter erhoben über die höchste Stufe, die wir kennen! Der Leichtsinn oder die Gewissenlosigkeit solchen Standpunktes ist erstaunlich! Die christliche Wahrheit, das heisst der höchste Ausdruck des absoluten Guten, ist der Ausdruck der Substanz jenseits der Form, der Zeit usw.!" Dies als Probe Tolstoischer Religionskritik aus damaliger Zeit. Demgegenüber ist ausser dem, was wir bereits oben über den historischen Standpunkt dem religiösen Erlebnis gegenüber anführten, auch noch zu bemerken, dass Tolstoi hiermit im Gegensatz zu seiner späteren Kritik der dogmatischen Kirche Verstandesgründe mit Glaubensbekenntnissen bekämpfen will, und dass er zweitens Renan total missverstanden hat: Renan, soweit ich ihn wenigstens verstehe, kritisiert ja gar nicht den letzten Kern des Christentums, er sucht nur das historisch Bedingte an seiner Symbolisierung festzustellen, und die Veranlassung dazu lag für Renan und für sein ganzes Zeitalter ausserordentlich nahe: Hatte man doch damals gerade im Banne naturwissenschaftlichen Aberglaubens aus dem Umstande, dass einige Lehren der Kirche, ja einige Stellen des Evangelientextes, sich im offenbaren Widerspruch befinden zu den Ergebnissen moderner Naturerkenntnis, voreilig und unlogisch darauf geschlossen, dass wir im Christentum überhaupt keine Offenbarungen, das heisst letzten Endes keine geistigen Erkenntnisse anzusprechen haben: Dieser Irr-

tum hatte dabei aus vielen Gründen für die Masse etwas sehr Verführerisches, vor allem vielleicht deshalb, weil die Autorität der Kirche allzu oft missbraucht worden war, um politischen Despotismus und wirtschaftliche Abhängigkeit zu decken. Es lag aber und liegt jetzt noch in diesem verführerischen Irrtum eine drohende Kulturgefahr: Denn wer soll denn das so heimatlos gewordene menschliche Gewissen, in dessen Pflege zu jeder Zeit die Hauptaufgabe der Kirche bestanden hat, — die Dogmen haben der grossen Masse gegenüber nie nennenswerte Bedeutung gehabt —, wer soll dieses heimatlos gewordene menschliche Gewissen leiten, wenn der Glaube verloren ging an den göttlichen Ursprung des Sollens, das ein jeder von uns als zweifellos in sich selber erlebt?

Tolstoi nennt Renans Kritik des Christentums „furchtbar dumm". Wir werden sehen, dass Tolstoi solches Urteil durchaus vereinbar findet mit der christlichen Liebe: kehrt es doch selbst in seinen religiösen Schriften wieder. Tolstoi hätte sich aber darüber klar sein müssen, dass es kein grösseres Unrecht gibt, als einem Menschen Dummheit vorzuwerfen; denn hier wird etwas ausgesprochen, was nur dogmatisch behauptet werden kann, und somit die Ueberlegenheit des Richtenden über den Gerichteten bereits zur Voraussetzung hat: der Kreis der Erkenntnis, mit dem sich ein jeder Mensch denkend abzufinden gezwungen ist, ist ja ein so unendlich weiter und jedesmal ein so einzigartiger, von keinem anderen Menschen zu fassender, dass, wer an einer Stelle dieses Kreises tatsächlich oberflächlich befunden ward, doch damit noch lange nicht bewiesen hat, dass er nicht an anderen, an vielen Stellen durchaus dem überlegen sein kann, der ihn hier oberflächlich fand! Es gibt aber auch keine grössere Grausamkeit, als einem Menschen Dummheit vorzuwerfen: denn, nehmen wir an, dieser Vorwurf sei zutreffend (und wie gesagt, kann er niemals als zutreffend erkannt werden), so kann doch der Mensch nichts dafür, wenn

er dumm ist. Wer ihn darauf aufmerksam macht, hat ihn nur auf einen Mangel hingewiesen, den Gott ihm gab. Glaubt aber der dumm Genannte dem, der ihn dumm nennt, so muss er in Verzweiflung geraten. Glaubt er ihm nicht, so muss er die Absicht vermuten, ihn zu kränken — und nichts ist mehr dazu angetan, den Menschen sittlich zu verwirren, als die Erkenntnis eines ihm gegenüber wirkenden bösen Willens! Tolstoi hat aber bis ganz zuletzt mit dem Prädikat „dumm" nur so um sich geworfen! Wir halten ihn darum auch nur bedingt für berechtigt, Liebe zu predigen und dass man auch dem Uebel nicht Widerstand leisten solle. Wir möchten ihm immer wieder zurufen: er möge sich doch endlich einmal besinnen auf die Verpflichtungen, die sich aus dem Inhalt seiner Lehren ergeben in Hinsicht auf die Form, in der er sie verkündigt. Wir alle ohne jede Ausnahme sind aber einfach verpflichtet, Ordnung walten zu lassen in diesen Dingen: in unseren Empfindungen und in ihrer Ausdrucksform oder vielleicht besser gesagt noch in dem, was wir lehren, und in der Art, wie wir es lehren. Denn sonst stehen ja die Menschen ratlos vor uns: wir verwirren ihr sittliches Urteil — und bedenken wir wohl, dass von ihm das Verhalten des Menschen zu seinen Mitmenschen abhängt — wir täuschen so, ohne dass wir uns dessen überhaupt bewusst werden, der Menschen Vertrauen; und nichts erschüttert mehr die sittlichen Grundfesten, auf denen ein jeder von uns sein Leben eingerichtet hat. Und so hat denn auch Tolstoi, ohne dass er es wollte, und ohne dass er es ahnte, sehr Vieler Vertrauen getäuscht. Das weiss ich aus eigenster Erfahrung: Als ich, zum bleibenden Aufenthalt in Russland gezwungen, nie und nirgends zu entrinnen vermochte dem namenlosen Elend des armen Volkes, suchte ich mich immer wieder aufzurichten an Tolstoi. Aber immer wieder stiess er mich zurück (das heisst seine Lehre, ihn selber habe ich nie aufgesucht, obwohl er damals in Moskau lebte), immer wieder begegnete mir der Geist des

Hasses in seinen Schriften — und mehr wie anderswo begreift man in Russland, wo man überall umgeben ist von unsagbaren Menschenleiden, dass kein Menschenhass, ja dass keinerlei Richten über Menschen im Rechte sein k a n n. Das erlebt man mit ganzer Seele in Russland — und deshalb ist, nebenbei gesagt, Russland der allerungeeignetste Ort, um für den Propheten Tolstoi gewonnen zu werden (während man den Dichter Tolstoi, der wie kein anderer uns die Lebensfreude der ganz einfachen Menschen nacherleben lässt, nirgends weniger zu entbehren vermag wie in Russland). Das Aesthetische in Tolstois Lehren, das den Gefühlsbedürfnissen des Lehrenden Entsprechende in ihnen, tritt, auf russischem Boden, allzu peinlich hervor: Wir empfinden es z. B. da einfach als Frivolität, wenn d i e s e r Mann — mit d i e s e r Vergangenheit — dem in schwerster Arbeit um sein bisschen Brot ringenden Stadtproletarier vorwirft, er habe aus Genusssucht das Land verlassen, und noch sehr vieles andere bei Tolstoi, auch solches, was dem Westeuropäer als Ausfluss reiner Güte erscheint, — kommt einem vor der russischen Wirklichkeit vor wie Aeusserung eines ganz seltsamen Unverständnisses der ergreifendsten unmittelbarsten Not des Volkes!

Wie oft habe ich denn auch in Russland Tolstoi gehasst und ihm vorgeworfen, dass er die christliche Liebe verkenne. Späterhin habe ich dann erst begriffen, dass dieser selbe Tolstoi ein tragischer Held ist, dass er mit heiligem Ernste um seiner eigenen Seele Rettung kämpfte und dabei leicht — vor allem als Schriftsteller gewöhnt, sich an alle Menschen zu wenden mit dem, was seine Seele bewegte — zu der irrtümlichen Annahme gelangte, dass das, was ihm selber nottat, ihm selber mit allen seinen Verwundbarkeiten, mit seiner nagenden Reue und seiner seltsam befangenen geistigen Eigenart, dass das auch allen Menschen zum Heile dienen müsste! Das war Tolstois grosser Irrtum. Und ein nicht unvornehmer Irrtum, wie es uns

scheinen will. Und er hat ihn geahnt, diesen seinen Irrtum, wenigstens ist er nie aus dem Zweifel herausgekommen an der Richtigkeit seiner Lehre. Und nur dieser Zweifel hat Tolstoi bei seiner Familie zurückgehalten. Das soziale Opfer zu bringen wäre ihm ein Leichtes gewesen, und wenn er sich dadurch tatsächlich Gewissensruhe versprochen hätte, hätte ihm dies Opfer einen solchen Genuss bereiten müssen, dass vielleicht gerade der Asket in ihm dagegen gewesen wäre. Das wird meist missverstanden: von einem Widerspruche zwischen Tolstois Lehren und seinem Leben kann durchaus mit Recht geredet werden an allen den Stellen seiner kritischen Schriften, wo er dem Gegner gegenüber lieblos vorgeht, solcher Widerspruch kann aber keineswegs darin gefunden werden, dass Tolstoi sein Leben bei den Seinen verbrachte!

Doch kehren wir zu Tolstois Tagebuchblättern aus dem Sommer dieses Jahres (1878) zurück. Im Juni findet sich folgender Eintrag, der bereits darauf schliessen lässt, dass dieser von Hause aus so gesunde Geist zu leiden beginnt unter dem Uebermasse der Sehnsucht nach Vereinigung mit seinem Gotte: „Der Mensch will und liebt es, alle materiellen Güter für sich allein zu erwerben, die geistigen Güter dagegen will er für andere erwerben, damit die ihn loben." (Das kann doch unmöglich verallgemeinert werden, dürfte überhaupt bloss stimmen in Hinsicht auf vermeintliche geistige Güter!) „Der Mensch sollte aber alle materiellen Güter von sich werfen und alle geistigen Güter nur für sich allein erwerben." (Hierzu möchten wir bemerken: Geistige Güter werden schon ihrem Wesen nach stets für alle Menschen erworben, und es ist dabei durchaus nicht nötig, dass, wer sie erwirbt, sie erwirbt, um gelobt zu werden. Im Gegenteil, wer tatsächlichen geistigen Gütern nachjagt, der hat wohl stets zu tief hinter die Kulissen des Menschendaseins geschaut, als dass der Gedanke an das Lob seiner Mitmenschen noch irgend etwas Verlockendes haben könnte

für ihn. Tolstoi hat das nie einsehen wollen, weil er sich selber einige — wahrscheinlich durchaus unbedeutende — Eitelkeiten vorzuwerfen hatte. Alle seine Dichtungen aber, vor allem „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden", sind geschaffen worden, — darüber kann gar kein Zweifel bestehen, das ergibt sich aus ihrem innersten Wesen heraus, — von einem Dichter, der auch keinen Augenblick an das Lob seiner Mitmenschen dachte, wenn er der inneren Stimme lauschte und ihrem Rufe folgte, soweit, als ein Mensch ihm zu folgen vermag. Weil sich aber Tolstoi überhaupt Anwandlungen von Eitelkeit in seiner schriftstellerischen Tätigkeit vorwerfen zu müssen glaubte, und weil er sie sich nicht verzieh und dabei ausserstande war, sich hierin irgendwie verschieden vorzukommen von anderen Menschen, so hat er gegen die Geistesgüter, die nicht mehr Platz fanden in dem verengten Weltenbilde, zu dem ihm seine Reue zwang, bis ganz zuletzt in der seltsamen Weise angekämpft, dass er die Urheber dieser Geistesgüter in ihren letzten Absichten zu verdächtigen suchte, — und zwar war der Hauptvorwurf natürlich immer jene Selbstsucht, die er selber nach seiner Bekehrung in frevelhafter Verleumdung seines ruhmvollen Dichterdaseins als dessen letzten Beweggrund ansprach.

Dagegen haben wir natürlich gar nichts einzuwenden, es handelt sich indes hier um uralte seelische Erfahrungen, wenn Tolstoi an dem eben erwähnten Tagebucheintrag folgenden Zusatz macht: „Nur Auge in Auge mit Gott beginnen die wirklichen, die wahrhaftigen Beziehungen zu ihm, nur wenn niemand sonst etwas davon weiss und hört, hört uns Gott!"

Weiter folgen in den Tagebuchaufzeichnungen dieses Sommers einige sehr hübsche Bemerkungen über den metaphysischen Materialismus (dessen Unhaltbarkeit Tolstoi mithin sehr wohl einsah, ihn leider aber als Methode bis ganz zuletzt beibehielt und zwar geistigen Zusammenhängen gegenüber, wo solche

Methode naturgemäss versagen muss). Tolstoi meint zunächst, die Naturwissenschaften gelangten in ihrer höchsten Entwicklung: in den Naturgesetzen, die sie aufstellten, zu einem unklaren Erraten dessen, dass alles auf der Welt vor sich geht nach einem weisen Willen der Gottheit! (Dagegen ist wohl kaum etwas einzuwenden, vorausgesetzt natürlich, dass man keine entsprechende Absicht der Naturwissenschaftler annimmt.) Weiterhin findet Tolstoi hier ganz richtig, dass ein Uebergang der Materie in Handlungen, der Reize in Gedanken, Gefühle und Willensäusserungen nicht nur unverständlich ist, vielmehr als eine um so abenteuerlichere Annahme erscheinen muss, je weiter wir in die Zusammenhänge eindringen: Man könne hier gar nichts weiter aussagen, als dass ein Zusammenhang vorhanden ist, sein Wesen indes unserer Erkenntnis entgeht, das heisst, dass die Empfindungen nicht ursachlos, wohl aber unbegreiflich sind, das heisst, sich in der vorsehenden Macht Gottes befinden! (Das ist sicherlich alles zu unterschreiben, und Tolstois Scharfsinn bleibt für die Zeit, in der er dieses niederschrieb, wahrhaft erstaunlich: denn damals war die Lehre von einem blossen Parallelgehen seelischer und körperlicher Vorgänge noch längst nicht durchgedrungen — wenn auch bereits bekannt — Tolstoi kann aber sehr wohl selbständig auf diese Idee gekommen sein!)

Kehren wir nunmehr zu Tolstois Lebensschicksalen zurück: Zu dem Zeitpunkt, wo wir ihn verlassen haben, im Frühjahr 1878, ward dem in religiösen Vorstellungswelten lebenden Tolstoi der Gedanke unerträglich, dass er einen Feind haben könnte. Er entsann sich dabei Turgenjeffs und schrieb ihm, er möge ihm alles verzeihen, worin er vor ihm schuldig wäre, er möge alle Feindschaft vergessen und sich nur seiner (des Schreibenden) erster Literaturperiode erinnern, als er ihn aufrichtig

geliebt habe. Turgenjeff antwortete gleich aufs herzlichste: Alle Feindschaft, wenn er solche jemals gehegt habe, sei längst entschwunden, geblieben aber sei in ihm die Erinnerung an Tolstoi als an einen Menschen, dem er aufrichtig zugetan sei, und als an einen Schriftsteller, dessen erste Schritte er früher als alle anderen begrüssen durfte, und jedes neue Werk dessen in ihm jederzeit lebhaftes Interesse wachgerufen habe. Damit war die Brücke geschlagen!

Im Sommer dieses Jahres (1878) zieht dann wiederum die ganze Familie nach dem Samaraschen Gouvernement. Tolstoi war mit seinem ältesten Sohne und dessen Gouverneur vorausgefahren. Seiner Gewohnheit nach unterhält er sich während der Wolgafahrt mit allem Volk auf dem Schiff, und zwar diesmal entsprechend seiner vorwiegend religiösen Stimmung hauptsächlich über Glaubensdinge. Er nimmt dabei lebhaftestes Interesse an einigen Mitgliedern der Sekte der „Popenlosen Raskolniki". Hier zum ersten Male finden übrigens auch die Kaufleute, soweit sie wenigstens dieser Sekte angehörten, Gnade vor Tolstois Augen, er nennt sie sehr einfache, kluge, anständige und ernste Menschen. Von dem Dampfer aus schreibt Tolstoi an die einstweilen noch zurückgebliebene Gattin und bittet sie u. a., nicht ungehalten zu sein, wenn er immer wieder an Gott erinnere: er könne dies aber nicht unterlassen, da Gott nun einmal der Untergrund aller seiner Gedanken sei. In demselben Schreiben finden wir auch noch folgende, für den Ernst von Tolstois geistiger Lage bezeichnende Bemerkung: „Vergiss nicht, dass, was auch immer geschehen mag, unabhängig von uns, ich niemals, nicht einmal in Gedanken, weder Dir noch mir darüber Vorwürfe machen werde. In allem geschehe Gottes Willen — ausser in unseren guten oder schlechten Taten!"

Tolstoi ist mithin nunmehr so weit in der Demut fortgeschritten, dass er die eigene Machtlosigkeit dem Schicksal gegen-

über anerkennt. Aber weder jetzt noch später kann er sich dazu verstehen, die eigene Machtlosigkeit auch in Hinsicht auf die Verwirklichung des Guten einzugestehen. So musste er denn, als Sektierer und Moralist, zu einem gewaltsam eingeengten seelischen Gesichtsfeld hingelangen. Er wollte eben niemals begreifen, dass mit dem Eingeständnis unserer Ohnmacht, das Gute auch nur soweit zu verwirklichen, als uns dabei keine physischen Hindernisse im Wege stehen, doch durchaus nicht Selbstentschuldigung verbunden zu sein braucht, noch irgendeine Veranlassung, nachzulassen in der Energie zum Guten, dass vielmehr nur dann, wenn wir dieses unser Unvermögen dem Guten gegenüber anerkennen, wir vor Verzweiflung bewahrt bleiben da, wo wir dauernd aufrichtig ringen nach Selbstvervollkommnung und nach möglichster Wirksamkeit zum Heile unserer Mitmenschen.

Hier gründet sich ja auch jener Glaube an die Rechtfertigung durch den Glauben, das heisst die vom Christen, und sagen wir es nur ruhig, von einem jeden, der über sein enges persönliches Interesse hinaus tätig sein will, erlebte Gewissheit, dass trotz unserer aller Irrtümer und Verfehlungen jedes selbstlos unternommene Tun in seiner Grundrichtung richtig bleibt, dass es auf einer Linie liegt mit dem Willen, der im Weltengeschehen die letzte höchste Bedeutung haben sollte. Der Glaube an die Rechtfertigung durch den Glauben oder was dasselbe bedeutet an den absoluten Wert des sittlichen Tuns macht dabei auf dem Gebiete der praktischen Tätigkeit das zum Gebote, was die Geisteswissenschaften auf dem Gebiete des Wahrheitsuchens zur letzten Forderung erheben: Mit höchster Gewissenhaftigkeit möglichste Annäherung zu erstreben (an die Wahrheit bezw. an das Gute).

Dieser Zusammenhang sei hier darum betont, weil, wie wir bereits bemerkten, einer der Hauptgründe für Tolstois Verharren bei dogmatischen Irrtümern wohl darin zu suchen ist, dass

er unüberwindliche Widerstände dagegen erlebte, in der Erforschung geistiger Zusammenhänge die Methode der Geisteswissenschaften anzuwenden.

Tolstoi hat eben, sich selber zum Mass aller Dinge erhebend, die Dogmen anderer einfach abgelehnt, wenn er sie nicht für wahr halten konnte und deshalb meinte, kein Mensch könne dies, — und das, ohne sich darüber klar zu werden, ob ein von ihm bestrittenes Dogma überhaupt anders als dogmatisch zu verneinen sei. Tolstoi hat sich des weiteren niemals die Frage vorgelegt, ob nicht ein von ihm abgelehntes Dogma irgendwelchen Bedürfnissen der Menschenseele entspricht, was übrigens auch die tatsächliche Macht der Dogmen über die Geister erklären würde. (Und was könnte man eigentlich, auch vom freiesten Standpunkt aus, einwenden gegen ein Dogma, das ganz offenbaren Bedürfnissen der Menschenseele entgegenkommt, und dazu solchen, die der nach dem Guten zustrebenden Seele eignen, wenn ein solches Dogma überhaupt nur auf dogmatische Weise verneint werden kann, das heisst mit Anmassung persönlicher Autorität da, wo durchaus keine Evidenz vorliegt?) Hier einfach von Pfaffentrug und von Arglist der Mächtigen zu sprechen, ist platt und mehr wie unrecht! Tolstoi blieb indes als Religionsstifter ein merkwürdiges Gemisch eines Rationalisten und eines Mystikers, man könnte seine Lehre geradezu einen positivistischen Mystizismus nennen!

Die Reise nach Samara nahm einen sehr guten Verlauf, worin Tolstoi bei seiner grossen Familie stets eine besondere Gnade Gottes erblickte. Der Hauptzweck war diesmal Tolstois Erholung. Sofie Andrejewna bestand auf einer regelrechten Kumiskur. Tolstoi widersetzte sich erst, fügte sich aber dann und erholte sich vortrefflich, vor allem, wie er meint, in geistiger Hinsicht.

Kaum waren Tolstois zurückgekehrt, als ihnen Turgenjeffs Besuch angemeldet wird. Der Hausherr fährt dem Gast bis Tula entgegen. Turgenjeff blieb zwei Tage. Vom Vergangenen war natürlich mit keinem Worte die Rede. Fast die ganze Zeit verbrachte Turgenjeff mit Tolstoi in dessen Kabinett in philosophischen und religiösen Gesprächen. Es gefiel Turgenjeff so bei Tolstoi, dass er versprach, im September wiederzukommen, was er auch hielt. Auch diesmal äussert er sich ganz entzückt über seinen Aufenthalt in Jasnaja Poljana, während Tolstoi darüber an Feth trocken berichtet: „Turgenjeff war auf seiner Rückreise bei uns, er ist immer derselbe, und wir kennen den Grad der Annäherung, die zwischen uns möglich ist!" Turgenjeff dagegen schrieb an Feth: „Ich war sehr froh, wiederum mit Tolstoi zusammen zu sein und verbrachte bei ihm drei angenehme Tage. Die ganze Familie ist sehr sympathisch, seine Frau einfach eine Pracht. Er selber ist viel stiller geworden und gewachsen. Sein Name beginnt europäische Berühmtheit zu erlangen. Wir Russen wissen ja längst, dass er nicht seinesgleichen hat!"

Augenscheinlich kam Turgenjeff mit seiner gutmütigen, oft kindlich naiven, äusseren Weltlichkeit dem damals in schweren innern Kämpfen ringenden Tolstoi durchaus nicht gelegen. In diesem Herbste wird überhaupt seine Krise akut. Zunächst halten ihn noch Familiensorgen zurück: Die drei ältesten Kinder erkranken plötzlich, der älteste sogar nicht unbedenklich, an Rippenfellentzündung. Es läuft aber alles gut ab, und bald beginnt die Familie, endlich wieder völlig unter sich, ihr regelmässiges, arbeitsames Winterleben: „Das übliche Winterleben mit der immer schwieriger werdenden Erziehung der Kinder geht wie früher seinen Weg," schreibt Tolstoi Ende Oktober an Feth. „Wir sind sehr beschäftigt — meine Frau mit den allereinleuchtendsten, bestimmtesten Dingen, ich aber — mit den allerunbestimmtesten, und darum verlässt mich auch nie

das Schamgefühl, müssig zu sein bei allem Arbeitsleben um mich herum!“

Tolstoi empfindet dabei bald Lust zu schreiben, bald kommt es ihm vor, als sei das nur ein „falscher Appetit“. Vom September an lebt er „im Dunstkreis nicht der äusseren, vielmehr der inneren Erlebnisse, denen er noch nicht Ausdruck zu geben vermag“. — „Ich gehe auf die Jagd, lese, antworte auf die Fragen, die man an mich stellt, ich esse und schlafe, bin aber unfähig, irgend etwas zu tun, nicht einmal einen Brief mag ich jetzt schreiben.“ So schildert Tolstoi selber seinen Zustand im Oktober. Doch bereits am 8. November (1878) berichtet Sofie Andrejewna ihrer Schwester: „Leo hat sich ganz in sein Schreibzimmer zurückgezogen. Er hat starre, seltsame Augen. Er spricht fast kein Wort mehr. Er ist ganz ‚nicht von dieser Welt‘ und völlig unfähig, ‚an die Angelegenheiten dieses Lebens zu denken‘.“

Tolstois Krisis war durchgedrungen: er begann seine „Beichte“.

Fünftes Kapitel

„Anna Karenina“

I

Dieser Roman, zweifellos der Höhepunkt in Tolstois künstlerischem Schaffen, zeigt den Dichter von einer ganz neuen Seite: Hier zum ersten Male erweist er den Willen und die Fähigkeit, auch solche Angehörige der höchsten Klassen, die durchaus nicht verfallen sind mit dem Geiste ihrer Kaste, aus ihren Lebensbedingungen heraus zu begreifen: Der Dichter hat nunmehr verstanden, dass man auch in einer der verdorbensten Gesellschaften der Welt seelisch rein und einfach menschlich

bleiben kann. Während Tolstoi noch in „Krieg und Frieden" nur unterschiedloses Verdammen hatte für die grosse Welt und nichts an ihr wahrnahm als das Lächerliche und Schlechte, herrscht in dieser Dichtung die grosse seherische Unparteilichkeit eines Weisen, der einsieht, dass alles so ist, wie es sein muss, der verstehen will, niemals richtet und nur Mitleid hat für den, den er leiden sieht. Der Dichter ist hier freilich hinabgestiegen vom Kothurn des Völkergeschickeverkündigers: er hatte aber in seiner letzten Schöpfung vor gewaltigsten Schicksalshintergründen so tief zu lesen gelernt in des Menschen Seele, dass er jetzt auch das einfachste, was in ihr lebt, zu deuten vermag in schöpferischer Ehrfurcht. In „Krieg und Frieden" hatte Tolstoi die Ohnmacht des einzelnen Menschen gegenüber dem Schicksal seines ganzen Volkes so erschütternd tief nacherlebt, dass er nur weiterzuschreiten brauchte auf der so angeregten Gedankenbahn, um mit unabweisbarer Folgerichtigkeit stossen zu müssen auf die Gebundenheit des Einzelnen durch die Gesellschaft, der er eingereiht ward, ohne dass man ihn darum frug. Ihre Anschauungen und Vorurteile stehen ihm so lange über aller Kritik — sie werden ja geteilt von allen, die er liebt und achtet, — bis eine aufflammende Leidenschaft ihm seinen eigentlichen letzten Willen im Widerstreite offenbart mit den Gesetzen seiner Kaste: Da erst erkennt er, dass diese Gesetze, denen er sich bisher widerstandslos gefügt hatte, ihn zwingen wollen zu einem Verhalten, mit dem er gar nicht einverstanden sein kann: weil es entgegen ist den letzten Forderungen seiner Seele.

Dieser Roman ist im Grunde genommen ein einziger Hinweis auf die Bedingtheit des Menschen durch sein soziales Eingereihtsein: Die Macht der gesellschaftlichen Einrichtungen und Vorurteile wird uns dabei in doppelter Weise vor Augen geführt: Verfehlt sich ein Mensch gegen die Vorschriften seiner Kaste, so glauben deren Angehörige, sie müssten ihn verachten,

und fühlen sich dabei weder verpflichtet, sein Verhalten auch nur soweit nachzuprüfen, als sie es durchdenken könnten, noch kommt ihnen die so naheliegende Erkenntnis, dass sie niemals die Beweggründe dessen begreifen werden, den sie verachten. Wir alle werden, so verkündigt hier der Dichter, unter dem Einfluss unserer Klasse hartherzig und ungerecht zu dem, der sich verfehlt hat gegen ihre Gebote. Verfehlen wir uns aber selber gegen sie, so glauben wir ohne weiteres sittlich schlecht gehandelt zu haben, statt wie sonst in unbefangener Gewissensprüfung uns zu fragen, ob durch die Tat, derentwegen uns Verachtung widerfährt, wir selber Schaden litten in unserem sittlichen Sein, und ob anderen so unrecht geschah durch uns. Es bestärkt uns dabei in unserer Neigung, uns selber zu verachten, wenn wir fehlten gegen die Gebote unserer Kaste, die Verachtung, mit der man uns dann überall begegnet, und schliesslich handeln wir tatsächlich schlecht, weil wir uns nicht mehr für berechtigt halten zu anderm Tun: Das käme uns wie Heuchelei vor.

Damit haben wir das Schicksal der Titelheldin von „Anna Karenina“ umschrieben.

Wie der Mensch der Sünde verfällt, davon handelt dieser Roman: Er gibt ein in blühendes Leben gehülltes Schulbeispiel für Goethes: „Ihr führt ins Leben uns hinein, Ihr lasst den Armen schuldig werden!“

Es wird da erzählt, wie ein armes Menschenkind, wenn es der Stimme seines Herzens folgen will — entgegen den Geboten seiner Kaste — langsam, aber mit tödlicher Sicherheit über Selbstverachtung zur Selbstaufgabe und damit zum Selbstmord getrieben wird.

Tolstoi hat als Motto über diesen Roman geschrieben: „Die Rache ist mein! Ich will vergelten! spricht der Herr.“

2

Der Dichter steht hier unmittelbar vor den letzten grossen Zusammenhängen unseres gesellschaftlichen Daseins. Er ahnt im sozialen Geschehen die entscheidende Rolle des Unbewussten! Und nur ihre Anerkennung verheisst unseren höchsten Gütern: der Menschenliebe und dem Willen zur Gerechtigkeit Rettung vor drohendem Untergang in den sozialen Kämpfen unserer Zeit. Denn das Elend der grossen Masse ist ja da, es kann gar nicht bestritten werden. Wollen wir nicht mit Hass auf es antworten — und wir fühlen, dass solche Antwort menschlichem Treiben gegenüber immer und überall unangebracht sein muss, und wir wissen auch, dass unser Hass stets an falsche Adresse gelangt, wenn er die Antwort bedeutet auf gesellschaftliche Uebelstände — so müssen wir soziale Wirkung auslösendes Tun auch da als unbewusst geschehen annehmen, wo es Veranlassung gibt zu Menschenleiden. Seelische Widerstände müssen wir voraussetzen gegenüber der Erkenntnis ihrer gesellschaftlichen Grundlage bei denen, deren soziale Selbstbehauptung Unterdrückung und Ausbeutung anderer zum Untergrund hat. Und dass dem wirklich so ist — ein jeder von uns weiss es zwar, doch wollen wir grade hier immer wieder neue Bestätigung haben —, das hat Tolstoi uns hier so nahegebracht, dass wir keine Widerstände mehr haben gegen diese Erkenntnis. In dichterischem Kleide hat er erlösende Wahrheit verkündigt, und ihm zur Seite steht die werbende Kraft aller menschlichen Schönheiten.

Wenn wir ihm folgen, legen wir für immer beiseite den Richterstab über unsersgleichen. (Tolstoi selber musste erst alles vergessen haben, was er hier verkündigte, um der spätere, nie vom Richten lassende und stets die soziale Bedingtheit des Menschen bestreitende Sozialprophet zu werden. Und das konnte nur geschehen infolge einer furchtbaren seelisch-körperlichen Erschütterung: Tolstoi litt an Erinnerungen, und das führte ihn

zu jener Krise hin: Er hatte als Zwanzigjähriger ein Erlebnis gehabt — den Einblick in das Wesen der Leibeigenschaft — das ihn zu peinlich berührte, als dass er nicht mit allen Kräften danach gestrebt hätte, es zu vergessen. Das gelang ihm auch. Es war aber damit sein geistiger Mechanismus in Unordnung geraten, und somit der Keim gelegt zu schwerer seelischer Erkrankung. Die brach dreissig Jahre später aus, und Tolstoi heilte sich da selber nach neuester Weise: das Erlebnis, das er damals vergessen wollte und auch vergass, ruft er sich nunmehr bis in alle Einzelheiten hinein in die Erinnerung zurück und durchlebte und durchdachte es nachträglich soweit, als dies ein Mensch vermag: sein ganzes weiteres Leben ordnete er ja diesem einen bewusst erfassten Erlebnis unter. Und dass es dabei nicht völlig abging ohne seelisch-geistige Schäden, das lag vielleicht nur daran, dass der Zwischenzeitraum gar zu gross war zwischen der Zeit des Vorfalles und seines nachträglichen bewussten Erlebens.)

Wir wissen dabei längst, dass Tolstoi nicht stehen bleiben kann bei einem Zwang, der dem Menschen von aussen kommt: Unwiderstehlich treibt es ihn, menschlichem Tun nachzugehen bis dahin, wo der Mensch wiederum fähig wird, seine Taten zu lenken nach den Richtungen, die er als die bleibenden in sich erlebt! — Und so wandelte sich denn unter den Händen des Dichters sein ursprünglicher Vorwurf: die Machtlosigkeit des Menschen, die seiner sozialen Bedingtheit entspringt, in das menschlich fassbare Thema: Die Ehe als unlösbares Problem: (Die Unmöglichkeit für den Menschen, einen Beruf zu haben neben der Ehe?) Die tatsächliche und nie zu verzeihende Schuld, die der auf sich nimmt, der nicht restlos aufzugehen vermag in des Gatten Leiden und Freuden. — Da aber auch die Ehe schliesslich nur eine der Beziehungen der Menschen zueinander bedeutet, so ist „Anna Karenina“, ganz weit gefasst, das Buch von der unentrinnbaren Schuld und dem un-

ausbleiblichen Einandermissverstehen der Menschen, die füreinander leben sollen und wollen!

Diese Dichtung weist weit über sich selber hinaus auf unlösbare Gegensätze im Leben! Auch der Dichter gibt keine Lösungen, er rollt lediglich Fragen auf, die nur das Leben selber zu beantworten vermag, und auf die ein jeder von uns in seiner Weise zu antworten gezwungen ist.

3

Der unvergleichliche Reiz dieses Romans beruht wohl vornehmlich darin, dass uns der Dichter in seinem durchaus normalen, dem Menschen, wie er sein soll und wie er ist, in gleicher Weise sich anschmiegenden Empfinden auch die scheinbar alltäglichsten Vorkommnisse im Dasein der Menschen erkennen lässt in ihrer unschätzbar tiefen Bedeutung für sein Werden und Wachsen. Weit mehr noch wie in seinen früheren Schöpfungen weiss hier Tolstoi das Einzelschicksal typisch zu gestalten, ohne dass es dabei an rein persönlichem Gehalt verliert. Auch das durchaus Persönliche wird hier in einem ganz bestimmten, seine jedesmalige unabweisbare Notwendigkeit so erhellenden Lichte gegeben, dass man das Ewige, So-Seiende und So-Sein-Sollende, begreift in dem, was nur einmal ganz so sein konnte und jedesmal anders erscheinen wird. Es ist hier gleichsam der Kern des Lebens — das stets Gleichbleibende und dennoch nie Fassbare in ihm — herausgeschält aus dem Chaos der Einzelerscheinungen, und dabei ward doch dem Leben selber gar nichts genommen von seiner grenzenlosen Fülle, von den unausdenkbaren Möglichkeiten, die wir wissen müssen in ihm, damit unserer Seele das Wunder bleibt, dessen Erhoffen ihr Lebensluft bedeutet, damit sie gewiss sein kann, dass wir von einer Unendlichkeit zur anderen wandeln in diesem Leben und dabei bei jedem Schritte umgeben sind von Uner-

messlichkeiten. Denn die Seele ist ja das in uns, was des Grenzenlosen bedarf, um sich inne zu bleiben seines Verwandtseins mit dem All.

Typisch menschliches Erleben bietet uns der Dichter hier in reichster Fülle. Wir weisen nur hin auf Kittys frohe Erwartung ihrer Niederkunft, auf ihr Wochenbett, und auf Levins Verhalten bei alledem, ferner auf Dollys ewiges Sorgen um ihre Kinder und das Glück, das sie an ihnen erlebt. Das Festliche im Leben erhält so, von dem Dichter ins Typisch-Menschliche erhoben (d. h. hingestellt als etwas, was allen Menschen beschieden sein kann, ja eigentlich unter normalen Verhältnissen unausweichlich ist), ein fast blendendes Licht, — und darum muss „Anna Karenina“ trotz aller Tragik in den äussern Begebnissen, ein durch und durch lebenbejahendes Buch genannt werden. Wir wissen indes, dass Tolstoi Optimist ist, wenn er auf die Menschheit hinblickt, und Pessimist, wenn er den einzelnen Menschen vor sich hat. Da ist er freilich schonungslos und erspart uns auch keine der Demütigungen, die unseresgleichen werden können auf dieser Erde: So führt er auch in diesem Roman seine Helden auf ihnen selber ungeahnte Höhen, lässt sie dort einige Augenblicke verweilen, und zeigt sie uns dann wiederum in allen ihren Alltäglichkeiten. So ist aber nun einmal das Leben: Wir wurden offenbar nicht dazu geschaffen, dauernd zu wandeln auf den Gipfeln des Daseins. Immer wieder müssen wir ins Tal hinab. Dass wir aber einmal in der Höhe weilten, und dass sie uns zugänglich war, das macht unser Hoffen aus und auch unsere grosse Trauer!

4

Dabei erreicht die Aufrichtigkeit dieses Künstlers, von jeher ein Merkzeichen seiner einzigartigen Kunst, hier ihre Vollendung. Unser letztes Misstrauen verlieren wir: denn wir finden

endlich auch das bei Namen genannt, was jeder, der Russland kennt, bisher in Unruhe erwartete aus dem Munde dieses Dichters: Wir meinen einen Hinweis auch auf die nicht vorbildlichen Eigenschaften des russischen Bauern, auf seine göttliche Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit und die daraus in Russland entspringende Unmöglichkeit, irgend etwas restlos durchzusetzen, was man nicht selber mit eigenen Händen tut. Tolstoi war uns den Hinweis hierauf selbst in „Krieg und Frieden" schuldig geblieben. Hier gibt er ihn. Ja er geht noch weiter: Er, der sonst etwas überängstlich alles vermeidet, was irgendwie ein trübes Licht werfen könnte auf sein Volk, — es hat bisweilen, namentlich in „Krieg und Frieden", durchaus den Anschein, als ob er in seinen Dichtungen auftrete als bewusster Verteidiger seines Vaterlandes gegen Angriffe, die freilich nur seine Einbildungskraft beunruhigen — er gibt in „Anna Karenina" sogar eine Gogol-Szene, freilich die einzige in seinem ganzen Werk: Es wird da berichtet, wie bei der Wahl zum Kreisausschuss zwei Wähler von der Gegenpartei dadurch an der Ausübung ihres Wahlrechtes gehindert werden, dass der eine betrunken gemacht, dem anderen die Hose gestohlen wird!

5

Der Weg zu immer weiter gehender Aufrichtigkeit führt den Dichter ganz naturgemäss zu bewusstem Deuten auch unserer unauffälligen Erlebnisse: Er geht hier auch dem seelischen Geschehen nach, dem wir selber keinerlei besondere Bedeutung beimessen, das halb unbewusst verläuft und weniger uns bestimmt als Zeugnis ablegt von dem, was uns bestimmt. Dieser Ergründer des normalen, des nicht krankhaften Seelenlebens verfolgt das Seelendasein des Menschen hier nicht mehr bloss in seinen Erschütterungen: er lässt uns auch das Ununterbrochene in ihm bewusst erleben (wie meisterhaft verwebt er z. B.,

ohne dass irgendwelche Unausgeglichenheit sich bemerkbar macht, die kleinlichsten Anforderungen des alltäglichen Lebens mit den religiösen Vorgängen in der tieferregten Seele des seiner Bekehrung entgegengehenden Levin). Das führt ihn zu einer unerhört vertieften Psychologie des Alltags (— und „Anna Karenina" handelt letzten Endes nur vom Alltag des Menschen, in dem der keinen Feiertag erblicken will, und der ihm darum zum Trauertag wird). Daraus wiederum wird dem Dichter mächtige Hilfe in dem Streben, das er vielleicht unbewusst, doch in unerschütterlicher Gewissheit seiner Erreichbarkeit verfolgt: Der Dichter — ein nie abrüstender Verteidiger des Menschen, wie ihn Gott erschaffen hat — will hier, wie überall, den Menschen unschuldig finden unter allen Umständen, vergewaltigt von überstarken Mächten. Und nur weil er weiss, dass er die Menschen nur deshalb begreifen will, damit er sie unschuldig erkennen muss, nur darum erlebt Tolstoi sein Anrecht auf den ganzen Menschen: und das heisst, die Gewissheit, dass er den Menschen nicht verleumden werde, wenn er ihn dichtend nachgestaltet. So wagt denn Tolstoi hier auch die seelischen Begleitmelodien des Alltags zu deuten: Bahnbrecher auf diesem Gebiete, entfaltet er von vornherein eine unerhörte Meisterschaft im Aufdecken der unbeabsichtigten Gedanken, der flüchtigen Vorstellungen und Anschauungen, die ausgelöst werden in uns unter dem Druck eines uns beherrschenden Gefühles: wie es alles, was uns begegnet, umbiegt zu Vorstellungen und Gedanken um sich herum, das lässt uns der Dichter hier nacherleben. (Damit ist Tolstoi der Wissenschaft vorausgeeilt: Heute spielt ja die Beobachtung des unbeaufsichtigten Ichs im Seelenkranken fast die entscheidende Rolle in seiner Behandlung: Man hat erkannt, dass sich hier vor allem das verrät, was eine kranke Seele vergessen will, und in dessen Nicht-Vergessenkönnen so oft die Ursache ihres Krankseins zu suchen ist.) Wir erinnern an Annas letzte Ausfahrt: wo ward

jemals Aehnliches auch nur versucht! Und wie kann man unsere Teilnahme an dem furchtbaren Ende der Heldin erschütternder vorbereiten? Unsere Vorstellung von dem, was in ihrer kranken Seele vorgeht, gewinnt einen unerhört reichen Inhalt dadurch, dass alle ihr von aussen kommenden Eindrücke ihr nur dazu dienen müssen, das, was sie allein bewegt, ihr selber immer eindringlicher, immer vielseitiger zu enthüllen!

Aber auch unsere üblichen von keinerlei Banalitätsfurcht gehemmten Alltagsgespräche, die soviel verraten von dem, was in unserer Seele eigentlich vorgeht, weil die nie die heimliche Sorge verlässt um ihre Geheimnisse, werden hier so wiedergegeben, dass wir meinen, kein Wort könne da anders gewesen sein, und wir dabei doch zwischen den Zeilen das unaufhaltsam fortschreitende Schicksal der miteinander redenden Menschen herauslesen: ihr Wachsenmüssen und ihr dem Untergang Verfallensein. Dadurch aber, dass der Dichter uns seine Gestalten vorführt auch da, wo sie ihr Ich ohne jede Aufsicht lassen: dadurch verlieren sie auch die letzte Spur des Meissels, der sie formte: die letzten Nähte des Gusses verschwinden hier.

6

Wir wissen, dass Tolstois ewig waches Gewissen es ihm unmöglich machte, in einer Dichtung, deren Gestalten sich über mehrere Jahre hinzog, ausschliesslich Dichter zu bleiben: Zum mindesten muss er lehren, wenn er nicht predigen darf. Was ihm dabei in „Krieg und Frieden“ Geschichte und Kriegskunst war, ist ihm in „Anna Karenina“ Volkswirtschaft, im besonderen Landwirtschaft. Ist „Krieg und Frieden“ für den Offizier eine höchst förderliche Lektüre, so gilt das gleiche wohl von „Anna Karenina“ in Hinsicht auf den Landwirt. Dabei ist Tolstoi in dieser Dichtung erträglicher als in „Krieg und Frieden“ da, wo er den Dichtermantel abwirft und den

Schulmeisterstab ergreift, weil er hier seine fachmännischen Erörterungen nicht mehr von sich, dem Autor, aus gibt, sie vielmehr einer seiner Romanfiguren (dem Levin) in den Mund legt. Und da erscheinen alle diese fachmännischen Erörterungen aufs natürlichste verflochten mit dem inneren Wachstum dieses Menschen. Zudem ist Levin, dem Tolstoi den unerschöpflichen Reichtum der eigenen Seele andichtet, in so restloser Ganzheit zu geben versucht worden vom Dichter, dass selbst bis ins Einzelne ausgeführte Sonderinteressen an ihm gar nicht weiter auffallen. In diesem Levin gibt Tolstoi — wenn wir so sagen dürfen — auch ausserpersönliches Menschengeschick: er schildert da, wie der Anteil, den eine Menschenseele nimmt am Schicksale aller, rückwirkend mitbestimmend wird für ihr Verhalten zu sich selber, für ihre Achtung vor der eigenen Person und damit auch für ihren Mut für alle anderen! Tolstoi kann das hier wagen, weil er im Grunde nur sich selber zu begreifen sucht in seinem Levin, sich selber mit seiner immer wieder aus seinem engeren Ich heraustretenden, an dem Gedeihen der ganzen Menschheit ruhelos interessierten Persönlichkeit. Hier zerreisst also der Dichter nicht mehr das Romanganze mit der Darstellung unpersönlicher Erlebnisse seines Helden: er stellt ja einen von vornherein als sehr empfindlich geschilderten Menschen vor solche Schicksale anderer oder der Allgemeinheit, auf die gerade die ihm eignende Empfindlichkeit antworten muss, und dabei wird denn diese Persönlichkeit aus sich selber herauszutreten gezwungen — und, indem sie sich so offenbart in ihrer Anteilnahme an weiteren Kreisen des Weltengeschehens, bringt sie immer neue Seiten ihres Wesens zum Ausdruck, schafft sie unseren Vorstellungen von ihr stets erneuten Inhalt, und lässt sie uns bei alledem auch noch vorstellungserfüllt ahnen die geheimnisvollen und unentwirrbaren Zusammenhänge zwischen dem All und der Menschenseele, die es abspiegeln muss in sich. (Das aber erhöht nicht nur unser

kosmisches Heimatsgefühl, und damit auch unseren Wagemut in dieser Welt, es wird so auch unser Begriff vom Menschen inhaltreicher. — Und sehr viel kommt heute darauf an, dass wir einen möglichst inhalterfüllten Begriff vom Menschen erleben: Denn immer mehr werden wir angewiesen sein auch in unsern elementarsten Bedürfnissen auf die Gewissenhaftigkeit unserer Mitmenschen — und die wird immer weniger unserer Kontrolle zugänglich bleiben. Zudem hat eine verfeinerte Technik im Morden es dem Einzelnen so ungemein erleichtert, die Unzufriedenheit mit sich selber und mit dem Herrgott auszulassen an seinen Mitmenschen, die wehrlos sind vor ihm, wenn er sie überrascht mit seinen Mordplänen, dass wir schon deswegen von ganzer Seele wünschen müssen, dass möglichst inhaltserfüllt erlebt werde die Vorstellung vom Menschen. Diesen knappen Hinweis darauf, ein wie tiefer Zusammenhang besteht zwischen dem rein intuitiven Kunstschaffen einer Zeit und ihren tiefsten Kulturbedürfnissen.

Der Zukunftsroman, wenn wir einen solchen haben werden, wird wohl den Weg schreiten müssen, den Tolstoi hier ging, und weiter noch, als er ihn ging, weil der Einzelne immer weniger dem gemeinen Schicksal seine Seele wird verschliessen können, und mithin in einem rein persönlichen Seelenleben (wo sollte übrigens dieses auf die Dauer ausserhalb der Anteilnahme am Menschheitsgeschick seinen Inhalt hernehmen?) mehr und mehr seelischer Stumpfsinn erkannt werden wird.

7

Es ist behauptet worden „Anna Karenina" stelle ein Gemisch dar aus zwei nur äusserlich, durch verwandtschaftliche Beziehungen der handelnden Personen, ineinander verflochtenen Romanen: dem von Levin und Kitty und dem von Anna und Wronsky. Das ist indes ein Irrtum: Das Romanganze wird

fest zusammengehalten durch innerlichste Beziehungen der Handelnden zueinander: Ueber ihnen allen stehen die gesellschaftlichen Einrichtungen, und die ihnen entspringenden Anschauungen und Gebote. Alle Hauptpersonen des Romanes geraten einmal in ihrer persönlichen Lebensführung an einen Wendepunkt, wo es zu einem Zusammenstoss kommen muss zwischen ihrem eigentlichen Wollen und den Vorurteilen der Klasse, in die sie das Leben einreihte. Bei der einen Gruppe der Handelnden (Levin, Dolly, Kitty) werden die Vorurteile von ihnen selber erlebt. Sie überwinden sie und gewinnen so wiederum freie Bahn zu persönlicher Entfaltung: Levin hat einen Korb erhalten: Er kommt sich erst tief beleidigt vor, überwindet dann dies Vorurteil, hält zum zweitenmal um die Geliebte an und findet in der Ehe mit ihr den Weg zu sich selber; Dolly wird von ihrem Manne betrogen, sie bleibt trotzdem bei ihm, und erlebt in der Liebe und Sorge um ihre Kinder ein reiches immer aufsteigendes, voll erfülltes Menschenlos; Kitty endlich wird von dem Manne, dem sie ihre Liebe kundgab, verschmäht, sie überwindet das und zeigt selber, allen gesellschaftlichen Vorurteilen zum Trotz, ihre Liebe dem Manne, den sie einst abwies, und in dem sie nunmehr den sie ihrem innersten Wesen nach ergänzenden Lebensgefährten erkannt hat.

Bei der zweiten Gruppe der Handelnden (Anna Karenina und Wronsky) liegen die Vorurteile, gegen die sie ankämpfen, ausserhalb von ihnen, bei der Gesellschaft, sie widersetzen sich diesen Vorurteilen und gehen zugrunde: Anna verlässt ihren Mann, um Wronsky anzugehören: die Verachtung der Welt treibt sie zur Selbstverachtung und damit in den Selbstmord. Karenin verzeiht dem Zerstörer seines Eheglücks, statt ihn zum Zweikampf herauszufordern, die Verachtung der Welt bringt ihn um Amt und Wirkungskreis und treibt ihn kritikloser Frömmelei in die Arme (was wir übrigens Tolstoi nicht glauben).

Wronsky endlich hat die Frau eines anderen entführt, er verliert dadurch seinen ihm lieb gewordenen Beruf, leidet unter dem erzwungenen Müssiggange und unter der Gereiztheit seiner von der Welt verachteten Geliebten, verliert dabei in unseligen Augenblicken seine Selbstbeherrschung und wird dann durch den so von ihm mitveranlassten Selbstmord seiner Geliebten seelisch vernichtet.

Bei der ersten Gruppe der Handelnden liegt somit das Schwergewicht in ihrer gesellschaftlichen Gebundenheit, bei der zweiten in ihrem typisch-menschlichen Erleben. Gleichsam den Bindestrich, den Ausgleich zwischen beiden Gruppen, die seelische Abspiegelung beider Erlebnisreihen und damit ihren einheitlichen Zusammenhalt, gibt Levin, der rastlos nach einer Weltanschauung sucht, in der alle diese Menschenglück vernichtenden Gegensätze sich in reine Harmonie auflösen, und der diese Weltanschauung auch schliesslich findet in der Religiosität des einfachen Mannes: mit Levins Bekehrung zum lebendigen Christentum endet dann auch durchaus folgerichtig der ganze Roman.

Wir haben mithin eine Gegenbewegung in den beiden Gruppen der Handelnden: Während die Mitglieder der einen aufsteigen, steigen diejenigen der anderen herab (bis auf Karenin, bei dem wir das nicht annehmen). Levin erringt Kitty, Anna verliert Karenin, Wronsky und ihr Leben. Dieser kunstvollen Gegenbewegung im ganzen Fluss des Romans verdanken wir denn auch die erschütternden Kontrastwirkungen, die sich so in aller Natürlichkeit ergeben (so oft die Mitglieder verschiedener Gruppen zusammengeführt werden), und auf denen wohl ein Teil der künstlerischen Wirkung des Ganzen beruht: indem wir bei aller Eindringlichkeit, in der uns der Dichter das jedesmal in seiner ganzen Eigenart gestaltete Einzelschicksal erleben lässt, durch ein gleich darauf vor uns hintretendes anders gerichtetes Geschick an das Schwankende, Unsichere des Men-

schenloses erinnert werden, wird in uns jene seelische Empfänglichkeit vorbereitet, jene Gastfreiheit der Seele, die nur in einem vorstellungserfüllten Mitleid wurzeln kann mit den armen vergewaltigten Menschenkindern, die wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen werden, und denen dabei nicht einmal der Trost eines reinen Gewissens bleibt: Denn auch darüber verfügen die unsichtbaren Mächte, die das Gesellschaftsganze zusammenhalten: ein kleines Aufbäumen gegen ihren Willen, und unaufhaltsam geht es hinab: über Verachtetwerden zur Selbstverachtung und über Selbstverachtung zur Selbstvernichtung! So wechselt hier aufs natürlichste höchste Freude und tiefstes Leid, der Dichter zwingt uns, mitzugleiten mit unserer Seele über Höhen und Tiefen des Menschendaseins; eben erst hatten wir Levins jubelndes Liebesglück erlebt, da werden wir auch schon vor das Schmerzenslager der totkranken, von Reue und Leidenschaft gepeinigten Anna geführt; der tödlich gekränkte Karenin erscheint als Gast auf Kittys Verlobungsfeier, Levin kehrt vom Besuche der unglücklichen Anna heim, und sogleich beginnen die Geburtswehen seiner geliebten Kitty usw. Jedes Einzelschicksal erfährt erst durch den Gegensatz, dem es gegenübergestellt wird vom Dichter, jene intensive Beleuchtung, der wir unsere Seele nicht verschliessen können: In atemloser Spannung erleben wir gehäufte Menschenlose, und es bleibt in uns jene reinigende Erschütterung zurück, die die Alten preisen als normalen Eindruck der grossen Tragödie!

Dabei ist die Komposition im hergebrachten Sinne (die Tolstoi eigene „vertikale" Komposition ist meisterhaft durchgeführt) auch hier durchaus nicht einwandfrei, wenn auch vielleicht sorgfältiger beobachtet wie je zuvor. Aber dieser Könner darf eben alles wagen, auch das, woran alle anderen scheitern würden: so kehrt er z. B. hier mehrmals ruhig zu einer bereits geschilderten Begebenheit zurück, um sie vom Schicksale eines anderen der Beteiligten aus zu wiederholen. Das ist ge-

gen alle literarischen Spielregeln, gelingt aber in solchem Masse, dass es uns kaum in den Sinn kommt, dass wir einen Fehler hätten notieren können. Es lässt sich dabei gar nicht leugnen, dass dieser ebenso wie „Krieg und Frieden“ viel zu breit angelegte Roman schliesslich im Sande verläuft. Indes verlässt den Leser niemals die Empfindung, dass der Meister bei der ihm eigenen Kompositionsweise (wir nannten sie eben erst eine „vertikale“, und verstehen darunter, dass die Einheit im Wesen der einzelnen Kompositionsfaktoren beruht, nicht in ihrer Anordnung) das Heft derart in der Hand behält, dass er überall abbrechen kann, wo er will, ohne dass das Ganze auseinanderfällt, und dass er hinwiederum solange fortfahren kann im Erzählen, wie er nur will, und dass dabei alles, was er sagen wird, nicht bloss an sich bedeutend sein, vielmehr auch stets ins Ganze hineinpassen und es bereichern und verdeutlichen wird. Wir wissen dabei im voraus, dass das gewaltige Temperament dieses Dichters schliesslich den Rahmen der Dichtung durchbrechen, und er beginnen wird zu predigen — und dass er auch damit nicht aus dem Ganzen herausfallen wird! Und es endigt auch alles in einer Predigt! Indes kann ein Roman, dessen Zusammenhalt in der Darstellung liegt, nicht in den Begebenheiten, tatsächlich überall abbrechen, wo es dem Dichter beliebt, ohne den Eindruck des Nichtfertigen zu hinterlassen, wie ja auch das wirkliche Leben unaufhaltsam weitergeht und nur künstlich festgelegt werden kann bei einem ganz bestimmten Endpunkte.

Viele neue Feinheiten sind hier in des Meisters Technik wahrzunehmen: so braucht er nur selten mehr die Handlung zu unterbrechen, um die Seelen der Handelnden zu erschliessen. Er wählt vielmehr seine Gestalten von vornherein derart unter den Feinfühligen aus, dass sie lediglich als Beobachtende einer des anderen Seelendasein erraten und kundgeben. Hiermit vermeidet der Dichter eine der Hauptklippen seines Künstlertums: seine Neigung zu überwuchernder Psychologie. Ueberhaupt ist

gar nicht zu sagen, welche Möglichkeiten zur Vollkommenheit noch in dieser Dichtung schlummern, die Tolstoi in seinem Ueberreichtum ungenutzt liegen lässt, abschwenkend ins Prophetenlager, von wo aus er zwar mit sozial noch geschärfterem Blick, im ganzen aber nie mehr mit der alten Meisterschaft zur Dichtung zurückkehren sollte!

Es wäre töricht, zu trauern über das, was Schicksal war. Wahrscheinlich hat Tolstoi nur unter der Voraussetzung seines späteren Prophetentums die künstlerische Vollkommenheit erreichen können, die wir an ihm bewundern, und sie wäre wiederum keine Vollkommenheit, wenn sie nicht weit über sich selber hinauswiese.

8

Wir begreifen dabei aus einigen — sehr wenig zahlreichen, aber wie absichtlich hingeworfenen — Geschmacklosigkeiten, wie furchtbar dieser Schriftsteller hätte sein können in seinem Aufrichtigkeitsfanatismus, wenn er nicht begabt gewesen wäre mit einem ganz instinktiven, geradezu unentrinnbaren und im besten Sinne klassischen Geschmack. Immerhin verdienen diese paar Entgleisungen festgenagelt zu werden: So wird die Empfindung Wronskys, als er den äusserlich wenig anziehenden Gatten der schönen Anna zum erstenmal sieht, verglichen mit derjenigen eines Menschen, „der vom Durste gequält glücklich zu einem Quell gelangt ist und nun an diesem Quell einen Hund, Schaf oder Schwein erblickt, das vor ihm trank und das Wasser trübte". (Das ist arg, sehr arg, unglaublich arg!) So rohes Empfinden trauen wir zudem dem als feinfühlig geschilderten Wronsky gar nicht zu. Fast ebenso böse ist es, wenn Karenin, als er die Gewissheit hat, dass seine Frau ihn betrügt, verglichen wird mit einem Menschen, dem man endlich einen ihn lange schon quälenden kranken Zahn ausriss: (Tolstoi begegnen übrigens solche Entgleisungen fast ausschliesslich bei seinen

Vergleichen: für solche — sie gelingen ihm selten restlos — hegt er aber eine wahre Leidenschaft, und die mag seinem geliebten Homer entstammen.) Tolstoi kommt nun einige Seiten später, ohne in der Zwischenzeit irgendwie auf ihn wieder angespielt zu haben, auf diesen Vergleich mit dem ausgerissenen Zahn noch einmal zurück und sagt wörtlich (es ist eigentlich furchtbar) von Karenin: „Das Gefühl der Eifersucht, das ihn quälte, als er noch keine Gewissheit hatte, schwand im selben Augenblicke, als ihm unter Schmerzen durch die Worte seiner Gattin der Zahn gezogen ward.“ (!) Manchmal schläft auch Vater Homer!

Noch eine kleinere Entgleisung: Levin trifft ein junges Mädchen, das man ihm offenbar zur Frau geben will. Die Schwester dieses Mädchens trägt ein Kleid, das am Halse einen viereckigen Ausschnitt aufweist. Darüber heisst es denn nachträglich, als Levin nicht mehr hingehen will, trotzdem ihm das Mädchen selber gefällt: „Diese Schwägerin mit dem Ausschnitt am Kleide erregte in ihm ein Gefühl wie Scham oder Reue wegen einer schlechten Tat.“ Auch das ist böse! Zudem verstehen wir nicht recht, weshalb eigentlich Tolstoi diesen ganzen Vorfall erwähnt: Wollte er sich hier nicht lediglich als Mensch befreien von einem unangenehmen Eindruck? Dann muss aber zugegeben werden, dass er es hier etwas leicht nahm mit der künstlerischen Ausgestaltung!

Bei dem Charakter dieser Geschmacklosigkeiten sollte man auf ihre häufige Wiederkehr schliessen. Man würde sich aber täuschen: Ich wenigstens habe keine weitere Geschmacklosigkeit zu finden vermocht auf den fast tausend Druckseiten des russischen Originals. Ich nannte aber auch bloss deshalb diese drei Kuriosa bei Namen, damit der feinfühlige Leser nicht etwa schon bei der ersten sich verleiten lässt, das Buch aus der Hand zu legen. Er würde Unersetzbares verlieren. Und er hat zudem nichts weiter zu fürchten.

9

Wir wissen nicht, welche letzten Beweggründe Tolstoi zu diesem Buche veranlassten: es geht auch nicht recht an, ihm hier eine einheitliche Willensrichtung anzudichten. Er selber wird wohl recht haben, wenn er meint: er müsste diesen Roman von Anfang bis zu Ende von neuem schreiben, wenn er das, was er in ihm beabsichtigte, in Worte fassen wolle. Es scheint mir zudem an sich ein zweifelhaftes Unterfangen, einem Dichter eine gleichbleibende Tendenz zuzuschreiben in einem einigermassen umfangreicheren Werke: der Dichter lebt doch mit seinen Gestalten mit, er erlebt wechselndste Bewertungen um ihretwillen und auch jenseits von ihnen einfach als Mensch, dessen Unterbewusstsein im wachen (wahrscheinlich auch im schlafenden) Zustand restlos beschäftigt ist damit, sich, fussend auf der jedesmaligen Summe seiner Eindrücke und Erfahrungen, Antworten zu geben, die ihn rechtfertigen vor sich selber, so wie er ist. Das alles sei nicht nur zugegeben, es sei mit besonderem Nachdruck auf es hingewiesen, gerade vor diesem Meisterwerke. Indes ist eine andere und zweifellos erlaubte Frage die, ob und in welchen allgemeinen Erkenntnissen sich der Eindruck eines solchen Kunstwerkes im Leser verdichtet. Freilich kann die Antwort hier immer nur eine persönliche sein: nur grössere oder geringere Berechtigung in sich schliessen auch von anderen anerkannt werden zu müssen. Mir will es nun so scheinen, ich betonte das bereits oben, als ob „Anna Karenina“ in uns einen Schauer erwecken müsste, — ihn vielleicht erwekken soll, wer weiss das? — vor der Hilflosigkeit des Einzelmenschen gegenüber den gesellschaftlichen Einrichtungen und den Anschauungen und Geboten, die die Kreise beherrschen, in die der Einzelne eingereiht ward, und auf die er angewiesen bleibt in seinem Wirken, weil er hier nur restlos verstanden werden kann und selber nur hier restlos zu verstehen vermag. Dieses schauererregende Gefühl persönlicher Ohnmacht vor den

unheimlichen, gespenstischen, unfassbaren, sozialen Mächten wird aber hier noch aufs Höchste gesteigert dadurch, dass wir in den Opfern der gesellschaftlichen Vorurteile seelisch vortrefflich geartete Persönlichkeiten vor uns haben.

So ist vor allem Anna Karenina selber von sehr gutem Herzen, eine unvergleichliche Mutter, eine pflichttreue Gattin, ein durchaus aufrichtiger und wohlwollender Mensch. Sie gehört zu jenen Frauen, „die nicht scherzen können mit ihren Empfindungen". Im Kampfe gegen eine übermächtige Leidenschaft beweist sie denn auch eine weit über das Durchschnittsmass hinausgehende Willenskraft. Alles in allem genommen, tritt uns Anna entgegen als ein in sich gefestigter und seelisch ausserordentlich reich ausgestatteter Mensch. Grade deshalb musste sie aber auch eindringlicher als andere das Recht erleben auf restlose Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Dabei hatte sie sich bis in ihre reifen Jahre hinein tadellos gehalten inmitten der so frivolen Petersburger grossen Welt, als sie den trifft, der durch geheime Wahl ihr bestimmt ist. Sie liebt Wronsky auf den ersten Blick und findet allen Selbstvorwürfen gegenüber nur die Worte: „Ich kann doch nicht bereuen, dass ich atme, dass ich lebe!" Lange und aufrichtig ringt sie mit ihrer Leidenschaft, aus vielen Gründen: Zunächst wohl aus Selbstachtung, auch Mitleid mit dem Gatten spielt da mit, wohl auch Furcht vor dem Urteil der Welt. Vor allem aber hatte bereits eine andere Liebe ihr Frauenherz erfüllt für immer: die Liebe zu ihrem Kinde. Als dann das geschehen war, was geschehen musste, leidet Anna vornehmlich darunter, dass sie nunmehr ein Geheimnis haben muss vor dem Gatten. Sich irgendwie verstellen zu müssen, ist indes ihrer elementar aufrichtigen Natur einfach unmöglich: so sagt sie bei der ersten Gelegenheit dem Gatten die ganze Wahrheit ins Gesicht. Der nimmt die Tatsache seines Unglücks als Philosoph auf und im Grunde als ein Christ (wir glauben hier Tolstoi nicht, wenn er Karenin Gründe der

Selbstsucht andichtet: das widerspricht durchaus seinem ganzen Wesen). Karenin bittet die Gattin, nur den äusseren Schein zu wahren und Wronsky nicht bei sich zu empfangen. Aber selbst das vermag Anna nicht über sich zu gewinnen. So kommt es zu einem Bruch zwischen den Eheleuten, während äusserlich alles beim Alten bleibt. Als dann Anna Mutter wird, und dabei schwer darniederliegt, ruft Karenin selber Wronsky, den Vater des neugeborenen Mädchens, ans Bett der Todkranken. Anna versöhnt Gatten und Liebhaber, und will — dem Leben zurückgewonnen — fest zu ihrem Manne stehen. Doch es kommt anders. Die Leidenschaft siegt. Karenin erklärt sich nunmehr mit der Scheidung einverstanden. Nachträglich kommen ihm freilich einige Bedenken religiöser Art, doch das alles wäre zu überwinden gewesen. Für Anna dauert das aber zu lange. Sie verlässt Mann und Kind und zieht mit Wronsky ins Ausland. Aeusserlich lebt sie hier glücklich. Sie macht sich auch keine Vorwürfe hinsichtlich ihres Gatten. Wohl weiss sie, dass sie schuld trägt an seinem Unglück. Sie will aber, so beruhigt sie sich wenigstens, auch selber keinen Vorteil davon haben: sie leide und werde leiden. Denn sie entbehre ja das, was ihr am teuersten ist: den ehrenhaften Namen und den Sohn: „Ich habe schlecht gehandelt," so sagt sie sich, „und will deshalb kein Glück mehr für mich. Ich will auch gar nicht mehr die Ehescheidung und werde leiden durch die Schande und die Trennung von meinem Sohne!" Und ihr Leiden beginnt, sobald Anna und Wronsky nach Petersburg zurückkehren. Anna will ihren Sohn wiedersehen und erhält dazu nicht die Einwilligung des Vaters, der mit Recht die nutzlose Aufregung für den Knaben fürchtet, der seine Mutter leidenschaftlich liebt. Trotzdem besucht Anna den Sohn, und der erkrankt auch in der Folge schwer. Dieses Wiedersehen — es ist wohl nichts Ergreifenderes je geschrieben worden! — offenbart nun Anna eine solche Gewalt der Mutterliebe in ihrer eigenen Seele, dass

sie jeden Halt verliert und anfängt, Torheiten zu begehen. Sie besteht darauf, zu einer Galavorstellung in die Oper zu gehen, trotzdem sie dort ihre ganze frühere Gesellschaft treffen muss. Natürlich kommt es zum Skandal, und diesmal, unmittelbar nach dem Wiedersehen mit dem Sohne, wird Anna, die sonst über allen Vorurteilen zu stehen glaubte, aufs tiefste erschüttert. Sie und Wronsky verlassen darauf Petersburg, schon nicht mehr in voller Eintracht. In der Tiefe ihres Herzens macht Anna Wronsky verantwortlich für alles, was ihr widerfuhr, und sie hasst ihn, wenn sie an ihren Sohn denkt. Von nun an nähert sie sich ganz unmerklich dem, wofür sie die gesellschaftliche Aechtung stempelt — und auch sie ist zu sehr in den Vorurteilen ihrer Kreise befangen, als dass sie sich nicht selber schliesslich für das halten sollte, wofür man sie durchaus halten will: Anna geht nunmehr mit Absicht darauf aus, Wronsky sinnlich zu umgarnen, weil sie ihn nur so festhalten zu können glaubt. Bis dahin in tiefster Seele überzeugt von dem Rechte ihrer Liebe, will nunmehr Anna nichts mehr sein, als bezahlte Mätresse. Sie will das für sich sein. Sie denkt gar nicht mehr an das Urteil der Welt. Nur möchte sie nicht, dass man in der Gesellschaft glaube, sie wolle ihr, die sie ächtete, irgend etwas beweisen: „Ich will gar nichts beweisen," sagt sie sich, „ich will einfach leben und niemandem unrecht tun als mir selber!" Allein dieser asketische Zug, der sich bereits auf der Auslandsreise in Anna bemerkbar gemacht hatte, diese Vorstellung eines Büssenmüssens, gewinnt unmerklich Macht über sie. Und es bedeutet zunächst für Anna eine schwere Busse, dass sie nur noch die Geliebte Wronskys sein soll: sie will keine Kinder mehr haben und verhütet das — nur um den Geliebten dauernd an sich zu fesseln. Sie, die sonst männliche Huldigungen in respektvoller Entfernung zu halten wusste, lässt sich jetzt von einem professionellen Verführer den Hof machen „in nicht angemessener Weise", — nur um die Eifersucht Wronskys wach-

zuhalten. Dabei dringt sie gar nicht mehr auf Ehescheidung, die sich wohl erreichen liesse: ihren Sohn erhält sie ja dann doch nicht zurück, und würde sie ihn auch zurückerhalten, er wäre ein ständiger Vorwurf für sie und Wronsky. Sie kann nun einmal nicht die beiden Wesen vereinigen, die sie allein liebt. Und darum ist ihr alles einerlei. Dabei zehrt langsam Selbstverachtung an ihrem früher so stolzen Selbstbewusstsein. Anna bittet bereits die einzige Angehörige ihres früheren Gesellschaftskreises, die noch zu ihr kommt, ihre Schwägerin Dolly, sie möchte sie nur nicht verachten, sie (Dolly) in ihrer Reinheit werde sie zwar nicht begreifen, sie verdiene aber keine Verachtung, sie sei einfach unglücklich. Wir sehen den Selbstmord hier schon vorbereitet: ein stolzes herzensreines Geschöpf, das sich selber verachtet und in der Ratlosigkeit seines Herzens Dinge tut, derentwegen es sich immer mehr verachten zu müssen glaubt, kann nicht leben. Es bedarf nur noch eines besonderen Anlasses, und dieser Mensch wird freiwillig das Leben von sich werfen. Dieser Anlass lässt nicht lange auf sich warten. Anna und Wronsky ziehen nach Moskau. Anna verbohrt sich in fanatischer Selbstzerfleischung immer mehr in die Rolle der Geliebten, der bloss bezahlten Dirne, die sie spielen zu müssen glaubt. Sie nimmt allen Männern gegenüber unwillkürlich ein kokettes Wesen an, nur um Wronsky zu reizen. Dabei wird sie immer anspruchsvoller ihm gegenüber. Sie fängt an, ihm Szenen zu machen wegen jedes verspäteten Heimkommens und ihn unaufhörlich zu quälen mit törichter Eifersucht. Vor allem geben Wronskys nicht zu vermeidende Beziehungen zu der ihr nunmehr verschlossenen grossen Welt Anna ständigen Anlass zu Vorwürfen: sie macht dann Wronsky verantwortlich für alles das, was die böse Welt ihr antut. Um irgendeinen Lebensinhalt zu haben, nimmt sie schliesslich ein armes Kind zu sich, unterrichtet es und erzieht es. Hier begeht nun Wronsky, durch Annas ständige Ausfälle ausser Haltung gebracht, einen un-

verzeihlichen Fehler — aber hätte er ihn auch nicht begangen, er hätte Annas Selbstmord doch wohl nicht aufzuhalten vermocht: Wronsky gesteht Anna höchst unnötigerweise, ihm sei ihr Verhalten zu ihrem kleinen Schützling unsympathisch, weil er sehe, dass es unnatürlich sei. Das war der Todesstoss: diese Grausamkeit, mit der Wronsky die künstliche Welt zerstörte, die Anna sich mit solcher Mühe erbaut hatte, um ihr schweres Leben überhaupt ertragen zu können! Und dann welche empörende Ungerechtigkeit lag darin, Anna hier der Verstellung, der Unnatur zu zeihen! Der Vorwurf war um so grausamer, weil er wahr war und doch wiederum unwahr. Anna antwortet denn auch gleich mit einer heftigen Beleidigung. Wronsky bleibt einen ganzen Tag lang fort. Als er wiederkehrt, will Anna ihn versöhnen, sie ist aber bereits viel zu erregt: aus nichtigstem Anlass kommt es wiederum zum Streite und bitteren Worten. Dann wieder Versöhnung und wieder Streit. Schliesslich der Selbstmord, als Wronsky bei seiner Mutter zu Besuch weilt.

Annas Selbstmord, vom Dichter vom Beginn des Romanes vorbereitet, rückt näher, langsam, unaufhaltsam. Annas Aufregung in den letzten Tagen ihres Lebens ist derart, dass alle Beruhigungsversuche Wronskys misslingen müssen, und wir ihre unselige Tat hinnehmen als etwas Unvermeidliches, als die Folge einer unabweisbaren geistigen Verwirrung, der Abspiegelung einer seelischen Verwundung, die vorbereitet war vom Tage ihrer ersten Begegnung mit Wronsky. Tolstoi gibt hier durchaus die Schilderung einer ausbrechenden Geisteskrankheit: man hat die Empfindung, dass, wäre der Selbstmord unterblieben, Anna geistiger Umnachtung hätte verfallen müssen. Anna empfindet das augenscheinlich selber: sie hatte Angst vor dem in sich, was nicht mehr in ihrer Macht stand, sie suchte Hilfe, Trost bei allen, und fand nichts als Gleichgültigkeit und Verachtung. Ein unglücklicher Zufall noch, der ihr Gefühl

an der empfindlichsten Stelle traf, und dann ist es geschehen. Trotz aller Vorbereitung wirkt Annas Selbstmord vielleicht darum vor allem so ergreifend, weil — und das scheint mir dem Leben durchaus abgelauscht — Anna zwischendurch, inmitten aller Gedanken an den Tod, ja mitten in der Vorbereitung auf ihn, immer noch an das Leben denkt und Vorkehrungen für es trifft, ja, wir glauben dem Dichter durchaus, wenn er berichtet, Anna habe, als sie bereits auf den Schienen kniete und die Räder des Wagens heranfuhren, noch zurückgewollt.

Ganz allmählich ist der Entschluss zum Selbstmord in Anna gereift: Schon damals, als sie todkrank lag nach der Geburt ihres Töchterchens, stieg in ihr der Gedanke auf, ihr Tod werde allen Wirrungen ein Ende machen: der Schmach ihres Mannes und der Qual ihres Sohnes. Der gleiche Gedanke kommt ihr nach ihrem ersten Streit mit Wronsky, nur meint sie jetzt: auch ihre Schmach werde mit dem Tode ein Ende nehmen. Als dann nach wiederholten Zwistigkeiten Wronsky einst spät abends heimkehrt, und sie seinen Wagen vorfahren hört, erscheint ihr ihr Tod als einzige Möglichkeit, im Herzen des Geliebten die Liebe aufs neue zu erwecken, ihn zu strafen und den Sieg davonzutragen in dem Kampf, den der böse Geist, der sich in ihr eingenistet habe, mit ihr führt. Hier sind zwei neue Momente im Todesgedanken Annas: ein versöhnender: das Wiedergewinnen der Liebe des Geliebten, und dann jenes so charakteristische Moment für fast jeden Selbstmörder: das Verlangen, die Hinterbliebenen zu strafen!

Meisterhaft und ohne Beispiel in der Weltliteratur wird nun geschildert, wie bei Annas letzter Ausfahrt alle Eindrücke, die sie von aussen empfängt, sich in ihrer kranken Einbildung um das eine gruppieren, was sie bewegt, um das eine, dem sie zustrebt. Sie kann nicht mehr los davon und muss im Tode Befreiung suchen. Mit erschreckender Deutlichkeit glaubte sie zu erkennen, dass es für sie so oder so kein Glück mehr gebe. Sie

vermag sich keine Lebenslage mehr vorzustellen, in der das Leben ihr nicht zur Qual wäre. Von dem eigenen Schicksal springt ihr kranker Geist zum Menschenlos über: „Sind wir nicht alle auf die Welt geworfen," so fragt sie sich, „nur darum, um einander zu hassen und dann uns selber und andere zu quälen? Wir wissen das alles und sinnen Mittel aus, um uns selber zu betrügen! Wenn wir aber erst einmal die Wahrheit einsehen werden, was dann?" (Es ist hierbei zu bemerken, dass nicht wenige der weltschmerzlichen Auslassungen der verzweifelnden, dem Tode entgegenfahrenden Anna sich in der „Beichte" wörtlich wiederfinden. Das ist nicht Zufall: Tolstoi bekennt dort, er sei längere Zeit hindurch zum Selbstmord entschlossen gewesen, bevor jene Wandlung in ihm vorging, die aus dem Dichter den Propheten machen sollte. Die „Beichte", das Dokument dieser Umkehr, ward nur zwei Jahre nach der Beendigung von „Anna Karenina" geschrieben. Tolstoi hat sie aber früher erlebt, wie wir aus den Bekenntnissen des Levin ersehen, der bereits das erste entscheidende Stadium von Tolstois Umkehr selber durchmacht.)

In ihrer krankhaften Unfähigkeit irgend etwas, das ihr vor den Blick tritt, nicht in Verbindung zu bringen mit ihrem Los und mit ihrem Entschluss, sieht Anna auf der Station, wo sie Wronskys Rückkehr abwarten wollte, langsam einen Güterwagen vorüberfahren. Es fällt ihr ein, dass am Tage ihrer ersten Begegnung mit Wronsky ein Bahnwärter vom Zuge überfahren ward, und seine verstümmelte Leiche an ihnen vorübergetragen wurde. Blitzschnell glaubt sie hierin einen Wink des Schicksals zu verstehen. Sie glaubt zu wissen, was sie nunmehr zu tun habe. Dabei sagt sie sich, und blickt auf den sich nähernden Wagen: „Ich werde ihn bestrafen und mich von allem und von mir selber befreien!" Sie muss den Wagen abwarten, und unwillkürlich bekreuzigt sie sich — wie man in Russland tut, bevor man beim Baden ins Wasser springt. „Die ihr so ge-

wohnte Geste des Sichbekreuzigens rief in ihrer Seele eine ganze Reihe von Erinnerungen aus der Zeit wach, da sie noch Kind und später ein junges Mädchen war, und plötzlich riss der Nebel, der für sie alles bedeckt hatte, und das Leben trat auf einen Augenblick vor sie hin mit allen seinen lichten vergangenen Freuden. Sie wandte dabei aber kein Auge von den Rädern des heranfahrenden Wagens, und genau in dem Augenblicke, als die Mitte des Wagens ihr gegenüberstand, warf sie ihr rotes Handtäschchen fort, zog den Kopf etwas in die Schultern, fiel unter den Wagen auf beide Hände und liess sich mit einer leichten Bewegung, als ob sie sich vorbereite, gleich wieder aufzustehen, auf die Knie nieder. Und gerade in diesem Augenblicke entsetzte sie sich über das, was sie tat: „Wo bin ich? Was tue ich? Weshalb?“ Sie wollte sich erheben, sich zurückziehen, aber etwas Gewaltiges, Unerbittliches, stiess sie vor den Kopf und riss sie zu Boden. „Herr vergib mir alles!“ murmelte sie und fühlte dabei die Unmöglichkeit, den Kampf aufzunehmen. Ein Bäuerlein, das irgend etwas vor sich hinmurmelte, arbeitete ganz in ihrer Nähe an einem Haufen alter Eisenstücke. Und das Licht, bei dessen Scheine sie gelesen hatte ein Buch, das ganz erfüllt war von Aufregungen, Enttäuschungen, Kummer und Uebeln, flammte auf in hellerem Glanze als je zuvor, beleuchtete ihr alles das, was vorher im Finstern lag, zitterte ein wenig, begann trübe zu werden — und verlosch auf immer. — —“

10

Wohl hat Anna unendlich gelitten, aber sie hat doch auch geliebt und ist geliebt worden. Sie hat ihren Anteil gehabt an dem höchsten Glück, das die Erde zu bieten vermag. Anna ist denn auch wohl nicht die tragische Persönlichkeit dieses Romanes. Das ist vielmehr ihr Gatte: Ihn liebt niemand. Nicht

einmal der Dichter, der ihn zum Leben rief. Auch der hegt eine offenbare Abneigung gegen Karenin. Das veranlasst ihn zu einem ganz eigentümlichen Verhalten: Der intuitive, der dichterisch gestaltende Tolstoi erlebt Karenin ergreifend und edel, weil er ihn aber mit seiner bewussten, nicht künstlerisch gestaltenden Persönlichkeit nicht mag, missdeutet er sein eignes Geschöpf, sobald er in ihm lesen will. Es kann sich eben sehr wohl ein Zwiespalt offenbaren zwischen dem Charakter, den eine erdichtete Person an den Tag legt in ihren Handlungen und Worten, und den Beweggründen, die ihr der Dichter zuschreibt, wenn er diese Person mit seinen Worten deuten will oder schildert, wie sie sich über sich selber klar zu werden strebt. Daher ist es denn auch so gefährlich, — und gerade für den geborenen Romandichter, der von sich selber verschiedene, ihr Eigenleben führende Personen erlebt — eine Romanfigur sich selber deuten zu lassen: Augenscheinlich kommt dabei der ausserhalb der dichterischen Intuition stehende Mensch im Dichter zu Worte mit allem seinem nicht in Kunstwerte umgesetzten Lieben und Hassen. Tolstoi glückt denn auch die Selbstanalyse streng genommen nur bei den Personen, die er liebt, und eigentlich überhaupt nur bei denen, in denen er sich selber schildert. Darum muss man aber auch diejenigen von Tolstois Gestalten, die er selber nicht liebt, gegen ihn in Schutz nehmen, wenn er sie deutet, oder sie in sich selber lesen lässt. Denn bei Tolstois überreicher, dabei aufs leidenschaftlichste selbständiger Persönlichkeit (die eigentlich bloss dann an ihr Ich glaubt, wenn sie es verschieden erlebt von allen anderen), scheint es nicht ausgeschlossen, dass er den Personen, die ihm intuitiv aufgehen, und die er schafft aus dem Urgerechten in sich, dem Künstlerischen in seiner Person, dass er denselben Personen auch gleich wieder liebend oder hassend entgegentritt, wenn sie fertig vor ihm stehen, und er sie dann sich deuten will. Dabei fällt er zwar nicht geradezu dem Künstler in den Arm,

er fügt aber sein menschliches Urteil dem des Künstlers bei. Das ergibt oft Widersprüche. Sie sind in der Gestalt Karenins gar nicht nicht zu sehen. Wohl ist Karenin schuldig vor Anna — jedesmal sind beide schuldig, wenn zwei Menschen miteinander streiten —, doch Karenins Schuld ist eigentlich unverschuldet. Anna hat zwar durchaus recht, wenn sie ihm vorwirft, er habe in den acht Jahren ihrer Ehe alles in ihr erstickt, was lebendig gewesen sei: es sei ihm nicht einmal in den Kopf gekommen, dass sie doch ein lebendiges Weib sei, das Liebe brauche. Aber der arme Karenin konnte doch gar nichts dafür! Sein Unglück war eben, dass man ihn selber nicht liebte. Weil er aber keine Liebe erfahren hatte in seiner Jugend, und darum auch keine zu erweisen verstand. Man liebt bloss die Verwöhnten (weil die uns in unserer Lebensangst beruhigen). Verwöhnt ist aber Karenin niemals worden. Als mittellose Waise bei Verwandten herangewachsen und immer nur daraufhin erzogen, möglichst rasch seine Wohltäter entbehren zu können, hatte er weder Liebe erfahren in der Zeit, wo die Liebe in die Kindesseele gepflanzt werden muss, damit der Erwachsene sie einst zu erweisen vermag den Mitmenschen, noch durfte er sich selber jemals seinen Gefühlen hingeben. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, vorwärts zu kommen: ursprünglich nur, um selbständig zu werden, unabhängig von seinen Wohltätern, dann war ihm das zur zweiten Natur geworden. Auch war er von Hause aus von peinlichem Pflichtgefühl, und wohl darum vor allem wird er als Carrierist gegolten haben. Karenin hatte zudem seine Frau gar nicht selber erwählt, er war von Verwandten verheiratet worden. Gewissenhaft und anständig gesinnt, glaubte er dann alle Pflichten der Gattin gegenüber erfüllt zu haben, wenn er ihr ein ruhiges, sorgenloses Leben bereitete, und ihr in allem, was er von ihren Wünschen erriet, entgegenkam. Er erriet aber wenig, denn er war über und über beschäftigt in seinem Amte, und entbehrte zudem auch jeglicher

Erfahrung in Dingen des Herzens. Zwar fehlte es ihm keineswegs an Güte, er hatte aber nicht so recht den Mut zu ihr: es lagen zu viel Hemmnisse vor seiner Seele: teils in heimlichen Schwächen (Mangel an physischem Mut, Widerstandslosigkeit gegenüber menschlichem Elend, vor allem gegenüber Frauentränen. Diese beiden Züge an Karenin unterstreicht der Dichter gleich im Anfang des Romanes), teils aber auch in einer grossen Schüchternheit, die sich bei ihm hinter äusserer Weltgewandtheit verbarg und wohl ihre letzten Gründe hatte wiederum in Karenins Bewusstsein, niemals geliebt worden zu sein. Als ihm aber der erste Mensch Mitleid entgegenbringt — und es war die sterbenskranke Gattin, die ihn noch kurz vorher aufs tödlichste beleidigt und ihm grausam alle die Schwächen vorgeworfen hatte, die er sich selber verbergen musste, um die Achtung vor sich zu bewahren — da überwindet er spielend allen Groll, da findet er ganz von selber die Kraft, von Herzen zu verzeihen und fliesst über in Liebe zu denen, die ihn am tödlichsten gekränkt hatten. Die Szene gehört zum ergreifendsten, was Tolstoi geschrieben hat: „Karenins seelische Erschütterung nahm ständig zu und erreichte nunmehr eine solche Höhe, dass er es schon aufgab, gegen sie anzukämpfen; da fühlte er plötzlich, dass das, was er für seelische Verwirrung gehalten hatte, ganz im Gegenteil einen seligen Zustand seiner Seele bedeute, der ihn plötzlich ein ganz neues, noch niemals von ihm erfahrenes Glück empfinden liess. Er dachte gar nicht daran, dass das Christengebot, dem er sein ganzes Leben hindurch zu folgen willens war, ihm vorschrieb, zu verzeihen und seine Feinde zu lieben: es erfüllte vielmehr seine ganze Seele einzig und allein das freudige Gefühl, seine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen. Er fiel auf die Knie, er legte seinen Kopf auf den Arm der Gattin, der wie Feuer brannte, und schluchzte wie ein Kind. Sie umarmte sein schon kahl werdendes Haupt, wandte sich zu ihm hin, und mit herausforderndem

Stolze richtete sie die Augen zur Decke: „Das ist er! Ich wusste es! Jetzt lebt alle wohl!“ . . . Der Doktor nahm ihre Arme, legte sie vorsichtig auf die Kissen und bedeckte sie bis über die Schultern. Sie legte sich gehorsam auf den Rücken und blickte vor sich hin mit leuchtenden Augen: „Denk an das Eine, dass ich nur deine Verzeihung brauchte, und weiter will ich gar nichts mehr . . . Weshalb aber kommt er nicht?“ begann sie wieder, indem sie sich zur Türe nach Wronsky hinwandte: „Komm her! Komm her! Gib ihm die Hand!“

Wronsky schritt zum Bett hin, als er aber Anna erblickte, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

„Nimm die Hände vom Gesicht, blick auf ihn, er ist ein Heiliger!“ sagte sie. „Nimm doch die Hände vom Gesicht!“ wiederholte sie zornig. „Nimm du ihm die Hände vom Gesicht!“ wandte sie sich an Karenin: „Ich will ihn sehen!“

Karenin erfasste die Hände Wronskys und zog sie von seinem Gesichte fort, das furchtbar war durch den Ausdruck von Leiden und Scham, der auf ihm lag.

„Gib ihm die Hand, verzeihe ihm!“ Karenin gab ihm die Hand, ohne die Tränen zurückzuhalten, die ihm aus den Augen flossen.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ sagte sie, „jetzt ist alles bereit!“

Als dann aber mit zunehmender Genesung die eben erst zurückgewonnene Gattin sich von neuem von ihm wendet, da sucht Karenins Liebe das Geschöpf auf, das sie noch nicht zurückzuweisen vermag: das eben geborene Kind der ungetreuen Gattin schliesst er in sein Herz. Der arbeitüberlastete Mann weilt stundenlang im Kinderzimmer und wiegt das Kind, dessen Vater nicht er ist:

„Bisweilen blickte Karenin wohl eine halbe Stunde lang auf das schlafende, gerötete, volle und runzlige Gesichtchen des Kindes und beobachtete die Bewegungen der gekräuselten

Stirne, der vollen Händchen mit den eingebogenen Fingern, die mit dem Rücken der Handfläche die Aeuglein und das Näschen rieben. In solchen Augenblicken fühlte sich Karenin ganz ruhig und im Einklang mit sich selber und sah in seiner Lage auch gar nichts Besonderes, gar nichts Derartiges, das zu ändern nötig wäre. — — — — — — — — — —

Als man dann das Kind in sein tiefes Bettchen gelegt, die Wärterin die Kissen zurechtgerückt hatte und weggegangen war, stand Karenin auf, und mit Mühe auf den Fussspitzen auftretend ging er zum Kinde hin. Einen Augenblick schwieg er und blickte mit ermüdetem Gesicht auf das Kind. Plötzlich trat ihm ein Lächeln ins Gesicht und bewegte seine Haare und seine Stirnhaut — und ebenso leise verliess er das Zimmer . . .“

Nein! Dieser Mensch versteht zu lieben. Er hat es nur selber nicht gewusst, weil niemand nach seiner Liebe Verlangen trug. Nein! Wir glauben auch einem Tolstoi nicht, dass dieser Mann ein kleinlicher, selbstsüchtiger Heuchler gewesen sei. Man hielt ihn nur für trocken, nüchtern und unfähig zu lieben. Als er aber einmal Mensch sein will — da sind gleich alle gegen ihn. Seine schönste Tat, sein aufrichtiges Verzeihen denen, die ihn am meisten gekränkt hatten, die Entdeckung seines Herzens, wird ihm zum Verhängnis! Denn in dieser Welt ist der betrogene Gatte nun einmal lächerlich, und wenn er seinen Beleidiger nicht niederschiesst, verachtet man ihn. An dem Bette der todkranken Gattin hatte sich Karenin zum ersten Male jenem Gefühle gerührten Mitleids hingegeben, das von jeher in ihm das Leiden anderer auslöste, dessen er sich aber bisher immer geschämt hatte wie einer schimpflichen Schwäche. Und dabei war eine Ruhe und Festigkeit in seine Seele gekommen, wie er sie vordem nie gekannt hatte. Bald begreift er indes, dass eine geheimnisvolle Macht, entgegengesetzt seinem innersten Willen, sein Leben leitete. Er konnte nicht mehr zweifeln an dem erneuten Hass seiner Gattin. Er war nunmehr bereit, ihre Bezie-

hungen zu Wronsky ruhig weiter zu dulden, wenn nur die Kinder vor Schande bewahrt und bei ihm blieben! Er fühlte sich aber machtlos, er wusste im voraus, dass alle gegen ihn sein und ihn nicht das tun lassen werden, was ihm so natürlich und schön vorkam, und dass sie ihn dazu zwingen werden, das zu tun, was er verabscheute in seines Herzens Grunde. Und so kommt es auch. Karenin wendet sich an seine Frau mit den ergreifend einfachen Worten: „Ich sehe, dass meine Gegenwart auf Ihnen lastet. Wie schwer es mir auch ward, mich hiervon zu überzeugen, ich sehe, dass dem so ist, und dass es nicht anders sein kann. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, und Gott ist mir Zeuge, dass ich, als ich Sie erblickte zur Zeit Ihrer Krankheit, von ganzer Seele beschloss, alles zu vergessen, was zwischen uns war, und ein ganz neues Leben zu beginnen. Ich bereue auch nicht und werde niemals bereuen, was ich tat; ich wünschte nur Ihr Heil, das Heil Ihrer Seele, und jetzt sehe ich, dass ich das nicht erreichte. Sagen Sie mir nun selber, was Ihnen wahrhaftes Glück geben wird und Ihrer Seele die Ruhe. Ich übergebe mich völlig Ihrem Willen und verlasse mich ganz auf Ihr Gefühl der Gerechtigkeit!" Karenin ist bereit, in die Scheidung einzuwilligen, selbst seinen Sohn will er der Gattin lassen. Der aber dauert das alles zu lange. Sie nimmt ihr Kind und verreist mit Wronsky ins Ausland. Als Karenin sich damals überzeugen musste, dass seine Frau einfach von seiner Gegenwart befreit werden wollte, fühlte er sich so verloren, so uninteressiert an allem, dass er sich willenlos in die Hände derer gab, die sich mit seinem Schicksal befassten. Und als ihn die Gattin dann verlassen hatte, vermochte er es gar nicht zu fassen, dass nach allem, was er für sie empfunden hatte, damals, als sie litt, er nun allein war, in Schande, verlacht, keinem nötig und von allen verachtet. Er fühlte sich dabei ausserstande, dem allgemeinen Ansturm von Verachtung und Mitleidslosigkeit standzuhalten, die er in den Augen aller las, denen er begegnete. Er

wusste zudem, dass er den Hass dieser Leute nicht von sich abwenden konnte: weil sie ihn gar nicht deshalb hassten, weil sie ihn für schlecht hielten, vielmehr einzig und allein darum, weil er unglücklich war in schimpflicher und abstossender Weise. Er wusste, dass die Menschen gerade deshalb so mitleidslos zu ihm sein werden, weil sein Herz zerrissen war. Und er war ganz allein und kannte niemanden, der Mitleid mit ihm hatte. — Da findet er ganz unerwartet Teilnahme bei einer bigotten, aber aufrichtigen und rein menschlich empfindenden, selber in unglücklichster Ehe lebenden älteren Freundin — und wird selber bigott — so sollen wir wenigstens Tolstoi glauben, und wir sollen ihm auch glauben, dass Karenin sein klares Urteil so weit verliert, dass er sich unter dem Einfluss seiner Freundin schliesslich auch noch von einem albernen spiritistischen Charlatan nasführen lässt. Das glauben wir aber Tolstoi nicht. Wir sehen vielmehr im weiteren Verlaufe Karenin mit stoischem Gleichmut das Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne, sein Ausgeschaltetwerden von den höchsten Aemtern, seine völlige politische Kaltstellung und den kalten Hohn der Gesellschaft ertragen und dabei mit ungeminderter Pflichttreue das, was ihm von Aemtern bleibt, verwalten und nach bestem Können seinen Sohn erziehen — wir sehen das alles und denken uns das unsrige: Dieser Mensch hat offenbar Frieden geschlossen mit der Welt, die nicht so ist, wie er sie haben wollte, er macht ihr aber nicht nach, ihr, die ihn grausam bestrafte für das, woran er sich schuldlos wusste, auch fragt er gar nicht mehr danach, wie sich die Welt zu ihm stellt, und wie es in seinem Innern aussieht. Er lebt und wirkt für andere — im Rahmen dieser grausamen Welt ein nicht Grausamer. Was er dabei denkt und fühlt, ist sein Geheimnis, geht niemanden etwas an, — auch nicht den, der ihn zum Lichte rief, den Dichter. Auch der greift daneben, wenn er hier Klarheit geben will.

II

Als ein im Grunde ganz ebenso vom Schicksal vergewaltigter Mensch wie Karenin erscheint uns Wronsky. Auch er ist von Hause aus sittlich gut veranlagt, rechtschaffen und aufrichtig. Er war nur durch Geburt, Erziehung und Beruf einer Gesellschaftsklasse eingereiht worden, die ihre ganz bestimmten Anschauungen, Vorurteile und Gesetze hat, und deren Unmoral Wronsky kritiklos übernahm und sich innerhalb ihrer mit ruhig schlafender Seele bewegte, bis er vor einen Konflikt gestellt ward zwischen den Anschauungen dieser Gesellschaft und seiner innersten Empfindung. Auch Wronskys Seele fehlte die natürliche Einstellung auf diese Welt, wie sie uns nur eine liebende Mutter zu geben vermag. Wronskys Mutter war frivol, und er verachtete sie. Dabei war er sonst ein Glückskind: schön, reich, von vornehmer Abkunft und vornehm gesinnt, ward er von allen geliebt und verwöhnt. Weil sie ihn aber liebten und verwöhnten, alle, von denen er umgeben war, darum kritisiert er sie nicht und liess sich unmerklich von ihrer Unmoral und Oberflächlichkeit umgarnen.

Schon bevor wir Wronskys seelischen Bankerott miterleben, fasst uns ein tiefes — augenscheinlich vom Dichter beabsichtigtes — Mitleid, wenn wir ihn von den Fadheiten, Nichtigkeiten und für Scherze geltenden Roheiten erzählen hören, die den Lebensinhalt seiner Kameraden und den Gegenstand seiner eigenen Belustigung bilden. Wronsky kommt uns rettungslos vergewaltigt vor: ein kluger, anständig gesinnter Mensch bewegt sich im Kreise törichter Oberflächlichkeit und merkt das nicht. Und er merkt auch gar nicht mehr, wenn er selber niederträchtig handelt. Denn er hat sich eine Reihe für ihn unerschütterlich feststehender Lebensregeln zur Richtschnur genommen, deren striktes Befolgen ihn jedes Zweifels überhebt. Diese Regeln, — sie bilden den Ehrenkodex der Gesellschaft, in der sich der

Petersburger Gardeoffizier Wronsky bewegt, — behaupten, dass man zwar einem Falschspieler zahlen müsse, nicht aber seinem Schneider, dass man Männern stets die Wahrheit sagen muss, Frauen aber belügen darf, dass man niemanden hintergehen darf ausser einen Ehemann, dass man keine Beleidigungen dulden darf, selber aber durchaus berechtigt ist, andere zu beleidigen. Diese Lebensregeln, an deren Gültigkeit Wronsky keinerlei Zweifel aufkommen konnte, weil alle die an ihnen festhalten, die ihn umgaben, die ihn liebten, und die er deshalb achtete, gestalteten anfangs auch seine Beziehungen zu Anna klar und einfach. Selbst die elementare Aufrichtigkeit und die tiefe Gewissenhaftigkeit der Geliebten bringen ihn noch nicht ins Schwanken, machen ihn nur stutzig und beunruhigen ihn, da er ja keinen anderen Massstab in Händen trägt, auch der Geliebten gegenüber, als eben diesen Kavalier-Ehrenkodex. Auch als er die todkranke Geliebte im Hause des betrogenen Ehemannes aufsucht, ist er bei allem aufrichtigen Schmerze noch derartig befangen in seinen Kavalieranschauungen, dass in ihm nicht die geringste Vorstellung aufkommt von der Eigentümlichkeit seiner Lage. Erst musste ihm der betrogene und verachtete Ehemann am Bette der todkranken Geliebten verzeihen, da erst gerät der so solide Bau seiner Gesellschaftsmoral ins Schwanken: den lächerlichen, verächtlichen, betrogenen Ehemann hat er ja nicht rachsüchtig, nicht heuchlerisch und gar nicht lächerlich erblickt, vielmehr gut, einfach und hoheitsvoll. Die Rollen waren ausgetauscht: er selber war der Lächerliche, der mit Schande Bedeckte! Alles, worauf er sich bisher gestützt hatte, ist auf einmal ins Schwanken geraten. Wronsky schaut sich um im Haushalte seiner Seele nach etwas, woran er sich halten könnte, und findet nichts, gar nichts, weil er eben alles, worauf er sich stützte, immer nur ausserhalb der eigenen Person gesucht hatte. Wronsky geht der Reihe nach die ihm möglichen Lebensanreize durch: Kameradschaftlichkeit, Ehr-

geiz, die grosse Welt, der Hof . . . alles ist nicht das, was er sucht, und er sucht etwas, was die Schmach von ihm nähme, die er sich aufgebürdet hatte gerade vor dem, den er bisher am meisten verachtete. Wronsky findet nichts als den Revolver! — Tolstoi erzählt, Wronskys Selbstmordversuch habe ursprünglich gar nicht in seinem Plane gelegen. Erst als er Wronsky nach seiner Rückkehr von Annas Krankenbett in sein Inneres habe schauen lassen, sei es ihm notwendig erschienen, Wronsky die Waffe gegen sich selber richten zu lassen. So ist es auch: Wronsky, wie er war: seelisch hoch über seiner Sphäre stehend, aber dennoch so in ihr befangen, dass er keinen Lebensinhalt finden konnte ausserhalb ihrer, dieser Wronsky musste zum Revolver greifen, nachdem einmal der Zweifel an der Richtigkeit der in seiner Sphäre geltenden Gesetze unabweisbar geworden war für ihn.

Wronsky verwundet sich nur, genest, verlässt den Dienst, widmet sich nunmehr ganz der Geliebten, bleibt aber im Grunde Weltmann! Eine falsche Scham würde ihn davor zurückhalten, sich frei zu vertiefen in die eigene Seele, wenn ihm nicht schon der Zugang zu ihr verwehrt gewesen wäre durch eine ganze Reihe noch immer für ihn unerschütterlich feststehender Vorurteile, und wenn ihm auch seine gesellschaftlichen Beziehungen Zeit und Seelenraum dazu gelassen hätten. Dabei kommt er in die Jahre, wo die Liebe allein den Mann nicht mehr auszufüllen vermag. Vergeblich versucht er seiner inneren Unbefriedigtheit durch Dilettantieren in der Malerei zu entgehen, gibt das aber bald auf und findet mehr Befriedigung in der Verwaltung und im Ausbau seines Gutes zu einem Mustergut. Auch findet er bereits Geschmack am öffentlichen Leben, schon nähert er sich seinem Volke, — da setzen die unseligen Streitigkeiten mit Anna ein. Hier hätte Wronsky nur bestehen können, wenn er jede falsche Eigenliebe aufgegeben hätte (die doch nur einseitiges Bevorzugen bedeutet der Ach-

tung, die andere uns entgegenbringen, andere, die uns gar nicht kennen und gar nicht kennen wollen). Nur die Absage von ihr macht die Seele restlos aufnahmebereit für anderer Leiden. Wronsky ist aber Weltmann geblieben. So missversteht er Anna durchweg. Es kommt zu kindischen Rechthabereien zwischen ihm und der Geliebten, zum Uebelnehmen einer Todunglücklichen gegenüber, und so treibt Wronsky Anna in den Tod. Nachher ist er dann seelisch gebrochen. Es bleibt ihm nichts als sein Soldatenmut. Er zieht in den serbischen Befreiungskampf, in der festen Absicht, nicht wiederzukehren.

Wronsky ist vielleicht die trostloseste Erscheinung unter allen Gestalten Tolstois.

Seine Tragik liegt darin, dass er seiner seelischen Beanlagung nach weit über dem Kreise steht, dessen Vorurteile ihn beherrschen. Seinem innersten Wesen nach wollte er das Gute. Aber er kam nicht bis zu sich selber hin, und darum musste er auch die verkennen, die er von Herzen liebte. Erst wenn einem mehr daran gelegen ist, niemanden Unrecht zu tun, als von allen geachtet zu werden, dann erst vermag man auch den zu begreifen, den man aufrichtig liebt, und dann erst ist man hingelangt zu sich selber.

12

Das andere Weltkind dieses Romanes, Annas Bruder, der Fürst Oblonsky, ist eine völlig amoralische Persönlichkeit. Egoist durch und durch und rein materiellen Genüssen nachjagend (wobei ihn nur eine gewisse Sensibilität vor allzu groben Geschmacklosigkeiten bewahrt), verhält er sich heiter und freundlich zu allen, mit denen er in Berührung kommt, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Rangstufe, die sie einnehmen. So fröhliche Egoisten erfreuen sich stets allgemeiner Beliebtheit: Man ist ihnen dankbar dafür, dass sie da sind, weil sie uns glauben machen, die Welt sei nicht ganz so trostlos, wie

sie uns vorkommt. Die Wurzeln von Oblonskys unverwüstlich guter Laune sind gesunde Körperlichkeit und mangelhafte Vorstellung von den Uebeln, die durch ihn anderen werden. Weil er niemals die Absicht hat, anderen Leiden zu bereiten — sein eigenes Wohlergehen ist ihm nur unendlich wichtiger als das Vermeiden dessen, was anderen weh tun könnte — vermag er sich auch gar nicht vorzustellen, dass er schuldig sein könnte an anderer Leiden. Diese seine Ahnungslosigkeit versöhnt die von ihm Betroffenen, sogar seine betrogene Gattin, wenn die auch sich und den Kindern schmähliche Entbehrungen auferlegen muss, weil Oblonsky sein und seiner Frau Geld vornehmlich zu seinem eigenen Vergnügen verwendet. Natürlich geht es auch solchen Glückskindern nicht restlos gut in dieser Welt. Es gibt da eine Reihe Demütigungen und Erniedrigungen für sie, die sie vielleicht im Augenblicke weniger empfinden, die aber da sind und auf den trüben Alltag der Seele warten, um ihr wahres Antlitz zu offenbaren. Ausserdem geht das alles nur solange man jung und gesund ist. Es gibt aber nichts Trostloseres als Altern und Kranksein solcher Glückskinder. Da verliert ihre Selbstsucht jede Grazie, und sie werden zu Quälern wehrloser Mitmenschen. Doch soweit verfolgt Tolstoi seinen offenbaren Liebling Oblonsky nicht: er überlässt seine Bestrafung jener Welt und dem eigenen — freilich fehlenden — Gewissen!

13

Damit haben wir die Reihe der eigentlichen Gesellschaftsopfer in „Anna Karenina“ beendet. Gehen wir nunmehr zu den Gegenspielern über, den sittlich gesunden, unter normaler seelischer Pflege herangewachsenen Persönlichkeiten dieses Romanes, denen der Zusammenstoss mit den gesellschaftlichen Gewalten, den eigentlichen Gespenstern unserer Zeit, zwar auch nicht erspart bleibt, die sich gleichfalls fügen müssen dem

Unabwendbaren, ihm aber nicht unterliegen, vielmehr zu immer vollerer Entfaltung ihres inneren Reichtums gelangen, je rauher das Schicksal an ihres Lebens Pforte pocht. Da erscheint uns zunächst Dolly, Oblonskys betrogene Gattin und Kittys ältere Schwester, als eine der erfreulichsten, vielleicht auch der gelungensten Gestalten in Tolstois ganzem Werke. Dolly ist in den Sorgen der Kinderstube und im ständigen Kampfe gegen die Verschwendungssucht ihres Mannes rasch verblüht und reizlos geworden. Als sie den unwiderleglichen Beweis der Untreue des Gatten in Händen hat, will sie sein Haus verlassen, so fühlt sie sich gekränkt. Sie bleibt aber um ihrer Kinder willen, die bereits am ersten Tage, als sie sich ihrem Kummer hingibt, sichtlich verwahrlosen. Dolly verzeiht dem Gatten und lebt von nun an nur noch ihren Kindern. Dabei bringt sie es fertig, sich keinerlei Illusionen hinzugeben über des Gatten Treue, ihn im stillen zu verachten und doch zu lieben. Dolly kommt nie aus den Sorgen heraus um ihre Kinderschar. Sie erlebt aber auch viel Freude an ihnen und mehr als ihr bewusst wird, in aller ihrer Versorgtheit. Trotz alledem oder vielleicht gerade durch alles das bewahrt ihre reine selbstlose Seele eine seltene Kraft zur Teilnahme an dem Schicksal anderer: Dolly allein sucht Anna auf, als niemand mehr von ihr etwas wissen will, und Anna eröffnet auch nur ihr den Zwiespalt in ihrer Brust zwischen der Mutter und der Geliebten, jenen Zwiespalt, an dem sie dann zugrunde gehen sollte. Als Dolly, selber schon längst eine betrogene und illusionslose Gattin, der Trauung ihrer Schwester Kitty beiwohnt, erfasst sie ein gerührtes Mitleid: während sie in atemloser Aufmerksamkeit und in ständiger Furcht irgendeine Bewegung bei der Trauungszeremonie zu übersehen, die scherzenden Bemerkungen des frivolen Gatten überhört, denkt sie an alle Frauen, die in diesem einzig-feierlichen Augenblicke ihres Lebens, so wie jetzt Kitty, unter der Krone standen, mit Liebe, Hoffnung und

Furcht im Herzen, alles Vergangene abschworen, und eintraten in die geheimnisvolle Zukunft. — Manchmal freilich will Dolly Kleinmut befallen, wenn sie an die fünfzehn Jahre ihrer Ehe zurückdenkt. Aber dann kommt sie gar nicht mehr dazu, an sich selber zu denken. Ihre Kinder füllen sie ganz aus, und ohne dass sie es merkt, erlebt sie unnennbare stille Freuden an ihnen: wenn sie sie so fröhlich bei Tisch essen sieht, wenn sie sich munter und ausgelassen auf der Wiese tummeln, und wenn sie so ruhig in ihren kleinen Betten schlafen.

Dolly gehört zu den Menschen, die wir nicht bemitleiden können, weil wir wissen, sie werden niemals völlig unglücklich sein: es kann ihnen geschehen, was da will: sie werden immer die Kraft finden, andere zu lieben, solange sie atmen.

14

Zu diesen Menschen gehört auch des Dichters Liebling Kitty. Sie erscheint dabei noch umstrahlt von der ganzen holden Anmut erster Jugend. Wie in Dollys Schicksal gibt Tolstoi auch in Kittys Los typisches Menschengeschick: Dolly ist d i e Mutter, Kitty ist d a s junge Mädchen und später d i e junge Frau, wie sie sein soll, wie sie unter normalen Umständen ist und immer sein wird. Natürliche Güte und restlose Aufrichtigkeit gegen andere und gegen sich selber sind ihre Grundzüge. Jede Spur von Eitelkeit und krankhafter Selbstliebe fehlt. Kitty hat dem jungen schönen Gardeoffizier Wronsky ihre Liebe offen gezeigt, er hat sie Entgegnung hoffen lassen und ist dann einer anderen nachgereist. Das war eine grosse Enttäuschung für Kitty, weniger in ihrer Eigenliebe, als in ihrer ganzen Weltauffassung: dass solcher Vertrauensmissbrauch überhaupt möglich ist auf dieser Welt, die Kitty bis dahin immer nur gesehen hatte durch das Medium der sorgenden Liebe ihrer Eltern, daran wird Kitty krank. Langsam erholt sie sich.

Kaum hat sie ihr Gleichgewicht wiedergewonnen, so fällt ihr auch schon das Leiden ein, das sie einst Levin bereitete, als sie seinen Antrag ablehnte. Es scheint ihr zudem, dass sie sich damals in ihren Empfindungen täuschte, dass sie immer nur Levin geliebt habe. Es entgeht ihr dabei nicht, dass er gegen sie rachsüchtig gestimmt ist, dass er sie meidet. Sie aber hat keinen falschen Stolz vor ihm. Sie will nur das Unrecht gut machen, das sie ihm antat. Levin begreift das dann endlich und wird der glücklichste Bräutigam und Gatte.

Ein wie ganzer Mensch dabei die kleine Kitty ist, beweist sie schon, als sie, eben erst vermählt, darauf besteht, mit dem Gatten zu dessen sterbenden Bruder zu reisen. Da zeigt sie, dass sie begriff, was das Leben und was der Tod bedeutet. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, wusste sie, wie man mit Sterbenden umzugehen hat und fürchtete nicht ihren Anblick. Während Levin selber in Verlegenheit ist, wie er sich dem sterbenden Bruder gegenüber verhalten soll, vor allem, was er mit ihm sprechen soll (ohne Gefühllosigkeit zu verraten, aber auch ohne durch allzu offen gezeigtes Mitgefühl den immer noch auf Heilung Hoffenden zu erschrecken), denkt Kitty gar nicht daran, und hat auch keine Zeit, daran zu denken. Sie denkt nur an den Sterbenden, und alles geht gut. Ohne den Kranken zu erschrecken, überredet sie ihn zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, und er, der im Leben mit allem zerfallen war, stirbt erleichtert und versöhnt.

Ebenso auf alles gefasst findet Kitty ihre schwere Stunde: „Sie fühlte jetzt deutlich, wie in ihr ein Gefühl entkeimte der Liebe zum kommenden, für sie schon gegenwärtigen Kinde, und mit Entzücken gab sie sich diesem Gefühle hin. Das Kind war jetzt schon nicht mehr nur ein Teil von ihr, es lebte vielmehr bisweilen auch schon sein ganz eigenes, von ihr unabhängiges Leben. Oft tat ihr das weh, zugleich aber wollte sie lachen, erfasst von einer neuen seltsamen Freude. Alle, die sie liebte, wa-

ren um sie herum, und alle waren so gut zu ihr, so besorgt um sie, es zeigte sich ihr in allem so ausschliesslich das Freundliche, dass, wenn sie nicht gewusst und gefühlt hätte, dass alles bald endigen muss, sie sich kein besseres und angenehmeres Leben hätte wünschen mögen.“

Und als Kitty dann ihr Kindlein auf dem Arme hält, da weiss sie, dass dieses kleine hilflose Wesen gar vieles weiss und versteht, was niemand ausser ihm weiss, und was sie, seine Mutter, nur erst erfahren hat durch es. Für alle anderen, selbst für den Vater, ist ihr Söhnchen nur ein lebendiges Wesen, das lediglich körperlicher Pflege bedarf. Für sie aber, die Mutter, ist es längst schon ein moralisches Geschöpf, mit dem sie bereits eine ganze Geschichte seelischer Beziehungen durchlebt . . .

Wir geleiten dann Kitty nur noch einige Schritte weit in ihrer jungen Ehe. Und sie hat es da nicht leicht. Denn ihr Gatte ist ein genialer Mann — und mit einem solchen ist es nicht so einfach auszukommen. Er gehört der ganzen Welt, alles, was leidet, erhebt Anspruch auf ihn. Und er selber, der hinter allem Zeitlichen immer gleich das Ewige wittert, übersieht allzu oft das Naheliegende, die Forderung dieser Minute, das Bedürfnis, das vielleicht eben in diesem Augenblicke die Gattin empfindet nach einer ganz kleinen Aufmerksamkeit, an der aber eben gerade ihr ganzes Herz hängt.

Uns aber ist auch keinen Augenblick bange um Kitty. Sie wird ihrem genialen Gatten die Sorgen des Alltags abnehmen, und um ihn herum jenen Dunstkreis seelischer Wärme und Festlichkeit verbreiten, in dem allein das Genie solange die Mitwelt zu vergessen vermag, die immer auf es wartet, und der es sich stets verschuldet weiss, bis das unsterbliche Kunstwerk, die dichterische Nachbildung und Deutung dieser Welt, in ihm sich fertig zu bilden vermochte. Darum wird aber auch einst die Kulturwelt sich verschuldet erkennen der kleinen Kitty, und wenn ihr genialer Gatte dann der Kunst den Rücken dreht

und das Leben selber wird meistern wollen (um nicht zugrunde zu gehen an dem Leiden seines Volkes), da wird sie, die Gattin, nie aufhören, Ehrfurcht zu hegen vor dem, was dem Gatten Bedürfnis ist: Sie wird ihm getreulich zur Seite stehen immer und überall, auch ohne selber die Bedürfnisse dieser ewig unruhigen Seele zu teilen, die beladen war mit Angst und Reue und viel zu interessiert blieb am Gedeihen der ganzen Menschheit, als dass sie auf die Dauer die unbegrenzte Fülle des Lebens vor Augen hätte haben können, mit allen unaussprechbaren Möglichkeiten in ihr zur Verderbnis und zum Leiden für den Menschen.

Diesem Levin-Tolstoi, der als ein grosser Künstler weit über dem Normalen stand und darum als Mensch auch wiederum weit unter ihm, ihm war ja das seltene Glück geworden, einen ganz gesunden Menschen zur Gattin gefunden zu haben: In ihr hatte er die Menschheit, wie sie sein soll, ständig zur Seite, und er konnte somit nimmermehr den festen Boden unter seinen Füssen verlieren, wenn er geradenwegs aufstieg zum Himmel!

15

In der Gestalt des Levin ist, wie mir scheint zum ersten mal in der Weltliteratur, der Versuch gemacht worden, eine erdichtete Persönlichkeit nicht mehr bloss als Fragment zu geben (das heisst notwendigerweise beschränkt auf ein Auseinandersetzen mit den Weltenausschnitten, die der Dichter im Rahmen der von ihm gestalteten Begebenheiten bietet), vielmehr in ihrer natürlichen Aussprache mit dem gesamten Weltbild, wie der Dichter selber es erlebt als Mensch, und wie es ihm seine Zeit in ihrer Deutung vorlegt. Dabei werden selbstverständlich den Interessen des Dichters entsprechend — er ist ja hier das einzig mögliche Vorbild — einige Offenbarungen im Weltengeschehen ganz besonders bevorzugt werden, aber auch

diese Bevorzugung geschieht dann immer nur im Hinblick auf das Ganze. Ein so vollständiges Menschenbild passt freilich in eine Romandichtung nur insofern noch hinein, als das Ganze gleichsam durch eine und dieselbe Camera gesehen sein kann. Streng genommen verlangt ja die Kunst des Romanes — wie jede andere Kunst in einem Auswählen sich gründend — ihrem innersten Wesen nach ein Ausschalten derjenigen Erlebnisse der handelnden Personen, die nicht unmittelbar in Beziehung stehen zu der dem Romane zugrunde liegenden Begebenheit. Wir erhalten freilich auch da, wo das geschieht, bei dem berufenen Romandichter durchaus den Eindruck fertiger, ganzer Persönlichkeiten: eben durch die zu ihrer Schilderung ausgewählten, zu dem Romanganzen in Beziehung stehenden Züge sind wir so klar geworden über die Richtung, die diese Menschen auch der ganzen übrigen Umwelt gegenüber einnehmen werden, wie wir das unseren besten Bekannten gegenüber sind, und wir bleiben dabei aber auch ebenso unklar wie ihnen gegenüber darüber, wie diese Menschen sich im Einzelfalle benehmen werden.

Solche Ausführung einer erdichteten Gestalt, durch die uns die ganze Wahlfreiheit ihr gegenüber bleibt, wie wir sie dem wirklichen Leben gegenüber erleben, scheint uns die einzige dem Romandichter mögliche zu sein. Der Versuch, darüber hinaus dadurch grössere Vollständigkeit in der Ausgestaltung einer Romanfigur zu erzielen, dass man um sie als Mittelpunkt eine Reihe wechselnder, nur durch diese sie alle erlebende Persönlichkeit zusammengehaltener Ereignisse gruppiert, dieser Versuch, ich denke etwa an den Erziehungsroman, ist wohl nie künstlerisch gelöst worden und scheint mir überhaupt nicht künstlerisch zu lösen: das Schicksal entwickelt ja niemals den Menschen systematisch, es bietet vielmehr stets die einzelnen Erziehungsmomente in einer Reihenfolge, die wir zufällig nennen, weil wir ihr Werden nicht begreifen, und die

erst künstlerisch beherrscht und geordnet werden müssten, damit sie einem Kunstwerk zum Inhalt dienen könnten. Nun hat Tolstoi in „Anna Karenina“ wohl keinen Bildungsroman geschrieben, wenigstens nicht im üblichen Sinne: Denn unabhängig von Levin spielt sich ja ein vollständig abgeschlossener Roman (der Roman von Karenin, Anna und Wronsky) in unerbittlicher Folgerichtigkeit ab, und zwar so, dass Levin von ihm nur zum Teile erfährt. Die Gestalt des Levin ist eben (wir betonten das bereits im Eingang) nicht Handlungsmittelpunkt, vielmehr in Bezug auf das Ganze Kompositionsfaktor wie alle anderen Personen: einer der Gegenspielenden zu der in Abwärtsbewegung befindlichen Gruppe der Handelnden, und in gewissem Sinne nur der Vermittler zwischen beiden Bewegungen: insofern er in weitem Masse gezwungen wird, an dem Schicksal sämtlicher hier auftretender Persönlichkeiten teilzunehmen. Nun gibt aber Tolstoi, trotzdem Levin nicht der Kompositionsmittelpunkt des Ganzen ist, aus seinen Erlebnissen eine Ueberfülle von Einzelheiten (Levins Auseinandersetzung mit der Landwirtschaft, der Bauernbefreiung, sowie mit einer ganzen Reihe von Fragen der Religion und der Politik), die nicht unmittelbar durch die Handlung hervorgerufen werden, und deren Gestaltung zudem einen Raum beansprucht, der in gar keinem Verhältnis steht zu dem Mass ausserpersönlichen Lebens, das allen anderen Personen zugestanden wird.

Mit Levin durchbricht mithin Tolstoi augenscheinlich den Rahmen des Ganzen: er macht Levin zum Sprachrohr allgemeiner Gedanken und Lehren, deren Verkündigung er nun einmal nicht zu unterlassen vermag, wenn er längere Zeit an einem Dichtwerk beschäftigt ist, und die er noch in „Krieg und Frieden“, gleichsam vor die Rampe tretend, als seine, des Autors, Meinungen kundgibt. Das war nun zwar sehr gewagt, direkt unkünstlerisch sogar, es war aber ehrlich: denn auch in „Anna Karenina“ wird ja durch Levins in seiner Persönlichkeit, nicht

in den Vorgängen des Romanes begründeten theoretischen Kundgebungen der Rahmen des Ganzen mehrmals durchbrochen. In Levin haben wir eben zwei Personen vor uns, die sozusagen in Personalunion miteinander leben, das heisst zwei Personen nur in Hinsicht auf den Roman, sonst durchaus ein und dieselbe: Tolstoi, der sich selber deutet. Der eine Levin gehört in den Roman hinein als notwendiges und unentbehrliches Glied der Handlung, der andere Levin ist der Selbstbekenntnisse äussernde und Lehren verkündende Tolstoi. Die innere Einheit dieser beiden Levins bleibt dabei restlos gewahrt: es ist ja derselbe Tolstoi, einmal sich künstlerisch deutend während einer eben verflossenen Lebensperiode, das andere Mal einfach predigend. Zudem vermögen wir durchaus keine strenge Grenzlinie zu ziehen, wo der eine Levin aufhört, und der andere beginnt. Es spricht dabei für die Kraft der inneren Komposition dieser Dichtung, dass dieses, in Hinsicht auf das Romanganze unorganische Ueberwiegen der Person Levins kaum störend, niemals lästig hervortritt: so sehr ist der Geist des Schöpfers des ganzen Romanes und der Geist Levins ein und derselbe. Wir werden aber darum doch, wenn wir dem Levin als Romanfigur gerecht werden wollen, ihn gesondert zu betrachten haben von dem Levin, den Tolstoi zum Verkünder seiner Glaubensbekenntnisse macht. Dabei halten wir uns indes keineswegs berechtigt, in allem, was Levin äussert, und wie er sich gibt, Selbstbiographisches des Autors anzunehmen. Anders verhält es sich freilich mit den wissenschaftlichen, politischen und religiösen Bekenntnissen des Levin: Hier offenbart zweifellos Tolstoi seine damalige geistige Lage: allzu deutlich offenbaren sich ja Uebereinstimmungen mit dem, was wir von dem Menschen und Publizisten Tolstoi wissen. Wir werden das nunmehr im einzelnen nachzuweisen suchen.

16

Levin tritt uns zu Beginn des Romanes bereits als reifer Mann entgegen in der Fülle seiner Kraft. Obwohl er ganz auf dem Lande lebt und sich durchaus den Interessen seines Gutes widmet, ist es seinem lebhaften und durchdringenden Geiste unmöglich, die Mit- und Umwelt lediglich unter dem Gesichtspunkte seiner persönlichen Bedürfnisse und Interessen anzuschauen. Levin erblickt vielmehr instinktiv alles, was ihm begegnet, was nur irgendwie in Beziehung steht zu seiner Person, im ganz grossen Zusammenhang: er ist einfach unfähig, eine Trennung vorzunehmen zwischen seinem persönlichen Leben und dem Leben der ganzen Menschheit. Er ist sich selber nur noch nicht klar geworden darüber, wie weit der Zusammenhang ist, indem er sich eingeschlossen erlebt in allem, was er tut und denkt. Gleich im Anfange des Romanes erfahren wir, dass Levin die Wissenschaft, auf die sich sein Beruf gründet, die Landwirtschaftslehre, auf ganz neue Fundamente stellen will: Er will hier ausgehen von dem russischen Bauern, wie er nun einmal ist, als der eigentlichen Grundlage der russischen Landwirtschaft. Wir wissen dabei im voraus, dass Levin bei diesem Gedanken nicht stehen bleiben, dass er ihn vielmehr so weit verfolgen wird, bis sein ewig waches Gewissen, sein instinktives Verantwortlichkeitsbewusstsein vor der ganzen Menschheit, sich wird beruhigen können. Der ganze Roman, so weit er sich in Levin wiederspiegelt, bedeutet denn auch eigentlich bloss die folgerichtige Ausführung dieser Idee in Levins Leben und in seinem Gedanken.

Dieser reich begabte Mensch führt mithin ein Doppeldasein. Es verschmilzt aber bei ihm in wunderbarer Weise zu einem untrennbaren Ganzen: Mit dem Leben, das Levin erlebt und mit ausserordentlicher Bewusstheit erlebt und in den weitesten Beziehungen zur eigenen Person, geht Hand in Hand bei ihm

eine gedankliche Nachbildung des Lebens, eine ganze Reihe, in tief innerem Zusammenhange zueinander stehender und einen ununterbrochenen sittlichen Aufstieg darstellender Vorstellungen darüber, wie sein Leben sein sollte. Levin ist dabei viel zu gewissenhaft, um sich bei einer anderen Lebensführung beruhigen zu können als einer solchen, die von allen Menschen befolgt werden könnte. Levin ist praktischer Ideologe, und nur ein seltener Sinn für die Wirklichkeit des Lebens — eine ausgesprochen künstlerische Begabung in ihm — kann ihn davor bewahren, seine rein materiellen Interessen zu vernachlässigen und wirtschaftlichem Ruin zu verfallen. Dabei ist Levin aber auch alles eher als ein geborener Wissenschaftler oder auch nur ein geborener Denker: er hängt an den Ideen, die er gerade für die wichtigsten hält, mit solcher Leidenschaft, mit einem solchen Trotz und einer so masslosen Wut auf alle die, die hier seine Gegner sein könnten, dass man annehmen muss, Levin erlebt die jedesmal von ihm vertretene Theorie einfach als unentbehrlich zu seiner geistig-sittlichen Selbstbehauptung. Levin ist mithin kein Wissenschaftler, vielmehr nur ein Mensch, der immer und überall unter dem Zwange seines Gewissens steht, das heisst der bei allem, was er tut, die Gewissheit erleben muss, dass alle Menschen so tun sollten. Nur dadurch wird er veranlasst, aus dem blühenden Leben das Skelett des Gedankens abzuschneiden. Dieser rein seelische Ursprung von Levins Gedanken gibt sich schon daraus zu erkennen, dass Levin, ein ausgesprochener Todfeind der Theorien aller anderen, die eigenen augenscheinlich gar nicht mehr für Theorien hält. Levin-Tolstoi steht vielmehr derart im Banne des wirklichen, vollen, blühenden Lebens, dass er sogar — vielleicht in einer persönlichen Unfähigkeit einen Vorzug ansprechend — in der Hingabe an öffentliche Tätigkeit einen Mangel an Kraft zum Leben selber erblickt, einen Mangel an dem, was man Herz nennt, „das heisst an dem Streben, das den Menschen veran-

lasst, aus allen den zahllosen Wegen im Leben gerade den einen zu wählen und immer nur ihn zu wünschen". Ja, Levin-Tolstoi nimmt an, dass die in öffentlichem Wirken für das Heil aller Eintretenden nicht durch ihr Herz dazu getrieben werden, vielmehr durch ihren Verstand, der ihnen einredet, es sei schön, sich mit öffentlichen Dingen zu beschäftigen (wobei übrigens Levin-Tolstoi seinen allerunsympathischsten Charakterzug offenbart: die Anmassung, aus den Handlungen der Menschen auf ihre Motive zu schliessen und schlechte dabei anzunehmen. Wenn wir übrigens auf diesen ursprünglichsten Charakterfehler Levin-Tolstois hinblicken, wächst unsere Achtung vor der kleinen Kitty ins Ungemessene). Es ist nun ohne weiteres klar, dass ein Mensch, der mit solcher Leidenschaft auf dem besteht, was er für richtig hält, ein Mensch, dem es ganz unmöglich ist, zu glauben, dass das, was er für richtig hält, nicht auch für alle Menschen das allein Richtige sein sollte, dass ein solcher Mensch durch eine ganze Fülle von Verwundungen gegangen sein muss. Jeder Trotz ist letzten Endes doch nur eine Art von Selbstschutz. Diese grosse persönliche Verwundbarkeit ist immer noch an Levin wahrzunehmen. Er empfindet sie aber jetzt, in seinem reifen Alter, nicht mehr als eine Schwäche, vielmehr, in der Fülle seiner Kraft stehend und von einem überreichen Geiste beseelt, glaubt er nunmehr in seiner Verwundbarkeit eine ganz besondere Stärke zu erkennen. (Nur einmal, als ihm das erste Kind geboren ward, entschlüpft ihm die melancholische Bemerkung: Jetzt habe er eine neue Stelle der Verwundbarkeit gewonnen!) Die Tage der schmerzlichsten Verwundbarkeit liegen offenbar weit hinter dem Levin, wie er uns im Roman entgegentritt, seine Verwundbarkeit muss ihn aber einst zu grossen Leiden geführt haben (und der Knabe Levin hätte sie wohl schwerlich überstanden ohne den seltenen Reichtum seines Geistes, der ihm aus allen Schwierigkeiten immer wieder einen Ausweg wies): Denn die Quellen von Levins Empfind-

lichkeit sind augenscheinlich die allervornehmsten: ein früh erwachtes, selten scharfsichtiges, unbeeinflussbares, moralisches Urteil, und, vielleicht dadurch bedingt, eine übergrosse Schüchternheit, die ihrerseits wiederum durch beständiges Verletztwerden zur krankhaften Eigenliebe führen musste (zu dem, was wir Stolz nennen, und was im Grunde gar nichts anderes ist als das Erleben eines inneren Widerstandes dagegen, die Erscheinungen des Lebens, die uns selber betreffen, als an sich seiende zu nehmen, ohne sie verantwortlich zu machen auch für die Empfindungen, die durch sie in uns ausgelöst wurden). Gegenüber den nie aufhörenden Leiden, die den empfindlichen Menschen sich immer nur als einen Betroffenen erleben lassen, als etwas, über das verfügt wird — als ein Objekt —, erwacht in dem empfindlichen Menschen, wenn er selbstbewusst ist, das Bedürfnis, sich als etwas Sichselberbestimmendes, in sich Abgeschlossenes zu erleben, das seinerseits jederzeit andere betreffen kann — als ein Subjekt. Ward aber diese Seelenrichtung erst einmal eingenommen, so fällt es natürlich dem Menschen, der sich zu ihr durchgerungen hat, äusserst schwer, sie immer nur dann zu behaupten, wenn Abwehr nötig ist. Man bleibt dann schon besser auf alle Fälle bei ihr — und so kommen sehr empfindliche, aber selbstbewusste Leute — und Levin gehört durchaus zu ihnen — schliesslich dazu, sich nur dann ihres Ichs bewusst zu werden, wenn sie es verschieden wissen von allen anderen Ichs, so beurteilen sie schliesslich den Wahrheitsgehalt ihrer Anschauungen darnach, ob sie neu sind, und werden gelegentlich unbewusst zu Paradoxenjägern, zu Originalitätssüchtigen. Auch dem ist Levin-Tolstoi nicht entgangen.

Jeder Stolz ist aber im Grunde doch nur eine Art moralischen Stumpfsinns: er führt dabei eher zur Hartherzigkeit, ja zur Bosheit, als dass er ihr entspringt. Levin ist zu Beginn des Romanes noch immer sehr stolz — das ist alles, was von seiner

früheren Verwundbarkeit zurückgeblieben ist, und wir schliessen aus der Heftigkeit dieses Stolzes, dass Levin furchtbare Verwundungen erlebt haben muss. Sein ungeheurer Stolz ist aber wiederum das vornehmlichste Hindernis seines mächtigen Verstandes, und ein ganz gewaltiges Hindernis.

In Levin-Tolstois objektivem theoretischen Sichausleben äussert sich dies Hemmnis seines Verstandes noch in erträglicher Weise: da verleiht es seinen Gedanken sogar bisweilen eine gewisse Unmittelbarkeit — bei dem weiten Spielraum, den die immer nur wahrscheinlichen Erkenntnisse auf geistigem Gebiete gewähren, ist es eben für einen beweglichen Geist vorerst immer noch möglich, originell zu sein, ohne sich allzu offensichtlich gegen bessere Erkenntnis zu sträuben. Anders im Privatleben: Hier erweist sich der Stolz immer und überall als ein Hemmnis der natürlichen Güte. Auch bei Levin-Tolstoi — ja, wir zweifeln bisweilen daran, ob er überhaupt gut ist. So, wenn er an das junge Mädchen, das seinen Heiratsantrag ablehnte, lange Zeit hindurch gar nicht denken kann ohne das Gefühl der „Wut über die erlittene Beleidigung". Und dabei hätte sich doch dieser kluge Mann sagen müssen, dass man von einem jungen Mädchen, um dessen Hand man anhält, nichts Geringeres verlangt, als ihr ganzes Schicksal zu bestimmen, und dass Kitty zudem niemals mit ihm kokettiert hatte, dass mithin gar keine Veranlassung zum Zorn gegen sie für ihn vorlag (ganz abgesehen davon, dass es überhaupt keine Veranlassung geben kann für ein aufgeklärtes Herz, an irgendeinen Menschen mit Wut und Rachsucht zu denken!). Aber Levin ist auf Kitty auch bloss deshalb erzürnt, weil er durch sie gelitten hat — wir erkennen hier, dass sein Intellekt und sein moralisches Empfinden völlig versagen können, wenn seine Verwundbarkeit bis zu einer gewissen Tiefe getroffen ward. Er freut sich ja, als er erfährt, dass Kitty krank ward, dass sie litt, die ihn hatte leiden machen. Das eben sind die sittlichen Gefahren in einem

unbeherrschten Gefühlsleben: Ein Mensch mit so feinem Gewissen wie Levin wird einfach schlecht, wenn sein Stolz gelitten hat. Freilich empfindet derselbe Levin es auch wiederum peinlich, — es geht gleichsam gegen sein Gewissen — selber glücklich zu sein, wenn er andere unglücklich weiss. Das ist an sich echt russisch und für Levin-Tolstoi sehr bezeichnend. Man begreift das übrigens in Russland durch die furchtbare soziale Umgebung und empfindet bald ebenso: Man schämt sich dort gradezu, wenn man Frau und Kind mehr liebt als eine Aufgabe, die man sich selber für das Heil aller auferlegte — wenn man auch im Grunde gar nicht an sie glaubt und sich durch sie nur ein ruhiges soziales Gewissen erkaufen will.

17

Der erste Teil des Romanes, der für Levin einen einzigen sittlichen Aufstieg bedeutet, schildert denn auch seine Heilung von seinem falschen Stolz durch die Liebe — durch die Heirat mit eben dem Mädchen, das ihn einst abwies. Sicherlich: Diese Heirat ist für Levin notwendig, damit er auch jene tieferen Beziehungen der Menschen zueinander kennen lerne, die sich bloss dem Gatten und Vater erschliessen. Wir kennen indes Levin gut genug, um zu wissen, dass er die Verwundung seiner Eigenliebe durch Kittys Abweisung auch so überwunden hätte: seine Seele war nun einmal so teilnahmsfähig, und sein Geist so reich, dass er bloss wieder wirkend einzugreifen brauchte in das Leben um sich herum, um von ihm umfangen immer vollständigerem Vergessen seines von Menschen verwundbaren Selbstes entgegen zu schreiten.

Nachdem Levins Heiratspläne gescheitert waren, kehrte er aufs Land zurück. Es war ihm stets komisch vorgekommen, wenn man ihn in der Stadt fragte — (und das ist immer noch die Prüfungsfrage in der russischen Gesellschaft daraufhin,

ob man einen Menschen vor sich hat, den man als Menschen gelten lassen darf): ob er das Volk liebe. „Das war für ihn dieselbe Frage wie ob er die Menschen liebe. Denn er lebte von jeher mit dem Volke, alle seine Interessen waren verflochten mit denen seines Volkes, er empfand sich durchaus als ein Teil von ihm und sah in sich selber durchaus keine Eigenschaften, die nicht auch dem Volke zukommen. Auch die Frage, ob er das Volk kenne, war für ihn gleichbedeutend mit der Frage, ob er die Menschen kenne: er beobachtete ständig alle möglichen Arten Volksgenossen, und darunter auch die Bauern, die er für gute und interessante Leute hielt, er nahm an ihnen ständig neue Züge wahr, änderte über sie seine frühere Meinung und bildete sich eine neue." In diesem natürlichen Verhältnis stand er zum Volke oder glaubte er zu ihm zu stehen: denn jetzt, als er zu ihm zurückkehrte, hellsichtig geworden durch sein Leiden, und nachdem er jede Hoffnung aufgegeben hatte auf persönliches Glück, und sich ganz seinen Bauern zu widmen entschlossen war, jetzt geht ihm auf einmal ein völlig neues Verständnis für sein Volk auf: zunächst versucht er an den Arbeiten seiner Bauern teilzunehmen, und da begreift Levin-Tolstoi erst den tiefen Sinn der nutzbringenden körperlichen Arbeit. Würde er ihn mit Worten umschreiben, so würde er vielleicht sagen: Wir leben, während wir sie verrichten, im vollen Bewusstsein unserer Kräfte, und dabei sind doch alle unsere Begehrungen, unser ganzes selbstsüchtiges Ich ausgeschaltet in uns, wenn unsere Arbeit völlige Anspannung unserer physischen Kräfte und restlose Aufmerksamkeit von uns verlangt. Was dann da währenddem im Unterbewusstsein lebt, ist reines Lebensgefühl, jenseits des Zwanges des Bedürfnisses und damit auch der erzwungenen Antwort der Seele auf es, die Selbstsucht lautet. Wohl nirgends in der Weltliteratur ward der Segen der schweren körperlichen Arbeit herrlicher und überzeugender geschildert wie in jener Szene, wo Levin mit

seinen Bauern Gras mäht. Da ist alles einfach klassisch. Es heisst da schliesslich: „Je länger Levin so mähte, um so häufiger erlebte er Augenblicke des Vergessens, während deren schon nicht mehr sein Arm die Sense schwang, vielmehr die Sense selber den Körper nach sich zog, der ganz seiner selber bewusst und voll war von Leben. Und wie durch Zauber, ohne dass man an sie dachte, vollzog sich ganz von selber die Arbeit, so wie es sich gehört und in voller Sorgfalt. Das waren die allerseligsten Augenblicke!"

Ganz dasselbe gilt von der Schilderung der Heuernte. Wo findet sich wohl ein gleicher Hymnus auf das Landleben? Welche ursprüngliche, wundervolle Freude wird da erlebt auf der russischen Erde, über die so unendlich viel Leid geschritten ist! Diese Heuernte wird Levin zum Erlebnis. Jetzt erst meint er seine Bauern zu verstehen. Dieselben Bauern, die eben erst mit ihm wegen des Heues gestritten hatten, die, die er beleidigt hatte, und die, die ihn hatten betrügen wollen, dieselben Bauern grüssten ihn jetzt fröhlich, und zeigten ihm gegenüber weder irgendwelchen Groll, noch irgendwelche Reue oder Erinnerung daran, dass sie ihn hatten betrügen wollen: „Alles ertrank da im Meere der frohen gemeinsamen Arbeit! Gott gab einen schönen Tag, und Gott gab Kraft. Und der Tag und die Kräfte sind der Arbeit gewidmet. Und in der Arbeit selber, da ist die Belohnung. Für wen ist aber die Arbeit? Was wird die Frucht der Arbeit sein? — Das . . . sind alles nebensächliche und nichtige Vorstellungen!"

Levin begreift jetzt das Einssein mit dem All, das Losgelöstsein vom Bedürfnis und der Erniedrigung, das freie seinem Gotte Gegenüberstehen in der Arbeit des Bauern! Oft schon hatte Levin seine Bauern beneidet um das Leben, das sie lebten. Jetzt aber kam ihm zum ersten Male der Gedanke, dass es doch nur von ihm selber abhinge, „sein so schwer auf ihm lastendes, müssiges, künstliches und rein persönliches Leben,

das er jetzt lebte, einzutauschen gegen dies arbeitsame, reine und ganz in Gemeinschaft zugebrachte herrliche Leben des Bauern".

„Das Volk um Levin herum bereitete sich zum Uebernachten vor. Gleichwohl ist fast die ganze kurze Sommernacht hindurch vom Schlafen auch nicht die Rede: Erst allgemeine fröhliche Gespräche und Gelächter, dann Lieder und dann wieder Lachen! Der ganze schwere Arbeitstag hatte keine andere Spur hinterlassen als Fröhlichkeit! Nur kurz vor Morgengrauen verstummt alles. Levin lag währenddessen abseits im Heu, ungesehen vom Volke, und dachte darüber nach, was er jetzt tun solle. Zunächst komme es für ihn darauf an, sich loszusagen von seinem früheren Leben, von seiner „völlig nutzlosen Bildung". Der Gedanke daran bereitete ihm nur Freude. Und seine Ausführung erschien ihm leicht und einfach. Schwieriger war es schon, sich darüber klar zu werden, wie eigentlich sein neues Leben beschaffen sein sollte. Die Einfachheit, Reinheit und Berechtigung dieses Lebens fühlte er deutlich, und er war im voraus davon überzeugt, dass er in ihm jene Befriedigung, Beruhigung und Würde finden werde, deren Fehlen er jetzt so schmerzlich empfand. Die einzige Frage, die ihm da zu lösen übrig blieb, war die Frage nach dem Uebergang von seinem jetzigen Leben zu diesem neuen Dasein. Und da konnte er zu keinem endgültigen Ergebnis gelangen. Er dachte daran, sein Gut zu verkaufen, als einfacher Bauer sich in eine Dorfgemeinde einzukaufen, eine einfache Bäuerin zu heiraten."

18

Levin konnte aber zu keinem endgültigen Entschlusse gelangen, er hob das für später auf — und begegnet auf dem Heimweg der geliebten Kitty. Da erwacht die alte Liebe in ihm, und alle seine Pläne werden noch einmal aufgegeben.

Levin überwindet seinen Stolz, hält ein zweites Mal um Kitty an und erlangt — ein Ueberglücklicher — ihre Zusage. In der Heftigkeit seiner Gefühle benimmt er sich nahezu närrisch und lässt sich und seiner Braut keine Ruhe mit seinen Zweifeln daran, ob er auch würdig sei solchen Glückes. Er verlebt dann eine kurze, selige Bräutigamszeit, ist aber soweit der alte Moralist und Gewissensfanatiker geblieben, dass er der blutjungen Braut sein Tagebuch vorlegen zu müssen glaubt, in dem, pedantisch geordnet, alle seine vermeintlichen und tatsächlichen Jugendsünden verzeichnet sind. Das war jedenfalls ein furchtbarer Schlag für das junge, in Reinheit und Unschuld herangewachsene Mädchen. Levin-Tolstoi erweist damit wiederum jene von uns so oft schon bedauernd an ihm wahrgenommene Unfähigkeit, Rücksicht zu üben auf andere, auch auf die Geliebtesten, da, wo es sich um ein Bedürfnis der eigenen Seele handelt, das er selber für gerechtfertigt hält.

Die Ehe mit seiner geliebten Kitty hat Levin vorderhand wieder mit seinem früheren Leben ausgesöhnt: es hat Sinn und Inhalt gewonnen dadurch, dass es zu einer einzigen Rücksichtnahme auf die junge Gattin wird. Dabei lernt denn Levin wiederum begreifen, dass auch unter Nichtbauern sittliche Schönheit und Güte leben kann. Er beginnt zu ahnen, dass wir alle, ein jeder von uns, hineingestellt wurden, ohne dass man uns fragte, in ganz bestimmte Kreise, die unsere Anschauungen und unsere Gesinnungen mitbestimmen, deren Einfluss wir nie völlig abzustreifen imstande sind, und von denen befangen uns nichts anderes bleibt, als unter allen Umständen aufrichtig zu sein und ruhelos der Selbstlosigkeit nachzujagen. Noch während Levin, der bisher ausgangslos eingesperrt war in der eigenen Persönlichkeit, das grosse Erlebnis wird: eine andere Seele, die der Geliebten, als anders zu begreifen wie die seinige und sie dennoch verehren zu müssen, während so sein Stolz hinschmilzt und sein Hochmut schwindet, wird ihm end-

lich auch das erlösende Schicksal, das seine Seele lange schon in stillen Hoffnungen ersehnt hatte, und dessen sie bedurfte, um die letzten Widerstände aufzugeben gegen die fraglose Menschenliebe: Levin erlebt als Vater eine Liebe, die nicht mehr Vollkommenheit verlangt von dem, dem sie gilt, und die alles geben darf, ohne selber annehmen zu müssen und ohne Zurückweisung fürchten zu brauchen. Durch sein Kind lernt dann Levin auch die Gattin begreifen in vorher ihm unzugänglicher Tiefe und erkennt sie dabei auf einer Höhe stehend, zu der er sich selber unfähig weiss: „Die ganze Frauenwelt, die für ihn bereits eine neue, ihm ungeahnte Bedeutung erhalten hatte, nachdem er geheiratet hatte, erhob sich nunmehr in seinen Begriffen so hoch, dass er sie nicht mehr zu umfassen vermochte mit seinen Begriffen!" Als die schwere Stunde der Gattin naht, und bis sie überstanden ist, vergisst Levin sich selber mit allen seinen Grübeleien und moralischen Pedanterien. Da lebt er mit der Gattin mit in einer Heftigkeit und Eindringlichkeit, wie das nur ein ganz normaler, dabei seelisch überreich begnadeter Mensch vermag: Levin ist d e r Mann bei der Niederkunft seiner Frau. Geradezu köstlich — und wie es uns scheint sogar mit einem leichten Anflug gewollten Humors — ist Levins Besuch beim Doktor beschrieben, den er gleich am Morgen schon zu seiner Frau mitnehmen will, und der, längst an das alles gewöhnt, erst gemächlich sein Frühstück zu sich nimmt. Als dann aber die Wehen beginnen, murmelt der bisher ungläubige Levin ununterbrochen vor sich hin: „Gott, sei gnädig! Gott, verzeihe mir! Herrgott hilf!" Und er erkennt mit Staunen, dass alle seine bisherigen Zweifel auf einmal in Staub zerflattert sind. Wohl nimmt er sich vor, seine Unruhe und Angst zu beherrschen, um die Gattin beruhigen zu können und ihr in schwerer Stunde eine Stütze zu sein, wenn er sie aber leiden sieht, flüstert er immer wieder: „Herrgott, hab' Erbarmen!", wirft den Kopf in die Höhe und fürchtet jeden

Augenblick in Weinen auszubrechen und davon zu laufen. So vergehen die Stunden, eine nach der anderen, und es ist immer dasselbe Nur-ausharrenmüssen — und dabei glaubt Levin bereits an der Grenze seiner Kraft zu sein, und es scheint ihm jeden Augenblick: jetzt müsse sein Herz vor Mitleid zerspringen. Er verliert jedes Verständnis für Raum und Zeit und für seine Umgebung. Es war ihm dabei unheimlich und freudig zugleich zumute, „gleichsam als ob sich ein Spalt geöffnet habe vor ihm, durch den irgend etwas Höchstes von ferne hineinleuchte“. Man führt ihn schliesslich in ein anderes Zimmer, wo er in völlige Teilnahmslosigkeit versinkt. Nur wenn ein Schrei der Gebärenden an sein Ohr dringt, springt er auf und läuft ins Schlafzimmer, um sich zu rechtfertigen, die Teure daran zu erinnern, dass er unschuldig sei, sie zu beschützen, ihr zu helfen — wenn er ihr dann aber ins Antlitz schaut, begreift er, dass er nicht zu helfen vermag und murmelt nur: „Herrgott, verzeih' und hilf!“ Je mehr die Gattin leidet, desto ohnmächtiger fühlt er sich. Wenn er ihr hilflos lächelndes Antlitz sieht, und sie zu ihm spricht: „Ich quäle dich!“, dann klagt er Gott an — und kaum denkt er an Gott, so bittet er ihn auch schon, ihm zu verzeihen und gnädig zu sein. An das Kind denkt er schon gar nicht mehr, er hasst es geradezu. Er wünscht auch gar nicht mehr, dass die Gattin am Leben bleibe, er wünscht nur, dass diese furchtbaren Qualen ein Ende nehmen sollen. Als dann endlich die schrecklichen Schreie verstummen, und er die Gattin still und glücklich ihm zulächelnd erblickt, da fühlt sich Levin plötzlich aus der geheimnisvollen und furchtbaren, nicht irdischen Welt, in der er die letzten zweiundzwanzig Stunden gelebt hatte, hinübergetragen in die frühere gewöhnliche Welt — die aber jetzt in einem so neuen Lichte von Glück erstrahlt, dass er es nicht zu ertragen vermag: völlig unerwartet für ihn selber steigen Schluchzen und Freudentränen in ihm auf mit einer solchen Gewalt, und erschüttern derart seinen mäch-

tigen Körper, dass er lange nicht imstande ist ein Wort zu sagen. Er fällt auf die Knie vor dem Bette der Gattin, hält ihre Hand vor seine Lippen und küsst sie, und diese Hand antwortet mit einer schwachen Bewegung der Finger auf seinen Kuss. Als dann das Kind zu schreien beginnt, vermag Levin erst gar nicht zu begreifen, was das eigentlich bedeutet, so sehr war er ganz in dem Glück befangen, dass die Gattin leben wird — und er fragte nach gar nichts anderem mehr.

— — — — — — — — — — —

Diese Heftigkeit der Empfindungen bei Levin-Tolstoi, dieses Alles-um-sich-herum-vergessen-können unter einem einzigen übermächtigen Eindruck, das macht den ganz grossen Künstler aus ihm, verwehrt ihm aber für immer den Zugang zum Denkersaal. — — —

19

Bis hierher gibt Tolstoi im Levin sich lediglich Rechenschaft über sein inneres Erleben als Bräutigam, als Gatte und Vater. Er durchlebt noch einmal, er verdeutlicht, er verklärt sich eine Lebenszeit, die, als er den Roman begann, elf Jahre, als er ihn beendete, vierzehn Jahre hinter ihm lag. Gegen den Schluss der Dichtung indes drängt es Tolstoi dazu, auch das zu gestalten, das ihn gerade augenblicklich tiefinnerlichst bewegte — und wir wissen, dass Tolstoi damals das durchmachte, was er zwei Jahre nach Vollendung der „Anna Karenina“ in der „Beichte“ zum Ausdruck brachte: den Beginn seiner religiösen Krisis. Tolstoi fügte ihre Darstellung unmittelbar — und eigentlich etwas überraschend — als Erlebnis des eben Vater gewordenen Levin seinem Romane bei und lässt den dann ausklingen in religiösen Betrachtungen, die sich zum Teil wörtlich in der „Beichte“ wiederfinden. Durch alles, was vorausging, erscheint dieser religiöse Ausklang des Ganzen nicht gerade notwendig. Das natürliche Ende des Romanes wäre bereits Levins Vater-

schaft gewesen: sie ist in einer so blühenden Fülle und in solchem seelischen Tiefgang geschildert, dass wir daraufhin wohl ruhig Levin und Kitty verlassen können: in dem Bewusstsein, dass ihr ganzes, ihnen noch bevorstehendes Leben ein einziger gemeinsamer Aufstieg sein wird zum Lichte, zu gegenseitigem Verständnis und zur völligen, restlosen Menschenliebe. Tolstoi wollte aber offenbar seinen Helden bis zu einer endgültigen seelischen Ruhelage hingeleiten, weil er das selber stets erstrebte, und so lässt er ihn nicht nur die ersten Stadien der eigenen Umkehr erleben, er führt vielmehr Levins religiöse Krise hier zu einem Abschluss, zu einer Beruhigung im Glauben, die es für ihn selber nicht gab, und die auch hier nicht gerade sehr überzeugend wirkt.

Diese ganze Bekehrung des Levin erscheint im Roman wie ein Anhängsel, gleichsam wie die Schlussmoral eines erbaulichen Schauspiels. Indes kommt sie keineswegs unbegründet: erinnern wir uns nur daran, wie Levin in jener Sommernacht, die er im Heu zubrachte, beschlossen hatte, sein Leben zu ändern, es dem der Bauern anzunähern. Seine Heirat hatte ihn dann auf andere Gedanken gebracht. Wir kennen aber bereits den Gewissenszwang, unter dem Levin-Tolstoi sein Lebenlang steht, gut genug, um von vornherein gewiss zu sein, dass er zu jedem unausgeführten Lebensplan immer wieder von neuem zurückkehren wird, wenn er ihn einst aus sittlichen Gründen fasste. Insofern ist also Levins Bekehrung, wenn auch nicht geradezu notwendig zum Ganzen, so doch wohl vorbereitet durch alles Vorhergehende. Der Dichter tritt nur hier freier aus der poetischen Nachgestaltung seines Ichs hervor. Er verkündigt durchaus persönliche Erlebnisse, das wissen wir aus der „Beichte", die hier in ganzen Teilen vorweg genommen wird.

In seinem Levin gibt somit Tolstoi die Summe seiner Person, in ihren äusseren und inneren Erlebnissen an dem kritischen Wendepunkt seines Lebens. Wenn wir von diesem Gesichts-

punkt aus den grossen Roman überschauen, so begreifen wir auch jetzt die zahllosen rein theoretischen Erörterungen über alle möglichen politischen, sozialen, wissenschaftlichen und religiösen Fragen, die der Autor seinem Lieblingshelden in den Mund legt, und die oft in keinerlei sichtbaren Beziehungen mehr stehen zu den Begebnissen.

Suchen wir uns nunmehr aus allen diesen Bekenntnissen Levins ein Bild zu machen von dem Geistes- und Seelenzustand Tolstois unmittelbar vor seiner Krisis.

20

Levin-Tolstoi trat an die Erscheinungen des öffentlichen Lebens von vornherein kritisch heran, denn er verlangte von ihm das, was es nicht geben konnte. Als Aesthet hasste er alles Unvollkommene, Widerspruchsvolle, Unklare, als Moralist hegte er eine unüberwindliche Abscheu vor dem, was unaufrichtig und unnatürlich ist. Nun bleibt aber, bei der unfassbaren Vielseitigkeit des Lebens und bei der unendlichen Verschiedenheit der Menschen, das geregelte öffentliche Leben, insofern es aus dem Chaos entgegengesetzter Interessen einen Ausgleich schaffen will, im Sinne der Gerechtigkeit und des höchsten Wohles aller, ganz naturgemäss und mit Notwendigkeit angewiesen auf Stückwerk, Unvollkommenheit und inneren Widerspruch. Auch wer nach bestem Wissen und in restloser Hingabe für das Wohl aller arbeitet, kann gar nicht verhindern, dass sich Widersprüche ergeben zwischen seinen letzten, reinsten Idealen und den Notwendigkeiten nicht sowohl seines Privatlebens wie seines öffentlichen Wirkens. Tolstoi wollte das nicht anerkennen. Daher richtet sich bereits in Levin sein ganzer Hass gegen das fortschrittliche Russland, gegen den russischen Liberalismus. Levin-Tolstoi wirft ihm Unaufrichtigkeit, Heuchelei, Phrasentum vor, ohne im geringsten die unendlichen

Schwierigkeiten zu würdigen, die gerade in Russland der Liberalismus finden musste: Wo fällt wohl das Bestreben, ohne Umsturz, das heisst ohne Kulturrisiko, das Wirkliche auszubauen im Sinne des Idealen, wo fällt wohl solches Bestreben auf ungünstigeren Boden, als in einem Lande, wo traditioneller Missbrauch aller öffentlichen Gewalten den am Wohle seines Vaterlandes interessierten Bürger zum Radikalismus geradezu vorher bestimmt, und dessen vorwiegend gefühlsbegabte Bevölkerung am allerwenigsten sich geneigt erweist, lange Hoffnungen zu nähren. Daran denkt aber Tolstoi nicht. Was ihm unaufrichtig vorkommt, muss gebrandmarkt werden, und seine Empörung ist da um so gewaltiger, als er sich niemals die Frage vorlegt, ob diese Leute wirklich so empfinden, wie er empfinden würde, wenn er so handelte wie sie. Danach hat aber Tolstoi nie gefragt. Schon hier im Levin tritt er auf als einer der skrupellosesten Verdächtiger seiner Mitmenschen — im besten Glauben, dazu berechtigt zu sein. Es mag ihn aber auch noch ein anderes Bedürfnis zur Ablehnung der öffentlichen Tätigkeit veranlasst haben, und das war sein scharfer Wirklichkeitssinn: seine intuitive Feindschaft gegen alles abstrakte Denken da, wo es sich um das Leben der Menschen handelt. Hier wird wohl wiederum der Künstler mitsprechen in ihm, der alles plastisch sehen musste, bevor er es gestalten konnte, und der dabei das Bedürfnis erlebte, alles zu gestalten, was ihm vor Augen trat. Aber auch der Landwirt mag hier im Spiele sein, der seine Erde mit Händen anpackt und das Ergebnis seiner Arbeit immer greifbar vor Augen sieht!

21

Jedenfalls ist Tolstois Hass gegen alles abstrakte Denken da, wo das Menschenleben gemeint ist, Tatsache. Und er ist so gross, dieser Hass, dass schon allein hieraus Tolstois Abnei-

gung gegen die Wissenschaft erklärt werden könnte, vor allem insofern es sich um westeuropäische Wissenschaft handelt — und Tolstoi nennt sie bereits hier einmal „dumm“, das andere Mal behauptet er, sie breche immer gerade da ab, wo sie anfangen sollte: an dem, was für uns Menschen am wichtigsten sei. An einer Stelle behauptet Levin-Tolstoi geradezu, man müsse die Volkswirtschaft — um diese Wissenschaft handelt es sich hier vor allem — „vollständig vernichten und von neuem aufbauen“. Man müsse zu diesem Zweck nach Europa reisen, alles kennen lernen, was dort in dieser Hinsicht gefunden ist, und zur Ueberzeugung gelangen, dass das alles völlig unnütz sei. Tolstoi hat also von vornherein die Absicht, Gründe zu finden, um die westeuropäische Wissenschaft ad absurdum zu führen, und wohlgemerkt: er hegt diese Absicht, bevor er noch alles kennen gelernt hat, was auf diesem Gebiete in Europa geschaffen ward! Damit aber beweist Levin-Tolstoi ein übriges Mal sein völliges Unverständnis für das, was Wissenschaft eigentlich bedeutet: tritt er doch bereits mit Nebenansichten an sie heran. Sie ist ihm lediglich Mittel, um das, was für ihn von vornherein ausser allem Zweifel steht, annehmbar zu machen für andere — so scheint es wenigstens, wenn sich auch Levin-Tolstoi dabei nicht recht Rechenschaft ablegt darüber, wie er sich eigentlich diese anderen vorstellt: ob als Anhänger der Wissenschaft oder als ebenso überzeugt wie er es ist von der Wissenschaft Nichtigkeit. Im ersteren Falle wäre seine Beweisführung vergeblich, im letzteren Falle überflüssig! Sein Unverständnis für ein Suchen nach Wahrheit auf jede Gefahr hin beweist Levin-Tolstoi hier schon, später wird er aus diesem persönlichen Unverständnis heraus die Wissenschaft dogmatisch leugnen. Dabei fragt er sich niemals, ob nicht wenigstens ein Teil von dem, was ihm in der Wissenschaft abstrakte Spielerei und (er kann nun einmal bei sachlichen Gegnern niemals lobenswerte Motive annehmen) Eitelkeitsbefrie-

digungsmittel scheint, ob nicht das einfach unentbehrliches Hilfsmittel bedeuten könne, ohne das man auch nicht die ersten Schritte zu tun vermag bei der Erforschung der Zusammenhänge der Wirklichkeit. Von solcher Kärrnerarbeit will freilich der Graf Tolstoi, wenn er sich einmal der Wissenschaft zuwendet, gar nichts wissen. Er will dann sogleich die wissenschaftliche Wahrheit im Kerne erfassen, und zwar immer als erster. So will Levin eine russische Volkswirtschaft aufbauen, in der ausgegangen werden soll von dem russischen Bauern, wie er nun einmal ist, als dem eigentlichen Mittel der Produktion. (!) An dieser seltsamen Volkswirtschaftsgrundlage ist es auffallend — und für Tolstois von Hause aus unhistorische, rein rationalistische Betrachtungsweise immer wieder charakteristisch, — dass er den russischen Bauer somit annimmt als eine ein für alle Mal feststehende Grösse, dass mithin jeder mögliche Einfluss auf ihn bestritten wird: sei es durch erhöhte Volksbildung (die Tolstoi freilich hier als verderblich bezeichnet, ohne das zu beweisen und obwohl seine gesamte praktische Tätigkeit nur immer der Vermehrung der Volksbildung gegolten hatte und auch weiter gelten wird), sei es durch veränderte Produktionsweise (die Tolstoi sich offenbar gar nicht vorzustellen vermag). Tolstoi geht dabei durchaus folgerichtig hier schon so weit, dass er den wirtschaftlichen Niedergang in Russland unmittelbar nach Aufhebung der Leibeigenschaft nicht etwa auf die Schwierigkeit in der Anpassung eines bisher wirtschaftlich und persönlich bevormundeten Volkes an freie Produktionsweise zurückführt, vielmehr auf die „unnatürliche, Russland gewaltsam eingeimpfte äussere Zivilisation", „insbesondere auf die Wegebauten und die Eisenbahn, die zur Zentralisation in den Städten, zur Entwicklung des Luxus und damit zum Nachteil des Landwirtes, zur Entwicklung der Industrie, des Kredits und des damit verbundenen Börsenspieles führen". (Wir weisen hier nur im Vorübergehen wiederum hin

auf diese unleidliche Gleichsetzung von Ungleichartigem; im übrigen kennen wir längst solche Grossagrarierlitaneien, sie sind fast so alt wie die Menschheit selber.) Nun erscheint uns freilich die Behauptung, die Landwirtschaft erleide Schaden durch die Einführung besserer Wegeverbindungen und vor allem der Eisenbahn — etwas merkwürdig. Wir wollen sie aber hier nicht volkswirtschaftlich widerlegen, vielmehr nur auf das hin betrachten, was für Tolstois Denkweise charakteristisch ist. Und da stehen wir denn, so scheint es mir, an einer der Quellen von Tolstois späterer Gesellschaftskritik und Moralreform. Tolstoi tritt mit seiner von ästhetischen und moralischen Bedürfnissen geleiteten Kritik an die realen Erscheinungen des Gesellschaftslebens im einzelnen heran vom Standpunkt des selber sein Land bebauenden und lediglich für den eigenen Bedarf arbeitenden Landwirtes. Es besteht übrigens ein längst bekannter Zusammenhang zwischen anarchistischer Gesellschaftsauffassung und Landwirtschaft: Wir finden die anarchistischen Ideale in der proletarischen Bewegung vorwiegend in halb oder ganz agrarischen Ländern und können das wohl darauf zurückführen, dass der Landwirt tatsächlich, in gewissem Masse wenigstens, alle seine Bedürfnisse zur Notdurft selber zu befriedigen vermag, eine Tatsache, auf die Tolstoi bereits in seiner ersten Wirtschaftskritik (in der vierten seiner pädagogischen Schriften) mit Nachdruck hinweist, und auf die sich sein späteres wirtschaftliches System von Grund aus aufbaut (freilich unter Nichtbeachtung der durch das Aufkommen des Kapitalismus gänzlich veränderten Lage des Landwirtes). Levin-Tolstoi ist dabei noch durchaus der normale Agrarier — während der spätere Standpunkt Tolstois bekanntlich radikal-sozialistisch wird (und die Keime dazu liegen nicht im früheren Tolstoi: wir müssen vielmehr seinen sozialen Radikalismus zurückführen auf seine nachgewiesene Bekanntschaft mit Sozialrevolutionären: dieser Radikalismus widerspricht auch zu sehr der

Grundanschauung Tolstois, der die soziale Gebundenheit des Individuums grundsätzlich für geringfügig erachtet gegenüber seinen rein menschlichen Beziehungen, was freilich in Hinsicht auf den russischen Bauern nicht ohne alle Berechtigung geschieht). Levins sozialer Standpunkt ist redlich befangen, gerechtfertigt freilich bis zu einem gewissen Grade durch tüchtige persönliche Anteilnahme an der Arbeit seiner Bauern und warmes menschliches Interesse für sie. Levin geht aber immer noch von der unhaltbaren Anschauung aus, er, der Gutsbesitzer, arbeite m i t seinen Bauern, während er sie doch tatsächlich f ü r sich arbeiten lässt. Die Einsicht in diese Zusammenhänge ist aber Levin-Tolstoi verwehrt durch ererbtes Ueberlegenheitsbewusstsein seinen Mitmenschen gegenüber. Als dann Tolstoi später (unter dem eben erwähnten Einfluss eines nachgewiesenen Umgangs mit Sozialrevolutionären) die einfache Tatsache der Ausbeutung seiner pachtzinszahlenden Bauern einsah, hinderte ihn sein Stolz wiederum daran, die natürlichsten Konsequenzen daraus zu ziehen. Er verfällt vielmehr seiner Neigung zum Paradox und behauptet, wir alle, die wir auf andere Weise als durch bäuerliche Landarbeit Geld verdienen, wir alle seien am sozialen Elend der Massen schuldiger noch als der Leibeigenenbesitzer, weil der doch persönliche Beziehungen (!) unterhalten habe zu denen, die er ausbeutete! Hiermit ward in dem späteren volkswirtschaftlichen System Tolstois das Geld als unpersönliches Ausbeutungsmittel das A und O! Das arme Geld, das jenseits der sozialen Einrichtungen, mit denen es an sich auch gar nichts zu tun hat, nur Zahlungs-, Tauschmittel und Wertmass bedeutet! Dabei dauert es merkwürdig lange, bis Levin-Tolstoi in das eigentliche Verhältnis seiner Bauern ihm gegenüber Einblick erlangt. Das spricht indes (abgesehen von aller sich hier offenbarenden Klassenbefangenheit) auch wiederum ausserordentlich für die einfache menschliche Art, in der sich Levin-Tolstoi stets zu seinen Bauern verhielt.

22

Erst ganz allmählich sieht Levin-Tolstoi ein (wie es scheint, unter dem Einfluss des Buches, das er über den russischen Bauern als Hauptelement der russischen Landwirtschaft schrieb), dass die Landwirtschaft, wie er sie betreibe, im Grunde nur einen einzigen hartnäckigen Kampf bedeute zwischen ihm und seinen Bauern: er wolle, dass ein jeder von ihnen möglichst viel arbeite, die Werkzeuge des Gutsbesitzers schone und bedenke, was er tut. Der Bauer aber will möglichst angenehm und mit Erholung arbeiten, und vor allem sorglos, sich selber vergessend, ohne irgendeinen Gedanken. So kam es denn, dass Levins neue Maschinen verdorben, seine Felder vernachlässigt wurden, und sein Vieh Schaden nahm. Dabei war ihm keiner der Leute übel gesinnt. Im Gegenteil: sie liebten ihn, sie nannten ihn einen „einfachen Herrn“, und das bedeutet in ihrem Munde das höchste Lob. Sie wollten nur heiter und sorglos arbeiten, seine Interessen waren ihnen fremd, unverständlich und erschienen ihnen in gewissem Sinne den ihrigen entgegengesetzt. Levin kommt auch nach dieser klaren Einsicht in das Verhältnis seiner Bauern zu ihm noch immer nicht auf den naheliegenden Gedanken, den Bauern sein ganzes Land einfach zu verkaufen (wenn er es ihnen schon nicht umsonst abgeben will). Er ist wohl immer noch allzu sehr überzeugt von seiner Ueberlegenheit und somit von der Notwendigkeit seiner Leitung. Levin hegt diese Ueberzeugung freilich in solchem Grade, dass er der Industrie und vor allem dem Handel gegenüber sich ganz offen zu sozialistischen Anschauungen bekennt, indem er die Behauptung aufstellt, jeder Gewinn, der nicht der angewandten Bemühung entspräche (wo ist denn hier der Massstab?), sei ehrlos. — Und das sagt ein Mann, der Land an Bauern verpachtet, das heisst, dem seine Bauern dafür zahlen müssen, dass er geboren ward! (Freilich vergleicht derselbe Levin, als er in der Stadt

weilt, seine sämtlichen Ausgaben mit dem Geld, das der Bauer an einem heissen Sommertage im Schweisse seines Angesichtes verdient — was Levin indes nicht hindert, ausserordentlich grosse Ausgaben zu machen. Aber er vergleicht sie doch wenigstens mit dem Arbeitslohn des ländlichen Tagelöhners. Und wir möchten, ein jeder von uns hätte solchen sozialen Massstab vor Augen. Wir brauchen ja dabei nicht grade, wie Levin, unserm Lakei Livreen zu kaufen und dabei zu wissen, dass diese unnötigen Sachen soviel kosten, wie zwei ländliche Arbeiter an dreihundert Arbeitstagen verdienen, an deren jedem einzelnen sie von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht hinein, bei furchtbarer Hitze, bei Regen, Frost und Wind gearbeitet haben!)

Levin will vorerst seine Bauern an dem durch ihre Arbeit erzielten Gewinn beteiligen, zunächst am Viehstall, Fruchtgarten, Gemüsefeld und an der Wiesenwirtschaft. Statt Arbeitslöhnen sollen sie Vorschüsse erheben können auf ihren späteren Gewinn. (Leider erfahren wir nicht, welche Verzinsung Levin den Bauern für die Benutzung der ihm gehörigen Produktionsmittel berechnete, und das wäre doch eigentlich hier das Interessanteste!) Es war dabei zunächst kaum möglich, die Bauern davon zu überzeugen, dass Levins, des Gutsbesitzers, Zweck hierbei in irgend etwas anderem bestehen könnte als in dem Wunsche, sie, die Bauern, möglichst auszubeuten — und das ist den ehemaligen Leibeigenen und jetzigen Pachtzinszahlern doch eigentlich ebenso wenig übel zu nehmen, wie dass sie, worüber sich Levin gleichfalls beklagt, bei den Verhandlungen nie das sagen, was sie eigentlich wollen. Daran scheitert denn auch die ganze Sache. Die Bauern gehen scheinbar auf Levins Plan ein, verlangen aber ihre ganzen bisherigen Löhne als Vorschuss und leisten dabei gar nichts von den ausbedungenen Gegenleistungen (Aufstellen von Zäunen, Ausbessern der Wirtschaftsgebäude usw.). Ein alter

Bauer sagt geradezu Levin — und wir begreifen nicht, dass Levin sich das nicht schon längst selber gesagt hatte —: „Sie sollten lieber Geld für das Land nehmen, dann hätten Sie Ruhe, und wir wären alle Scherereien los!" Das aber tut Levin nicht. Er lässt eine Zeitlang den scheinbar abgeänderten, in Wirklichkeit beim alten gebliebenen Betrieb laufen, wie er eben läuft, und geht dann einfach wieder zum früheren Wirtschaftssystem über. Freilich hat ihn die ganze Angelegenheit stark enttäuscht. Wenn man ihn nunmehr fragt, weshalb er eigentlich noch Landwirt sei, meint er, tatsächlich sei keine Berechnung dabei, er erlebe aber nun einmal ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl der Erde gegenüber. (Levin ist überhaupt als Landwirt zur Mystik geneigt. So erklärt er einmal — und das erinnert freilich ein wenig an Katkoff und Panslawismus — der russische Bauer unterscheide sich dadurch von den Bauern aller anderen Nationen, dass er sich dazu berufen wisse, gewaltige, noch unbebaute Flächen zu bebauen!)

Nachdem dann Levin geheiratet hat, nimmt er die Landwirtschaft mit ganz neuem Eifer auf. Mit vertieftem Blick für das Menschentum seiner Bauern, kehrt er dabei doch recht eigentlich zum patriarchalischen System zurück und — sagen wir es nur offen — in einer höchst bedenklichen Form. Levin hält es jetzt für seine Pflicht, sein Gut so zu erhalten, dass sein Sohn es in ebensolchem Zustande empfangen werde, wie er es von seinem Vater erhalten habe: darum müsse er es selber bewirtschaften. Dabei dürfe er den Bauern den Pachtzins weder erlassen, noch stunden, noch dürfe er einem Landarbeiter verzeihen, wenn der deshalb, weil sein Vater gestorben sei, während der Arbeitszeit nach Hause gehe — wie leid ihm das auch persönlich tun möge. (Etwas so Empörendes hätten wir niemals aus dem Munde Tolstois erwartet: dieser erstaunliche Mensch überrascht uns auf Schritt und Tritt!) Auch müsse er den Bauern dafür strafen, wenn er im Gutswalde Holz fälle —

nicht aber dafür, wenn sich sein Vieh auf des Gutsbesitzers Wiese verirrt habe. (Wir begreifen eigentlich nicht recht den Sinn solcher Unterscheidung.)

Levin gibt sich noch eine ganze Reihe solcher seltsamer Vorschriften, bei denen bald des Gutsbesitzers, bald des Bauern Interesse entscheidet, und deren innerer Zusammenhang wohl nur persönliches Erlebnis Tolstois darstellt. Immerhin sind das alles männlich-kräftige Entschlüsse des praktisch tüchtigen, wenn auch sozial äusserst beschränkten Gutsbesitzers und Familienvaters. (Wir haben hier wohl eine nachträgliche Rechtfertigung von Tolstois Wirtschaftsführung in den bisherigen Jahren seiner Ehe.)

Dass aber Tolstoi hier eigentlich schon Ueberwundenes angibt, geht aus der kurzen Schlussbemerkung des betreffenden Abschnittes hervor, wo gesagt wird, Levin habe bei alledem nicht gewusst, ob er recht oder unrecht tue, er habe es aber einfach aufgegeben, darüber nachzugrübeln und alle Gespräche darüber vermieden. Wenn aber Levin nicht grübelte und nur lebte, so wird weiter berichtet, dann habe er in seiner Brust einen unfehlbaren Richter gefunden! (der ihm wohl schwerlich gesagt haben wird, dass man den Bauern, dem der Vater gestorben ist, strafen müsse dafür, wenn er die Arbeit verlässt.)

23

Wir sind deshalb so ausführlich eingegangen auf Tolstois Verhalten zu seinen Bauern, weil wir mit ihm der Meinung sind, dass sich unsere eigentliche Gesinnung dem Mitmenschen gegenüber erst innerhalb der regelmässigen Beziehungen offenbart, in die uns unser Beruf setzt. Unser geselliges Verhalten kann hier nicht ausschlaggebend sein: Das ist bestenfalls ein Rücksichtnehmen sozial Gleichgestellten gegenüber, das kaum materielle Opfer auferlegt und unausgesprochener Weise in

der Voraussetzung auf Gegenseitigkeit geschieht. Aber auch unser Verhalten zu den Unsrigen kann hier nicht entscheiden: denn die kennen wir ja so weit, dass wir sie lieben müssen, weil wir sie verwundbar und leidensfähig erkannt haben. Die Menschen hingegen, mit denen uns der Beruf, oder besser gesagt unser Wirtschaftsleben, zusammenführt, ihren Umgang können wir uns nicht nach Laune aussuchen: sie sind nun einmal da und fragen nicht, ob wir sie sehen wollen, sie sind dabei bis zu einem gewissen Grade wehrlos vor unseren Launen, und stellen uns schon dadurch, dass sie da sind, vor das unerbittliche entweder — oder: „Willst du den eigenen Vorteil oder die Rücksicht auf mich, der ich wehrlos vor dir stehe, weil ich arm bin?"

Hier also liegt der Prüfstein der Gesinnungen zum Mitmenschen und das Uebungsfeld zu einem einwandfreien Verhalten dem Nächsten gegenüber. Das geschieht dabei hier niemals auf Kosten der unsrigen: denn wenn wir hier bestehen, wenn wir Rücksicht nehmen auf solche, die sie uns nicht zu vergelten imstande sind, wenn wir die Leidensfähigkeit solcher erkennen und schonen, die von vornherein von uns keinerlei tiefere Rücksicht erwarten, und wenn wir schliesslich diese Rücksicht üben auch unter Darbringung materieller Opfer, dann dürfen wir ruhig den unsrigen ins Antlitz schauen: Wir haben sie nicht vergessen, während wir an andere dachten. Reicher kehren wir zu ihnen zurück, als wir fortgegangen waren von ihnen, weil wir sehender geworden sind auch für ihre Verwundbarkeit und opferbereiter auch für ihr Bedürfnis. Von diesem intuitiven — nie von ihm ausgesprochenen — Standpunkt aus warTolstois Verhalten zu seinen Bauern geregelt. So wie sich ihm das furchtbare Schicksal der Leibeigenen zu d e m Schicksal des Menschen auswuchs, und Tolstoi schliesslich nur noch aus ihm heraus menschliches Zusammenleben und -Wirken zu beurteilen vermochte, so ward ihm der russische Bauer, vor dem er sich

schuldig wusste, und vor dem er Schritt für Schritt seine Selbstsucht aufgab, zu dem Menschen, zum menschlichen Vorbild schlechthin.

Dabei ward Levin-Tolstoi durch seine Liebe zum einfachen russischen Volke hellseherisch vor ihm: es findet sich in diesem Romane wohl die tiefste Aufklärung über das eigentliche Wesen des russischen Volkes, die jemals gegeben ward: Das russische Volk habe, so kündet hier Levin-Tolstoi, seinem Geiste Ausdruck verliehen in der Ueberlieferung von der Berufung der Warjager: „Herrschet und gebietet über uns," so haben des russischen Volkes Abgesandte zu denen gesprochen. „Freudig versprechen wir völligen Gehorsam, die ganze Arbeit, alle Erniedrigungen, alle Opfer nehmen wir auf uns, nur werden nicht wir richten und entscheiden!"

Sie, die Russen, wählen demnach die Knechtschaft, um nicht richten zu müssen. Damit ist wohl der tiefste religiöse Kern des russischen Volkes getroffen: es zieht die Abhängigkeit vom Menschen dem Zwange zur Sünde vor, — denn — und das sind intuitive Erkenntnisse des religiösen Menschen und zudem heute einwandsfrei nachgewiesen durch vertieften Einblick in menschliches Zusammenleben und -wirken —: wir können nun einmal nicht richten über unseresgleichen, weil wir gar nicht wissen, ob ein Mensch schuldig sein kann, und weil wir es dumpf empfinden, dass er wenigstens vor uns nicht schuldig zu sein vermag. Wir können nicht richten über unseresgleichen, weil uns jedes Menschen Seele ein Buch mit sieben Siegeln ist, und wir keine einzige Tat, die ausgeht von irgendeinem, verfolgen können in ihrem Werden bis dahin, wo der Mensch schuldig sein könnte. Weil uns aber der Mensch ein Buch mit sieben Siegeln bedeutet, darum können wir auch nicht über Menschen gebieten, ohne ihnen unrecht tun zu müssen, und darum ist die Herrschaft des Menschen über den Menschen ein Zwang zur Sünde für den, der sie ausübt. Wenn

aber das russische Volk damals schon, als es die Warjager berief, diesen Zusammenhang gekannt hat und nach ihm handelte, so hat es schwer für seine Weisheit bezahlt in jahrhundertelanger Sklaverei und Knechtschaft. Aber vielleicht würde das russische Volk trotzdem so entschieden haben, auch wenn es die Folgen seiner Entscheidung vorausgesehen hätte in die Jahrhunderte hinein. Denn vielleicht hat das russische Volk in aller irdischen Schmach sein Leben anderswo geführt, unmittelbar in den Himmel hinein, und ist Köstliches von ihm aufgegangen zum Himmel. (Wir sollten nicht alles Menschenschicksal darnach beurteilen, wie wir es erschauen: Das Köstlichste im Menschen ist vielleicht von jeher ungesehen zum Himmel gestiegen. Und vielleicht hat Asien in allem seinem Elend und in aller seiner Schmach seit Jahrtausenden grössere Schätze gehäuft im Himmel als wir.)

In dem genialen Einblick, den uns Tolstoi hier tun lässt in die Seele seines Volkes, erkennen wir unschwer den Ursprung seiner Hauptlehre: vom Nichtwiderstandleisten gegen das Uebel, — gegen die wir auch nur das eine einzuwenden haben (wie übrigens auch gegen die Entscheidung des russischen Volkes gegen die Sünde für die Knechtschaft): Es sind das alles Entscheidungen, die auf Kosten von Mitmenschen geschehen, die gar nicht gefragt wurden: Für des russischen Volkes Entscheidung zur Knechtschaft gegen die Sünde mussten seine unschuldigen Kinder büssen im Laufe der Jahrhunderte: Wenn wir mit Tolstois Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegen das Uebel ernst machten, müssten wir uns selber, und vor allem unsere Frauen und Kinder riskieren: Denn Tolstoi kann uns doch durchaus nicht beweisen, dass der Räuber uns am Leben liesse, wenn wir für ihn arbeiteten (wozu wir übrigens durchaus keine Lust verspüren: wir haben alle Hände voll zu tun, für die Unsrigen Brot zu schaffen und uns der Armen und Wehrlosen

anzunehmen). Ausserdem geht doch durchaus nicht jeder Mord auf Raub aus: Es gibt doch auch Lustmorde usw.!

Wir lehnen deshalb bereits das Experiment ab, und dieser eine Einwand macht auch die Entscheidung des russischen Volkes für die Knechtschaft gegen die Sünde unannehmbar für uns: denn wir glauben nun einmal — darin sind wir Europäer geschworene Freunde der menschlichen Freiheit und auf ihrer Seite Gegner jeglichen Glaubens, der sie antastet — dass keinem Menschen das Recht zusteht, und auch keiner Menschengemeinschaft, ihrer Vorstellung vom Heile der Menschheit das Leben von Mitmenschen zu opfern. Darum lehnen wir Terrorismus, Todesstrafe, Bombenanarchismus ebenso fraglos und bedingungslos ab, wie die Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegen das Uebel, und wie des russischen Volkes vermeintliche Entscheidung für die Knechtschaft und gegen die Sünde. Nein: Die Freiheit, das Selbstverfügungsrecht des Menschen, steht uns höher als unsere persönliche Sündlosigkeit, wenn wir solche überhaupt erleben könnten auf Kosten anderer! Das mag ordinärer Positivismus sein! Wir ziehen es aber vor, auf seiten der Freiheit banal zu erscheinen, als interessant für den Künstler auf Kosten der Mitmenschen. Unser Europäertum ginge uns eben unserem Christentum voran, — wenn es für uns nicht ein und dasselbe bedeuten würde.

24

Weil sich aber Levin-Tolstoi schuldig wusste vor dem Bauern, darum musste er auch geneigt sein, ihn sich überlegen zu glauben, und in einem Idealbild von ihm den Menschen anzusprechen, wie er sein soll. Das zeigt sich bereits deutlich bei der religiösen Umkehr Levin-Tolstois, mit welcher der Roman ausklingt, Tolstoi gibt hier tatsächlich eine Skizze seines eigenen religiösen Verhaltens bis zur Entstehungszeit dieses Romanes, bis also in sein fünfzigstes Lebensjahr hinein.

Levin-Tolstoi hat beim Tode seines geliebten Bruders zum erstenmal auf die Fragen nach Leben und Tod hingeblickt vom Standpunkte der vermeintlichen Ueberzeugungen, die unmerklich für ihn zwischen seinem zwanzigsten und dreissigsten Lebensjahre den Glauben seines Jünglingsalters ersetzt hatten. Da entsetzte er sich dann nicht so sehr vor dem Tode, wie davor, ein Leben weiterführen zu müssen, ohne zu wissen, weshalb, wofür und zu welchem Zwecke es so ist, wie es ist. Ihm (wie allen Bildungsphilistern seines Zeitalters) ersetzten eben einige Worte den früheren Glauben: „die Worte Organismus, sein Zerfall, die Unzerstörbarkeit der Materie, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die Entwicklung usw. . . . Mit diesen Worten liess es sich zwar trefflich streiten, für das Leben selber aber gaben sie nichts." Levin-Tolstoi empfindet nunmehr, ohne dass er sich darüber Rechenschaft ablegt, und indem er ruhig weiterlebt wie bisher, ohne Unterlass Furcht im Gedanken an sein Nichtwissen vor dem Leben. Zudem begann er dumpf zu ahnen, dass das, was er seine Ueberzeugungen nannte, nicht nur eine Verhüllung seiner Unwissenheit bedeute, vielmehr auch noch eine gewisse Gedankenordnung, bei der es überhaupt unmöglich sei, das zu erfahren, was ihm nötig wäre. (Sicherlich! Es war ja metaphysischer Materialismus, dem Levin-Tolstoi damals anhing: naiver Wahn, man wisse etwas, wenn man ein Wort dafür gefunden habe!) Levin-Tolstoi fragt sich wohl: „Wenn ich die Antworten nicht anerkenne, die das Christentum auf die Fragen meines Lebens gibt, welche Antworten erkenne ich dann eigentlich an?!" Er sah sich um, suchte überall nach Antworten und fand keine. Was ihn dabei am meisten erstaunte und quälte, war, dass die meisten Genossen seines Kreises und seines Alters genau so wie er ihren früheren Glauben gegen die oben charakterisierte Ueberzeugung eingetauscht hatten, und dabei völlig zufrieden und ruhig lebten. Levin fragte sich nun, ob diese Leute sich nicht nur verstell-

ten, oder ob sie nur deutlicher die Antworten verständen, welche die Wissenschaft auf die ihn beschäftigenden Fragen gab.

Levin macht hier bereits den Denkfehler, den auch der Prophet Tolstoi nicht abzulegen vermochte: er begriff nicht, dass die Wissenschaft doch immer nur einen Zusammenhang, ein Sein, aufdecken kann, nie aber ein Sollen, ein Gebot zu geben vermag. Darum verwechselt er auch hier wie später immer die metaphysischen Weltenbilder materialistisch gesinnter Naturforscher und philosophischer Dilettanten mit den Ergebnissen der Wissenschaft, die niemals etwas anderes gewesen sind und nie etwas anderes zum Inhalt und zur Folge haben können, als immer gewaltigeres Hervortreten dessen, was unenthüllbar bleibt. Hinter jedem von der Wissenschaft gelösten Rätsel steigen auch gleich wieder neue Wälder von Fragezeichen auf, und die Seele erfährt so zu ihrer Beruhigung, dass das Geheimnis, dessen sie zum Atmen bedarf, — restloses Wissen würde sie unnütz machen und somit dem Tode weihen, — immer unermesslicher, immer ehrfurchtgebietender hervortritt, je mehr der Menschengeist sich abquält an seiner Lösung. Im furchtlosen Ringen aber des Menschengeistes nach der Wahrheit um ihrer selber willen und auf jede Gefahr hin verwirklicht sich erst die höchste Verehrung Gottes durch den Menschen: solches Wahrheitsuchen gibt ja erst bewussten Inhalt unserer erlebten Ehrfurcht vor dem Unendlichen, und führt so uns Menschen hin zu immer tieferem Verstehen unseres Einsseins vor dem Höchsten: Das ist nur die natürliche Folge eines inhaltserfüllten Begriffs unserer Geistigkeit. Diese Erkenntnis der religiösen Bedeutung der Wissenschaft blieb aber Tolstoi verschlossen, weil er sein Lebenlang befangen war in den Vorstellungen, die seine Entwicklungsjahre beherrschten. Damals, im Katzenjammer der Reaktionszeit, wollte man die Welt schlecht finden, und darum misstraute man dem Geiste. Dass aber Tolstoi niemals hinter den ganz falschen Begriff von

Wissenschaft kam, den er dieser seiner Bildungszeit entnommen hatte, das beweist seinen ganz ursprünglichen geistigen Hochmut: Er war zwar stets leicht zur Einsicht zu bringen, dass er schlecht gehandelt habe — (er findet sogar eine wahre Wollust darin, sich selber nachträglich zu verleumden, und uns berührt dieser Mangel an Ehrfurcht vor seinem hinter ihm liegenden Ich höchst peinlich —: Wir glauben daraus auf mangelnde Ehrfurcht vor der Wahrheit schliessen zu müssen, jedenfalls darauf, dass sie von ihm allzuleicht den Bedürfnissen seiner Gefühle geopfert wird).

25

Wir mussten hier bereits mit allem Nachdruck auf diesen Gedankenfehler Tolstois, der schon ein Charakterfehler ist, aufmerksam machen: auf seine Unfähigkeit, sich in Dingen reiner Verstandesentscheidung jemals im Unrecht zu vermuten (ihm fehlte eben sein Lebenlang jenes Körnchen Skepsis der eigenen Ueberzeugung gegenüber, ohne das, wie Renan so treffend meint, wir alle Gefahr laufen, mit der Zeit einfältig zu werden), weil dieser unselige Irrtum Tolstois seinen Schatten bereits voraus wirft auf sein späteres Prophetentum und ihn und uns durch ihn um die Früchte seiner Aufrichtigkeit betrügt und seiner fraglosen Opferbereitschaft.

Zunächst findet natürlich Levin-Tolstoi, dass er die Wissenschaft völlig richtig verstanden habe, — er las eben, wie wir jetzt wissen, vorwiegend philosophische Dilettantenschriften aus der Feder naturwissenschaftlicher Materialisten und meinte, er habe die Wissenschaft vor sich. Levin findet, dass die Wissenschaft (das heisst also die Weltweisheit besagter Materialisten) die Fragen, ohne deren Beantwortung er nicht leben könne, einfach bestreite und dafür solche Fragen sich zu lösen bemühe, die ihn gar nicht interessierten, z. B. von der mecha-

nischen Erklärung der Seele (das ist natürlich niemals der Gegenstand eines wissenschaftlichen Buches gewesen!). Des weiteren aber fand Levin-Tolstoi, dass durchaus nicht alle Menschen seine bisherigen Ueberzeugungen — (das heisst seine positivistischen Dogmen vom Fortschritt usw.) — teilen, dass vielmehr neunundneunzig von hundert des russischen Volkes gläubig sind, und zwar solche Leute, deren Leben ihm die grösste Achtung einflösst. Ferner erkannte er fast alle Frauen als gläubig, und von den Männern seines Kreises diejenigen, die er am meisten liebte. Levin wendet sich nunmehr den Denkergebnissen der Menschheit zu: Er las — in unglaublich rascher Zeit, viel zu rasch, um auch nur einen von diesen Denkern begreifen zu können — Plato, Spinoza, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer, das heisst eigentlich die ganze Geschichte des menschlichen Denkens. Wir können uns vorstellen, was bei solcher Lektüre herauskommen musste: Levin-Tolstoi sieht denn auch in den Gedankenbauten dieser Geisteshelden ganz im allgemeinen nichts anderes als sophistische Spielereien, Kartenhäuser, die der jedesmalige Denker aufbaute mit Hilfe von erst von ihm selber erfundenen und als absolut behaupteten Begriffen, Kartenhäuser, die in sich zusammenfallen, sobald man einen dieser Begriffe kritisiert. Levin-Tolstoi vermag eben leider nicht zu scheiden das Metaphysische im Werke der grossen Philosophen (das heisst ihre jedesmaligen Vorstellungen von den Weltenzusammenhängen, die jenseits der unmittelbaren Erkenntnis liegen) von dem Bleibenden in ihrem Wirken.

Und das liegt in der Anleitung, die sie uns gaben, wie wir uns selber zu fragen haben nach dem, was wir als die höchsten Werte erleben: ganz im allgemeinen in der Anleitung, die sie uns geben, unsere persönlichen Erlebnisse richtig zu deuten — und im besonderen in dem Zweifel, den sie uns lehren, gegenüber den Ergebnissen unseres eigenen Denkens: jenen Zweifel an der Unfehlbarkeit unseres Geistes, der uns allen so nottut,

damit wir nicht die Mitmenschen mit unseren Schulmeistereien quälen, und sie dumm und boshaft schelten, wenn sie andere Gedanken hegen wie wir von dem, was nun einmal nicht restlos zu erfassen bleibt in allgemein gültigen Gedanken. Dieser Zweifel an der Richtigkeit der eigenen Gedanken, diese Anleitung zur Kritik auch dem gegenüber, was in unserem Bewusstsein auftritt von vornherein mit dem Anspruch auf absolute Anerkennung, dieser Zweifel, den nur die grossen Philosophen lehren, lag Tolstoi sein Lebenlang fern und hätte ihm Erlösung sein können.

Hätte Levin-Tolstoi Plato, Spinoza und Kant tatsächlich gelesen, — so gelesen, wie man sie lesen muss, um sie verstehen zu können — so hätte er erkennen müssen, dass bereits seine Fragestellung hier eine falsche war, dass es eben eine ganz bestimmte Grenze gibt zwischen Glauben und Wissen, und er hätte zudem einen solchen Respekt erleben müssen vor den unendlichen Möglichkeiten des menschlichen Gedankens innerhalb aller seiner notwendigen Gebundenheiten, dass er wohl für immer die Anmassung aufgegeben hätte, in allen von den seinigen verschiedenen Denkerlebnissen anderer Heuchelei und Mangel an Opfermut zu vermuten. Es ist aber nun einmal anders nicht möglich: wer die vieltausendjährige Arbeit des Menschengeistes um sein Sichselberbegreifen verachten will als unnütze Spielereien, wer sich dogmatisch über die besten Köpfe aller Zeiten erhebt, der verurteilt sich selber zu ganz elementaren Denkfehlern, die längst als solche erkannt sind, und deren Begehen ihn dann um die Ergebnisse seines aufrichtigsten Nachdenkens bringen muss! Das ist alles voll und ganz bei Tolstoi eingetreten, der augenscheinlich niemals einen Philosophen so gelesen hat, wie man ihn lesen muss, der darum Philosophie verachtet und nicht loskommen kann von Gedankenschnitzern, deren Ungehörigkeit bereits vor mehr als zweitausend Jahren bekannt war: hätte aber Levin-Tolstoi auch nur die rein logi-

schen Untersuchungen der grossen Philosophen gelesen, so hätte er begreifen müssen, dass er sein Lebenlang von der Wissenschaft etwas verlangte, was sie ihrem eigentlichen Wesen nach gar nicht zu geben vermag: So hat er bis an sein Ende Philosophie und Wissenschaft eigentlich nur dafür gescholten, dass sie ihm verschlossen waren.

26

Levin-Tolstoi kommt somit nach jenen Philosophiestudien, die wir ihm glauben sollen, zu der erstaunlichen Anschauung, das einzige Ergebnis, das letzte Resultat des jahrtausendelangen Bemühens des Menschengeistes sei folgendes: In der unendlichen Zeit, in der unendlichen Materie, im endlosen Raume löste sich ein Bläschen Organisches aus, dieses Bläschen hält sich eine Zeitlang und springt dann. Und dies Bläschen bin ich!

(Armer Levin! Es gibt ganz andere Ergebnisse der tausendjährigen Qualen des Menschengeistes um den Ursprung seines Daseins! Du aber bist einfach stehen geblieben bei den Kraft und Stoff-Weisen deiner Bildungsjahre!)

Levin-Tolstoi meint nun mit der ihm eigenen Selbstherrlichkeit, auf dieser Grundlage sei auf allen Gebieten jegliche Forschung des Menschengeistes aufgebaut — (und das ist eine geradezu komische dogmatische Ungeheuerlichkeit: Levin-Tolstoi lässt sich natürlich auch auf gar keine Beweise ein. Es kommt einem dabei der Verdacht, dass er hier anspielt auf die Methode der exakten Wissenschaft. Die geht freilich aus von metaphysischen Begriffen wie Atom, Molekül usw., sie darf das aber auch, denn ihr sind die Anfangsbegriffe, die sie aufstellt, Aufgaben, nicht Voraussetzungen: Der exakte Naturforscher wird ja, solange er Wissenschaftler bleibt, das heisst, so lange er nicht unter die Metaphysiker geht, niemals behaup-

ten, dass die Voraussetzungen seines Forschens, die Methode seiner Wissenschaft, bereits eine Nachbildung der Wirklichkeit zum Ausdruck bringen).

Levin-Tolstoi schliesst durchaus richtig: in einem solchen Ergebnis der Wissenschaft — nehmen wir an, es sei wirklich ein Ergebnis der Wissenschaft und nicht bloss dogmatische Annahme metaphysischer Materialisten — sei ein grausames Verhöhnen: Eine böse, widerliche Macht werde da anerkannt, der man sich nicht unterwerfen dürfe, und der man sich dabei nur durch den Tod zu entziehen vermöge. Und man müsse doch die Abhängigkeit vom Uebel vernichten! — Und der glückliche Familienvater, der kraftvolle, gesunde Mann Levin-Tolstoi, war unter dem Drucke solcher Gedanken einige Male so nahe dem Selbstmord, dass er alle Stricke in seinem Hause verbarg, um nicht in Versuchung geführt zu werden, sich zu erhängen, ja, dass er sich fürchtete, auf die Jagd zu gehen, um sich nicht selber zu erschiessen. Aber Levin-Tolstoi erschoss sich nicht, und erhängte sich nicht, er lebte ruhig weiter.

Das eben geschilderte Erlebnis kehrt wörtlich in der „Beichte" wieder. Der ganze Tolstoi offenbart sich in ihm: Dass solches überhaupt möglich war, dass Tolstoi wirklich nicht einsah, dass er von seinem Verstande eine Antwort erwartete, die der gar nicht zu geben vermag, dass er nicht begreifen wollte, dass letzte Lebenszwecke nur erlebt werden können, und erlebt werden in einer tiefinneren Gewissheit, im Einklang zu stehen mit jenen Mächten, die wir denken müssen, weil wir Wirkung erleben, und deren Wesen wir uns dabei verwandt glauben. Dass Tolstoi zu so einfacher Erkenntnis nicht hinzugelangen vermochte, beweist seinen elementaren Geisteshochmut. Er war tatsächlich bereit, sich zu erschiessen oder zu erhängen, deshalb, weil Gott unseren Verstand nun einmal nicht so ausgestattet hat, wie es ihm richtig erschien. Tolstoi wollte seiner Seele leben, seinem Gewissen, dem in sich, das

seinem innersten Wesen nach über aller Weisheit steht, und wollte dabei doch nicht den Anspruch auf Allwissenheit aufgeben! Der wahrhaft ergreifende Fanatismus, in dem er sich hierbei an die Unfehlbarkeit s e i n e s Geistes hält, während er gleichzeitig alles geistige Schaffen anderer ablehnt, gibt deutlich zu erkennen, ein wie elementares Bedürfnis für ihn vorlag, an die Autorität seines Geistes zu glauben! Augenscheinlich steht hier Tolstois Möglichkeit geistig zu leben auf dem Spiele: bei den Widersprüchen, in denen seine überempfindliche Seele rastlos hin- und hergeschleudert ward, war das Licht seines prüfenden Verstandes wohl die einzige Rettung für ihn, um tödlichen Verwundungen zu entgehen. Tolstoi begreift nur nicht, dass es sich hier um ein rein persönliches Bedürfnis handelt, er begreift nicht, dass nicht alle Menschen so sind wie er. Er begreift nicht den Widerspruch, der darin liegt, dass des Menschen Geist machtlos sein sollte vor den Hauptfragen des Lebens, und sein Geist ihre Lösung haben musste. Levin-Tolstoi, dessen Mangel an Geistesdemut, dessen ewige Unfähigkeit, das Persönliche vom Unpersönlichen zu trennen, seiner allzuerregbaren Seele entspringt, merkt gar nicht, wie er seinen Geist zum Weltengeiste erhebt. Er merkt das nicht, weil er sich in seinen Welterklärungsversuchen keines Denkfehlers bewusst wird (wenn die auch da sind und in reichem Masse. Er kommt nur gar nicht auf den Gedanken, sie bei sich zu vermuten). Ihm entging die Welt der Möglichkeiten im Menschengeiste, weil er sich nicht anvertrauen wollte seinem Erlebnis schlechthin, ohne zu verlangen, dass er es restlos zu deuten vermöchte.

Tolstois Krisis war — (ganz abgesehen von allen Gefühlsbetonungen seiner Gedanken, die natürlich letzten Endes ausschlaggebend sind) — unmittelbar veranlasst durch einen Denkfehler, und dabei hing ganz augenscheinlich von der Aufrechterhaltung dieses Denkfehlers Tolstois Möglichkeit zum

Weiterleben ab. (Natürlich ist das alles sehr mit Einschränkung zu verstehen. Wir erblicken, wie bereits erwähnt, die unmittelbare Veranlassung zur religiösen Krise Tolstois in totaler geistiger Abspannung, in dem natürlichen seelischen Ausgeschöpftsein des Schöpfers unerhört intensiver und grossartig angelegter Kunstwerke. Die schöpferische Phantasie, der Tolstoi bisher seinen Lebensanreiz wohl vornehmlich entliehen hatte, war erschöpft. Lebenswerte konnte ihm bloss noch das Denken geben. So nahm denn das rein physisch begründete Unlustgefühl in Tolstoi die Bewusstseinsspiegelung eines nicht gelösten Gedankenproblems an (und es wäre wohl auch zum Schwinden gekommen, oder wahrscheinlicher: es hätte eine andere Bewusstseinsspiegelung angenommen mit der Lösung dieses Problems).

So aber, wie Levin-Tolstoi nun einmal veranlagt war, konnte er eine Lösung der ihn quälenden Fragen nur auf Kosten aller anderen Menschen erlangen: Sie alle mussten im Unrecht sein, weil er selber sein Unrecht nicht einzusehen vermochte. (Indes wird sich das erst völlig erweisen im Weitergange seiner Bekehrung über die Stadien hinaus, die in diesem Roman geschildert werden. Es offenbaren sich indes bereits hier die Denk- und Charakterfehler, die den seltsamen Verlauf seiner Bekehrung bestimmen sollten, mit allen ihren unseligen Irrtümern.)

27

Dabei hat Tolstoi (bei dessen Verstandesentscheidungen stets die Gefühlsbetonung der in ihm aufsteigenden Gedanken den Ausschlag gibt: er bejaht immer wieder in Nebensätzen Zusammenhänge, die alles, was er in seinen Hauptsätzen beweisen will, tatsächlich widerlegen) die endgültige Lösung der ihn bewegenden Fragen tatsächlich bereits in Händen. (Schade nur, dass er sich später von seinem Geisteshochmut über diese

Lösung hinaus führen lässt, und zurück zu den eben eingesehenen Irrtümern, weil er sich eben dort nicht zu beruhigen vermag bei einer nur erlebten, nicht in Worte zu fassenden Gewissheit. So oft er sie aber in Worte fassen will, die Gewissheit, die er erlebte, verstellt er sich und allen, die ihm folgen, die Unendlichkeit, und macht aus der eigenen Beschränktheit Gesetze, die das Weltall regieren sollen.)

Levin-Tolstoi kommt ja nunmehr zur durchaus richtigen Erkenntnis, dass er denn doch — trotzdem ihm die Bestätigung seines Verstandes fehle, wissen müsse, wer er ist, und wofür er lebt, weil er ja fest und entschlossen handle und lebe. Und gerade in der allerletzten Zeit mehr denn je. Merkwürdigerweise aber zieht Levin-Tolstoi hieraus nicht den einzig richtigen Schluss: dass es eben ein Wissen der Seele gibt, eine erlebte Gewissheit geben kann, — auch wenn sie sich noch nicht oder überhaupt niemals in Worte fassen lässt. Tolstoi hegt aber bis ganz zuletzt — und wir glauben die Gründe weiter oben dargelegt zu haben — einen unüberwindlichen Abscheu davor, anzunehmen, dass auch etwas Unbewusstes in uns Handlungen auslösen kann. Und das ist sehr zu bedauern. Hätte sich Tolstoi zu dieser Annahme entschliessen können, so würde er zur Erkenntnis gelangt sein, dass uns die Mitmenschen überhaupt verschlossen sind, und dann hätte er sie nicht derartig verleumdet in der Gewissheit, sie zu kennen, dass wir immer wieder an seiner Menschenliebe zweifeln müssen. Dass er aber nun einmal unbewusste Beweggründe im Menschen nicht anzuerkennen vermochte (eine weitere der nie überwundenen Schranken, die vor seinem Geiste standen), dies geistige Hemmnis entsprang wohl Tolstois eben betonter Unfähigkeit zum Zweifel an der Richtigkeit seiner Verstandesentscheidungen. Und die wiederum fusst in einer Schwäche, die ihrerseits einem Reichtum, einem Gottbegnadetsein entfliesst: Tolstois Schwäche war seine furchtbare Reizbarkeit, Verwundbarkeit, Er-

schütterbarkeit, Beeinflussbarkeit — (wir verdanken ihr die unendliche Fülle feinster seelischer Züge an fast allen Gestalten seiner Dichtung) — die ihn in seinem Verstande, in seinem ruhigen Nachdenken den einzigen Rettungsanker erblicken lassen mussten in den Wirren wechselnder Eindrücke und erzwungener Antworten seiner Seele. Der Reichtum aber, dem diese Schwäche bei Tolstoi entspringt, offenbart sich in der unbegrenzten Aufnahmefähigkeit seiner weltenweiten Seele, in ihrem ewigen Offensein für alles, was der Menschheit zuerteilt ist. Eine solche Gottbegnadetheit (sie wird e i n e m unter Millionen) wird aber, so scheint es, nur durch Leiden erkauft im Leben, und vielleicht war das Leiden, mit dem Tolstoi sein Genie erkaufte, auch ein solches, wie es nur e i n e m unter Millionen wird. Denn wir können ja bloss ahnen, niemals wissen, die nagenden Zweifel an der Richtigkeit seines Weges, die Tolstoi niemals verliessen. Und er glaubte nun einmal, die Seinen nicht opfern zu dürfen den Ueberzeugungen, die nicht jenseits allen Zweifels standen bei ihm. Darum liess er ruhig über sich ergehen alle höhnischen Vorwürfe eines Mangels an Opfermut. Ja, er gab ihnen recht! Er wusste aber besser, weshalb er anders lebte, als er lehrte, und er lebte ja auch bloss für andere anders, nicht für sich selber. Er ahnte eben einen grossen Rechenfehler in dem, was er lehrte. Er vermochte ihn aber nicht zu fassen, weil das Tod gewesen wäre für ihn, und seine noch immer dem tausendgesichtigen Leben gestaltungsfreudig gegenüberstehende Seele das Recht zum Leben tief und unerschütterlich erlebte. Der Künstler in Tolstoi liess den Moralisten in ihm nicht zur Selbsterkenntnis gelangen. Er bewahrte aber den Menschen Tolstoi vor Selbstvernichtung und seinen Geist und seine Seele vor der Enge, zu der sie der Moralist in ihm zwingen wollte.

28

Eine Zeit hindurch gibt also der gottsuchende Levin-Tolstoi alle Grübeleien auf, widmet sich mit Hingabe seiner Familie, seinen Bauern, seiner Arbeit und beruhigt sich in der Gewissheit, dass er nicht anders könne; und dabei geht alles vortrefflich. So lebt er denn, ohne zu wissen, und ohne die Möglichkeit vor Augen zu haben, jemals zu erfahren, wer er ist, und wozu er auf dieser Welt lebt. Und während er sich über dieses sein Nichtwissen noch immer so quält, dass er den Selbstmord fürchtet, legt er klar und bestimmt seinen ganz besonderen Weg im Leben fest.

Bei alledem kam die Erntezeit heran, jene Zeit, „wann im ganzen Volke eine so ungewohnte Anspannung der Selbstaufopferung in der Arbeit" sich offenbart, wie sie unter keinen anderen Lebensbedingungen zutage tritt, und wie sie hochgeschätzt werden würde, wenn dieselben Menschen, die diese Eigenschaften an den Tag legen, sie auch schätzen würden, wenn sich das nicht Jahr für Jahr wiederholte, und wenn nicht die Folgen dieser Anspannung so einfache wären: In diesen drei bis vier Wochen im Sommer arbeiten alle Dorfbewohner vom Kinde bis zum Greise ununterbrochen dreimal soviel als sonst, nähren sich dabei nur von Kwas, Zwiebeln und Schwarzbrot und schlafen kaum zwei bis drei Stunden in der Nacht. Und so geschieht das Jahr für Jahr im ganzen weiten Russland.

Levin-Tolstoi, der fast sein ganzes Leben auf dem Lande zugebracht hatte, fühlte sich stets um diese Zeit angesteckt von der allgemeinen Erregung des Volkes. Damals sagt ihm ein Bauer im Verlaufe eines Gespräches: „Es gibt verschiedene Menschen auf der Welt, der eine lebt für sein Bedürfnis, wie Mitynka, der nur seinen Bauch vollschlägt — aber Phokanytsch — das ist ein gerechter Greis. Er lebt für seine Seele. Er erinnert sich Gottes!"

„Wie erinnert er sich Gottes? Wie lebt er denn für seine Seele?" schrie fast Levin.

„Es ist doch bekannt, wie!" antwortet erstaunt der Bauer: „Der Gerechtigkeit, wie es Gott will!"

Da erhebt sich in Levins Seele eine grosse Helle. Diese Worte, die er unzählige Male gehört, die er hingenommen hatte wie Alltäglichkeiten, und die ihm unklar, verworren, naiv erschienen waren, diese Worte offenbaren sich ihm plötzlich wie eine Erleuchtung von oben. Seine Seele war eben vorbereitet auf sie. Es scheint ihm geradezu, dass er diese Worte klarer und inhaltreicher begreife wie irgend etwas anderes im Leben, ja, dass er auch niemals Zweifel gehegt habe an ihrer Wahrheit und völlig ausserstande sei, Zweifel zu hegen an ihr: „Und nicht ich allein," so sagt er sich, „alle Menschen in der ganzen Welt verstehen das vollauf, und nur an diesem einen zweifeln sie nicht! Ich und alle Menschen, wir haben nur dies eine feste, zweifellose und klare Wissen. Und dies Wissen kann dabei gar nicht erklärt werden durch den Verstand: Es ist ausserhalb seiner und hat keine Ursache und kann auch nicht irgendwelche Folgen haben!"

Und Levin-Tolstoi wundert sich darüber, dass er sich jetzt wie neu geboren vorkommt, und doch habe er gar nichts entdeckt, er sei sich nur dessen bewusst geworden, was er längst schon gewusst habe: „Ich habe die Kraft erkannt," so sagt er sich in stiller Begeisterung, „die mir nicht nur in der Vergangenheit das Leben gab, nein, die mir auch jetzt das Leben ermöglicht. Ich habe mich von einem Betrug befreit! Ich habe den Herrn über alles erkannt. Mir persönlich, meinem Herzen, ward ein zweifelloses Wissen offenbar, das dem Verstande unerreichbar ist, — ich aber wollte hartnäckig durch Verstand und Worte dies Wissen zum Ausdruck bringen!" Hier erkennt Tolstoi — leider nur vorübergehend — den Hauptirrtum seines Lebens: sein ewiges Hinneigen dazu, das mit Wor-

ten zu deuten, was reines Erlebnis ist, und von der Möglichkeit, es in Worten zu deuten, die Anerkennung der Berechtigung, ja des Wirklichseins dieses Erlebnisses abhängig zu machen.

Levin-Tolstoi hat im Besonderen hier begriffen (und das bedeutet bei dem mächtigen Widerstand, den sein Denken von jeher an seinem Hochmut begegnete, einen schwer errungenen Sieg), dass der vermeintliche Materialismus (mag er ihn auch Fortschrittsglauben nennen, das ist im Grunde nur ein anderes Wort dafür), auf dem er sein Leben zu gründen glaubte, nur Selbstbetrug war: „Ich lebte richtig, ich dachte nur schlecht!“ meint Levin mit vollem Rechte, und nie ist Tolstois Wirken, auch und vor allem sein späteres als Prophet und Sozialasket, richtiger gekennzeichnet worden!

29

Levin-Tolstoi hatte begriffen, er spricht es hier nur nicht aus, dass jedes Bekenntnis zu einer materialistischen Weltanschauung, das heisst jedes Bestreben, die Welt auf Stoff und Kraft, Bewegung und Energie zurückzuführen, nichts anderes bedeutet, als seinem Verstande halt zu gebieten vor Worten, die man niemals begreifen wird. Levin-Tolstoi hatte begriffen, dass, wer behauptet, er begreife, dass Leben, Bewusstsein, Gedanken und Wertung aus der Bewegung einer Materie hervorgehen, dass der sich selber belügt und nur ausspricht, dass ihm jeglicher Begriff verloren ging für das, was begreifen heisst. Levin-Tolstoi hatte begriffen, dass, auch wer sich Materialist nennt, und dabei gar nicht merkt, dass er sich hinter ein Wort flüchtet, sich selber die Welt mit Worten zunagelt, dass auch der tatsächlich nur lebt von inneren Gewissheiten, für die ihm jegliche Erklärungsmöglichkeit fehlt, mit Hilfe seiner Fetische: Bewegung, Kraft, Stoff, Energie usw. Levin-Tolstoi hatte endlich begriffen, dass, wer behauptet, er glaube nur an das,

was er zahlenmässig auszudrücken vermag, das heisst, was er wiegen und messen kann, dass der nicht nur den grössten Teil der wirklichen Welt, einfach und ohne irgend welchen Beweis zu geben, als nicht vorhanden erklärt, dass vielmehr auch wer solches behauptet, tatsächlich keinen einzigen Schritt im Leben zu tun vermöchte, und ihm gar nichts anderes übrig bliebe, als ruhig auf einem Flecke sitzend, in Bewunderung seiner hohen Weisheit den Hungertod zu erwarten — wenn er nämlich nur tatsächlich an das glaubte, was er wiegen und messen kann, wenn er nicht nur sich selber nie gefragt hätte, aus welchen tatsächlichen Annahmen und inneren Gewissheiten heraus er handelt — ganz abgesehen von der ungeheuerlichen Naivität, die darin liegt, dass ein so verwickelter Vorgang wie Wiegen, Messen, zahlenmässig Ausdrücken, ein Vorgang, der bereits die ganze Welt des Bewusstseins als gegeben vorausnimmt, völlig unerklärt zur Elementarfunktion des Menschen, zum Kriterium der Wirklichkeit aller Dinge in der Welt erhoben wird!

Das alles hätte freilich Levin-Tolstoi auch ohne seine Bauern erfahren können, wenn er die Philosophen, die er gelesen zu haben behauptet, auch wirklich gelesen hätte. Denn da hätte er bereits im philosophischen ABC, in der Logik des Aristoteles, den Satz finden können, der ihn aus allen seinen vermeintlichen Seelenzweifeln, die in Wirklichkeit bloss Verstandesirrtümer waren, erlöst hätte, denn da steht der einfache Satz geschrieben: „Sein ist nicht Sollen!“ Das heisst aus allen möglichen Erklärungen von Weltenzusammenhängen — (welches Wort man auch immer für das „Sein“ dort einsetzt, dem man die Zaubermacht zuschreibt, alles andere Sein zu bestimmen, ob man hier spricht von „wirtschaftlichen Verhältnissen“, von „Instinkt“, „Fortschritt“, „Entwicklung“, „Kraft“, „Stoff“, „Energie“ usw.) — ergeben sich niemals irgendwelche Gebote für den, der nicht vorher schon Gebote für sich erlebte, bevor er von diesen Weltenzusammenhängen

erfuhr, an denen er höchstens sein erlebtes Sollen in Hinsicht auf Verwirklichung zu orientieren vermag.

Dass aber Tolstoi nicht selber hinter die falsche Fragestellung gerät, von der er ausging in seinen religiösen Skrupeln, dass sich so tragikomisch all sein faustisches Seelenringen, all sein Richten mit Gott und der Menschheit letzten Endes als die einfache Folge eines ganz simplen, fatalen, logischen Schnitzers erwies, dass mit einem Worte Levin-Tolstoi Antwort erwartete auf die Frage, was er tun solle, von dem Gebiete menschlicher Geistestätigkeit, das lediglich die Frage erörtert: was ist, und dass er diese Geistesgebiete: Wissenschaft und Philosophie darum aburteilte, weil sie keine Gebote zu geben vermögen für unser Handeln, das beweist eben, wie fest Tolstoi in den Vorurteilen seiner Bildungszeit wurzelte, und dass er immer noch allzu grosse Widerstände dagegen erlebte und tatsächlich auch nie dazu zu bewegen war, einzugestehen, er könne sich in reinen Verstandesentscheidungen irren. (Dass dabei Tolstoi die Unhaltbarkeit jenes naturwissenschaftlichen Aberglaubens, zu dem er sich bis in seine Bekehrung hinein bekennt, nicht auf Gedankenwegen einsah, vielmehr lediglich durch Hinblick auf das Leben um ihn herum, das war für ihn ein schweres Verhängnis: So versäumte er eine für ihn nie wiederkehrende Gelegenheit, sein hauptsächlichstes Geisteshemmnis endlich los zu werden. Freilich will es uns auch so scheinen, als ob Tolstoi zu jenem dogmatischen, von ihm als Fortschrittsglauben bezeichneten Materialismus seiner Bildungszeit hingezogen ward auch schon durch eben diesen Hochmut seines Geistes, durch seine Unfähigkeit, irgendeine Autorität über sich anzuerkennen — denn grade darin, dass der Materialismus solches gestattet, dass er alles geistige Schaffen der Menschheit, und nur da gründen sich menschliche Autoritäten, für Irrtum und Betrug hinstellt, darin grade liegt der Reiz dieser Lehre für eigensinnig selbständige Geister.)

Da aber Levin-Tolstoi die Geistesdemut, die eigentliche Demut, fehlte, verharrte er bis an sein Lebensende bei einem Gedankenschnitzer, den kein Klosterschüler des finstersten Mittelalters begangen hätte: Tolstoi konnte nie davon loskommen, aus einem Sein ein Sollen ableiten zu wollen, und das Sein dafür zu verdammen, dass es kein Sollen zu geben vermag. Für Levin-Tolstoi hatte Aristoteles nicht gelebt und auch keiner der westeuropäischen Denker nach ihm. Erst als Fünfzigjähriger begreift Tolstoi, dass er nach erlebten Wahrheiten lebte, nicht nach seinen Gedankendeutungen dieser Wahrheiten! Leider hat er dann das später wiederum vergessen!

Tolstoi ward den dogmatischen Wunderglauben des Zeitalters, in dem er zu denken gelernt hatte, erst als Fünfzigjähriger los, und er meinte dann damit, dass er erkannt hatte, dass wir nicht von dem leben, was wir wissen, vielmehr von dem, dessen wir gewiss sind, eine so umwälzende Entdeckung gemacht zu haben, dass er sich von nun an zum Propheten berufen glaubte. — Und dabei hatte er doch nur mit unendlichen Mühen Aristoteles zum zweiten oder zum tausendsten Male entdeckt.

30

Freilich blieb Levin-Tolstoi nicht bei dieser ersten entscheidenden Stufe seiner Bekehrung stehen: er kommt von der Erkenntnis, dass er tatsächlich vom Glauben, nicht von einem vermeintlichen Wissen gelebt hatte, zu der weiteren Erkenntnis, dass dieser Glaube wohl seinen Inhalt erlangt haben müsse durch den Glauben, in dem er erzogen worden war. Und so ist Tolstoi endlich beim Christentum angelangt. Ohne die Erziehung im christlichen Glauben, meint er, würde er geraubt, gestohlen und gemordet haben, und nichts von dem würde vorhanden sein für ihn, was jetzt die Hauptfreuden seines Lebens ausmachen. Freilich missversteht hier wiederum Levin-Tolstoi

das, was wir Vernunft nennen: Er behauptet, die Vernunft habe ihm nur den Kampf ums Dasein gelehrt und das Gebot, alle die zu erdrosseln, die der Befriedigung seiner Bedürfnisse im Wege ständen. Das ist aber natürlich grundfalsch: Tolstoi-Levin versteht hier unter Vernunft nichts anderes, als logisches Denken (unter Voraussetzung selbstverständlicher Selbstsucht). Logisches Denken ist an sich inhaltlos. Es muss im Dienste irgendeines von irgendwoher gesetzten Zweckes stehen. Tolstoi nimmt als die selbstverständliche Zwecksetzung des Menschen die Selbstsucht an — (im Banne jener materialistischen Denker der fünfziger Jahre, die offenbar die Selbstsucht für einen mechanischen Trieb gehalten haben: denn sonst würden sie nicht, wie z. B. Karl Marx, ganze vermeintlich materialistische Systeme auf der Selbstsucht aufbauen, Systeme, die freilich bei Lichte besehen nicht materialistische, vielmehr psychologische sind: denn die Selbstsucht ist nun einmal e i n e Aeusserung der Seele, keineswegs d i e Aeusserung von ihr). Er bestimmt damit natürlich durchaus nicht den Begriff der Vernunft, unter dem man in der ganzen Welt, soweit sie ein Wort dafür gefunden hat, das Zielstrebige versteht in dem vom Menschen mit dem Anspruch auf absolute Richtigkeit erlebten Sollen. Freilich liegt in dem Worte Vernunft auch schon ein Glaube ausgesprochen — und das spricht für das Elementarbedürfnis des Menschen nach Glauben —: der Glaube, dass ein nicht von Leidenschaften geblendeter Mensch, — denn nur dann ist der Mensch vernünftig —, nur so handeln kann, wie es seinen eigentlichen Interessen entspricht, seinen restlos verstandenen höchsten Interessen — und der Mensch ist nun einmal ein soziales Wesen. Soweit wird der Begriff der Vernunft erlebt: Und er ist wundervoll gedeutet worden gerade von den deutschen Idealisten (Kant, Fichte und später namentlich Fries), in denen Tolstoi vergeblich gesucht haben will, und in denen er gerade das hätte finden müssen, was ihm

nottat. Auf diesen Gedankenfehler, den Tolstoi hier nur so nebenbei verrät, müssen wir aber hier schon energisch hinweisen, weil sich aus ihm vor allem die heillose Verwirrung erklärt, die sich später in Tolstois Religionskritik einschleichen musste: Er, der den Begriff der Vernunft völlig verwischt (indem er sie dogmatisch gleichsetzt einer logisch geleiteten Selbstsucht), will als Religionskritiker tatsächlich nur aus der Vernunft — rein rationalistisch — das erklären, von dem er hier noch, in der Bekehrung Levins und auch noch in der „Beichte", durchaus begreift, dass es reine Glaubenssache ist. So kommt Tolstoi zwar hier — in Anna Karenina — durchaus folgerichtig zu der Behauptung: erst das Christentum mache den Menschen zum Menschen, da ja des Menschen Vernunft (die Tolstoi wie wir wissen mit folgerichtiger Selbstsucht verwechselt) dem Menschen das Gegenteil von Christi Geboten gebiete — und das haben von jeher alle Kirchenväter gelehrt. Der spätere Tolstoi indes, der Kritiker der dogmatischen Religionen, glaubt das Christentum nur dadurch neu begründen zu können, dass er zu beweisen sucht, die Lehre Christi entspreche restlos der Natur des Menschen, nur ihr Befolgen mache den Menschen glücklich, mit einem Worte das Christentum sei das Vernünftige. Der Religionsstifter Tolstoi gründet mithin sein Christentum grade auf dem, dessen vermeintliche Unzulänglichkeit zum Leben ihn überhaupt erst zum Christentum zurückgeführt hatte: Er macht sich vom dogmatischen Positivismus (vom negativen Dogmatismus) los, um sich dem dogmatischen Rationalismus in die Arme zu werfen. Die Lehre Christi ist damit aber eigentlich überflüssig geworden für ihn!

Tolstoi kann eben auch als Religionskritiker und Religionsstifter nicht von der Anmassung seiner Jugendverführer lassen (der Büchner, Vogt, Moleschott usw.): Er will nun einmal durchaus aus einem Glauben ein Wissen machen. So wird er

zu einer Art positivem Mystiker, zu einem peinlichen Gemisch aus Bildungsphilister und Asket.

Das im voraus.

31

Hier in der religiösen Wiedergeburt Levins beweist Tolstoi noch den historischen Religionen gegenüber eine Weitherzigkeit, die wir später peinlich bei ihm vermissen werden.

Der bekehrte Levin lässt der Kirche alle Gerechtigkeit widerfahren. Er fühlt sich als ihr reuiger und dankbarer Sohn: „Soll man uns“, so ruft er aus, „doch nur einmal leben lassen mit unseren Leidenschaften und Gedanken ohne den Begriff des einigen Gottes und Schöpfers und ohne ein Bewusstsein dessen, was das Gute ist!“ Aus Uebermut nur, so meint er, als „Geistig-Satte“ haben die Menschen den Gottesbegriff zerstört (auch der reuige Tolstoi kann sich nicht tadeln, ohne alle Menschen mit zu tadeln). So oft ihm selber eine ernste Minute genaht sei, sei er stets zu Gott zurückgekehrt, wie die Kinder, wenn es kalt ist, und sie Hunger haben.

Levin hörte auf zu grübeln, als ihm die frohe Erkenntnis gekommen war, von der wir soeben berichteten. „Er lauschte nur noch den geheimnisvollen Stimmen in seiner Seele, die von irgend etwas miteinander sprachen, freudig und bewegt zugleich: ‚Sollte das der Glaube sein?‘ Und er fürchtete sich, seinem Glücke zu glauben. ‚Mein Gott, ich danke dir,‘ flüsterte er, indem er aufsteigendes Schluchzen unterdrückte und mit beiden Händen die Tränen abwischte, die seine Augen füllten.“

Freilich kommt Levin-Tolstoi bald zu der Erkenntnis — und das ist eine sehr richtige und äusserst dankenswerte Beobachtung —, dass er irrte, wenn er gemeint habe, die Seelenstimmungen des wiedergefundenen Glaubens vermöchten ihn sogleich auch völlig umzuwandeln in allen seinen Berührungen mit

der Wirklichkeit. Nur eines hatte er gewonnen: er wusste jetzt in jeder Lebenslage gleich, was er zu tun habe, er brauchte nicht mehr wie früher einen langen Gedankenweg zurückzulegen, um zu dem Gefühle zu gelangen, das ihn hier gerade bestimmen sollte. Jetzt fand er es gleich, und „der Gedanke hatte Mühe, dem Gefühle nachzukommen". Und Levin-Tolstoi hört nicht auf, „freudig zu empfinden die Fülle seines Herzens".

Auch die Frage nach der Verschiedenheit der Religionen steigt schon in ihm auf. Er überlässt aber einstweilen noch in Demut die Lösung Gott selber.

Hier endigt Levin-Tolstoi; der wirkliche Tolstoi schritt weiter, verlor seine Demut, wollte wiederum Gott „wissen", und verleumdete schliesslich Gottes Geschöpfe!

Was der spätere Religionsstifter dabei eigentlich beabsichtigte, scheint klar: Er wollte die Religion befreien von dem, was nicht unmittelbar eingesehen werden kann — vom Dogma. Ein Unternehmen, das bei ihm von vornherein ein fragwürdiges war, weil er niemals einen rechten Unterschied zu machen verstand zwischen dem, was Erlebnis, und dem, was Erkenntnis in seiner Religiosität bedeutet. Der spätere Religionsstifter Tolstoi beging denn auch genau den gleichen Fehler, dessen Erkenntnis dem gottsuchenden Levin einst Erlösung gebracht hatte. („Mir ward ein zweifelloses Wissen, das dem Verstand unerreichbar ist. Ich aber wollte hartnäckig durch Verstand und Worte dies Wissen zum Ausdruck bringen!")

Da Tolstoi aber nicht unmittelbar einzusehende, d. h. metaphysische Erklärungen in Dingen religiöser Ueberlieferung auch da verschmähte, wo der Verstand gar keine Möglichkeit hat zu Erklärungen, und wo die von der Ueberlieferung gegebenen in keinerlei Widerspruch stehen zu unseren Verstandeserkenntnissen, so beschränkte er willkürlich die Geistesfreiheit des Menschen, und so musste er sich schliesslich, damit keine

Leere entstehe in seinem Weltenbilde, selber zum Masse aller Dinge machen, und so zu einer Verkleinerung und Verdächtigung des Lebens und zu einer Fesselung für den ganzen Menschen hingelangen, weil er ja nie in sich selber alle Widerstände überwand gegen die fraglose Menschenliebe: Tolstoi konnte nicht alle Menschen lieben, weil er sie nicht unschuldig zu finden vermochte, und er konnte sie nicht unschuldig finden, weil er nicht anerkennen wollte, dass auch Unbewusstes unsere Taten bestimmt. Und er wollte das nicht anerkennen, weil er sich sonst verloren geglaubt hätte bei seiner Verwundbarkeit inmitten dieser Welt, die keine Rücksicht nimmt auf unsere Empfindlichkeiten.

Weil aber Tolstoi keine unbewussten Beweggründe im Menschen annahm, so glaubte er auch in den Seelen der Mitmenschen lesen zu können, und weil er diesen Glauben hegte, deshalb vermochte er wiederum niemals hinzugelangen zur Ehrfurcht vor dem Menschen, die ihm allein die Freiheit sichert vor seinesgleichen.

Und weil endlich Tolstoi den Menschen nicht freizugeben vermochte, so konnte er ihn auch nicht lieben. Denn wir können nur den lieben, den wir unschuldig wissen, und unschuldig ist der Mensch vor uns nur in seiner Freiheit.

32

Levin-Tolstois Stellungnahme zu allen Erscheinungen des Lebens wird bestimmt durch die seiner vorwiegenden Begabung entspringenden Bedürfnisse. Der Künstler in ihm verlangt überall harmonisches Organisiertsein, künstlerische Abrundung, der Moralist in ihm verlangt absolute Aufrichtigkeit, restlose Uebereinstimmung von Gesinnung, Rede und Tat. Diese beiden Massstäbe, die Levin-Tolstoi niemals völlig aufgeben kann, bestimmen ihn von vornherein zum Pessimismus und zum

Radikalismus, und würden ihn zum persönlichen Quietismus geführt haben, wenn nicht seine künstlerische Anlage ihn auch noch zu rastloser gedanklicher Neugestaltung der Umwelt angetrieben hätte und damit zur Utopie. Denn wenn auch das Leben in jedem einzelnen Falle gerade so und nicht anders sein kann, bedeutet es doch immer ein Neben- und Ineinander unendlich vieler Einzelerscheinungen, die sich jedem von einem einzigen ordnenden Massstabe ausgehenden Beurteiler gegenüber als chaotisch ausnehmen müssen, das heisst chaotisch von jedem anderen Gesichtspunkte aus, als von dem des Künstlers und des religiösen Menschen. Nur sie erleben die Einheit im All. Darum sind beide grundsätzlich lebensbejahend, solange sie beschauend bleiben, solange sie intuitiv sind, und darum müssen auch beide mit Notwendigkeit lebensverneinend werden, wenn sie die Wirklichkeit beurteilen wollen. Das aber ist gerade Tolstois Schicksal: ein Künstler, der Moralist sein will, das heisst einer, der die innere Harmonie des Weltalls in der Seele trägt und das Weltall dabei nur messen will mit einem Massstabe, der ihm selber erst entnommen wurde und darum dem Weltganzen gegenüber versagen muss. Das gilt dem Weltganzen gegenüber. Schlimmer noch steht es vor dem Menschen. Ihm gegenüber ist der Künstler der gerechteste: denn er erschaut ihn unlösbar verknüpft mit dem kreisenden All, vergewaltigt in allem seinen Tun, oft krumm gebogen zum Hässlichen, immer aber und überall in unerschütterlicher Unschuld, und darum erstrahlend in unentrinnbarer Schönheit, — sobald er nur betrachtet wird in einer gewissen Tiefe seines Seins. Und der Dichter Tolstoi ist einer der mächtigsten Anwälte der Unschuld des Menschen und somit auch einer der gewaltigsten Hindeuter auf des Menschen unentrinnbare Schönheit. Ganz anders der Moralist: Er bleibt von vornherein zur Ungerechtigkeit geneigt und entgeht ihr niemals völlig: er misst den Menschen, der, in jedem Augenblicke seines Seins ein anderer,

gezwungen ist, sich vor jeder Entscheidung seines Willens mit Bedingungen auseinanderzusetzen, wie sie so niemals wiederkehren werden, und auf die seine Seele immer nur in einzigartiger Weise antworten kann, diesen Menschen misst der Moralist in seinem ursprünglichen Hochmut nach einem und demselben Massstab, den er dabei erst seinem Erlebnis von sich selber entnehmen musste (als das vermeintlich Gleichbleibende in einer Reihe von ihm gebilligter Handlungen).

Das Leben wird mithin vom Moralisten gemessen nach seinem Bewertungserlebnis in Hinsicht auf einzelne Erscheinungen an ihm. Wie entgeht man da aber der Ungerechtigkeit und dem Hochmut? Ist nicht jeder Moralist auch einer, der sich ein gewisses Verfügungsrecht anmasst über seine Mitmenschen, wenn auch, wie er meint, zu ihrem Heile, wenn auch, wie er meint, auch jedem anderen Menschen das Verfügungsrecht zukommt über seinesgleichen, wenn er nur den Schulmeisterstab der Moral in Händen trägt? Moralist ist eigentlich ein Instinktunsicherer, einer, der keine restlose Lebenssicherheit erlebt jenseits des von ihm in Worte zu Fassenden, und auch keine Gewissheit von einem letzten höchsten Wert hinter allem.

Moralist ist einer, der der Unendlichkeit entrinnen will, weil er nur auf dieser Erde festzustehen vermag, und jenseits von ihr sich verloren glaubt.

Moralist ist ein Kosmisch-Kleingläubiger, einer, der sich selber den Ausblick ins All verhüllen muss, um nicht schwindlig zu werden vor ihm, und der nun auch alle anderen Menschen hinter seinem Vorhang wissen will, weil ihm wie uns allen graut vor der Einsamkeit.

Moralist ist ein Weltallverkleinerer und Weltallverdächtiger: mit dem tödlichen Hass dessen, der um seines Selbsts Behauptung ringt, verfolgt er jeden, der ein werdendes Weltall verkündigt, wenn auch eines, das sich nur mehr und mehr entfaltet in dem, was seines Wesens Wesen ist.

Der Moralist ist der geborene Vernunftgläubige, der geborene Gegner jeder rückwärtsgerichteten Betrachtung. Für ihn ist der Mensch heute derselbe, wie er am Tage der Schöpfung gestanden hatte vor Gottes Angesicht, und nur an ihm, dem Menschen, liegt es, so meint der Moralist, wenn sein Gewand Flecken aufweist.

Der Moralist ist der Ungerechte unter den Menschen: Jeder Leidende und jeder Reuige weiss das. Der Moralist will kein Göttliches anerkennen in uns, das noch im Entfalten begriffen ist, noch ein Unbewusstes, das uns zu leiten vermag.

Der Moralist ist ein Peiniger der Menschen. Seine Ungerechtigkeit verführt die Unselbständigen unter uns zum Hasse gegen ihresgleichen.

Moralist ist wer die Ehrfurcht verlor: wer sich anmasst, in eines Menschen Seele zu lesen.

Moralist ist wer eine Schranke vor seinem Geiste trägt, und ihn dabei weltenoffen wähnt.

Moralist ist einer, der sich allwissend dünkt wie der Ewige; ein Gotteslästerer, der unbewusst sündigt.

Moralist ist ein Opfer der Welt, das sich einbildet, ihr Meister zu sein.

Moralist ist alles das, was der Künstler nicht ist: Die Verneinung des Künstlers und die falsche Deutung des religiösen Erlebens ist seines Wesens Kern!

33

Tolstoi war Künstler und Moralist zugleich, d. h. er war verurteilt zur grössten Tragik, die sich abspielen kann in eines Menschen Seele: verurteilt zu einem Widerspruch in sich selber, der unüberbrückbar ist, und dem das Verhängnisvolle eignet, dass er niemals erkannt werden kann von dem, der ihn erlebt:

der Künstler verhüllt stets dem Moralisten das Stückwerk, das der tut, und die Lebensverstümmelung, die sein Werk ist.

Der Künstler lässt den Moralisten alles Unvollkommene, das der schafft, in sich abgerundet erschauen, als einen Kosmos im Kosmos. Und damit gibt es keinen Ausweg aus dem Irrtum für den Moralisten, in dem ein Künstler lebt. Hat er erst einmal dem Künstler das Nachgestalten der Welt verboten, hat er mit seinem Masse die Welt erst einmal durcheilt — und er muss sie sich anpassen und kann das nur, indem er sie verkleinert und dabei ausgemessen zu haben glaubt: denn der Künstler lenkt seine Hand und führt unsichtbar sein Werk zu etwas, was als Ganzes, als ein der Welt Nachgebildetes, Harmonisches, ihn befriedigen muss — so ist sein Leben von nun an gleich dem Lusterlebnis eines Todkranken: er glaubt Gründe zu haben zur Freude, die ausserhalb liegen von seiner Person, und hat sie doch nur in sich selber. Er glaubt, der Welt Führer zu sein, ihr die richtigen Wege gewiesen zu haben, und freut sich doch nur über die gefällige Form des Weltenbildes, das er in sich trägt.

34

Wenn uns ein Riese wie Tolstoi auf unserem Lebensweg begegnet, so freuen wir uns seiner Grösse, lauschen wir seinen Worten mit der Ehrfurcht, die seiner Aufrichtigkeit und seinem Gottesgnadentum ziemt, aber lassen wir uns auch von ihm nicht den Ausblick begrenzen ins All, und vergessen wir auch vor ihm nicht die geringsten unserer Brüder, die in all ihrer Schmach und Hässlichkeit von der gleichen unzerstörbaren Unschuld sind vor uns, wie wir vor dem Bruder! Vor Gott können wir schuldig sein und fühlen das dann untrüglich, vor unseresgleichen aber sind wir ohne Schuld: denn wessen Auge vermag zu durchdringen den Zwang, den Lebensnot und Lebens-

einreihung ausüben auf einen Menschen? Und ob wir gleich zahlloser Mitmenschen Handeln missbilligen und tief bedauern, wer von uns wagt zu behaupten, er würde nicht ebenso gehandelt haben, wie der, dessen Tun er missbilligt, wenn seine Seele genau so vorgeformt wäre von Ewigkeit her?

Bewahre uns, Herr, vor allem Hochmut! Nichts hemmt uns ja mehr, Mensch zu sein unter Menschen, denn nichts hält unsere Gedanken so gefesselt!

Bewahre uns, Herr, davor, unsersgleichen zu verachten, denn das ist die Wollust des Geistes, der sich selber aufgab.

Lass uns nicht vergessen, Herr, das Gebot aller Gebote: Richtet nicht!

Der begnadete Geist, den wir bis hierher begleiteten auf seinem Lebenspfade, und dessen Betrachtung wir nie wiederkehrende Tage widmeten, hat nie aufhören können zu richten und glaubte andere richten zu dürfen, weil er sich auch selber richtete. Und weil er sich selber dabei unrecht tat, merkte er nicht, wie er die anderen beleidigte. Aber auch über uns selber dürfen wir nicht richten in den Tagen, die hinter uns liegen. Da hieltest Du uns ja in der Ewigkeit, und was Du uns damals zuflüstertest, wissen wir nicht mehr, und hätten es auch damals nicht in Worte zu fassen vermocht!

Gib, Herr, dass wir gerecht bleiben vor diesem grossen Menschen, dass wir nicht wähnen, wir hätten ihm das Unrecht zu vergeben, das er anderen antat, und gib auch, dass wir nicht ungerecht werden zu ihm deshalb, weil er das schalt, was uns teuer ist.

Wir kennen nicht Deine Wege, Herr! Wir wissen nicht, warum Du diesen Geist, der nur Dir dienen wollte, auf Irrwege führtest, warum Du ihm, der alle Opfer zu bringen bereit war, verborgen bleiben liessest, dass er ein Opfer nicht bringen wollte: das Opfer seines Hochmutes. Warum hast Du ihm die

Demut versagt, Herr, die ihn bis zum Himmel erhoben, und uns in ihm einen neuen Pfadfinder gegeben hätte zu Dir?

Wir wissen das nicht. Und wir glauben, Du willst, wir sollen Dir eingestehen, was unbegreiflich ist für uns an Deinem Werke.

Wir glauben, Dir gefällt wohl jener Weise im Osten, der einst so zu Dir betete (und Dich ehrte — denn er hielt Dich nicht irdischen Machthabern gleich, vor denen wir lügen müssen, damit sie unserer schonen):

„Der Du die Schlange uns gesellt im Eden,
Die uns umstrickt mit der Versuchung Fäden!
Die Sünden, welche wir begehn im Leben
Vergib uns, wie wir Dir vergeben!“



Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt



